

Sonntagsblatt.

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. F i n f.

Druck u. Verlag der Aktien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt“ in Düsseldorf.

Nr. 24.

Sonntag, den 11. Juni.

1882.

Zweiter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heil. Lukas XIV, 16—24.

Inhalt: Jesus zeigt den Pharisäern unter dem Bilde eines Gastmahls, daß diejenigen, welche die meiste Ursache und Pflicht hatten, die Wohlthat seiner Religion zu erkennen und dankbar anzunehmen, derselben gerade am unwürdigsten sind, und belehrt sie, daß auch die Heiden zur Gesellschaft seiner Anhänger werden berufen und aufgenommen werden.

Zum Feste des allerheiligsten Herzens Jesu.

Das Herz-Jesu-Fest, mein lieber Leser, legt den Gedanken nahe, die Bedeutung der Verehrung des heiligsten Herzens Jesu etwas eingehender zu besprechen. Bestehen ja doch sonderbare Vorurteile und höchst irrige Ansichten über diese trost- und segensreiche Andacht. Je richtiger aber unsere Begriffe über dieselbe sind, desto lieber wird sie uns werden, und unter allen Andachten, die wir pflegen, die erste Stelle einnehmen. Im großen und ganzen folgen wir bei dieser Besprechung einer Abhandlung über denselben Gegenstand aus der Feder des hochseligen in Gott ruhenden Bischofs Emmanuël von Ketteler, an dessen begeistertem Eifer für die Pflege und Verbreitung dieser Andacht Schreiber dieses wiederholt sich zu erwärmen Gelegenheit hatte.

1. Bei der Verehrung des allerheiligsten Herzens Jesu müssen wir, um sie richtig zu verstehen, zunächst drei Wahrheiten vor Augen haben, welche der hl. Thomas von Aquin besonders hervorhebt, wo er von der Anbetung redet, die der heiligen Menschheit Jesu gebührt.

Erstens: Wenn wir die Menschheit Jesu verehren und anbeten, seine menschliche Seele, oder seinen menschlichen Leib, oder ein besonderes Geheimnis an demselben, so trennen wir dabei in unserer Vorstellung nicht die Seele von dem Leibe, oder die Menschheit von der Gottheit, sondern unsere Verehrung bezieht sich auf seine ganze anbetungswürdige Person, auf Christus, wie er wirklich ist und lebt und regiert in Ewigkeit.

Zweitens: Wenn aber auch der Gegenstand unserer Verehrung immer ungeteilt derselbe bleibt, nämlich Christus ganz und ungeteilt, so sind die Beweggründe, von denen wir bei unserer Ver-

ehrung ausgehen, doch sehr verschieden. Diese Wahrheit erläutert der hl. Thomas an einem menschlichen Beispiele. Er erwähnt nämlich, daß wir einen Menschen hochschätzen können, bald des Amtes wegen, das er bekleidet, bald der Geistesgaben wegen, die er besitzt, bald der Tugenden wegen, die ihn zieren, daß wir aber, trotz der Verschiedenheit der Gründe dieser Hochschätzung, stets dieselbe Person im Auge haben. Ganz so ist es nun auch bei der Verehrung des göttlichen Heilandes, nur mit dem Unterschiede, daß die Gründe unserer Verehrung die höchsten sind und die Zahl derselben unermesslich. Ob wir daher bald die Eigenschaften seiner ewigen göttlichen Wesenheit, oder ob wir die Geheimnisse seiner menschlichen Natur betrachten, so sind zwar die Beweggründe unserer Verehrung unendlich verschieden und mannigfaltig, der Gegenstand derselben bleibt aber immer einer und derselbe, Jesus Christus, wahrer Gott und wahrer Mensch in der einen göttlichen Persönlichkeit.

Drittens: Wenn aber auch die Gründe, Jesus zu verehren, verschieden sind und bald von seiner göttlichen, bald von seiner menschlichen Natur hergenommen werden, so liegt der eigentliche Grund der Anbetung doch immer in der göttlichen Natur und Person Jesu Christi, seine heiligste Menschheit aber beten wir nur an, weil sie mit der göttlichen Natur in der einen göttlichen Person untrennbar verbunden ist und nur in ihr ihre Wirklichkeit und Existenz hat.

Diese drei Grundsätze über die Verehrung und Anbetung der allerheiligsten Menschheit Jesu müssen wir also auch in der Verehrung des Herzens Jesu immer vor Augen haben. Wenn wir daher dieses allerheiligste Herz verehren, so ist der Gegenstand unserer Verehrung Jesus selbst, der lebendige Sohn Gottes, ungeteilt und ganz, wie er im Himmel zur Rechten des Vaters sitzt und auf Erden im allerheiligsten Sacramente unter uns gegenwärtig ist; wir nehmen aber bei dieser besonderen Andacht die Beweggründe zu derselben von seinem allerheiligsten Herzen und den gaudenvollen Wahrheiten, an die uns dasselbe erinnert; und wenn wir endlich sein heiliges Herz gleichfalls anbeten, auch sein menschliches Herz, auch als Teil seines Leibes, so beten wir es ganz so an, wie die durchbohrten Hände und Füße, weil

es wirklich, ewig und untrennbar mit der göttlichen Person verbunden ist.

2. Um nun aber zu erkennen, wie wohlbegründet die Andacht zum allerheiligsten Herzen Jesu ist, wie viele Beweggründe der Verehrung uns dasselbe bietet, ja wie es eine unerschöpfliche göttliche Quelle der Frömmigkeit, des Gebetes und der Liebe ist, müssen wir ferner die vielfachen Bedeutungen ins Auge fassen, unter welchen wir das allerheiligste Herz Jesu verehren können. Wir können insbesondere eine vierfache Bedeutung desselben unterscheiden.

Unter dem allerheiligsten Herzen Jesu verstehen wir erstens die ewige unendliche Liebe Gottes selbst, wie sie in Jesus, in seiner heiligen Menschheit in besonderer Weise unter uns gegenwärtig ist.

Gott selbst nennt, wo er dem jüdischen Volke die Verheißung giebt, daß er mit seiner ewigen göttlichen Liebe in vorzüglicher Weise bei ihm bleiben wolle, diese ewige Liebe sein Herz. Nachdem Salomon den Tempel vollendet hatte, erschien ihm der Herr und sprach zu ihm: „Ich habe geheiligt das Haus; meine Augen und mein Herz werden dort sein alle Tage“. Hier nennt also Gott selbst seine ewige göttliche Liebe sein Herz, wie er seine Allwissenheit als seine Augen bezeichnet, und als Zeichen seiner ewigen Liebe gab er den Juden die Verheißung, daß er mit seinem Herzen im Tempel unter ihnen wohnen wolle, d. h. daß er die unermesslichen Reichthümer seiner Liebe dort ihnen in vorzüglicher Weise mitteilen wolle.

Diese Verheißung ist aber in vollkommenster Weise in Jesus erfüllt worden. In ihm, in seiner heiligen Menschheit, wohnt, wie der heilige Apostel Paulus sagt: „die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig“. In Jesus wohnt unter uns mit der Fülle der Gottheit auch die ganze Fülle der göttlichen Liebe, sein göttliches Herz. Da ist wahrhaft das Herz Gottes bei uns! Wenn wir also das Herz Jesu verehren, so verehren wir zuerst die unendliche ewige Liebe Gottes, welche in ihm bei uns ist, um uns die ewigen Wohlthaten seiner Liebe von diesem Gnadenthron aus zu spenden.

Unter dem allerheiligsten Herzen Jesu verstehen wir zweitens die anbetungswürdige menschliche Seele Jesu, insbesondere jene Seelenkraft, mit der er uns so überschwenglich geliebt hat. Die Fähigkeit der menschlichen Seele zu lieben nennt die heilige Schrift oft und vielfach das Herz. In diesem Sinn sagt der heilige Geist: „Mein Sohn, gieb mir dein Herz“; „Mein Gott, du bist der Gott meines Herzens und mein Anteil in Ewigkeit“. In diesem Sinne erzählt die Apostelgeschichte, daß die Menge der ersten Gläubigen „ein Herz und eine Seele“ war. Doch der göttliche Lehrmeister hat uns noch eine viel bestimmtere Anweisung gegeben, in seinem Herzen seine Liebe zu verehren, da wo er sagt: „Nehmet mein Joch auf euch und lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und demüthig von Herzen“. Die Sanftmuth und Demuth sind aber geistige Eigenschaften

und so versteht also der göttliche Heiland hier unter dem Herzen unmittelbar nicht das leibliche Herz, sondern seine menschliche Seele. Wenn wir also das Herz Jesu verehren, so verehren wir zweitens die anbetungswürdige gnadenvolle Liebe in seiner menschlichen Seele mit allen Tugenden, welche darin ihren Sitz haben. Wir verehren darin das höchste Vorbild unseres eigenen inneren Tugendlebens.

Unter dem Herzen Jesu verstehen wir drittens das verklärte Herz Jesu in seinem verklärten menschlichen Leibe. Wie wir die Gottheit Jesu in seiner allerheiligsten Menschheit unter uns haben, so haben wir auch die Seele Jesu mit ihren anbetungswürdigen Tugenden und ihrer unermesslichen Liebe zu uns nur in seinem heiligen Leibe. Dieser ist das hochheilige Gefäß, in dem seine hochheilige Seele wohnt. Beide sind so untrennbar mit einander verbunden, daß Jesus selbst, wo er von der innigsten Vereinigung redet, welche er in der heiligen Kommunion mit unseren Seelen schließen will, nicht von dem Genuße seiner Seele redet, sondern von dem Genuße seines Fleisches und Blutes: „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben.“ So macht der göttliche Heiland selbst die Theilnahme an allen seinen geistigen und übernatürlichen Gnaden von dem Genuße seines heiligen Leibes abhängig. Auch das Herz Jesu, als Inbegriff seiner überschwenglichen Liebe, besitzen wir daher nur in Verbindung mit dem Leibe Jesu und das leibliche Herz Jesu erscheint uns als der Sitz seiner Liebe, als das sichtbare Tabernakel, in dem seine göttliche und menschliche Liebe unter uns wohnt.

Dieses Herz hat aber jetzt nicht mehr die Gestalt der Erniedrigung seines irdischen Lebens, sondern die der Verklärung seines glorreichen Leibes. Der verklärte Leib nimmt Anteil an der Herrlichkeit und Schönheit der verklärten Seele. Jesus ist nach der geheimen Offenbarung des hl. Johannes in seiner verklärten Menschheit das Licht, welches den Himmel erleuchtet. In diese Herrlichkeit ist aber die Menschheit Jesu eingegangen, als er glorreich aus dem Grabe auferstanden ist. In dieser Glorie lebt er jetzt im Himmel, in ihr wohnt er unter uns im Altarsakramente. An dieser Verklärung seines Leibes hat auch sein Herz Anteil genommen. Wenn wir daher das Herz Jesu im Altarsakramente anbeten, so ist es da ein wunderbar verklärtes, von Gottes Hand gemachtes heiliges Tabernakel, in dem die Liebe Jesu unter uns wohnt.

Unter dem allerheiligsten Herzen Jesu verstehen wir aber auch viertens dieses aus Liebe zu uns mit der Lanze durchbohrte Herz in seiner tiefsten Erniedrigung, in seiner Knechtsgestalt, wie es verwundet am Kreuze den letzten Tropfen Blutes aus Liebe für uns vergießt.

Allerdings hat es jetzt die Gestalt seiner Erniedrigung für immer ausgezogen und das Kleid der Herrlichkeit seines Vaters angezogen. Aber Jesus hängt jetzt auch nicht mehr am Kreuze, in

dieser Gestalt weilt er nicht mehr unter uns; dennoch stellen wir uns das Bild des Kreuzes vor Augen und verehren es, weil wir noch hier im Thale des Kreuzes unter Thränen leben und uns durch dasselbe die Theilnahme an seiner Herrlichkeit verdienen sollen. Aehnlich machen wir es auch mit seinem allerheiligsten Herzen. Wir stellen es uns vor und bilden es uns ab, nicht wie es jetzt in seiner Glorie im Himmel das Tabernakel seiner verkörperten Liebe ist, sondern wie es am Kreuze durchbohrt wurde und uns gerade in seinem Leiden die unermesslichen und ganz unbegreiflichen Reichthümer seiner ewigen Liebe offenbarte.

Das ist die vierfache Bedeutung, in der wir das allerheiligste Herz Jesu verehren und anbeten können, und daraus erkennen wir, wie reich an den erhabensten Bewegründen diese Andacht ist.

3. Wenn wir aber nach dem bisher Gesagten nunmehr drittens bestimmen wollen, worin denn das Wesen dieser Verehrung des heiligsten Herzens Jesu besteht und worin dieselbe sich von andern Andachten unterscheidet, so können wir antworten: Ihrem ganzen Wesen nach ist sie eine Verehrung und Anbetung, welche der ewigen Liebe Gottes zu den Menschen dargebracht wird.

Der heilige Johannes faßt das ganze Wesen Gottes in dem einem Worte zusammen: „Gott ist die Liebe.“ Wenn wir daher bei der Verehrung und Anbetung Gottes bald die eine, bald die andere göttliche Eigenschaft betrachten, wie billig und recht ist es dann, daß wir insbesondere seine Liebe, in der sein göttliches Wesen sich uns am meisten offenbart hat, zum besonderen Gegenstand unserer Verehrung machen. Ihr verdanken wir ja alles: unser Dasein und alle natürlichen und übernatürlichen Gnaden, welche wir von ihm empfangen haben. Ihr verdanken wir es allein, daß Gott uns und die sündige Welt noch trägt, daß wir noch Hoffnung und Verzeihung haben, daß wir wieder Kinder Gottes und Erben seines Himmels werden können. Seine Liebe ist daher auch die eine und einzige Macht in allen Bedrängnissen der Gegenwart, die uns die Gewißheit, daß alle Segnungen des Christentums, die wir ihr allein verdanken, auch durch sie allein der Macht der Hölle gegenüber uns erhalten bleiben werden. Es ist daher gewiß billig und recht, daß wir diese ewige Liebe Gottes in besonderer Weise betrachten, verehren und anbeten.

Wenn wir aber diese ewige Liebe Gottes innig und wahrhaft verehren und anbeten wollen, so können wir es nur durch Verehrung und Anbetung Jesu Christi. Er ist, wie die Kirche so schön in der Präfation des Weihnachtsfestes ausdrückt, deshalb Mensch geworden, damit wir durch ihn, indem wir ihn sichtbar erkennen, zur ewigen unsichtbaren Liebe hingerissen werden. Jesus ist wahrhaft jene geheimnisvolle Leiter des Patriarchen Jakob, die Himmel und Erde verbindet. In seinem menschlichen Leibe und in der Knechtsgestalt ist er uns sichtbar geworden und hat sich tief zu uns herabgelassen, damit wir auf demselben Wege zu

seiner Seele und zur Fülle der Gottheit in ihm hinaufsteigen. In diesem Geiste verehren wir daher auch das durchstochene und durchbohrte Herz Jesu und je inniger, je anhaltender und wärmer wir es verehren, desto gewisser werden wir durch diesen Vorhang zu dem Allerheiligsten seiner göttlichen Liebe hindurchdringen.

Wir haben also gewiß allen Grund, uns mit allen Kräften unserer Seele der Verehrung des allerheiligsten Herzens Jesu zu widmen, und können wohl versichert sein, daß es keine gottgefälliger Andacht geben kann, als diese. Sie hat die erhabene Bestimmung, die ewige göttliche Liebe zu verehren, und uns immer daran zu erinnern, daß wir ihr alles verdanken und auch in Zukunft alles verdanken wollen.

4. Wenn wir aber jetzt noch zum Schluß uns fragen, wo wir denn dieses allerheiligste Herz, das wir so verehren wollen, finden können, um ihm unsere Liebe zu erweisen, so antworte ich: in der Erinnerung finden wir es am Kreuze, in unseren Gedanken ewig im Himmel, unter uns lebend und uns seine Gnaden spendend besitzen wir es aber im allerheiligsten Altarsakrament. Daraus sehen wir die innige Verbindung, in welcher die Andacht zum allerheiligsten Herzen Jesu mit der Verehrung des allerheiligsten Altarsakramentes steht und wie sie mit dieser zusammen geübt werden soll. Alle Offenbarungen, welche Gott der seltsamen Margaretha Macoque über die Gnaden der Verehrung seines allerheiligsten Herzens gemacht hat, empfing diese begnadigte Seele in ihren Gebeten vor dem allerheiligsten Sakrament.

Wie aber in dem Leben dieser Seligen das allerheiligste Sakrament und das Herz Jesu immer vereint waren, so hat die Kirche selbst sie auch in ihrer Festordnung vereinigen wollen. Das heilige Frohnleichnamsfest ist das Fest jenes Geheimnisses, in welchem Gott nach den Worten des heiligen Geistes „ein Denkmal aller Wunderthaten“ seiner Liebe uns hinterlassen hat. An Frohnleichnam schließt sich dann so lieblich und so schön das Herz-Jesu-Fest. Es ist gewissermaßen eine Fortsetzung des Frohnleichnamsfestes und es soll unsere ganze Aufmerksamkeit auf die großen Wahrheiten hinrichten, daß das heilige Altarsakrament die große Offenbarung der Liebe Gottes ist, daß wir das allerheiligste Herz, aus dem wie aus einer ewig fließenden Quelle der Liebe uns die zahllosen Wohlthaten der göttlichen Barmherzigkeit zufließen, in dem allerheiligsten Altarsakramente fort und fort unter uns gegenwärtig haben und daß wir alle Gnaden des allerheiligsten Sakramentes dem Leiden und Opfertode Christi verdanken.

5. So wollen wir denn das allerheiligste Herz Jesu mit der innigsten Liebe und Treue, mit der ganzen Blut unseres Herzens verehren. Wir wollen es erstens dadurch verehren, daß wir täglich oft an dasselbe denken, täglich beim Morgengebete uns demselben aufopfern. Wir wollen es zweitens dadurch verehren, daß wir den ersten Freitag eines jeden Monats dazu benützen, diese Liebe und Verehrung in uns zu beleben. Wir wollen es

brittens dadurch verehren, daß unser ganzes Leben, unsere Gedanken, Worte, Werke dieser Widmung entsprechen, und unser Leben eine lebendige Nachahmung seines Tugendbeispiels wird. Wir wollen es viertens insbesondere verehren und anbeten im allerheiligsten Altarsakramente. Denken wir gern an die Liebe seines Herzens, so oft wir dem heiligen Messopfer beizuhören; denken wir insbesondere daran, wie nahe uns dieses allerheiligste Herz mit der ganzen Innigkeit seiner Liebe ist, so oft es in der heiligen Kommunion in uns einkehrt. Denken wir an seine Liebe bei den stillen Besuchen des allerheiligsten Sakramentes. Wir werden durch diese Verehrung auch dem heiligsten Herzen Jesu in besonderer Weise lieb und teuer werden und die Fülle seiner Gnaden auf uns selbst, auf die Unrigen und auf alle jene herabfließen, für die wir dort unsere Gebete verrichten werden. Jesus hat der seligen Margaretha diese Verheißung gegeben: „Ich verspreche, daß mein Herz den Reichthum seiner göttlichen Liebe in großer Fülle über diejenigen ergießen wird, die ihm selbst diese Ehre erzeigen und mitwirken, daß sie ihm von andern erzeigt werde.“ Diese Verheißung hat sich seitdem bei allen erfüllt, welche das Herz Jesu innig verehrt haben. Möchten wir uns derselben durch die innigste Verehrung des Herzens Jesu würdig machen.

* Gedanken des seligen Gefellenvaters Adolf Kolping.

Die wahre Gottesfurcht ist der Anfang aller Weisheit — in jedem Stande und Berufe.

Ein braver Gefelle soll ein tüchtiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft sein und immer mehr werden. Du sollst deinen Stand, in den dich Gottes weise Vorsehung verordnet, ehren und hochhalten. Jeder ehrbare Stand ist der Ehre wert, wenn er von den Standesgenossen selbst recht in Ehren gehalten wird.

Jeder soll tüchtig zu sein streben in seinem eigenen Stande; das hebt den Stand und fördert seine Mitglieder. Was du aus dir machst, das bist du; was du bist — nicht was du zu sein meinst — das giltst du bei andern Menschen. Tüchtigkeit und Tugend werden von aller Welt im Herzen respektiert.

Wer einst etwas Tüchtiges sein will, muß bei Zeiten sorgen, etwas Tüchtiges zu werden. Alle Welt fordert von dir, daß du in deinem Stande und Geschäfte tüchtig bist.

Die Grundlage aller bürgerlichen Tüchtigkeit ist die Ehrlichkeit und Treue gegen Jedermann. Du sollst deine geistigen und körperlichen Kräfte hauptsächlich auf die Erlernung und Aneignung derjenigen Kenntnisse und Fähigkeiten verwenden, welche dir ein ehrenhaftes Auskommen in der Welt verschaffen sollen.

Jeder Arbeiter trägt das reichste Kapital in sich selbst. Das soll er eifrig vermehren und weise anwenden.

Das Kapital besteht in der Jugendzeit, der Jugendkraft und dem Jugendberdienst.

Achte und benutze alles, was dich im Guten fördern kann.

Halte dich nicht bei unnützen und deshalb schädlichen Dingen auf.

Viele Menschen gehen an ihren Liebhabereien zu Grunde. Deshalb bewache scharf deinen Zeitvertreib.

Das Wirtshaus verschafft dir wohl Zehr-, aber keine Nähr-Stunden.

Sei gegen Jedermann höflich und dienstfertig, ohne für jeden Liebesdienst Lohn zu verlangen. Das macht dir die Herzen der Menschen geneigt.

Gehe unter deinen Nebenmenschen stets gerade, offene und ehrliche Wege. Schleichwege verraten die Politik eines unredlichen Herzens.

Denk ohne Not von keinem Menschen Arges, aber schenke dein Vertrauen nur solchen Leuten, deren Rechtschaffenheit du erprobt hast. Dazu nimm dir Zeit. Gewiegte Freundschaft ist kostbar, aber rar. Lerne dich selbst überwinden! Je mehr Macht du über dich selbst hast, um so leichter kannst du mit Andern verkehren.

Die meisten Menschen werden von ihrem persönlichen Vorteil getrieben. Deshalb traue am wenigsten denen, die dir schmeicheln, oder sich gar zu angelegentlich in deine Nähe drängen. — Jede Wirtshausfreundschaft muß du mit saurem Schweiß bezahlen. Laß dich durch keinen Unbath in der Ausübung der christlichen Nächstenliebe irre machen. Du sollst unter deinen Nebenmenschen Gutes thun, um Gottes, nicht um der Menschen willen.

Nichts trägt reichere Frucht, als die Ausübung christlicher Nächstenliebe. Uebe sie, wo du kannst. Gott bleibt dir nichts schuldig.

Die Leiden Irlands für den kath. Glauben.

Ein neues Interesse muß in gegenwärtiger Zeit wo Irlands Geschichte die Welt in Atem hob. Ein Werk D'Connells haben, welches die schwere Verschuldung Englands und den protestantisch gewordenen Englands gegen katholische Irland in ihrer ganzen fürchterlichen zum Ausdruck brachte. Wir meinen das Buch: „Irlands Zustände alter und neuerer Zeit“. Seine Bedeutung wurde wohl am besten gekennzeichnet durch ein englisches Blatt, welches über seinen Inhalt dieses schonungslose Urteil sprach: „Das Buch umfaßt viele gräßliche Wahrheiten, die einem das Blut gefrieren machen, und zeichnet mit einem unauslöschlichen Brandmal die Regierung und das Volk, welche ein geduldiges, tapferes, edelmütiges Volk einer grausamen, in der neueren Geschichte beispiellosen Tyrannei unterworfen haben.“ Freilich ist das Interesse, welches dieses Buch erweckte, hauptsächlich ein politisches, und bietet insofern nichts dar, was an dieser Stelle zu berücksichtigen wäre. Aber es hat auch eine andere Seite, durch die es für die Kirchengeschichte wichtig ist. Die Leiden Irlands errichteten nämlich, obwohl sie im 12. Jahrhundert schon begannen, erst

mit der Einführung der „Reformation“ ihren höchsten Gipfel; und von da an ward jedes Verbrechen unter dem Schutze und oft im Namen des englischen Protestantismus verübt, und dieser stellt sich als fürchterlicher Henker, die katholische Kirche in Irland als Märtyrin dar; und gerade dieses Verhältnis ist durch O'Connell's Buch mit so erschütternder Wahrheit und Klarheit, mit so schneidender Schärfe und Bündigkeit dargelegt, daß wir wenigstens eine Skizze von seinem schaudererregenden Gemälde geben zu müssen glauben; um so mehr als eben dadurch, wie durch vieles andere sich besonders deutlich herausstellt, wie der Protestantismus allen Grund hätte, voll tiefer Scham sich zu verhalten und zu schweigen, statt großprahlerisch von der „Verfolgungssucht“ der katholischen Kirche zu deklarieren. Denn wahrlich, ein Blick auf des protestantischen Englands im Namen des Protestantismus verübte fürchterliche Schuld könnte hinreichen, um selbst den lästerlichstigen Prahler zum Verstummen zu bringen. Hören wir O'Connell's Darlegung, in welcher fast kein Wort ist, das er nicht durch die gewichtigsten, fast durchaus protestantischen Zeugnisse erhärtet hätte.

Gleich im ersten Kapitel seines Buches heißt es: „Nicht eher als in den letzten Regierungsjahren der Königin Elisabeth ward Irland eigentlich von England erobert, und erst kurz nach der Thronbesteigung König Jakobs I. seine Unterwerfung vollendet. Die abscheulichsten Mittel*) mußten dazu dienen, um den Waffen der Königin Elisabeth Erfolg zu geben: Verrat, Mord, Niedermetzlung im Großen, eine künstlich geschaffene Hungersnot. Letzteres ward dadurch bewirkt, daß man die Ernten Jahr für Jahr vernichtete, bis der schönste Teil von Irland, die Provinz Munster, buchstäblich entvölkert war. In dieser Beziehung schreibt Morri-
*) „Kein Schauspiel war häufiger, als in den Städten, besonders in den verheerten Gegenden, ganze Haufen dieses unglücklichen Volkes der Iren, tot umherliegen zu sehen, den Körper grün gefärbt von dem Genuße der

Elisabeth war es ein Grundsatz, daß Ir-
gerechte und geordnete Regierung entzogen
sse, weil dadurch Reichthum und Macht in
de entstehen und es sich dann England ent-
würde. Diesem Grundsatz zufolge, den sich
Soldateska ganz zu Herzen nahm, hauste diese so
schrecklich, daß der Königin halb die trostvolle Versiche-
rung gegeben werden konnte, es seien in Irland nur
noch Gerippe und Aschenhaufen übrig. In ganzen
Haufen waren nämlich Männer, Weiber und Kinder in
Häuser zusammen getrieben und mit diesen verbrannt;
und um den Gräuel ins Uebermaß zu treiben, Kinder
an den langen Sporen der Reiter festgehaßt und so
lange hin und her geschleudert worden, bis sie tot wa-
ren, damit nicht, wenn sie groß würden, papistische Re-
bellen aus ihnen entstünden. Erst dann, als es so
weit gekommen, daß Kinder sich von den Eingeweiden
toten Mütter nährten, und Weiber auf dem Felde
versammelten, um geraubte Kinder zu braten und
essen, und das Volk wie in einem Mörser zerquetscht
schien es geeignet, in Irland Gesetze walten zu
lassen.

Messeln, Ampfern und all' dessen, was sie immer
aus dem Boden reißten konnten.“ — „Unglücklicher-
weise war (nachdem der politische Haß schon Glend
genug in Irland angerichtet hatte) im 16. Jahr-
hundert eine andere und leider reichlicher strömende
und nachhaltigere Quelle von Mißthätigkeit und
Zwietracht unter dem Volke entstanden: die pro-
testantische Reformation. Die eigentlichen
Irländer wiesen dieselbe ohne Ausnahme und die
Eingebornen von englischer Abkunft doch dem größ-
ten Teil nach zurück. Nur verhältnismäßig sehr
Wenige nahmen sie an, und auf diese Weise setzte
sich diese neue Quelle von „Mißthätigkeit und Zwie-
tracht“ fest. Der Stammesunterschied war ver-
schwunden: Iren und Engländer vereinigten sich,
um unter dem Namen Katholiken Raub und
Unterdrückung zu erdulden. Die Partei, welche die
Maßregeln der englischen Regierung unterstützte, be-
stand aus Leuten, die noch nicht lange in Irland
angekommen waren.

Die Regierung Jakobs I. zeichnete sich durch
Verbrechen aus, die gegen das irische Volk verübt
wurden. Das ganze Gebiet der Provinz Ulster
ward ungerechter Weise eingezogen, seine Einwoh-
ner entweder auf dem Schaffote hingerichtet oder
durch das Schwert niedergemetzelt, und nur ein
kleiner elender Rest flüchtete sich in die entlegensten,
von Natur festen Gebirgsschluchten oder in die
Wildnisse der unzugänglichsten Sümpfe. Ihre
Stelle nahmen schottische Abenteurer, „fremd dem
Blut und Glauben nach“ ein. Eine Verheerung,
wie die durch König Jakob in Ulster verübte, war
bis dahin in der Christenheit noch nicht erhört wor-
den, ausgenommen in Irland. Nie wurde ein
christliches Volk so grausam behandelt, wie die
Iren.“

(Fortf. f.)

Oberbayerische Hochzeitsbräuche.

Eine lebenswürdige, in den Kriegsjahren 1870—
71 spielende Erzählung aus der im Verlage von
A. Hofmann erschienenen und von der deutschen Ge-
sellschaft für Literatur herausgegebenen Sammlung,
unter dem Titel „Der Leonhardsritt“ von M.
Schmidt spiegelt uns in herzerfrischender Treue das
Gefühlsleben dieses vollblütigen und fangesfrohen
Menschenschlags in der vollen Wärme seiner Va-
terlandsliebe und in dem poetischen Schimmer, der
sein Dasein umschwebt. Der Schluß dieser Erzählung
gibt uns auch folgende Schilderung oberbayerischer
Hochzeitsbräuche, welche dem Leser sicher Interesse
abnütigen dürfte.

Am Morgen verkündeten Böllerschüsse und weit-
hin klingende Trompetenstöße, sowie das frohe Ge-
jauchze der Burschen und Dirndl die Feter der
Hochzeit auf dem Leitzachhose. Von allen Seiten
kamen die Eingeladenen heran zum festlich geschmück-
ten Hause, vor dem die Musikanten standen, um
mit einem schmetternden Tusch jeden Ankommenden
zu empfangen, der sodann in die Stube geführt
wurde, wo das Brautpaar mit dem Hochzeittaber

stand, um jeden Gast zu begrüßen und dessen ersten Glückwunsch hinzunehmen. Der Bräutigam stand strahlend von Glück neben seiner Auserwählten, die Braut, mit züchtig niedergeschlagenen Augen, war in ihrem bräutlichen Staat, den Myrthenkranz in die hellblonden Zöpfe geflochten, im blauseidenen Leibchen und gleichfarbigem Rock, weiß- und rotgeblühtem seidenem Halstuche und Schürze, die silberne Brautkette um die Hüften; die Kranzjungfern, ähnlich, aber in weniger kostbare Stoffe gekleidet und ebenfalls den Kranz auf dem Kopfe, standen hinter der Braut.

Das Hochzeitspaar mußte jeden Gast mit freundlichem Gruß und Handschlag empfangen. Nachdem alle versammelt, wurde nach Anordnung des Hochzeittaders an den schön gedeckten Tischen Platz genommen und in mächtigen zimmernen Schüsseln die Morgensuppe aufgetragen. Da dampften nun aufgehäufte Schüsseln mit eingemachtem Kalbsragout und Knödeln, mit Brat-, Leber- und anderen Würsten, nebst gesottenem Schweinefleisch mit Sauerbrant, Kalbsbrät, Backwerk u. s. w. Als Getränk wurde Bier und Wein gereicht, wovon aber bei dieser Morgensuppe wenig oder nichts genossen ward. Die Braut schnitt den ersten Laib Brot an; mehrere der anwesenden Junggesellen in weißer Schürze und Hemdärmeln übernahmen die Bedienung.

Nach Beendigung dieses Mahles stellte sich der Hochzeittader in die Mitte der Stube und sprach seine erste Danrede an die erschienenen Gäste in ernstlicher, feierlicher Weise:

„Weil denn jetzt heute alle diese Freunde und Hochzeitsgäste so schön und herrlich erschienen sind, so danket das gegenwärtige hochehle Brautpaar allen und insgesamt jetzt und zeltlebens für diese ihnen damit erzeugte höchlichste Ehre. Die Hochzeiterin danket aber auch öffentlich ihren vielgeliebten Angehörigen für alle empfangenen Wohlthaten, für alle Lehren und Ermahnungen, so auch für alles Gute, welches sie ihr erwiesen haben. Sie danket ihrem vielgeliebten Vater für die väterliche Aufzucht, ihrer Mndel und ihrem Bruder für die Liebe, so sie ihr zeltlebens erwiesen. Auch gedenket sie mit großem Schmerze ihrer vielgeliebten Mutter und ist entschlossen, eine ebenso gute und treue Gattin und Mutter zu werden. Ebenso danket der allhierstehende Hochzeiter seinem Anferzieher für alles empfangene Gute und seiner ehrengedachten Schwester für alle Lieb und Tren und alle Sorg, so sie für ihn hat ausgestanden. Lasset uns, bevor wir nach dem Gebot der Kirche und des Landesherren dieses edle Brautpaar zur Kirche begleiten, der Lieben in der Ewigkeit gedenken mit einem andächtigen Vaterunser und dem englischen Gruß.“

Hierauf wurde laut gebetet und aller Anwesenden bemächtigte sich eine rührend-fromme Stimmung. Jetzt begab sich der Betzacher in die Nebenkammer und die Brautmutter führte die Braut ebenfalls dorthin. Diese kniete vor dem Vater nieder, senkte weinend den Kopf und sagte: „Voda, gieb mir Dein Segn!“ Der Vater besprengte ihre Stirne mit Weihwasser und legte ihr segnend die Hände auf, zu sagen vermochte er nichts.

In der Stube herrschte inzwischen feierliche Stille. Als die Braut wieder heraustrat, reichten ihr die Gäste der Reihe nach die Hand und sagten ihr freundliche Glückwünsche.

Nach einem hierauf folgenden kurzen Tanze ordnete sich der Zug zum Kirchengang nach Bahrischzell. Voran die Musikanten, einen lustigen Marsch spielend, hinter ihnen der Hochzeittader, den mit bunten Bändern geschmückten Stock schwingend, dann der Bräutigam mit seinen Beiständen, die Braut mit dem Brautweiser, der Brautmutter und den Kranzjungfern, ihnen folgte die Verwandtschaft und zum Schluß die Gäste. Pistolentfeuer und Jauchzen begleitete den Zug auf dem ganzen Wege und eine Schar von Neugierigen stand zu beiden Seiten desselben. In diesem Jubel klang die Kirchenglocke von Bahrischzell, die gottesdienstliche Handlung verkündend. Vor und in der Kirche hatte sich bereits eine große Anzahl andächtiger und neugieriger Einheimischer und Fremder versammelt, um dem feierlichen Akt der Einsegnung beizuwohnen.

Vom Hochzeittader wurde nun unter den Tönen der Orgel das Brautpaar an den vor dem Altar bereitstehenden mit rotem Tuche überhängten Betsthemel geleitet. Zu beiden Seiten standen die Zeugen und in den ersten Reihen der Kirchenstühle nahmen der Ehrvater, die Ehrmutter, die Kranzjungfern und die übrigen Hochzeitsgäste Platz. Nach einer kurzen und kernigen Rede des Geistlichen erfolgte das feierliche Hochzeitsamt mit der Einsegnung des Paares. Darauf wurde vom Pfarrer am Altare der Johanniswein an das Brautpaar und sämtliche Gäste aus einem silbernen Kelche gespendet, womit die kirchliche Feier beendet war.

Bei dem Verlassen der Kirche wurde dem Brautpaar durch einen weißen Strid, welchen die Ministranten über die Thüre hielten, der Weg versperrt und sie mußten sich erst durch ein Geldstück kaufen. Dann wurde unter Musik und Pöscheln zum Gasthause gezogen, wo das Hochzeitsmahl eingenommen werden sollte. Jetzt schon lauter her, als vor der Kirche, schallten durchs Dorf und mischten sich in die fröhlichen Klänge der Musik.

Oben im Nebensaale prangte schon die Tafel mit glänzendem Zinngeschirr und mit Rosen und Rosmarin geschmückten Trinkgefäßen. Hier dufteten große Blumensträuße in Vasen. geschäftig eilten Kellnerinnen und Hausknechte in weißen Schürzen ab und zu, um würdig die Gäste zu bedienen, während die Musikanten im Tansaal nebenan bereits lustige, zum Tanz einladende Tänze aufspielten. Die Frauen und Jungfrauen vertauschten ihren kostbaren Kirchen- und Feststaat mit dem nur für weltliche Freuden bestimmten Anzug und bald erschienen sie nicht mehr in dunklen seidenen Jancken mit andächtigen Gesichtern und niedergeschlagenen Augen, sondern mit lachenden fröhlichen Gesichtern in goldgestickten Niedern mit silbernen Schnüren, mit bunten seidenen Brusttuch, silbernen Halsketten und all dem Geschmeide, zum Tanze, nicht aber zur ernstlichen kirchlichen

... Buabn ver-
und dunklen
schneeweissen
geschlossen, kurz,
ichen Feier des
so passend erschien
te.

Hochzeits schüsseln
bescha
Brautpaar Platz ge-
nommen, zunächst ihren
die Brautmutter und
der Ehrvater und um diese reiheten sich die Frauen
und Männer, das junge Volk hatte in bunter Reihe
seine Plätze eingenommen.

Was die Gäste nicht aufzehren konnten, legten
sie als „B'schoad“ (Bescheid) bei Seite und schick-
ten es nach aufgehobener Tafel nach Hause. Zwi-
schen den verschiedenen „Nächten“ ward gefantzt,
auch noch nach dem Mahle bis spät in die Nacht
hinlein.

Die Braut ward natürlich am meisten in An-
spruch genommen und drehte sich beim Schuhplatt-
ler züchtig im Kreise, dabei verstoßen ihren Freun-
dinnen zulächelnd.

Plötzlich hieß es: „Die Braut is g'stohl'n!“ Die
Musik verstummte und der Bräutigam ward von
allen Gästen lachend umdrängt. Es blieb nichts
anderes übrig, als die Braut zu suchen, und als-
bald ward es ihm verraten, daß sie sich beim Krä-
merische Häuser vom Wirtshause entfernt, mit
Hochzeitslader und sechs bis acht Burschen be-
setzt sich auf des Hochzeitlers Rechnung mit
Wein wohl sein ließen. Der Ehemann
auf der Musikbände dorthin, gefolgt von
Jugend und einer Menge Neugieriger des Orts,
die Braut aus, d. h. bezahlte die Rechnung
genossenen Wein der Brautdiebe und führte
unter einem feierlichen Marsch wieder zurück
Lokal, wo man sie freudig und lachend

der Hochzeitslader mit gewichtiger Miene
des Zimmers, dem Brautpaare gegen-
über Schweigen herrschte, als derselbe seine
Anrede:

„Ich trete nun auf als wohlbestallter hochehren-
reicher Hochzeitslader und Prokurator, und da ich
von Wichtigkeit vorzubringen habe, so gebiete
ich hochzuverehrenden Hochzeitsgästen gefälli-
g zu schweigen und tiefe Aufmerksamkeit. Sagen
Sie mir selbst, meine hochansehnlichen Hochzeitsgäste,
ob Sie jemals eine schönere Hochzeit und ein
edleres Brautpaar gesehen haben? Es
gibt auch lauter schöne, ordentliche und brave
Mädchen, die heissamen und der Herr Wirt und
ich haben auch ein gutes und wackeres Hoch-
zeitspaar bereitet. Dieses alles mußte das edle
Brautpaar herzlich erfreuen, und in ihrem Namen
für die erzeugte Ehrung jedem anwesen-
den Hochzeitsgast den gebührenden Dank ab.“

„Der zügigste Dank gebührt aber vor allem
Ihnen, der alles Gute giebt und thut, dem gütigen
Vater im Himmel, zu Ehren und Lob dessen ich
auch auffordere, ein andächtiges Vaterunser und
die Ave Maria zu beten.“

Nach Gott danket das edle Brautpaar und
hochwürdigen Herrn Pfarrer, welcher die feier-
liche Einsegnung heute vollbracht hat.“

Hierauf rief er sämtliche Hochzeitsgäste dem
Brautpaar nach auf, und jeder Berufene trat mit sei-
nen Geschenke an den Brauttisch und legte dasselbe
auf einen mit einer Serviette bedeckten Teller, wo
auf ihm die Braut auf einem Teller ein Stücklein
und der Bräutigam ein Glas Wein darreichte
ihm die Hand drückte.*) Nach jedem Aufrufe
tönt ein schmetternder Tusch und bei manchem Hoch-
zeitsgaste wird auch ein lustiger Vers gespro-
chen, was nicht wenig zur Belustigung beiträgt. Der
Hochzeitslader wendet sich alsdann an das Braut-
paar mit den Worten: Euch, liebes Brautpaar, wünsche
ich im Namen aller Hochzeitsgäste alles Glück,
ich wünsche:

Nebel im Haus,
Gutes daraus,
Flöh', Mäuf' und Katzen,
Ein Le'en wie Hund' und Katzen,
Mangel an Brot,
Glend und Not;
Haß von Nachbarn und Fremden,
Verfolgung von allen Feinden,
Im Aug' den schwarzen Star,
Am Fuß den Fußkatarrh,
Ein Duzend Kirassier
Stets in das Stadtquartier.

Dieses Alles und noch viel schlim-
mer wünsche ich hundert und tausend Male
fern von dem lieben Brautpaar, ich wünsche
mehr durchaus das Gegenteil von all' diesen
Dingen, einen guten Anfang, Fortgang und
Endgang des Ehestandes. Und zum Schluß
möchte ich noch ein ernstes Wort reden. Möchte
das Brautpaar seinen Ehestand unter Gottes
Segen und Segen bei stets heiterem Sonnenschein
und Glückes und seiner Zufriedenheit zurück-
zuführen möge dasselbe stets Eines erhalten — den
Hausfrieden! Amen! — Nun folgte der
Ehrentanz, an welchem nur das Brautpaar
nahm. Dieser Tanz wurde durch einen
Scherz unterbrochen, denn plötzlich brach
die Musik mit einem schrillen Tone ab und Alles rief
„Die Braut hinkt!“ Die Musikanten sprangen
von ihrer Tribüne herab und stellten sich um die
Bühne gleichsam um zu untersuchen, wo es ihr am Fuße fehlte.
Die Braut mußte nun ihren Schuh ausziehen, in
welchem sich ein Geldstück vorfand, das sie den
Musikanten überreichte, die, sich wieder auf ihren
Platz begebend, zuerst einen Tusch bliesen und
dann den unterbrochenen Tandler von neuem an-
fingen. Ein Schuhplattler schloß den Ehrentanz.

Nun begann die eigentliche Tanzmusik, an der
auch die nicht geladenen Burschen und Mädchen,
die, weil sie bis zu diesem Augenblicke auf der
Treppe warten mußten, „Stiegenhanseln“ genannt
wurden, teilnehmen durften.

*) Man nennt dies „die Ehrung schenken“.

Schach.

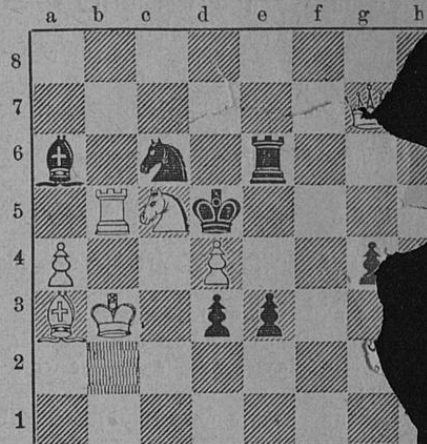
Bergisch-Märkischer Schachverband.

Der Nummer 15 des sog. Ruppinschen Sonntagsblattes (Gratisbeilage der Berliner „Volkszeitung“), die Schachspalten von einem der ersten deutschen Komponisten redigiert wird, lesen wir folgendes: Der Westdeutsche Schachbund, welcher noch vor zwei Jahren in einen der glänzendsten Kongresse in Braunschweig veranstaltete, hat sich nach zwanzigjährigem Bestehen vor kurzem aufgelöst; derselbe hatte sich in den letzten sechs Jahren weit über seine natürlichen Grenzen (Rheinland-Westfalen) ausgedehnt und war so mit dem Allgemeinen Deutschen Schachbunde in eine Konkurrenz getreten, welche notwendig mit der Auflösung eines oder des andern enden mußte. Der Verlust des einen indessen um so weniger empfindlich, als ein Teil des ursprünglichen Stammes in dem „Bergisch-Märkischen Schachbunde“ neues, frisches Leben gewonnen hat; hauptsächlich sind es die Städte Düsseldorf, Elberfeld, Barmen und Grevelsdorf, welche dieser Vereinigung angehängt sind, und es ist nur zu bedauern, daß an die Schachabts von Köln und Aachen bisher keine Aufforderung ergangen ist, dem neuen Bunde beizutreten. Die überlegene Stärke der Kölner Spieler dürfte kaum als hinreichender Grund für diese exklusive Haltung der Elberfelder z. z. anzusehen sein, denn die Herren Kockelkorn, Hoffmann und Wemmers [J. Kock ist seit längerer Zeit von Köln fortgezogen] würden sich bei den Turnieren nicht beteiligen, so daß die Chancen des Sieges keineswegs weiteres für Köln ausgesprochen wären. Würde der Beitritt von Köln und Aachen zur Belebung und Befestigung des Bergisch-Märkischen Schachbundes beitragen und wäre dieser Zuwachs dem allgemeinen Interesse sehr zu wünschen. Hoffentlich der neue Bund in kurzer Zeit denjenigen Reichthum, welchen der Westdeutsche vor fünfzehn Jahren erlangt hat, und daß bald über rühmliche Thaten berichtet sei!“ Soweit die obigen Zeilen, welche der Verfasser den Kölner Schachkreisen zur Anerkennung der bisherigen Thätigkeit des Bergisch-Märkischen Schachverbandes und die Hoffnung auf die Leistungen desselben zum Ausdruck bringen, welche von den Angehörigen und Fremden dieses Verbandes gewiß mit Freude gelesen worden sein: in demselben Artikel das Ansehen enthalten, der Bergisch-Märkischer Schachverband solle — wenn auch nur unter der Wohlthat des Erbverzeichnisses — die Erbverträge, leider zu früh dahingegangenen Westdeutschen Schachbundes antreten, dürfen sie nicht mit einem leichtfertigen Ausschluß auszuliegen, Stillschweigen beantwortet werden: Der Zweck, zu dessen Erreichung der Bergisch-Märkischer Schachverband in einer Zeit (November 1880) ins Leben gerufen wurde, als der Westdeutsche Schachbund noch in höchster Blüte stand und nichts seinen baldigen Verfall ahnen ließ, war, so wie er den Gründern des Verbandes vorschwebte, und wie er durch die vier bis jetzt mit stets wachsendem Erfolge in den letzten Quartalsfesten in der That verwirklicht ist, ein wesentlich anderer, als derjenige sein würde, dessen Verfolgung in obigem Artikel als wünschenswert empfohlen ist. Weit entfernt von dem Gedanken, mit dem Westdeutschen Schachbund und anderen großen Schachgenossenschaften zu rivalisiren, faßte man seine Aufgabe vielmehr durchaus richtig dahin auf, die Thätigkeit dieser Hauptschachvereinigungen ergänzend zu unterstützen, indem auf — im Laufe desselben Jahres mehrfach zu wiederholenden — kleinen, eintägigen Schachfesten allen denen, die wegen des dazu erforderlichen Zeit- und Kostenaufwandes an großen Schachkongressen nicht teilnehmen könnten, Gelegenheit zur Uebung des Schachspieles im engeren Kreise geboten wurde. Sollte die-

fer Gedanke, der...
Verbandsfestes (ausgesprochen ist, hand nicht nur im äußerlich dem von geographischen Gebiete Gedanken lebensfähig vernünftigermaßen g... Die Ausschließung d... konnte schon wegen d... Elberfeld und Barm... konnte für diesen, der zur Zeit der Gründung des Berg.-Märk. Schachverbandes im Westdeutschen Schachbunde eine Stellung einnahm, die ihn die Nichtteilnahme an ersterer Vereinigung leicht verschmerzen lassen mußte, nicht verlegend sein. Diese Ausschließung muß unseres Erachtens eine bleibende sein, da der Kölner Schachklub sich dem oben gezeichneten engen Rahmen der Wirksamkeit des Berg.-Märk. Schachverbandes nicht würde anpassen können. Die Annahme des im obigen Artikel den Elberfeldern z. z. zu unserm Erstaunen und Bedauern insinuirten Motivs für ihre „Exklusivität“ entbehrt jeder tatsächlichen Grundlage und ist nur unter der Voraussetzung einer Selbstüberschätzung, die in gewissen Schachkreisen leider herrschend geworden sein soll, erklärlich.

Aufgabe Nr. 58

von Herrn Maler L. Wolff hier.
(Originalproblem des Sonntagsblattes.)
Schwarz



Weiß

Weiß zieht an und giebt in zwei Zügen M...

Lösung von Aufgabe Nr. 56

- | | |
|------------|---------|
| Weiß | Schwarz |
| 1. Dh7—e7† | Ke6—d6 |
| 2. De7—e5† | Kd5—c4 |
| 3. b2—b3† | Kc4—c3 |
| 4. d4—d5# | |

Richtig angegeben von J. v. G. u. Joh. Kockelkorn in Wiltich; Unterhotel in Coblenz,

Briefkasten.

J. v. G. hier. Beiträge dankend erwidern, freuen uns, Ihrem Wunsche noch bevor wir... ten, entgegengekommen zu sein. Freilich wäre es, daß die Verbesserungen selbst überflüssig... den; doch dies ist nicht ganz zu erreichen.
An verschiedenen Einsender: Die Lösungen von 55 und 57 sind für folgende Nummer notiert.

Sonntagsblatt.

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. Finl.

Druck u. Verlag der Aktien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt“ in Düsseldorf.

Nr. 25.

Sonntag, den 18. Juni.

1882.

Dritter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heil. Lukas VX, 1–10.

Inhalt: Jesus belehrt die Pharisäer und Schriftgelehrten durch die Gleichnisse vom verlorenen Schafe und Groschen, daß er zur Belehrung und Besserung der Sünder in die Welt gekommen sei und daß selbst die Engel im Himmel über die Belehrung eines Sünders sich freuen.

* * *

Etwas über Bestrafung der Kinder.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wo über Erziehung sehr viel Worte gewechselt und allerlei Versuche gemacht wurden, haben sich besonders die sogenannten „Philantropisten“ hervorgethan und großen Einfluß geübt. Sie gaben sich, zur Ehre der deutschen Sprache natürlich, diesen griechischen Namen, weil er so viel als „Menschenfreunde“ bedeutet: sie wollten nämlich, wie sie sagten, nicht Christen dieses oder jenes Bekenntnisses, sondern pure Naturmenschen, und zwar auf eine ganz freundliche und zärtliche Weise erziehen, Kenntnisse und Tugend ohne Zwang und Thränen, gleichsam spielend beibringen. Damit gingen sie eben wieder auf jenen Standpunkt zurück, über den bereits der h. Hieronymus in dem verweichtesten Römerreiche spöttisch bemerkt hatte: „Ehedem wurden die Kinder, sobald sie geboren waren, mit Salz eingetrichtert, jetzt aber werden sie, so zu sagen, in lauter Zucker und Honig eingemacht.“ Machte doch Basjedow, ihr Anführer in Deutschland, ganz ernstlich den Vorschlag, man solle die Buchstaben von Teig backen lassen und sie den Kleinen zu essen geben, um sie so auf eine angenehme Art lesen zu lehren; innerhalb eines Monats, meinte er, würde dieses Buchstabenessen mit einer Ausgabe von nur einem Groschen die Person sicher zum Ziele führen.

Daß solch' übertrieben zärtliche Erziehung von körperlicher Züchtigung nichts wissen wollte, wird man nach Anführung dieser Probe ihrer Sentimentalität sehr begreiflich finden. Glücklicherweise hat doch im großen Ganzen der gesunde Menschenverstand in diesem Stück jetzt wieder die Oberhand bekommen und die Rute wieder in ihr altes Recht eingesetzt, das ihr von allen weisen und frommen Männern von je her zugesprochen worden ist. „Schäme dich nicht einer strengen Kinderzucht,“ so

ermahnen Salomon und Jesus Strach, „und entziehe dem Knaben die Züchtigung nicht. Die Thorheit ist festgebunden an sein Herz, aber die Rute treibt sie davon und giebt Weisheit. Schlägst du ihn damit, so wird er nicht daran sterben, du wirst vielmehr seine Seele von der Hölle erlösen. Wer die Rute spart, der haßt seinen Sohn, wer ihn dagegen lieb hat, hält ihn beständig unter der Zucht.“ Auch im neuen Bunde, dessen Grundlage und Endzweck doch die Liebe ist, schreibt der h. Paulus an die Hebräer: „Wo ist ein Kind, daß der Vater nicht züchtigt?“ Und um dem Einwande zu begegnen, körperliche Strafe beeinträchtige die Ehrfurcht und Liebe, so fügt er bei: „Obwohl wir unsere Väter zu Züchtigern gehabt, so waren wir ihnen doch in Ehrerbietung zugethan.“

Wer sich demnach, schrieb einmal das „Mainz. Kath. Vbl.“, nicht weiser als Salomon, verständiger als Paulus, einsichtsvoller als der h. Geist, der sie erleuchtete, zu sein dünkt, wird die Rute nicht gänzlich aus der Kinderstube verdrängen dürfen. Es mag sein, daß es gutwillige und zartfühlende Kinder, besonders Mädchen giebt, bei denen man, wenigstens in vorgeschrittenem Alter, mit gelinderen Strafen, selbst mit bloßen Zurechtweisungen ausreicht; allein eben so gewiß ist es, daß bei der Mehrzahl der Jugend, namentlich bei Knaben und in den ersten Jahren der Kindheit, ohne Schläge nicht immer auszukommen ist. Die h. Schrift, die in allen ihren Rathschlägen so überlegt sich ausdrückt, giebt ganz genau den Fall an, wo die Kinder, die nicht hören wollen, fühlen sollen. Sie sagt nämlich, die Rute müsse dann in Anwendung kommen, wenn „die Thorheit wie festgebunden erscheine an des Knaben Herz,“ d. h. die Unart aus einem bösen und hartnäckigen Willen hervorgehe, also z. B. wenn das Kind verstockt gelogen hat, nach wiederholtem Bereben unschamhaftes Betragen nicht unterläßt, nach vorausgegangener Belehrung fortfährt, fremdes Eigentum zu entwenden, seine Halsstarrigkeit durch trockne Reden und Geberden so erkennen giebt, gegen Vorgesetzte schimpft, die Hand aufhebt, sich ihren Anordnungen und Strafen frech widersetzt, sich ungebührliche Worte gegen sie erlaubt, vor Zorn mit der Stimme kräht, mit den Füßen stampft, Dargebotenes zurückstößt, sich auf

die Erde hinwirft, über Geschwister und Kameraden boshaft herfällt und Schwächere grausam mißhandelt, trotz ernster und liebevoller Zurechtweisung wüste Lästerreden, häufige Flüche und arge Verwünschungen ausstößt.

Wo derartige schlimme Leidenschaften zum erstenmal plötzlich und heftig ausbrechen oder nach Anwendung milderer Besserungsmittel sich nicht besänftigen, ist körperliche Züchtigung notwendig und kann ohne strafbare Pflichtverletzung nicht unterlassen werden. Das war ja der Fehler, den Heli so schwer büßen mußte, daß er seine gottlosen und frechen Söhne nicht empfindlich bestrafte, sondern nur mit glimpflichen Worten von ihren schändlichen Unarten abmahnte. — „Warum thuet ihr so überböse Dinge, die ich höre von allem Volke? Nicht doch, meine Kinder, denn das Gericht ist nicht gut, das ich höre,“ so hatte er sie allerdings zurechtgewiesen, aber diese Warnung, dieser Tadel genügte bei ihren groben Vergehen und ihrer Herzenshärtigkeit nicht, er hätte zu scharfer Züchtigung greifen sollen; und weil er aus schwacherziger Affenliebe nicht das Herz dazu gehabt, darum kamen Daphni und Phinees in der Schlacht um und stürzte der 98-jährige Vater rücklings vom Stuhle und brach den Hals.

Wenn ich aber im Widerspruche mit einer falschen Humanität die körperliche Züchtigung unter den näher bezeichneten Umständen verteidige und empfehle, so muß ich mich auch ebenso entschieden gegen jene unverständigen und lieblosen Prügeleien und Mißhandlungen erklären, deren man sich auf der anderen Seite nicht gerade selten schuldig macht. Vor ihnen warnt der Apostel, wenn er an die Collosser und Epheser schreibt: „Erbittert eure Kinder nicht, damit sie nicht nutzlos werden.“ Mißhandlung aber ist's, wenn man entweder mit ungeeigneten Werkzeugen oder an unrichtigen Orten oder ohne Mäßigkeit schlägt. Die heilige Schrift spricht nur von der Rute, die bei den Kleinen auch vollkommen genügt; Größere mag man nöthigenfalls, wie selbst die feinen Athener thaten, mit einem spanischen Rohre oder mit einem Riemen züchtigen, aber nicht mit dem ersten besten Stück Holz, das zu Händen ist. Auf den Kopf schlagen, an den Haaren reißen, mit der Faust auf Rücken oder Brust „knuffen“, mit den Füßen nach dem Leib oder nach den Beinen stoßen, ist gefährlich und sündhaft; bei Backenstreichen, die übrigens nicht ratsam sind, bedarf es wenigstens großer Besonnenheit, um nicht zu weit zu gehen und schädlich zu werden, und das Zupfen an den Ohren, das auch besser ganz vermieden wird, darf jedenfalls nicht heftig geschehen. Allzu häufige körperliche Züchtigung ist ebenfalls Mißhandlung, die „hartschlägig“ macht und deshalb fruchtlos ist. Schläge dürfen, wie gesagt, nur bei groben Vergehen und nur als letztes Strafmittel angewendet werden, sie müssen selten, dann aber auch so sein, daß das Kind sie spürt. Einmal tüchtig ausgestäubt und es ist oft für immer überstanden, so daß bloßes Hinweisen auf die Rute für alle folgenden Verwünschungen genügt. „Striemen“, sagt in dieser Beziehung Salomon, „reinigen vom

Bösen und Schläge, die bis ins Innerste des Leibes eindringen.“

Das beständige Prügelein, oft bei der geringsten Kleinigkeit, ist entweder üble Angewohnung oder deutet auf früheres Verwöhnen der Kinder, auf eine unmordentliche Haushaltung oder schlechtes Beispiel hin. Wo eine ernste Erziehung, ein wohlgeordnetes Hauswesen und gute Sitten herrschen, geht vieles von selbst und „am Schnürchen“, was anderswo erst durch Wellen und Ohrfeigen nothdürftig in Gang kommt. Ist's nicht wahrhaft lächerlich, so von morgens früh bis abends spät in Stube, Küche und Hof immer fort zu hören: „Willst du gleich gehen!“ — Patsch! — „Was hast du wieder gemacht?“ — Patsch! — „Ich will dir weinen!“ — Patsch! — „Ich sag's ja!“ — Patsch! — „Hab' ich dir's nicht schon so oft gesagt!“ — Patsch! — „Wo warst du wieder so lang?“ — Patsch! — „Nun wird's bald?“ — Patsch! — „Wieder das Kleid zerrissen?“ — Patsch! — „Willst du gleich aufhören!“ — Patsch! — „Soll ich dir Weine machen?“ — Patsch! Patsch! Patsch! — Geht's bei dir also her, so hast du höchst wahrscheinlich Ursache, dir folgendes Zwiegespräch zwischen zwei Vätern zu Gemüt zu führen. „Nachbar Klaus, wie fangt Ihr's doch an, daß Euer Peter so sauber und ordentlich ist? Ihr scheint ihn doch wenig zu schlagen und man hört in Euerem Hause kaum ein lautes Wort. Und ich? Ich prebige den ganzen Tag in meinen Jakob hinein, wettere und fluche was das Zeug hält, und ohrfeige den Jungen, daß mir die Finger weh thun, und gleichwohl bleibt er ein höchst schmutziger und läderlicher Bengel, ja es wird eher ärger, als besser mit ihm. Sagt mir doch, wie macht Ihr's denn?“ — „Ich?“ erwiderte Klaus, „ich thue, daß ich wüßte, gar nichts zur Sache, Nachbar Schulze, als daß ich selber ordentlich und reinlich bin.“ — Merke dir auch das schöne Gleichniß, wodurch der h. Anselm das unaufhörliche „Puffen und Knuffen“ verurteilt. „Man muß mit den Kindern verfahren“, sagt er, „wie der Künstler, der das Gold- oder Silberblech, woraus er ein Bild fertigen will, nicht bloß hämmert, sondern bald nur stark drückt, bald bloß sanft glättet.“

Giebt's denn gar keine anderen Strafen als körperliche? Glaubst Du empfindlich züchtigen zu müssen, so versuche es zuerst einmal mit Fastenlassen, das, mit Maß und Ziel angewandt, sich oft sehr wirksam erweist. Vicia comprimunt, heißt es von ihm in der Präfation, „es unterdrückt die Laster.“ Entziehung des „Bierbrodes“, Schlafengehen mit halb oder ganz hungrigem Magen, Abzug am Frühstück hat schon manchen Starrkopf zahm, schon manchen Faullenzler flink gemacht. Einsperren — was aber, wenigstens nicht bei schreckhaften Kindern, nicht in einem finsternen Raume geschehen soll, — ist namentlich bei groben Vergehen gegen die Nächstenliebe, bei Streit- und Nachsicht, heimtücklichem Benehmen, boshaften Beschädigungen empfehlenswert, indem eine solche Absonderung von den Mitmenschen deren Umgang und Gesellschaft schätzen lehrt und dadurch Verträglichkeit, Sanftmut und Liebe befördert. Sehr nahe liegt

ferner das Verbot der Teilnahme an den gewöhnlichen kindlichen Vergnügungen, z. B. am Spiel, am Besuch eines Verwandten, an einem Spaziergange und dergl., vorangesetzt, daß solches nach der Gemüthsart des Sträflings wirklich eine Buße für ihn ist. Beschämungen dürfen nicht gesucht und nicht allzu schimpflich sein. In die Ecke stellen, vor die Thüre schicken, höchstens noch an einem abgeordneten Tische essen lassen, genügt; bei Kindern von starkem Ehrgefühl reicht schon hin, wenn man sie die unrechte Handlung auf die rechte Weise wiederholen läßt. Eine gleichgültige und kalte Begegnung ist für wohlherzogene Knaben und Mädchen ebenfalls keine geringe Strafe. Wenn Fenelon den französischen Prinzen, dessen Erziehung ihm anvertraut war, einen Fehler schwer büßen lassen wollte, so sprach er einige Zeit nichts mit ihm und ließ auch dessen ganze Umgebung ein tiefes Stillschweigen so lange beobachten, bis er sich wieder zurecht gefunden hatte. Durchaus verkehrt aber ist es, Kinder mit etwas zu bestrafen, was ihnen stets lieb und wert bleiben, was sie immer schätzen und hochhalten sollen: Beten, Kirchengehen, Lernen, Arbeiten, Dienstverrichtungen, all das kann und soll keine Strafe sein, eher ist die Ausschließung davon eine solche.

Die mildeste Strafart ist der Tadel, der Berweis; eine seiner nothwendigsten Eigenschaften die Kürze. Wenige kräftige, mit liebevollem Ernst ausgesprochene Ermahnungen sind wirksamer, als lange Sraspredigten, durch die man nur sich selbst in den Zorn hineinschwaft und das Kind taub macht. Jedes Vergehen trägt in sich selbst seine Strafe, ich meine die natürlichen und übernatürlichen Folgen der Sünde. Darauf mache ich mit bündigen Worten aufmerksam: z. B. „Ist das Recht?“ — „Weißt du nicht, daß Menschen, die solches thun, vom lieben Gott Strafen angedroht wurden?“ — „Was wird der liebe Gott von dir denken?“ — „Was hast du jetzt von dem Böses thun?“ — „Bist du jetzt nicht traurig in deinem Herzen? Sieh, das ist das böse Gewissen?“ — „Da schau einmal in den Spiegel, wie so ein zorniges Kind aussieht!“ — „Siehst du nun, das kommt von deinen Tugenden her, daß man dir nicht glaubt.“ — „Pfui tausend, so sprechen ja die Gassenbuben!“ — „Dies einmal, was da im Katechismus über die steht, welche thun, was du gethan!“ — „Sieh, so gehts, wenn man nicht folgt!“ — „Merkt du denn nicht, daß mich dies betrübt? Willst du mir Kummer machen?“ — „Bist du so ein unartiges Mädchen? Das hätte ich nicht von dir gedacht. Schäm dich!“ u. s. w. Am allerwenigsten sind bei körperlicher Züchtigung viele Worte am Platz. Je mehr bei den Schlägen getobt wird, desto weniger fruchten sie; je stiller sie abgehen, desto besser ist's. Namentlich spare alles Schimpfen und Fluchen. „Vergeblich ist die Züchtigung,“ sagt Jesus Sirach, „die von einem Schwähenden im Zorne geschieht.“ Wie kann man auch so thöricht sein, zu meinen, man könne durch Fehler Fehlende verbessern! Das hieße ja den Teufel durch Beelzebub, den Obersten der Teufel, aus-

treiben; und so bumm ist der Satan denn doch nicht, daß er sein eigenes Reich zerstöre. Zu den schärfsten Verweisen gehören die Drohungen. Sie müssen, sollen sie nicht verachtet werden, eintretenden Falls wirklich zur Ausführung kommen, daher vor allen Dingen ausführbar sein. Mit Strafen, deren Vollzug sündhaft wäre, darf man auch nicht Angst machen, z. B.: „Ich hau dich tot, zum Krüppel!“ — „Ich zeichne dich, daß du dein Lebtage dran genug hast!“ — „Ich schlag dich lahm, dreh dir das Genick herum!“ — Wozu dient solcher Unsinne, als dazu, sich lächerlich zu machen? Das Drohen mit schwarzen Männern, Spukgeistern, Bauwau ist ebenso einfältig und bringt die Eltern um allen Kredit bei den Kindern. Unwahrheit und Uebertreibung schadet überall!

Die Leiden Irlands für den kathol. Glauben.

(Fortsetzung.)

Die Regierung Karls I. begann unter Ausfichten anderer Art. Die Bedrückung und Verraubung wechselten der Form nach, blieben sich aber im Wesen völlig gleich. Ungerechte Gesetze traten an die Stelle des blutigen Schwertes; der Kriegsknecht wurde durch den Richter ersetzt; und für die Namen: Raub und Beute — gebrauchte man die Worte: „Verwirkung“ und „Konfiskation.“ Das Werkzeug, dessen die Regierung sich bediente, war die „Kommission zur Untersuchung mangelhafter Besitztitel.“ Der König machte in 3 Provinzen auf die Besitzungen des irischen Volkes Ansprüche, und zur Verfolgung derselben ward eine Kommission niedergesetzt. Es war ein abscheuliches Gericht; man suchte die Geschworenen durch Bestechung für die Krone zu gewinnen, der Versuch schlug fehl; dann belegte man die Geschworenen, die Bedenken trugen, Beschlüsse gegen das Volk zu erlassen, mit einer Geldbuße, kerkerte sie ein und richtete sie zu Grunde. Die Richter waren nicht so gewissenhaft — sie waren ja bestochen — bestochen mit 4 Schillingen auf das Pfund des Wertes allen Grundbesitzes, welcher den Unterthanen durch die Krone von solchen Richtern entziffen ward. So völlig hatte der Hauptagent dieser Vertheuerung, Strafford*), alles Scham- und Gerechtigkeitsgefühl abgelegt, daß er ungescheut sich rühmte, er habe den Lord Oberrichter und die Richter dermaßen bearbeitet, daß sie „diese Sache betrieben, wie wenn es ihr eigenes Privatgeschäft wäre.“ Durch solche ungerechte und verwerfliche Mittel raubten die Minister Karls I. den irischen Katholiken zum Vortheile der Krone mehr als eine Million Acres urbaren Landes, ohne den noch weit größeren Grundbesitz zu rechnen, der den recht-

*) Nach dieses Mannes eigenem Geständnis gab es unter Karl I. auch Hunderte von Beispielen, wo Katholiken durch die religiöse Inquisition des königlichen Gerichtshofes (high commission court) das Leben verloren.

mäßigen Eigentümern entzogen und den sauberen Gesellen zugeteilt ward, welche die Räuberei verübt hatten. Als das Maß der Sünden Karls voll war, empörte sich England wider ihn. Der Bürgerkrieg folgte“. Als derselbe in England ausbrach, hatte sich der Haß so weit gesteigert, daß die Vernichtung aller irischen Katholiken beschlossen ward; und als nun die katholischen Irländer in der Verzweiflung sich erhoben, überantworteten sie sich dadurch gewissermaßen selber dem Blutdurst ihrer Feinde. Hinfort schien alles erlaubt wider die Rebellen, und Gräueltaten häuften sich auf Gräueltaten, friedliche Priester wurden gemordet, bloß weil sie Priester waren, Greise wurden geröstet, Kinder an die Wände geworfen und wo immer die reformierte Soldateska hinkam, gemordet und geschlachtet ohne Unterschied des Standes, Geschlechtes und Alters, ganz nach den Grundsätzen, die gleich beim Beginn der Rebellion im englischen Parlamente ausgesprochen worden waren: „Die Befehlung der irischen Papisten müsse mit dem Schwerte in der einen und der Bibel in der andern Hand bewerkstelligt werden; kein Priester dürfe in Irland am Leben bleiben, und in 12 Monaten kein Katholik daselbst mehr vorhanden sein;“ und ganz getreten den Befehlen, wie der folgende, dem Marquis von Ormond gegebene: „zu verwunden, zu töten, zu erschlagen, zu zerstören auf allen möglichen Wegen und mit allen möglichen Mitteln die Rebellen, ihre Anhänger und Glaubensgenossen, und zu verbrennen, zu zerstören, zu verwüsten, zu vertilgen, zu schleifen alle Plätze, Städte und Häuser, wo die Rebellen sind und waren; ebenso alles Heu und Korn daselbst zu Grunde zu richten und zu vernichten die wehrfähige Mannschaft, die daselbst wohnte.“ Solche Befehle wurden mehr als buchstäblich erfüllt, und infolge derselben die Katholiken zu Hunderten und Tausenden hingemordet, und zu diesem Behufe selbst neue Todesarten, z. B. durch Stampfmühlen und Fackeln u. s. w. erfunden. Und obwohl ein großer Teil derselben wider die Rebellion war und obwohl viele Engländer durch irische Katholiken Schutz und Rettung fanden, wie z. B. der anglikanische Bischof Bedell und viele andere, so beschloß das englische Parlament dennoch, daß alle irischen Papisten von jedem Vertrage ausgenommen und dem Tode verfallen sein sollten, gleichwie es ein andermal beschloß, „die Einstellung der Waffen sei verderblich für die protestantische Religion (!),“ und es einen geschlossenen Waffenstillstand verwarf, in der Hoffnung, die Irländer dürften bereits zu einem Grade des Glends gebracht sein, „daß sie sich wie Kannibalen gegenseitig auffräßen.“

„Die irischen Katholiken aber, alles erlittene Unrecht vergessend, blieben mit verzweifelter Standhaftigkeit der Partei des Königs treu.

„Während dieses Bürgerkrieges wurden die Frey von St. Veger, Monroe, Eichbourne, Hamilton, Grenville, Ireton und Cromwell auf eine so wilde und grausame Weise hingeschlachtet, daß die schrecklichen Thaten eines Attila und Dschengis-Khan kaum damit verglichen werden können.

Nirgends weist die Geschichte etwas Schrecklicheres und Abscheulicheres auf, als die Blutbäder, welche D'Orien, Lord Inchiquin in der Cathedralkirche von Cashel, (wo an 3000 Menschen ihren Tod fanden) Ireton bei Bimerick und Cromwell*) in Drogheda und Wexford anrichteten.“
(Schluß folgt.)

*) Cromwell mit seiner Armee der „Heiligen“ übertraf alle übrigen Bürger bei weitem und übte seine Gräueltaten im Namen des göttlichen Geistes, von dem er und seine Rotte inspiriert zu sein glaubten. Als die Stadt Drogheda bereits dreimal seine Stürme abgeschlagen hatte, versprach er samt seiner ganzen Armee Schonung allen denjenigen, welche die Waffen niederlegen würden. Als sich nun aber die Stadt hierauf ergab, befahl Cromwell, niemanden zu schonen, um die Blüte des irischen Heeres zu vernichten. Fünf Tage lang dauerte das Morden, und die Gräueltaten waren so fürchterlich, daß der Marquis von Ormond selbst gestand, daß dieselben alles übertraffen hätten, was bis zu jener Zeit ähnliches bekannt geworden. Vor allen traf die Wut die Priester, und selbst in der Kirche wurden 1000 Priester geschlachtet. Von den Verteidigern der Stadt entgingen nur 30 dem Blutbad, und diese wurden nach Barbados deportiert. Und über solchen himmelschreienden Gräueltaten schrieb Cromwell an das Parlament die entsetzlichen Worte: „Es war dies eine wundervolle Barmherzigkeit Gottes, und ich wünsche, daß alle ehrlichen Herzen Gott allein den Ruhm davon geben mögen. — Es hat Gott gefallen, unser Unternehmen auf Drogheda zu segnen!!!“ — Das Parlament aber verordnete eine Dankfeier auf den 1. November für die fürchterliche Schlächterei von Drogheda und die ähnliche von Wexford, und erklärte dieselbe für einen Akt der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit für andere, welche dadurch gewarnt werden könnten.

* Eine Erscheinung.

Philipp Welsch war ein jüngerer Sohn des H. Jakob Welsch, der in der Nähe von Southampton seinen Wohnsitz hatte, und ein Neffe des Hauptes jener alten Familie des verstorbenen Kardinals Welsch. Im Jahre 1844 sandte ihn sein Vater zu seiner weiteren Ausbildung in das Kollegium des heil. Edmund bei Ware in Hertfordshire. Er war ein sehr tugendhafter Knabe, ein Muster für seine Mitschüler und die Freude seiner Lehrer.

Am 16. April hatten die Jünger einen freien Tag, und der Direktor des Kollegiums erlaubte ihnen, auf dem Flusse, woran Ware gelegen ist, zu ihrem Vergnügen im Nachen zu fahren und zu rudern. An dem Morgen jenes Tages hatte Philipp Welsch seine geistlichen Übungen geschlossen und die hl. Kommunion empfangen. Am Nachmittag also ging er mit seinen Mitschülern und einigen der Lehrer an den Fluß, um auf dem Wasser zum Vergnügen zu rudern. Alle ergötzen sich auf der besten, und es war eine wahre Freude, dem fröhlichen Treiben dieser jungen Leute zuzusehen. Als nun einer der Lehrer bemerkte, daß es wohl an der Zeit sei, zum Kollegium zurückzukehren, baten Philipp und noch mehrere andere, etwas bleiben zu dürfen. Es ward ihnen gestattet und sie ruderten lustig weiter. Doch als sie zu der Stelle gekommen waren, wo sie gewöhnlich umzukehren pflegten, und

den Nachen umlenken wollten, stürzte Philipp ins Wasser, gerade an einer sehr gefährlichen Stelle, wo der Fluß sehr tief war, so daß er trotz aller Bemühungen, ihn zu retten, ertrank. Seine Leiche wurde in das Kollegium gebracht, und der hochw. Herr Coy, Vorsteher der Anstalt, war im höchsten Grade bekümmert und bestürzt, denn er liebte Philipp ganz besonders, und überaus schmerzlich war es ihm, den Eltern des vielgeliebten Kindes die traurige Nachricht mitzutheilen. Er wußte kaum, wie er es machen sollte, ob schriftlich oder durch einen der Herren als Boten; endlich entschloß er sich, selbst nach Southampton zu gehen, und so begab er sich denn auch noch an demselben Abend dahin.

Bei seiner Ankunft wurde Herr Dr. Coy in das Studierzimmer des Hrn. Welsb geführt, den er in Thränen fand. Derselbe erhob sich und reichte dem Herrn Dr. Coy die Hand, indem er sagte: „Herr Doktor, Sie brauchen mir nicht sagen, weshalb Sie hierher kommen, ich weiß es schon, Philipp ist tot! — Gestern Nachmittag machte ich mit meiner Tochter einen Spaziergang und Philipp erschien uns beiden. Ein junger Mann, schwarz gekleidet, stand neben ihm. Meine Tochter bemerkte ihn zuerst. „Sieh doch Papa“, sagte sie zu mir, „da ist Philipp.“ — „Wirklich“, erwiderte ich, „es ist Philipp, aber er sieht aus wie ein Engel.“ Ich ahnte nicht, daß er tot sei, obgleich ich mich wunderte, daß er hier war. Ich ging gleich mit meiner Tochter auf ihn zu, um ihn zu begrüßen. Während wir uns ihm näherten, ging ein Arbeitermann über den Weg, gerade in der Richtung, wo mein Sohn mit seinem Gefährten stand. Der Arbeiter sah sie offenbar nicht, denn es war, als durchschreite er ihre Körper, welche transparent schienen. Als ich dies merkte, zweifelte ich keinen Augenblick mehr daran, daß es Erscheinungen seien. Mit meiner Tochter auf Philipp zugehend, sahen wir, wie derselbe uns freundlich zulächelte und dann mit seinem Begleiter verschwand.“

Herr Dr. Coy war von dieser Erzählung tief ergriffen. Als der betrübte Vater sich nun genau nach der Zeit erkundigte, zu welcher der schreckliche Unfall sich ereignet hatte, fand es sich, daß es gerade zu derselben Stunde gewesen, wo Philipp seinem Vater und seiner Schwester erschienen war. Niemand zweifelte hiernach, daß der Verstorbene sich in einem seligen Zustand befinde. Wer aber der junge Mann in dem langen, schwarzen Gewande gewesen, der durch seine liebliche Erscheinung Herrn Welsb so angezogen hatte, wußte sich keiner zu erklären.

Einige Wochen später besuchte Herr Welsb das benachbarte Stonhurst in Lancashire. Er wartete im Empfangszimmer auf seinen Wagen. Während er sich dem Feuerherd näherte, sah er oberhalb des Kamins ein Gemälde, welches einen jungen Mann in schwarzer, langer Kleidung darstellte. Es frappierte ihn augenblicklich, daß Gesicht, Gestalt, Haltung und Kleidung genau dieselben waren, wie die des Gefährten seines Sohnes, und unter dem Gemälde stand: „St. Stanislaus Kostka.“ Diesen,

einen der größten Heiligen des Jesuitenordens, hatte Philipp bei der hl. Firmung zu seinem besonderen Patron erwählt. Ueberwältigt von Rührung sank der Vater auf die Kniee, unter vielen Thränen Gott dankend für diesen neuen Beweis von der Seligkeit seines Sohnes; denn in welch' besserer Gesellschaft konnte er sein, als in der seines hl. Patronen, welcher ihn aus den Gefahren und Versuchungen dieses Erdenhales zu seiner unendlichen, ewigen Glückseligkeit geführt hatte?

Mr. Porters Bekerung.

Die Studierenden an den beiden großen Landesuniversitäten Englands, Oxford und Cambridge, kennen bekanntlich keinen größeren Ehrgeiz, als an den jährlichen Ruderwettfahrten dieser beiden Hochschulen teilzunehmen. Wochen- und Monate lang vorher stählen die Teilnehmer daran ihre Kraft durch eifrige Uebungen und so dient, was dem bloßen Wettport sein Entstehen verdankt, in ausgezeichnetener und für uns recht nachahmenswerter Weise dazu, die Gesundheit und das körperliche Geschick der Studierenden zu pflegen. Wir in Deutschland haben leider nichts Aehnliches, und so bleibt dem jugendlichen Uebermut unserer Hochschüler keine andere Art, sich Lust zu machen, als die Uebungen des Fechtbodens, von welchen nur zu oft mißbräuchliche Anwendung gemacht wird. Jene englischen Ruderwettfahrten sind ein Ereignis, das alljährlich tausende von Zuschauern herbeilockt, ja sie sind ein Volksfest zu nennen.

Von der diesjährigen erzählt ein englisches Blatt ein kleines Vorkommnis, welches recht zeigt, wie lebhaft sich die kühlen Engländer von diesen reizenden Wettfahrten einnehmen lassen.

Auch Tom Porter, ein junger Oxford Student, sah den Gipfel studentischen Glückes in der Teilnahme an einer Ruderwettfahrt. Und das Glück war ihm hold, es gelang ihm, im letzten Jahre seines Oxford Aufenthaltes als Wettfahrer mitgenommen zu werden. Wer war froher als er! Aber ach, der hinkende Bote kam nach.

Toms Vater war ein strenger, einsilbiger Geschäftsmann, allen Zerstreuungen abhold, auch bei seinem Sohne, der lediglich seinem Studium leben sollte. Kaum hatte der alte Porter den Namen seines Sohnes in der Liste der Wettteilnehmer gelesen, als er selbst erschien und den Sohn zum Aufgeben dieses Vorhabens nötigte. Vergebens waren alle Vorstellungen des Sohnes, der Alte blieb hartnäckig. Dagegen nahm er ein Zuschauerbillet zu der Wettfahrt, das ihm sein Sprößling mitgebracht hatte, willig an. Freilich allein deshalb, wie der Sohn nur zu leicht erriet, um sich von dem Gehorsam desselben selbst zu überzeugen.

Der junge Porter war nun sicher, seinen Vater mit den wachsamem, verdrossenen Augen unter den Zuschauern zu finden. Aber das reizte ihn nur noch mehr, seinen Vorsatz auf alle Gefahr hin auszuführen. Eine solche Wettfahrt war zu herrlich, um ihretwegen nicht auch etwas zu wagen!

Der Tag der Wettfahrt kam heran; es war ein herrliches Wetter. Papa Porter, welcher richtig pünktlich zur Stelle war, fühlte sich wirklich angenehm überrascht durch das lebendige, bunte Treiben, welches sich da auf dem Flusse im hellen Sonnenschein entwickelte. Solche Scenen waren ganz neu für ihn; das Getümmel, das Geräusch und das stetige Auf und ab der Bewegung um ihn her nahm seine Aufmerksamkeit so vollauf in Anspruch, daß er kaum noch seines Aufpasseramtens sich erinnerte. Erst ein heller Jubelruf für Dyford brachte ihm seine Aufgabe wieder ins Gedächtnis.

Er nahm sein Fernglas zur Hand und — welche Befriedigung! — sein Sohn war nicht unter den Kämpfern für Dyford. — Um so ungebundener konnte er sich der Teilnahme an der Sache der Universitätsstadt, welche nun einmal sein Fleisch und Blut zu ihren akademischen Bürgern zählte, hingeben. Und diese Teilnahme wurde angesichts der allgemeinen Hingabe an das sich entwickelnde Kampfspiel immer lebhafter, dafür war er ein Engländer! Ja, welche Veränderung, sie wurde schließlich so heftig, daß der ruhige gemessene Papa Porter endlich zu den lautesten Schreien für Dyford gehörte, ja, daß er mit wütenden Blicken seinen Nachbar maß, welcher sich erkühnte ein Hoch für Cambridge auszubringen! —

„Wer ist Numero 4 in unserem Bot,“ frug da neben ihm ein junger Dyforder Student seinen Freund.

„Numero 4? Natürlich Tom Porter!“ war die Antwort.

„Ja, das wußte ich auch, aber der den Platz Nr. 4 einnimmt, ist nicht Tom Porter.“ Warum fährt Porter nicht mit, und wer ist der schwarzhaarige Mensch mit langem Schnurrbart, der seinen Platz einnimmt?“ so ging es in der Runde. In den Zügen von Mr. Porter sen. kämpfte bei diesem Hin- und Herfragen ein selbstbewußtes Sägheln der Befriedigung über seinen gehorsamen Sohn; mit einem wachsenden Bedauern darüber, daß nicht auch sein Sprößling unter den kräftigen, jugendlichen Figuren zu bemerken war, und er nicht voll Stolz vergleichen konnte, wie sehr derselbe sich vortellhaft vor seinen Kameraden hervorthat.

Seine Eifersucht stieg, als er sehen mußte, daß derjenige, welcher den Platz seines Sohnes einnahm, für seine Leistungen mit fortgesetztem, donnerndem Applaus belohnt wurde. Er betrachtete bereits diesen Menschen als einen Eindringling, der seinen Tom um seine früher erworbenen Rechte betrog, denn er zweifelte nicht, daß diese Vorbeeren sein Sprößling sich hätte erobern können, dem nun der Fremde zuborkam. Es war ein Kapital-Kennen, welches sich vor seinen Augen entwickelte und er, der abgeseigte Feind aller körperlichen Uebungen, nahm das regste Interesse an jeder Phase des Wettkampfes! Es war ihm unmöglich, sich nicht daran zu erfreuen, wie diese sechszehn von Gesundheit strotzenden jungen Männer, deren Muskeln Stahl gleich zu sein schienen und deren Gesichter die Zeichen froher und mutiger Energie trugen, jeden Nerv einsetzten in diesem anmutenden Kampf voll Geschick und Ausdauer. Nichts machte sich be-

merkbar, was auf irgend welche krampfhaftige Anstrengung der Kämpfer, was auf Ermüdung und Abspannung schließen ließ. Daß auch sein Tom, ein frischer kräftiger Bursche, dem nitz in seinem Leben eine Spur von Krankheit angehaftet, eigentlich durchaus in die Reihe dieser jugendlichen Kämpfer gehöre, stand bei ihm fest.

Da — ein scharfer Knall, das Rennen war beendet — Dyford blieb Sieger! Mr. Porter hatte sich inzwischen in einen unglaublichen Zustand der Aufregung hineingeschrien und war ganz heller. Vor allem war er außer sich über die Leistungen von Nummer 4; in seinem väterlichen Aerger konnte er sich nicht überwinden, dem Eindringling, der seinen Sohn bestahl, den Teil am allgemeinen Beifall zu gönnen, den die Gerechtigkeit forderte. Als es wieder etwas ruhiger geworden war, überkam es den alten Herrn wie Scham über seine plötzliche Befehrerung vom Sporthaffer zum Sportenthusiasten: aber er hatte nicht viel Zeit, sich den Gefühlen hinzugeben. Ein lustiges Hin und Her von Gratulationen und frohen glücklichen Scherzreden wurde in seiner Nähe laut. Jung-Dyford freute sich des Sieges und eine ganze Schar von Angehörigen dieser Universität bestieg eben jubelnd und jauchzend den Zuschauerdampfer, um verwandte Seelen aufzusuchen. Auch seinen Sohn bemerkte der alte Herr unter den Ankömmlingen und Porter sen. wunderte sich nicht wenig, daß Porter jun. ebenso glücklich sich zeigte wie die Kameraden, welche am Kampfe teilgenommen. „War es nicht ein herrliches Rennen, Papa,“ begrüßt ihn sein Fiskus, „und hast Du Dich nicht auch köstlich dabei amüsiert?“

„Ja, in der That, schön war es! Und siehe, setzte der Alte fast betrübt hinzu, man hat Dich dabei gar nicht vermisst! Der junge Mann, welcher Deinen Platz einnahm, hat seine Schuldigkeit in einer Weise gethan, wie es Dir sicherlich nie gelungen wäre!“

Toms Wangen röteten sich, er wandte den Kopf ab, man wußte nicht, ob er seine Betrübniß, oder seine Heiterkeit verbergen wollte, als er sein Taschentuch zog, um es sich vor das Gesicht zu halten. Aber indem er so das Taschentuch heransholte, zog er etwas aus der Tasche, das gerade zu den Füßen von Mr. Porter sen. hinfiel; es war — eine schwarze Perücke und ein langer, schwarzer Schnurrbart. Wer sie getragen, darüber belehrte den Alten bald die mühsam unterdrückte Heiterkeit der Umgebung seines Sohnes; es war der tapfere Kämpfer von Nummer 4, welcher sich unter dieser Verkleidung dem spähenden Auge seines Vaters verborgen. —

Ein Weischen versuchte der alte Herr böse zu sein; aber die Situation war dazu zu komisch, und er — innerlich viel zu erfreut darüber. Als daher die siegreiche Nummer 4 sich bemühte, eine Armesündermiene aufzustecken und sagte: „Teurer Vater, ich will es nicht wieder thun!“ da machte der Vater ein lustiges Gesicht und bestrafte den Ungehorsam seines Sprößlings, indem er ihn und das siegreiche Dyford zu einer fröhlichen Bowle einlud.

○ Gedanken der Heiligen für alle Tage des Jahres.

18. Juni. Gewiß ist nach dem Empfange der heiligen Sacramente die Anbetung Jesu Christi im höchsten Gute unter allen Andachtsübungen die vorzüglichste: sie ist die Gott wohlgefälligste und die uns den meisten Nutzen bringt.

(Heil. Alphonsus von Vigouri.)

19. Juni. In der Viertelstunde, während welcher du vor dem Hochwürdigsten Gute befest, gewinnst du vielleicht mehr für deinen innern Fortschritt, als durch alle geistlichen Übungen, die du den ganzen Tag über verrichtest. (Derselbe.)

20. Juni. Ein guter Hirt giebt sein Leben für seine Schafe, spricht der Herr. Er hat selbst gethan, was er gelehrt hat, und er hat selbst im Werke geübt, was er befohlen hat.

(Heil. Gregor.)

21. Juni. Der Weltliebe, welche wir mit allem Fleiß in uns zu ertöden suchen müssen, ist entgegengesetzt die Liebe Gottes, welche in unsere Herzen ergossen wird durch den heiligen Geist, der uns gegeben ist. (Heil. Augustinus.)

22. Juni. In gewissen Dingen ist es besser zu schweigen, als zu sprechen; auch bedarf es keiner Verteidigungsrede, wo die Wahrheit ihre eigene Verteidigerin ist. (Heil. Ignatius von Loyola.)

23. Juni. Einem fortwährenden Glücke ist nicht zu trauen; und am meisten ist dann zu fürchten, wenn alles nach Wunsch und Willen geht. (Derselbe.)

24. Juni. Niemand wird ein Bürger des Himmels werden, der den Müßiggang liebt.

(Heil. Augustinus.)

Männertrug.

Es soll gleich einem Eichbaum stark
Der Mann mit Stürmen ringen,
Es soll ihm trotzig Bein und Mark
Die Willenskraft durchbringen.

Und wenn der Donner oben braus't,
Der Himmel steht in Glut,
Die Höl' ihm um die Ohren saus't,
Das soll ihn nicht entmuthen!

Ihm muß die Welt in seiner Brust,
In seinem Leben liegen,
Er muß in Leid und muß in Lust
Sein eigen Herz bestegen.

Und stetig ernst und stetig treu
Muß er sein Werk vollbringen,
Und muß im Leben frank und frei
Nach allem Edden ringen.

So soll er aus dem Erdenthal
Den Weg zum Himmel wandeln,
Und soll im heil'gen Gottesstrahl
Stets recht und redlich handeln.

Das ist der ächte starke Mann,
Der so durch's Leben gehet,
Der so auf seiner Lebensbahn
Gleich einem Eichbaum stehet.

Charade.

(Drei Silben.)

Die Ersten nennen, was erhaben
Hoch über allem Volke tront,
Woburch ein Herrscherwille Gaben
Des Segens streut und straft und lohnt.

Euch nennet einen Sitz das Dritte,
Wo mancher König schon geruht,
Auf dem auch oft, nach Landesitte,
Sich mancher Müde gültlich thut.

Doch wo des Sitzes Pfeiler wanken,
Da wird bedenklich solch' ein Sitz,
Und wo gar seine Wände sanken,
Ist er zum Ruh'n wohl nichts mehr nüt.

Nicht fern von hier am grünen Rheine
Hat einst das Ganze stolz geragt;
Doch hat die Zeit längst das Geisteine
Des Riesen sonder Furcht zernagt.

Heut' aber, wo so manches Alte
Am Rhein aus Schutt und Moder steigt; —
Doch still! was kommt, zurück ich halte,
Hab' schon vom Wort zu viel gezeigt.

Auflösung der Charade in Nr. 22:

Maitrank.

Nichtig gelöst von C. B., H. Sch., D. B., W. F.
von hier; P. Bl. von Kleinbroich; J. G. von Neuß;
K. R. von Grefeld.

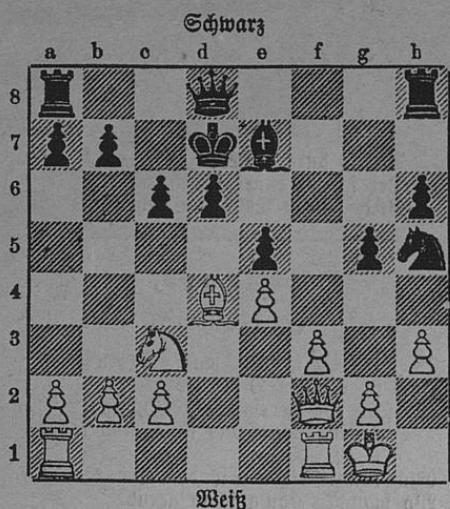
Schach.

Partie Nr. 33.

(Originalpartie des Sonntagsblattes.)

Spanisches Spiel¹⁾

Weiß	Schwarz
Hr. Keller aus Elberfeld	Hr. Pestalozzi aus Grefeld
1. e2—e4	e7—e5
2. Sg1—f3	Sb8—c6
3. Lf1—b5	Sg8—f6
4. d2—d3	Sc6—d4
5. Lb5—c4 ²⁾	d7—d6
6. h2—h3	h7—h6
7. Lc1—e3	Sd4—f3†
8. Dd1—f3:	e7—e6
9. Sb1—c3	Lf8—e7
10. 0—0	Le8—e6
11. Le4—e6:	f7—e6:
12. Df3—g3	g7—g5 ³⁾
13. f2—f3	Ke8—d7
14. d3—d4	Sf6—h5
15. Dg3—f2	e5—d4:
16. Le3—d4:	e6—e5



Stellung nach dem sechzehnten Zuge.

- | | |
|--------------------------|-----------------------|
| 17. Ld4—e5:*) | d6—e5: |
| 18. Ta1—d1† | Le7—d6 |
| 19. Td1—d6†: | Kd7—d6: |
| 20. Tf1—d1† | Kd6—e6 |
| 21. Td1—d8: | Th8—d8: |
| 22. Df2—e3 | Td8—d4 |
| 23. Sc3—e2 | Td4—d1† |
| 24. Kg1—f2 | b7—b6 |
| 25. Se2—c1 ^{b)} | Ta8—d8 |
| 26. Sc1—d3 | Sh5—f4 |
| 27. Kf2—g3 ^{c)} | Td1—g1! ^{?)} |
| 28. Kg3—f2 | Tg1—g2†: |
| 29. Kf2—f1 | Ke6—f6 ^{b)} |
| 30. Sd3—f4: | g5—f4: |
| 31. De3—c3 | Tg2—d2 |
| 32. Dc3—c6†: | Td8—d6 |
| 33. Dc6—c3 | Td2—d1† |
| 34. Kf1—e2 | Td1—h1 ^{b)} |
| 35. Dc3—c8 | Th1—h2† |
| 36. Ke2—e1 | Th2—d2 ¹⁰⁾ |
| 37. Dc8—f5† | Kf6—e7 |
| 38. Df5—e5†: | Ke7—d8 |
| 39. De5—f4: | Td2—d4 |
| 40. c2—c3 | Td4—d1† |
| 41. Ke1—e2 | Kd8—e7 |
| 42. e4—e5 | Td6—d5 |
| 43. Df4—f6 | aufgegeben |

Anmerkungen.

¹⁾ Nachfolgende interessante Partie wurde im Hauptturnier des ersten Quartalsfestes des Berg- und Märkischen Schach-Verbandes am 30. Januar 1881 hier selbst gespielt.

²⁾ In Betracht kommt 5. Lb5—a4 nebst eventueller Fortsetzung 5 b7—b5; 6. Sf3—d4:.

³⁾ Mit diesem kühnen Zuge verzichtet Schwarz auf die kurze Rochade in der Hoffnung, zum Angriff zu gelangen.

⁴⁾ Ein schöner, wohlwogener Zug! Weiß tauscht zwei Türme gegen die Dame und gewinnt einen Bauern.

⁵⁾ Um Turm d1 einzusperren.

⁶⁾ Tauscht Weiß die Springer, so folgt Damenverlust durch 27 g5—f4: nebst 28 Td8—d2†.

⁷⁾ Droht Matt durch 28 Tg1—g2†:; Nimmt die Dame, so geschieht 28 Sf4—e2† nebst 29 Se2—g1:.

⁸⁾ Notwendig, denn es drohte 30. Sd3—f4†; g5—f4; 31. De3—b3† nebst 32. Kf1—g2:.

⁹⁾ Vorzuziehen wäre 34 Td8—d2†; 35. De3—d2; Td1—d2†; 36. Ke2—d2; worauf beispieelsweise folgen könnte: 36 Kf6—g5; 37. Kd2—e2, Kg5—h4; 38. Ke2—f1, Kh4—h3; 39. Kf1—f2, Kh3—h4!; 40. c2—c4, a7—a5; 41. a2—a3, Kh4—g5; 42. b2—b4, a5—b4; 43. a3—b4; Kg5—f6 zc.

¹⁰⁾ Mitte, st 36 Th2—h1† ließ sich Remis durch ewig Schach erzwingen. Der Zug im Text führt schnell zum Verlust.

Lösung von Aufgabe Nr. 55.

- | | |
|-----------------|------------------------|
| Weiß | Schwarz |
| I) 1. Df8—c5 | Lf2—c5: oder |
| | Lf2 sonst beliebig |
| 2. Se4—g3# | |
| bezw. Kd5—d4# | |
| II) 1. | Ta6—d6† oder |
| | Ta6 senkrecht beliebig |
| 2. Se4—d6# | |
| III) 1. | sonst beliebig |
| 2. De5—f2# | |

Richtig angegeben von J. v. S., hier; B. Blankenstein in Steinhäufen; Unterhotel in Coblenz; Abonnent J. in Elberfeld; Schmitz in Millich.

Lösung von Aufgabe Nr. 57.

- | | |
|-----------------|--------------------|
| Weiß | Schwarz |
| I) 1. De2—b2 | Kd4—e3† |
| 2. Se3—d5# | |
| II) 1. | e4—e3 |
| 2. Sh4—f3 | |
| III) 1. | Lg6 beliebig |
| 2. Sh4—f5# | |
| IV. 1. | Dd3—b5†: |
| 2. Sc3—b5†# | |
| V. 1. | Dd3—c3: |
| 2. Db2—c3# | |
| VI. 1. | Dd3 sonst beliebig |
| 2. Se3—e2†# | |

Richtig angegeben von J. v. S., Jos. Koppmann, B. M. Mathaur, hier; B. Blankenstein in Steinhäufen; H. Schmitz in Böttgen; Unterhotel in Coblenz; Abonnent J. in Elberfeld; M. in Solingen; Schmitz in Millich.

Briefkasten.

J. v. J., hier: Für Ihre gefälligen Beiträge nachträglich besten Dank.

J. K. und B. N., hier: Problem Nr. 55 ist durch 1. Df8—b8 nicht zu lösen; es folgt 1 Ta6—a5†; 2. Se6—c5†, Tf6—e6. Dieselbe Entgegnung macht 1. Df8—g7: unwirksam.

M. in Solingen: Verspätete Lösung von Nr. 56 ist richtig.

S. in Böttgen und M. in Solingen: Da Aufgabe Nr. 55 mittelst 1. Df8—d6, Ta6—a5†; 2. Se6—c5†, Tf6—e6; 3. Ld7—e6 erst in drei Zügen gelöst wird, so ist der erste Zug eben unrichtig.

B. F. in Hagen: Für freundliche Mitteilung besten Dank. Soll benutzt werden. Gruß.

del'H de C., J. v. S., J. K., und B. N. hier; Unterhotel in Coblenz; Abonnent J. in Elberfeld; B. Bl. in Steinhäufen: Ihre richtigen Lösungen von Nr. 58 sind notiert. Die Lösung mittelst 1. Sc5—a6†: ist nicht die vom Problemator beabsichtigte.

Sonntagsblatt.

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. F i n t.

Druck u. Verlag der Aktien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt“ in Düsseldorf.

Nr. 26.

Sonntag, den 25. Juni.

1882.

Vierter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heil. Lukas V, 1—11.

Inhalt: Jesus lehrt aus dem Schiffe des Petrus und segnet wunderbar dessen Fischzug.

* * *

Zum Feste der hh. Apostelfürsten Petrus und Paulus.

Heut mitten in der Rosen lichtigem Brangen
Erschimmert hell ein Martyrpurpurrot,
Achtzehn Jahrhundert sind dahingegangen,
Seit Petrus starb zu Rom den Kreuzestod.
Längst ist des Nero „goldnes Haus“ zerfallen,
Den Mamertinschen Kerker siehst du nicht,
Doch Petri Grab schmückt noch Sanct Peters Hallen,
Das Kreuz darauf erstrahlt im Sonnenlicht.

Wo sind der Kaiser stolze Prachtpaläste,
Das Pantheon, das stolze Kapitol,
Wo sind der Siegessäulen Trümmerreste,
Wo ist der Menschheit Sklavenmetropol?
Nach Schutt und Staub kannst du allein noch fragen,
Es schwand dahin die eitle Heidenwelt,
Und Petri Stuhl zu Rom ward aufgeschlagen,
Der Grab' und Wahrheit ew'ges Himmelzelt.

Zum Himmel ragt die Kuppel von Sanct Peter
Rom ward die Stadt, die da die ew'ge heißt,
Sie blieb der Sitz von Christi Stellvertreter,
Von dort das Blut in alle Adern kreist.
Wie sich auch türmten aller Zeiten Wogen,
Noch heute wandelt Petrus auf der Flut,
Niemand hat der Verheißung Wort getrogen,
Was kann der Mensch gen Gottes Macht und Gut?

Wo rollte sonst der stolze Siegeswagen,
Auf dem der Völker edle Freiheit floh,
Dort ist der Thron der Liebe aufgeschlagen,
Wo Eigenliebe herrschte frei und froh,
Hinüber ging das Scepter in die Håbe,
Die segnend sind gestreckt zum Erdenraum,
Worin der Delzweig grünend ohne Ende,
Der blühte aus Kalvarias Lebensbaum.

Was wäre aus dem Erdenkreis geworden,
Ständ' nicht die Welt auf diesem Felsgrund?
D schaut zurück nach Sünden und nach Nothen,
Schaut in die Weltgeschichte ernst und bunt.
Rom war der Hort des Rechtes stets für alle,
Und gegen alle fand dort Schutz das Recht,
Ob prahlte die Welt mit eitler Freisichalle;
Die Wahrheit nur bringt Freiheit ganz und echt.

Den Lichtstrahl von der Höh' der sieben Hügel,
Die ew'ge Wahrheit hat ihn ausgesandt,
Und jenes Weltenlenkers Perlenzügel,
Die Gottesliebe ist es, die ihn spannt.
Wer zählt die Ströme all' seit Petri Tagen,
Die quollen aus des Lebenswassers Quell,
Du siehst den Stab stets an den Felsen schlagen,
Und Gnadenflut springt ewig silberhell.

Wie raget heute in des Festes Glanze
Das Kreuz des Petrus schimmernd blutigrot,
Es strahlet in des Himmels Siegeskranze,
Es blüht hervor das Leben aus dem Lob.
Nicht von dem Tabor, der von Glanz umflossen,
Fuhr Christus selbst zum Himmel einjt empör,
Nein, von dem Delberg, der mit Blut begossen!
Der Kreuzweg ist der Weg zum Him-
melsthor.

W. Abl.

* * *

Daß die katholische Kirche kein Fest eines der beiden Apostelfürsten feiert, ohne an demselben auch des andern zu gedenken, daß sie namentlich an einem Feste das Andenken beider so feierlich begeht, darin liegt, auch abgesehen von dem Umstande, daß sie an einem und demselben Tage des Martyrertodes starben, eine jener geheimnisvollen Harmonien, die wir in keiner menschlichen, staatlichen oder sozialen Einrichtung, die wir nur in dem von einem göttlichen Baumeister entworfenen und aufgeführten Baue dieser Kirche gewahren. Wie die Lebenswege der beiden Apostelfürsten, die vorher so weit auseinander gegangen, in Rom zusammengeführt; wie sie hier, in der berühmtesten Stadt der Welt, welche ein Jahrtausend fast über den Erdkreis geherrscht, und nun beinahe zwei andere Jahrtausende als Metropole der Christenheit, als Residenz des Statthalters Christi, das geistliche Scepter führt, jene Kirche gestiftet, der an Alter und Erhabenheit keine gleichkommt, und wie sie endlich auch im Tode vereint geblieben, die im Leben verbunden waren, wie sie unter dem Kaiser Nero den Glauben mit dem Blute besiegelt, dürfen wir als bekannt voraussetzen. Seitdem ist Rom die Hauptstadt der Christenheit geworden; der kaiserliche Thron der Cäsaren ist zusammengebrochen, und auf seinen Trümmern hat der Stuhl des Petrus sich erhoben; das Scepter ist dem Hirtenstabe gewichen, und die stolze Krone hat vor der friedlichen Tiara sich geneigt. Dort ruhen heute noch

ihre Leiber, und wie über ihren Gräbern die großartige Petruskirche sich erhebt, so hat von Rom aus der Weltentempel der katholischen Kirche sich erhoben. Und wie einstens Petrus mit dem Schlüssel, Paulus mit dem Evangelienbuche in dieser Kirche gestanden, so stehen heute noch das Priestertum mit der Binde- und Bösegewalt, das Lehramt mit dem Evangelium in der Hand als Säulen und Pfeiler in der Kirche da, sind Gnadenpendung und Predigt die Träger des Christentums. Wenn Paulus, sagt sehr schön der heil. Augustinus, die Menschen in allem unterrichtet hat, was zum Glauben gehört, dann nimmt sie Petrus in das Leben des Heiles auf; und wenn Paulus das Herz geöffnet hat durch Wort und Rede, dann öffnet Petrus die Pforten des Gottesreiches und die Schätze der Gnade.

So ist es uns klar, wie Petrus nicht ohne Paulus, dieser nicht ohne jenen ist, wie nicht Bibel ohne Schlüssel, Glaube nicht ohne Gnade sein kann. Daher sind alle Kirchen, in denen es einen Paulus, aber keinen Petrus, Prediger und keine Priester giebt, nimmer apostolische. Daher wird Paulus keine Heiden bekehren, wenn er nicht von Petrus gesendet ist; daher haben Tausende und aber Tausende von englischen Bibeln noch wenige Chinesen und Indier zu Christen gemacht. Sie können es nicht, das Buch des Paulus findet keinen Eingang, wenn nicht der Schlüssel des Petrus ihn geöffnet. Wo ist das Kaisertum, wo das Königreich, wo ist auch nur die Stadt, oder das Dorf, das man bloß mit der Bibel in der Hand in ein christliches umgewandelt? Die ganze Erftlich-civilifizierte Welt dagegen giebt die Antwort auf die Frage, welche Erfolge man da erzielt, wo Paulus von Petrus gesendet ist, wo die Missionäre nicht bloß das Evangelium, sondern auch die Schlüssel mit sich führen, nicht bloß Lehrer und Prediger, sondern auch Priester und Gnadenpender sind.

Und wollen wir wissen, wie weit sie heute reicht die Schlüsselgewalt des Petrus, wie weit sie vernommen wird, die lehrende Stimme des Paulus? Die Missionsberichte der Glaubensprediger, welche jetzt Gegenden betreten, die seit Jahrhunderten keines Europäers Fuß mehr betreten, geben Antwort darauf. Eine schöne Antwort darauf giebt auch unter anderem das Verzeichnis der Kirchenfürsten, der Ordensobern, der Priester und Laien, welche zu verschiedenen Anlässen dem Rufe des hochseligen Papstes Pius IX. folgend, zur Hauptstadt der Christenheit eilten, um sich zu scharen um Petri Stuhl. Wer die darin vorkommenden Namen auf einer Landkarte sich besieht, wird sich einen Begriff machen können von dem großartig erhabenen Bau, dessen Säulen unsere Apostelfürsten, dessen Träger das Priestertum und Lehramt sind. Die Bausteine dieses Tempels bilden die einzelnen Gläubigen, und auch sie sollen nach einem Ausspruche des Apostels Paulus wieder Tempel, lebendige Tempel des heiligen Geistes sein. Auch in ihnen wird daher Paulus mit dem Buche, Petrus mit dem Schlüssel sich wiederfinden müssen. Es ist das durch den Schlüssel des Priestertums aufgeschlossene Heil, es ist der durch das Buch des Evangeliums ihm

vermittelte Glaube; es ist Gnade und Wahrheit, es ist christliches Leben und christliche Erkenntnis, in der er befestigt sein muß, will er anders sein Haus auf Felsenrund erbauen. Es kann auch in dem einzelnen Christen nicht Petrus ohne Paulus sein: es ist nicht genug, auf dem Grunde der Apostel zu stehen, von Petrus in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen zu sein, ein Mitglied der Kirche, ein katholischer Christ zu heißen; wir müssen mit Paulus dieser Stellung uns auch bewußt werden: die Lehren des Evangeliums kennen, von dem Glauben uns Rechenschaft geben, die Wissenschaft des Heiles uns aneignen und wachsen, wie die Schrift sagt, im Lichte der Erkenntnis. Ebenfowenig aber auch würde die Kenntnis der Wahrheit ohne Gnade helfen, wie in der That z. B. mancher Konvertite mit dem Wissen des Paulus außerhalb der Kirche gestanden, weil der Schlüssel des Petrus die Gnadenpforte ihm noch nicht aufgeschlossen, wie mancher kein gesunder Baustein am Tempel der Kirche ist, weil er ihre Lehren zwar weiß, aber im Leben nicht befolgt, weil er mit dem Verstande und der Gelehrsamkeit des Paulus in die Tiefe mancher Geheimnisse gedrungen, aber von dem ungelehrten Fischer Petrus die Schätze der Gnade ihm verschlossen bleiben. Beide gehören zusammen, sie sind die Grundpfeiler der römischen Haupt- und Mutterkirche, des gesamten Kirchenbaues, des einzelnen Christentempels.

Die Leiden Irlands für den kathol. Glauben.

(Schluß.)

„Nachdem der Krieg zu Ende war, ließ der Rebellen-Häuptling Cromwell, als die ersten Früchte des Friedens, in den südlichen Teilen Irlands achtzigtausend Iren zusammentreiben*), um sie nach den westindischen Inseln überzuführen, und dort zu verkaufen. Alle, welche dieses gewaltsame Zusammentreiben überlebten, wurden in Transportschiffe eingepackt und nach jenen Inseln geführt. Nach sechs Jahren aber betrug die Ueberbleibsel jener achtzigtausend Unglücklichen nicht über zwanzig Individuen!!! Achtzigtausend Iren absichtlich durch eine langsame aber beharrliche Grausamkeit auf einen Schlag geopfert!!! Achtzigtausend — barmherziger Gott!“ Noch mehr:

Man klagte sie als die Urheber jenes Mordes und Blutbades an, deren Schlachtopfer sie doch nur gewesen waren. Da endlich der Plan, die irischen Katholiken ganz auszurotten, aufgegeben werden mußte, so folgten neue Konfiskationen. Drei Provinzen wurden gänzlich von Irländern entvölkert, und der Rest nach Connaught gebracht, dessen Grenzen bei Todesstrafe niemand überschreiten durfte, und wo nunmehr Hunger und Glend große Verheerung unter den Einwohnern anrichtete. Wie Raubvögel fielen die Englischen und Schottischen über das herrenlos gewordene Land her, und es

*) Ein andermal wurden 1000 irische Mädchen den Irländern entzogen und mit 1000 jungen Burschen nach Jamaica verpflanzt.

wurde dasselbe unter sie verteilt und an sie versteigert.“ Zugleich wurden Gerichtshöfe eingesetzt, welche so verfahren, daß sie den Namen: „Cromwells Schlachthäuser“ bekamen. Endlich wurden die blutigen Gesetze Elisabeths wider die katholischen Priester erneuert und geschärft, z. B. derselbe Preis auf den Kopf eines Priesters wie auf den eines Wolfes gesetzt, und der katholische Gottesdienst als Kapitalverbrechen verpönt.

Diese schreckliche Zeit endete mit einer gräßlichen Hungernot, durch welche die Verödung Irlands sich zu einem noch schauerlicheren Grade steigerte, so daß man meilenweit keinem menschlichen Wesen begegnete, als etwa Weibern, Kindern und Greisen, deren Nahrung Leichen geworden waren, die sie aus dem Grabe scharrten und am Feuer rösteten.

„Als später die Restauration erfolgte, so wurden die englischen und schottischen Royalisten auf dem Wege des Rechts wieder in ihre Besitzungen eingesetzt; dagegen wurden die Besitzungen der irischen Katholiken, deren Väter bis auf den letzten Blutstropfen gegen die usurpatorische Gewalt gekämpft hatten, unwiderrüflich auf immer den britischen Plünderern und insbesondere der Soldateska Iretons und Cromwells zugeteilt. Ja, der Herzog von York, nachher Jakob II., nahm für seinen eigenen Anteil an der Beute gegen 80,000 Acres Landes in Besitz, welches irischen Katholiken gehörte, denen man nichts anderes zur Last legen konnte, als daß sie Freunde und Beschützer seines ermordeten Vaters und die Gegner seiner Feinde gewesen waren. Dennoch war die Treue in dem irischen Volke so tief gewurzelt, daß, als dieser königliche Räuber durch seine englischen Unterthanen vom Throne vertrieben wurde, und nach Irland floh, der ganze katholische hohe und niedere Adel Irlands mit der Gesamtmasse des Volkes sich um ihn scharte, und mit einem Mute und einer Standhaftigkeit, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre, ihr Blut für ihn vergossen.“

„Die Iren wurden in dem langen Kampfe nicht besiegt, sondern, nachdem sie im Jahre 1691 Wilhelm III. (den neuen durch das empörerische England herbeigerufene Usurpator) mit Verlust und Schmach von Bimerick vertrieben hatten, kapitulirte das irische Heer, 30,000 Mann stark — der irische hohe und niedere Adel und das Volk kapitulirten mit dem Heere und der Krone von Großbritannien 1692, und das Bündnis zwischen dem irischen Volke und dieser Krone ward wieder erneuert durch den feierlichen Vertrag von Limerick, durch den England die Herrschaft über das schöne Irland wieder erhielt, wogegen den irischen Katholiken von der englischen Krone auf „Treu und Glauben“ das Versprechen gegeben wurde, daß ihnen die Gesetze mit allen übrigen Unterthanen gleichen Schutz gewähren sollten, nicht nur für Besitzungen und Freiheiten, sondern — insbesondere für die freie und ungehinderte Ausübung ihrer Religion. Die Iren erfüllten die Bedingungen des Vertrages von Limerick in jeder Hinsicht mit gewissenhafter Genauigkeit. Von der englischen Regierung dagegen ward dieser Vertrag gänzlich verlegt, und zwar von dem Augenblicke an, als sie ihn mit vollkommener Sicher-

heit verlegen konnte, nämlich durch Einführung eines Gesetzbuches, das von der schlauesten aber schändlichsten Ungerechtigkeit zeugt, welche jemals die Annalen der Gesetzgebung besetzt hat. Ich will nur einige Beispiele von der Barbarei anführen, mit welcher dieser Vertrag verlegt wurde.“

Erstens „in Beziehung auf das Eigentum: Jedem Katholiken wurde durch Parlamentsakte untersagt, einer katholischen Ehefrau ein Wittum auszusuchen — oder zu gunsten seiner Töchter seinen Grundbesitz mit irgend einem Vermächtnis zu beschweren — oder überhaupt durch letzten Willen über seine Güter zu verfügen. Wenn er starb, so teilte das Gesetz seine Güter unter alle seine Söhne zu gleichen Teilen. Alle Verhältnisse des Privatlebens waren auf diese Weise verlegt. — Trat die Frau eines Katholiken zur protestantischen Konfession über, so konnte sie von ihrem Gatten nicht nur einen abgesonderten Unterhalt fordern, sondern er mußte ihr noch überdies die Erziehung und Beaufsichtigung sämtlicher Kinder überlassen. Dadurch war also die Frau aufgemuntert und ermächtigt, sich mit dem besten Erfolge gegen ihren Mann zu empören. — Erklärte sich der älteste Sohn eines katholischen Vaters, wenn er noch so jung war, für einen Protestanten, so machte er seinen Vater eigentlich zum bloßen Nutznießer seines Gutes auf Lebenszeit, und beraubte ihn damit des Rechts, irgend ein Grundstück zu verkaufen, oder eine sonstige Verfügung darüber zu treffen; und ein solcher protestantischer Sohn wurde nach dem Gesetze der unumschränkte Herr und Eigentümer des Gutes. Somit war der älteste Sohn gesetzlich aufgemuntert, und man darf wohl sagen, bestochen, sich gegen seinen Vater aufzulehnen. — Erklärte sich ein anderes Kind, außer dem ältesten Sohn, in welchem Alter es nun stehen mochte, für einen Protestanten, so entzog es sich dadurch auf einmal der väterlichen Gewalt, und hatte das Recht, seinen Unterhalt aus dem väterlichen Vermögen zu fordern. So munterte das Gesetz jedes Kind auf, sich wider seinen Vater aufzulehnen. — Kaufte irgend ein Katholik ein Landstück gegen bares Geld, so war jeder Protestant gesetzlich ermächtigt, dem Katholiken das Gut wegzunehmen und für sich zu benutzen, ohne daß er ihm deshalb nur einen Schilling von dem Kaufpreise zu ersetzen brauchte. Gelangte der Katholik durch Heirat, Schenkung oder letzten Willen eines Verwandten oder Freundes in den Besitz eines Landguts, so hatte jeder Protestant das Recht, dies Landgut dem Katholiken zu nehmen und für sich zu behalten. — Nahm ein Katholik eine Meierei gegen eine Rente, auf eine oder mehrere Lebenszeiten, oder überhaupt auf eine längere Zeit als einunddreißig Jahre in Pacht, so konnte jeder Protestant dem Katholiken das Gut gesetzlich nehmen und selbst die Einkünfte des Pachtzins genießen. — Wenn ein Katholik ein Gut auf nicht länger als einunddreißig Jahre (was er gesetzlich thun konnte) pachtete und durch Fleiß und Betriebsamkeit den Ertrag desselben so steigerte, daß es ein Drittel mehr abwarf, als der Pachtzins ausmachte, so konnte jeder Protestant den Katholiken gesetzlich aus seinem Besitze treiben, und für die noch übrige Zeit die Früchte

des Fleisches und der Betriebsamkeit des Katholiken genießen.

Besatz ein Katholik ein Pferd, das mehr als 5 Pfund wert war, so durfte jeder Protestant, wenn er dem katholischen Eigentümer fünf Pfund bot, diesem vermöge des Gesetzes das Pferd nehmen und für sich behalten, es mochte nun fünfzig oder hundert Pfund oder noch mehr wert sein. — Verbarg ein Katholik ein solches Pferd vor einem Protestanten, so wurde der Katholik für das Verbrechen, daß er sein eigenes Pferd verborgen hatte, mit dreimonatlichem Gefängnis und einer Geldbuße bestraft, die den Wert des Pferdes um das Dreifache überstieg. So viel von den Gesetzen, welche nach einer Parlamentsakte „das Eigentum der Katholiken auf dem Wege des Rechtes ordneten“ oder vielmehr „plünderten“.

Zweitens, „in Bezug auf die Erziehung erwähne ich: Wenn ein Katholik eine Schule hielt, und irgend jemand, sei er Protestant oder Katholik, in irgend einem Zweige der Litteratur oder Wissenschaft unterrichtete, so bestrafte das Gesetz einen solchen Lehrer für das Verbrechen des Unterrichts mit der Verbannung, — und wenn er aus der Verbannung zurückzukehren wagte, so ward er als Staatsverräter gehenkt. Wenn ein Katholik, gleichviel ob ein Kind oder Erwachsener, in Irland die Schule eines Katholiken besuchte, oder bei einem Katholiken Privatunterricht nahm, so verlor ein solcher Katholik, wenn er auch noch so jung war, alle Rechte auf sein gegenwärtiges oder künftiges Vermögen. Wurde ein katholisches Kind im Auslande erzogen, so verfiel es in eine ähnliche Strafe. — Vermachte irgend jemand in Irland für den Unterhalt eines katholischen irischen Kindes, das im Auslande erzogen wurde, Geld oder Güter, so verwirkte eine solche Person gleiche Strafe.“

Drittens, „in Beziehung auf persönliche Unfähigkeit: Nach dem Gesetze war jeder Katholik unfähig, eine Offiziersstelle in der Armee oder Flotte zu bekleiden, oder auch nur gemeiner Soldat zu sein, wenn er nicht feierlich seine Religion abgeschworen hatte. — Ebenso war jeder Katholik unfähig, einen Staatsdienst zu bekleiden, mit welchem irgend eine Ehre oder ein Vortheil verbunden war. Diese Ausschließung war durchgreifend. — Kein Katholik genoß eines gesetzlichen Schutzes für Leben und Freiheit. Er konnte nicht Richter, Mitglied des großen Geschworenengerichtes, Sherif, Unterscherrif, Kanzleireferent, Sekretär, Procurator, Anwalt, Fiskal, Agent, Sollicitator und Rentmeister irgend eines Ritterguts, ja nicht einmal Jäger bei irgend einem Privatmanne werden. — Kein Katholik konnte Mitglied irgend einer Korporation werden, und Katholiken durften in solchen Städten, in welchen sich Korporationen befanden, auch nicht ihren Aufenthalt nehmen. — Des Rechts, Mitglieder für das Haus der Gemeinen zu wählen, waren die Katholiken völlig beraubt. — Den katholischen Pairs wurde das Recht des Sitzes und der Stimme im Hause der Lords entzogen. Fast alle diese persönlichen Unfähigkeiten wandte das Gesetz auch gegen jeden Protestant an, der eine Katholikin geheiratet, oder dessen Kind, im Falle es noch nicht vier-

zehn Jahre alt war, in der katholischen Religion, wenn auch gegen seinen Willen, erzogen wurde.“

Viertens, „in Beziehung auf die Religion: Die katholische Religion zu lehren, war ein Verbrechen, das mit Deportation bestraft wurde; einen Protestanten zum katholischen Glauben zu bekehren, wurde als Hochverrat angesehen, und gleich diesem bestraft. — Ein regulierter Katholik, d. h. ein Mönch oder Ordensbruder zu sein, wurde mit Verbannung und die Rückkehr aus dieser als Hochverrat bestraft. Katholischer Erzbischof oder überhaupt ein Geistlicher zu sein, der in irgend einer katholischen Kirche Irlands eine kirchliche Gerichtsbarkeit ausübte, ward mit Deportation bestraft; — kehrte ein solcher Deportierter wieder zurück, so wurde er als Hochverräter behandelt und gehenkt, oder lebendig ausgeweidet und nachher gevierteilt. — Niemals ist ein gleich schreckliches, graufames, kaltblütiges, berechnendes und alles vernichtendes Gesetzbuch der Verfolgung erfunden worden, wie die angeführten Beispiele zeigen, welches den höchsten Gipfel der Schändlichkeit dadurch erreicht hat, daß es in der niederträchtigsten Verletzung eines feierlichen und wohlwogeneren Vertrages die Bestätigung erhielt. Es ist mir unmöglich, diesen Codez nach Gebühr zu schildern, — die Vererblichkeit eines Burke (des berühmten englischen Ministers) reicht kaum dazu hin, welcher sagt: „„der ganze Codez zeugt von der vollendetsten Abgefesstheit — er enthielt ein vollständiges System, voll Zusammenhang und Uebereinstimmung, war in allen seinen Theilen trefflich durchdacht und ebenso durchgeföhrt. Er war eine mit dem größten Scharfsinn erfundene und auf das künstlichste ausgeführte Maschine, und für die Unterdrückung, Verarmung und Erniedrigung eines Volkes, ja selbst für die Entwürdigung der menschlichen Natur in demselben so gut berechnet, als wohl selten eine aus der verkehrten Genialität eines Menschen hervorgegangen ist.““ Und doch, eben die Partei, welche durch dies von satanischer Bosheit erfundene Gesetzbuch das katholische Irland zur Armut und Unwissenheit verdammt, scheute sich nicht, den Irländern Armut und Unwissenheit zum Vorwurf zu machen! — Wahrlich nie, so lange die Welt steht, ist ein Volk so grausam, so niederträchtig behandelt worden, wie die Iren. Niemals hat sich eine Partei so mit Blut besleckt, so mit Verbrechen besudelt, als diejenige, welche die schändliche Verfolgung, von der ich einen schwachen Umriß gegeben, hervorrief und auf alle nur mögliche Weise fortsetzte.

„Die eben geschilderte Verfolgung, gegründet auf den Bruch der Nationaltreue und der öffentlichen Ehre — dauerte sechsundachtzig Jahre — sechsundachtzig Jahre der Finsternis, der Schmach und Trübsale. Es war darauf abgesehen, das katholische Volk Irlands in den Zustand des versunkensten Glends zu stürzen, und durch eben dieses Mittel die katholische Religion auszurotten. Und was war der Erfolg dieser Maßregel? Bevor ich Antwort auf diese Frage erteile, wollen wir bedenken, daß diese Maßregel von der Krone — dem Parlament, den Bischöfen und der Geistlichkeit der Hochkirche — den Richtern, der Armee, der Marine, den

Korporationen, den Bürgermeister, den Aldermen, den Sheriffs und freien Bürgern, den Magistraten, den Mitgliedern der Geschworenengerichte und beinahe von der Masse der Reichen und Grundbesitzer der irischen Nation unterstützt wurde. Außerdem hatte sie noch die Billigung und Beihilfe Schottlands und Englands für sich — nicht ein Mund wagte ein Wort dagegen zu sprechen, und wenn er es that, so wurde er für immer beschwichtigt — nicht eine Feder durfte dagegen schreiben. Was war also bei all diesen erstaunlich günstigen Umständen der Erfolg dieser Maßregel? Der — daß sie fehlschlug — gänzlich fehlschlug. Eine ziemlich genaue Schätzung würde darthun, daß die Katholiken zu Anfang der Verfolgung ungefähr zwei Millionen zählten, die Verfolger dagegen nur etwa eine Million stark sein mochten. Mittlerweile ist nun die Zahl der Katholiken beinahe bis auf sieben Millionen angewachsen — während die Zahl der Protestanten kaum die ursprüngliche Million übersteigt. Die verhältnismäßige Zunahme der Einen unter dem Drucke der Verfolgung ist ungeheuer, die verhältnismäßige Abnahme der Andern, während sie die Verfolger waren, erstaunlich; im Anfang verhielten sich die Katholiken zu den Protestanten kaum wie Zwei zu Eins, jetzt aber beinahe wie Sieben zu Eins. Also „mehrte sich das gefangene Israel in den Ketten.“ Gott sei gelobt! So möge die Verfolgung in jedem Lande fehlschlagen, bis allgemein anerkannt wird, daß sie für die Bekehrung ebenso fruchtlos, als für die Verfolger erniedrigend und herabwürdigend sei!

Die Verfolgung von Seiten Englands gegen das katholische Irland milderte sich mehr durch Englands Bedrängnis, als Gerechtigkeitsliebe. Als nämlich nach Amerikas Abfall Englands Größe in Gefahr kam, da ward der Coder der Verfolgung gemildert (1778), namentlich in Bezug auf die Rechte des Eigentums. Doch erhielt das katholische Irland keineswegs volle Freiheit des Eigentums. Diese erlangte es erst, als Englands Gefahr sich außerordentlich steigerte (1782). Da erst wurden die Katholiken befähigt, Freigüter zu pachten und zu erwerben, wodurch natürlich der Wert des Eigentums der Protestanten in hohem Grade stieg. Zu gleicher Zeit erhielten die irischen Katholiken auch, zum erstenmal nach neunzig Jahren, die Erlaubnis, Schulen zu errichten und ihre Jugend in der Religion und den Wissenschaften unterrichten zu lassen. Weitere bürgerliche Rechte wurden ihnen aber, gleichsam wider Willen, erst dann zugestanden, als der Sturm der französischen Revolution England bedrohte (1792); jedoch immer noch durchaus keine gleiche Berechtigung mit den Protestanten. Selbst nach der „durch Gewalt, Betrug, Schrecken, Tortur und Bestechung“ durchgesetzten Union (1800), die angeblich Engländer und Irländer in Ein Volk verschmelzen, und der Verfolgung um der Religion willen ein Ende machen und überall dieselben Privilegien — dieselben Gesetze und Freiheiten zur Geltung bringen sollte, dauerte die grobe Beeinträchtigung der irischen Katholiken in mannigfacher Weise fort, bis endlich im Jahre 1829 die große katholische Association die Emanzipationsakte auf

friedlichem Wege erzwang, und so wieder eine große Abschlagszahlung an der ungeheuern Schuld erhielt. Allein auch die „Emanzipation“ brachte dem armen Irland noch nicht volle Gerechtigkeit; vielmehr ist es noch immer in diesen Beziehungen beeinträchtigt — in Bezug auf Wahlfreiheit, auf Vertretung im Parlament, auf die Verhältnisse der Korporationen u. s. w. und namentlich dadurch, daß die große Majorität des irischen Volkes, die sieben Millionen Katholiken, die eine vollständige Hierarchie in ihrer eigenen Kirche unterhalten, auch zum Unterhalt für die anglikanische Hierarchie, die Kirche der verhältnismäßig sehr kleinen Minorität den Zehnten geben müssen.

Diese Verfolgung erscheint aber in einem desto gräßlicheren Lichte, wenn man erwägt, daß die Verfolgten, obwohl sie während der Reformation dreimal wieder zu ihrer Macht gelangten, doch niemals auch nur eine einzige Person verfolgt haben, wie dies zahlreiche Zeugnisse von protestantischen Schriftstellern erhärten, welche die schönsten Züge der ritterlichen Großmuth und des bewundernswürdigsten Edelmanns der Katholiken anführen, während sie von dem Edelmut ihrer Feinde nichts zu berichten wissen.

Die heutigen Geschiede des Landes sind bekannt. Noch immer dauern seine Leiden, wenn auch in unendlich geringerem Grade, als früher. Die gegenwärtig stattfindenden Massenausreibungen von Pächtern und das Elend, in welches fleißige und angestrengt arbeitende Leute versetzt werden, welche infolge schlechter Ernten und anderer Mißgeschickte außer Stande sind, ihren legitimen Verpflichtungen nachzukommen, haben des Volkes Leiden aufs neue verschärft. Blinde Wuth hat einige Verblendete zu verdammungswürdigen und wirklich schon von der Kirche verdamnten Mitteln greifen lassen, um das schwere Joch abzuwerfen und nur neues Elend dadurch auf die Unschuldigen herabbeschwoeren. Möge dem Volke bald Gerechtigkeit widerfahren und es werden keine Verbrechen mehr zum Himmel um Rache schreien.

* Die Spielschuld.

Seit acht Tagen waren wir die Gäste unseres Freundes, des Lord W. auf Spomhouse; man muß selbst das englische Landleben kennen gelernt haben, um den Begriff der dortigen Gastfreundschaft in seinem ganzen Umfange schätzen zu können.

Das Diner war beendet, und der braune Trant der Levante hatte uns um das leise flackernde Kaminsfeuer versammelt.

Wir plauderten über dies und das, bis endlich der Marquis d'Alton, ein junger, leichtlebiger Franzose, den Vorschlag machte, ein kleines Spiel zu beginnen und eine Macasbant zu legen. Gesagt — gethan. Schnell waren die Karten zur Hand, und die Pointeure gruppierten sich um den grünen Tisch.

Die Bank wechselte der Reihe nach bei den Mitspielern von fünfzig zu fünfzig Schlägen, die Einsätze blieben mäßig, das Spiel war uns allen eben

nur ein willkommenener Zeitvertreib, nicht mehr. Erst als die Rolle des Bankhalters mir zufiel, und ich mit einem Glücke, welches mir noch rätselhaft ist, stets die höchsten Points aufdeckte, trat eine schärfere Steigerung hervor und besonders der Marquis, der schnell stark in Verlust geriet, suchte mich zu forcieren. So peinlich mir die auffallende Günst des Glückes war, konnte ich doch nicht umhin, der Aufforderung d'Altons, die Bank über die ursprünglich verabredeten fünfzig Karten hinaus zu behalten, Folge zu leisten, und der Zufall wollte, daß gerade er in kurzer Frist nicht nur den baren Inhalt seiner Börse an mich verlor, sondern mir auch noch fünfhundert Pfund schuldig blieb. Ihn selbst freilich schien der immerhin bedeutende Verlust wenig Sorge zu bereiten; er hat nur flüchtig um einige Tage Nachsicht, bis er bei seiner Rückkehr von London von seinem Bankier Geld entnommen habe — die Bank ging sodann weiter, und ich war schließlich, nachdem sich auch mir die Unständigkeit Fortunae erwiesen, froh, selbst mit einem blauen Auge davon zu kommen.

Eine Woche später reisten wir nach London zurück und schon am nächsten Morgen nach meinem Eintreffen am Themsstrand ließ sich der Kammerdiener des Marquis bei mir melden und überreichte mir im Auftrage seines Herrn einen Brief.

Derselbe enthielt folgende kurze Mitteilung:

„Werter Baron!

Indem ich Sie herzlich um Verzeihung bitte, daß ich allerdings unseren Abmachungen gemäß, aber immerhin gegen die Usance, mich erst heute meiner Verpflichtung entledige, verfehle ich nicht, Ihnen mit bestem Danke einen Check auf „Baring Brothers“ über fünfhundert Pfund in diesem Briefe zu übersenden. Ich hoffe, heute Abend noch das Vergnügen zu haben, Sie in der Oper zu sehen, und grüße Sie als Ihr aufrichtig ergebener

Charles Marquis d'Alton.“

Der Check aber, der dem Briefe beiliegen sollte, fehlte.

Ich wußte, d'Alton war eine etwas flüchtige Natur, und da ich ihn bisher nur als einen respektablen Mann aus bester Familie und von untadelhaftem Rufe gekannt hatte, ahnte ich nichts Schlimmes, sondern nahm an, der Marquis habe den Check beizuschließen vergessen. Ich machte daher den noch im Zimmer anwesenden Diner auf das Fehlen einer zweiten Einlage aufmerksam und beschränkte mich darauf, d'Alton auf die freundlichste Weise brieflich mitzuteilen, „daß er in der Eile wohl übersehen haben müsse, den Check seinen Zeilen beizufügen.“

Vergebens wartete ich bis zum Abend auf Antwort und ging endlich — in meinem Innern durch d'Altons Schweigen wider eigenen Willen doch etwas unruhig gemacht — nach der Oper. Das Haus war ausverkauft, so daß ich nur noch in der Loge unserer Gesandtschaft einen Platz fand. Man gab Verdis „Traviata“. Die letzten Akkorde waren kaum verhallt, als in die Nebenloge der Marquis mit einigen Bekannten eintrat. Er schien mich zuerst nicht zu bemerken, als ich aber freundlich zu ihm hinübergrüßte, dankte er merkwürdig

kalt mit kaum merklichem Neigen des Hauptes und setzte sich dann zu seinen Freunden, denen er leise lachend eine Geschichte erzählte, die ihnen allen großen Scherz zu bereiten schien.

Ich war erstaunt über das Benehmen des Marquis. Wie Schuppen aber fiel es mir von den Augen, als ich plötzlich meinen Namen in Verbindung mit einer Gesprächswendung nennen hörte — einer Gesprächswendung, die mir die Schamröte auf die Wangen und Bornesglut auf die Stirne trieb; denn ich mußte vernehmen, daß man mich im Verdachte der Unterschlagung des Checks hatte, den der Marquis nach seiner Behauptung dem Briefe beigelegt haben wollte.

Graf Arten, unser damaliger Militärbevollmächtigter, war in der Loge; ihn zog ich bei Seite und vertraute mich ihm an; er kannte mich und meine Familie von Jugend auf und mußte wissen, daß die Beschuldigung, ich habe den Check unterschlagen, eine perfide, jeder glaubwürdigen Grundlage entbehrende sei.

Der Graf schüttelte bedenklich den Kopf.

„Eine fatale Angelegenheit, Bester,“ meinte er. „Ich setze natürlich als selbstverständlich voraus, daß Sie sich nicht geirrt haben, — bleibt also nur die Möglichkeit, daß der Marquis, der mir übrigens, wie ich nicht leugnen kann, seither immer den Eindruck eines wohl etwas leichtsinnigen, aber doch braven jungen Mannes gemacht, aus Versehen den Check beizulegen vergessen hat und dies Versehen durch irgend einen unglücklichen Zufall, vielleicht auch durch die Niederträchtigkeit seiner Diensthoten, nicht erkennt — oder daß er ein Schurke ist. Im ersteren Fall hat er sich Ihnen gegenüber jedenfalls nicht wie ein Edelmann benommen, denn er mußte Ihnen Gelegenheit bieten, sich zu erklären, wird jedoch nicht anstehen können, Ihnen Satisfaktion zu geben, im zweiten Falle — nun, freilich, Schurken behandelt man als solche. Auf alle Fälle will ich, da Sie mich mit der Sache betraut haben, einmal genauere Erkundigungen über den Herrn einziehen, und zwar sofort. Erwarten Sie mich im Hotel und — beruhigen Sie sich. Ihre Ehre soll nicht angetastet werden, dafür stehe ich Ihnen, ich, Graf Arten.“

Nach einer Stunde traf der Graf ein. Ich hing in atemloser Spannung an seinen Lippen. Er warf sich in ein Fauteuil und bat um ein Glas Sherry, das er in hastigen Zügen trank.

„Verzeihen Sie, lieber Landsmann; — aber die Sache liegt verwickelter, als ich dachte. Einmal weiß ich jetzt aus bester Quelle, daß der Marquis seinen Titel mit vollem Rechte führt und bei Barings wirklich mit einer sehr bedeutenden Summe akkreditiert, sowie daß sein bisheriger Reumund der beste ist. D'Alton selbst, dem ich nach diesen Feststellungen Ihre Forderung überbrachte, trat sehr sicher auf und erklärte einen Irrtum seinerseits für absolut unmöglich, da er mit zweifelloser Bestimmtheit sich erinnere, den Check dem Briefe beigelegt zu haben; er magte es nicht, Sie mir gegenüber direkt zu beschuldigen, aber — ich bitte nochmals um Verzeihung, lieber Freund, — er ließ nicht unbedeutlich durchblicken, daß er die Forderung nur annehme,

weil er mich als Kartellträger nicht beleidigen wollte. Blicke noch der Verdacht der Unterschlagung durch den Diener, welcher Ihnen den ominösen Brief gebracht, wenn nicht der Marquis auch diesen als undenkbar hinstellte, da er auf die Ehrlichkeit seines Kammerdieners wie auf sich selbst bauen könne. Nun, Verehrtester, wir können in Ehrensachen nicht Lakaien als handelnde Personen auftreten lassen, also —“

Ich zuckte ungeduldig die Achseln.

„Also werden die Abendblätter morgen von einem Duell als einem interessanten Beitrag aus hohen Kreisen zu erzählen wissen.“

Der Thau perlte am folgenden Morgen noch auf den Gräsern, als unsere Sekundanten die Distanz abstritten. Die Versöhnungsversuche waren erfolglos — wir mußten uns gegenseitig für Betrüger halten, und nur die langgewohnten Formen der guten Erziehung zwangen uns den üblichen Gruß ab.

Wir schossen auf Kommando. Die Kugel meines Gegners streifte meinen Arm, er selbst aber sank, in die Brust getroffen, zu Boden. Der anwesende Arzt eilte hinzu und konstatierte eine tödliche Verletzung — ich stand aufrecht daneben. Da schlug der Marquis d'Alton noch einmal die Augen auf, richtete einen starren Blick tiefsten Hasses auf mich und stieß die Worte hervor: „Und er ist doch ein Betrüger!“ Ein jäher Blutsturz endete sein Leben.

Meine Situation war entsetzlich. Wer konnte sich des Eindruckes der letzten Worte eines Sterbenden erwehren, wenn sie mit dem Ausdruck bitterster Verachtung, aber auch innerlichster Ueberzeugung ausgesprochen wurden? Wer konnte mich reinigen von dem empörenden Verdachte, nachdem der einzige, der dazu in der Lage gewesen, von meiner Hand getödtet war? Und mußte nicht in mir selbst der Gedanke an einen entsetzlichen Irrtum als ein ewiger Vorwurf immer aufs neue aufleben?

Ich verlangte die Einsetzung eines Ehrengerichtes aus Vertretern der verschiedenen Gesandtschaften. Man kam mir höflich entgegen, man konstatierte, daß meine persönlichen Verhältnisse jede Berechtigung zu einer entwürdigenden Annahme ausschließen, es stellte sich heraus, daß dem betreffenden Bankhause der verhängnisvolle Check nicht präsentiert worden war — konnte mir aber das alles genügen? Das unglückliche Ereignis vernichtete mir jede Freude, jeden Genuß.

Wochen, lange, bange Wochen vergingen. Da erhielt ich eines Tages einen Brief aus Frankreich, aus Flahaut, dem Stammgute der Familie d'Alton. Er liegt mir noch jetzt im Original vor:

„Mein Herr Baron!

Ein unglückliches Schicksal, das mir das einzige Kind, die Hoffnung meines Alters, raubte, führte Sie mit meinem Sohne zusammen, und ich befrage es tief, daß ich meinem Kinde nicht mit dem ruhigen Blute des Greisenalters zur Seite stehen konnte, ihn vor der entsetzlichen Uebereilung, welcher er selbst zum Opfer fiel, zu hüten.

Mein Sohn verlor durch ihre Hand, mein Herr, sein Leben — Sie aber standen im Begriffe, durch ihn Ihre Ehre zu versteren. Wir d'Altons haben stets verstanden, Ehre und Leben richtig gegen ein-

ander abzuwägen, und ich kann Ihnen daher nicht zürnen, sondern ich erfülle nur eine selbstverständliche Pflicht, indem ich Ihnen anlegend den unheilvollen Check über fünfhundert Pfund übermittle, welchen wir in dem uns hierher gesandten Schreibstisch meines Sohnes, offenbar aus Versehen zwischen andere Papiere geschoben, vorfanden. Ich fordere Sie auf, Herr Baron, anzuerkennen, daß Ihr Gegner, wenn auch übereilt, so doch jedenfalls als ein ehrlicher Mann handelte und frei von dem Verdacht ist, um eines geringen Vorteiles willen zum Schurken geworden zu sein.

Indem ich Sie schließlich noch bitte, meinem Sohne den Vorwurf, mit welchem er Ihrer Ehre zu nahe trat, nicht über das Grab hinaus nachtragen zu wollen, habe ich die Ehre zu zeichnen, mein Herr Baron, als Ihr tiefgebeugter, ergebenster

Gaston Marquis d'Alton.“

Der Brief, den ich dem abermals zusammengerufenen Ehrenrate vorlegte, genügte natürlich, um jeden Schatten, den jenes unglückselige Ereignis auf mich geworfen haben konnte, zu beseitigen; die Anweisung auf „Baring Brothers“ wollte ich niemals präsentieren; sie sollte mir eine Lehre sein für alle Zukunft: „Mein ist die Rache, spricht der Herr.“ Da hörte ich einst von einem gräßlichen Grubenunglücke in Frankreich nahe den d'Alton'schen Gütern; viele Familien waren ihrer Ernährer beraubt, das Glend entsetzlich, die Not forderte die Wohlthätigkeit dringend heraus, ich überbandte dem Hilfskomité das verhängnisvolle Papier, ohne meinen Namen zu nennen; mögen die fünfhundert Pfund eines Unbekannten dazu beigetragen haben, zu mildern und zu lindern, zu trösten und zu helfen. Mir war wohlher seitdem.

Das Duell aber habe ich als eines der verkehrtesten Mittel, die verletzte Ehre wieder herzustellen, und einen der unsinnigsten Mißbräuche verachten gelernt.

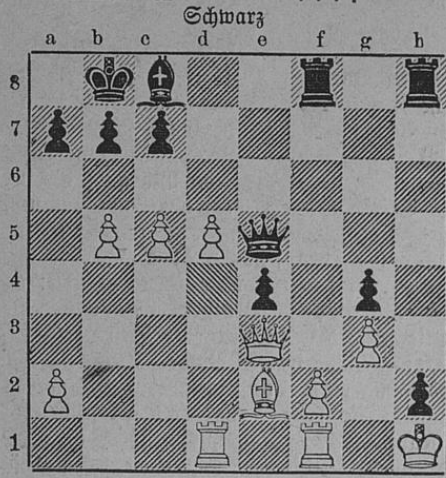
Schach.

Partie Nr. 34.

Französisches Spiel.¹⁾

Weiß	Schwarz
Gr. Macenzie.	Gr. Blackburne.
1. e2—e4	e7—e6
2. d2—d4	d7—d5
3. e4—d5:	e6—d5:
4. Sg1—f3	Sg8—f6
5. Lf1—d3	Sb8—c6 ²⁾
6. c2—c3	Lf8—d6
7. Lc1—g5	Dd8—e7†
8. Ld3—e2	h7—h6
9. Lg5—h4	g7—g5
10. Lh4—g3	Sf6—e4
11. Lg3—d6:	Dd8—d6:
12. Sb1—d2	Lc8—f5
13. 0—0	0—0—0
14. Sd2—e4:	d5—e4:
15. Sf3—d2	h6—h5
16. b2—b4	g5—g4
17. Sd2—c4	Dd6—h6
18. b4—b5	Sc6—e7
19. Dd1—a4	Kc8—b8
20. Sc4—e5	g4—g3 ³⁾
21. h2—g3: ⁴⁾	h5—h4

- | | |
|-------------|---------|
| 22. g3—g4! | h4—h3 |
| 23. g2—g3! | h3—h2† |
| 24. Kg1—h1 | Lf5—e6 |
| 25. Da4—a3 | f7—f6 |
| 26. Se5—c4 | Dh6—g7 |
| 27. Sc4—e3 | f6—f5 |
| 28. Ta1—d1 | f5—g4: |
| 29. c3—c4 | Se7—f5 |
| 30. d4—d5 | Le6—c8 |
| 31. e4—c5 | Sf5—e3: |
| 32. Da3—e3: | Dg7—e5 |
| 33. Le2—c4 | Td8—f8 |
| 34. Lc4—e2 | |



Weiß
Stellung nach dem 34. Zuge von Weiß.

- | | |
|---------------------------|----------------------|
| 34. | Tf8—f3 ⁵⁾ |
| 35. De3—d4 | De5—d4: |
| 36. Td1—d4: | e4—e3! |
| 37. Le2—f3: ⁶⁾ | g4—f3: |
| 38. g3—g4! ⁷⁾ | e3—e2 |
| 39. Tf1—e1 | Th8—h4 |
| 40. Td4—f4 | Th4—g4: |
| 41. Tf4—g4: | Lc8—g4: |
| 42. Kh1—h2: | Lg4—f5 |
| 43. Kh2—g3 | Lf5—e4 |
| 44. Te1—h1 ⁸⁾ | Kb8—c8 |
| 45. e5—c6 | b7—c6: |
| 46. d5—c6: | Kc8—d8 |
| 47. Kg3—f4 | Le4—d5 |
| 48. Kf4—e5 | Ld5—a2: |
| 49. Ke5—f6 | La2—g8 |
| 50. Th1—a1! ⁹⁾ | Kd8—c8 |
| 51. Ta1—g1 | Lg8—h7 |
| 52. Tg1—h1 | a7—a5! ⁹⁾ |
| 53. Th1—h7: | aufgegeben. |

Anmerkungen.

1. Nachfolgende Partie ist eine der interessantesten, welche auf dem internationalen Meisterturnier in Wien gespielt wurden. Wir geben die Züge nach brieflicher Mitteilung. Das Ergebnis des Turniers ist uns noch nicht bekannt; nach der 31. Runde standen Mackenzie (Newyork), Steinitz (London) und Winawer (Warschau) mit je 21/2 Gewinnpartien am Besten.

2) Dieser Zug ist weniger gebräuchlich; der Springer pflegt, nachdem Le8 entwickelt ward, nach d7 zu gehen.

3) Dieser voreilige Angriff führt, indem er an dem vorsichtigen Spiele des Gegners scheitert, zum Verluste eines Bauern und schlechter Position.

4) Mit Recht läßt sich der Anziehende auf die gefährliche Kombination 21. Se5—f7: nicht ein, da ihn die gewählte Fortsetzung auf sicherem Wege in Vorteil bringt.

5) Einleitungszug einer höchst geistreichen Kombination, die indes, da der Gegner die ihm gestellte Falle geschickt vermeidet, zum Partieverlust führt.

6) Auf 37. f2—e3: geschickt Tf3—g3:

7) Dieser ausgezeichnete Zug bereitet den Plan des Gegners, welcher nach 38. f2—e3: durch 38. Le8—h3; 39. Tf1—f3:, Lh3—g2†; 40. Kh1—g2:, h2—h1D†; 41. Kg2—f2, Th8 h2‡ oder 38. Le8—h3; 29. Tf1—g1, Lh3—g2†; 40. Tg1—g2:, f3—g2†; 41. Kh1—g2:, h2—h1D†; 42. Kg2—f2, Th8—h2‡ oder endlich 38. Le8—h3; 39. Kh1—h2:, Lb3—g2†; 40. Kh2—g1, Th8—h1†; 41. Kg1—f2, Th1—f1‡ zu gewinnen dachte.

8) Das Endspiel wird beiderseits mit vollendeter Meisterschaft geführt. Durch fortwährende Mattdrohung erzwingt Weiß den Gewinn mit eiserner Konsequenz.

9) Weniger gut wäre 50. Th1—h8 wegen 50. e2—e1D; 51. Th8—g8†, De1—e8; 52. Tg8—e8†:, Kd8—e8: zc.

10) Auch 52. Lh7—g8 würde nichts nutzen: 52. Lh7—g8; 53. Th1—h8, e2—e1D; 54. Th8—g8†:, De1—e8; 55. Tg8—e8‡.

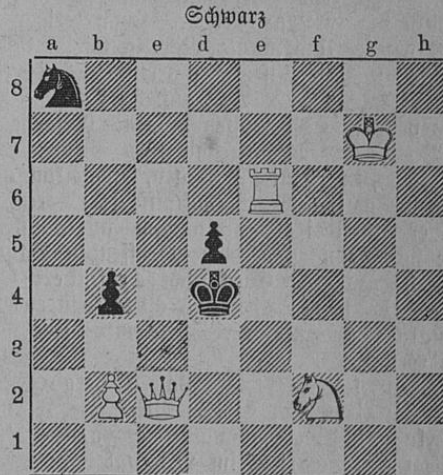
Lösung von Aufgabe Nr. 58.

- | | |
|---------------|---------|
| I. 1. Sc5—e4† | Kd5—e4: |
| 2. Dg7—g4‡ | |
| II. 1. | La6—b5: |
| 2. Se4—c3 ‡ | |

Nichtig angegeben von J. v. S., de l'É. de C. hier; S. Schmitz in Büttingen; Abonnent F. in Elberfeld; M. in Solingen; Schmitz in Willrich.

Leider gestattet das Problem eine Nebenlösung mittels 1. Sc5—a6; zc. Diese ward angegeben von J. v. S., de l'É. de C., Jos. Koppmann, B. N. Rathour hier; Ankerhotel in Coblenz; Abonnent F. in Elberfeld; B. Blankenstein in Steinhausen. S. Schmitz in Büttingen; M. in Solingen; B. N. in Gerresheim.

Aufgabe Nr. 59 von F. Healey.



Weiß
Weiß zieht an und giebt in drei Zügen Matt.

Priestkasten.

De l'É. de C., hier: Mit vielem Vergnügen gelesen; frdl. Gruß.

B. F. in Hagen: Dank und besten Gruß.

Abonnent F. in Elberfeld und Schm. in Büttingen: 1. Sc5—a6: ist eben so richtig wie 1. Sc5—e4, aber nicht so fein. Nicht um des Autors, sondern um der Löser willen haben wir darauf aufmerksam gemacht, daß ersterer Zug nicht die beabsichtigte Lösung herbeiführe.

Sonntagsblatt.

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. Fink.

Druck u. Verlag der Aktien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt“ in Düsseldorf.

Nr. 27.

Sonntag, den 2. Juli.

1882.

Fünfter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heil. Matthäus V, 20—24.

Inhalt: Jesus warnt seine Jünger vor Bornützigkeit und empfiehlt ihnen Sanftmut und Versöhnlichkeit.

* * *

Die Sanftmut ist die Tochter der Demut: jedes demütige Herz ist sanft, und um so sanfter, je demütiger es ist. Wie groß mußte daher die Sanftmut Jesu Christi sein! und mit welchem Rechte durfte er nicht zu uns sagen: Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig! Diese Tugend stimmte in ihm vollkommen mit dem Eifer und der Festigkeit überein. Wenn er die Sache seines Vaters und der Wahrheit verteidigen, die Heuchler, welche sich äußerlich fromm zeigen, um das Volk zu verführen, zu Schanden machen, die Vergerniß Gebenden entfernen wollte, so sprach er mit Feuer und Gewalt; er gab einen heiligen Unwillen zu erkennen; er wendete sogar zweimal seine göttliche Macht an, als er diejenigen aus dem Tempel vertrieb, welche darin Handel trieben. Wenn aber nur von ihm die Rede war, so schwieg er entweder zu den Beleidigungen und Verleumdungen seiner Person, oder er verteidigte sich mit der äußersten Bescheidenheit, ohne irgend eine Gereiztheit in seiner Miene oder in seinen Worten zu zeigen; er brachte unwiderlegliche Gründe vor, bei denen seine Feinde verstummten.

Der Grund dieser unaussprechlichen Sanftmut lag in seinem Herzen; er durfte nur den Regungen desselben folgen, und er brauchte sich nicht die mindeste Gewalt anzuthun. Um würdig von ihm zu sprechen, muß man sagen, daß sie schlechterdings bei ihm nicht von der Laune abhing oder in irgend einem Falle geringer war, weil seine Seele immer unter der Herrschaft des Wortes stand, das sie leitete und in allen Dingen regierte. Es muß aber auch bemerkt werden, daß nie eine Seele so lebhaft und so zart fühlte, daß ihr kein Zug der Ungerechtigkeit und der Bösheit seiner Feinde entging, und daß er vor ihrer Bösartigkeit die größte Abneigung hatte, welche ein Gottmensch haben kann.

Seine Sanftmut zeigte sich also hauptsächlich bei

den Widersprüchen, welche er während seines öffentlichen Lebens erfuhr, in der Art und Weise, wie er sich gegen die gehässigen Vorwürfe rechtfertigte, die man ihm machte, nämlich, er habe die Feier des Sabbats verlegt, er habe die Teufel durch die Anrufung Beelzebubs, des Fürsten der Teufel, ausgetrieben, er habe mit den Sündern verkehrt und gegessen, er sei ein Samaritan, ein vom Teufel besessener Mensch, er sei ein Gotteslästerer, weil er sich den Sohn Gottes nannte. Wie oft wollte man ihn ergreifen, ihn in einen Abgrund stürzen, ihn steinigen! Die Wut seiner Feinde hatte den höchsten Grad erreicht, und die Sanftmut, welche er ihr entgegensetzte, reizte sie nur noch mehr, statt sie zu beschwichtigen.

Gegen seine Apostel zeigte Jesus Christus dieselbe Sanftmut wie gegen seine Feinde, und er hatte Gelegenheit genug dazu. Er lebte mit ihnen mehr als ein Vater und ein Freund, denn als ein Meister. Er behandelte sie fast als seines Gleichen; und wenn man im Auge behält, was er war und wie hoch er über ihnen stand, nicht nach seiner Gottheit, sondern selbst nach seiner Menschheit, so muß man über seine Herablassung und Vertraulichkeit erstaunen und entzückt sein. Sie waren schlechte Menschen und ohne Laster, aber vielen Mängeln und Unvollkommenheiten unterworfen; er wies sie mit eben so viel Weisheit als Sanftmut zurecht, und er ertrug sie geduldig in Erwartung ihrer Besserung, übrigens wohl wissend, daß sie erst nach seinem Tode durch die Herabkunft des heiligen Geistes ganz geheilt werden würden. Je vollkommener und heiliger er selbst war, desto mehr ertrug er ihre Schwachheit und ihre Gebrechen; nie aber machte er ihnen dies fühlbar und nie suchte er sie zu demütigen. Bei ihrer Besserung hatte er nur ihr Wohl und nicht seine eigene Freude im Auge. Nur durch Zeichen und Beweise der Liebe suchte er ihr Herz zu gewinnen und sie mit seiner Person und unter sich vereinigt zu halten.

Es waren unwissende und ungebildete Männer, unfähig, etwas von den geistlichen Dingen zu verstehen. Wie mühsam mußte es für ihn sein, sie zu unterrichten! Wie tief mußte er sich herablassen, um sich ihnen faßlich zu machen! wie oft mußte er ihnen dieselben Dinge wiederholen! Und wer außer ihm wäre nicht, wenigstens innerlich, unge-

bulbig geworden, wenn sie nichts begriffen, und alle seine Lehren gleichsam vergeblich waren! Nur die Lehrer wissen es, wie viel man mit manchen Schülern auszustehen hat, so daß selbst ein Heiliger nicht immer den Gleichmut zu bewahren vermag. Schließen wir hieraus auf die unaussprechliche Sanftmut Jesu Christi, der, im Besitze aller Schätze der göttlichen Wissenschaft, es mit sinnlichen und kurzichtigen Menschen zu thun hatte, ohne je unwillig zu werden, oder irgend eine Gelegenheit unbenutzt zu lassen, um sie zu den Dingen Gottes zu erheben. Es hing nur von ihm ab, ihnen mehr Licht und mehr Gnaden mitzutheilen; er konnte ihnen leicht ihre Vorurteile benehmen; er konnte, wie er es nach seiner Auferstehung that, ihnen die Augen öffnen und ihnen das Verständniß der Schrift geben. Allein der Augenblick war noch nicht gekommen, er erwartete ihn mit Unterwerfung unter den Willen seines Vaters, und er suchte ihn nicht früher herbeizuführen.

Die Sanftmut ist eine Tugend, zu deren Ausübung man beständig Gelegenheit hat: wir haben sie fortwährend gegen diejenigen nötig, mit denen wir leben, ein Mann und ein Weib unter sich, ein Vater und eine Mutter gegen ihre Kinder, ein Herr und eine Herrin gegen ihre Dienstboten. Kein Mensch ist ohne Fehler; es hängt nicht immer von uns ab, den Nächsten zu bessern; wir haben entweder die Macht nicht dazu, oder unsere Bemühungen sind vergeblich. Man muß also seine Mängel sanftmütig ertragen. Der Apostel ruft uns zu: „Traget einer des andern Last, so erfüllet ihr das Gesetz Christi.“ In den Familien, in den weltlichen und geistlichen Gemeinschaften, überall, wo die Menschen zusammenleben, legt kein Gebot eine dringendere Pflicht auf als dies, wenn man die Einigkeit und den Frieden bewahren will. Aber welche Sanftmut ist dazu nötig! Ich meine hier nicht eine gewisse Sanftmut des Charakters, die mehr Weichheit, Gleichgültigkeit, Schwachheit ist als Tugend, und die man sich übrigens nicht geben kann, wenn sie nicht angeboren ist. Noch weniger kann ich die verstellte Sanftmut meinen, die eine Folge der Schlaueit, oder der Rücksichten ist, welche man sich selbst schuldig zu sein glaubt. Dies ist natürlich nur eine äußere Sanftmut; die Beweggründe, welche sie gebieten, haben nichts mit der christlichen Bruderliebe gemein, und man läßt sie unbeachtet, wo man nur kann. Die Sanftmut, von der hier allein die Rede sein kann, ist an sich selbst und in ihren Beweggründen ganz übernatürlich; sie ist die Frucht der Demut, der Bruderliebe, der Herrschaft, welche man mit Hilfe der Gnade über sich erworben, der Gewohnheit, die man sich angeeignet hat, immer mit Gott vereinigt zu bleiben und seine Seele im Frieden zu bestzen.

Wenn viel Sanftmut nötig ist, um die Fehler des Nächsten zu ertragen, so ist vielleicht noch mehr nötig, um sie ihm vorzuhalten, um sie zu verbessern, weil man alsdann die Sanftmut mit dem Eifer, mit der Festigkeit und selbst mit einem heiligen von der Gnade entbrannten Zorn verbinden muß. Wie rein muß der Eifer sein, um

sanft sein zu können! wie weise muß die Festigkeit sein, um nicht in unbegsamer Härte auszuarten! wie völlig muß ein Herz im Besitze der Gnade Gottes sein, damit dieser Zorn seinen Frieden nicht störe, damit er die Grenzen nicht überschreite, und damit sich keine natürliche Festigkeit damit vermische! Die Zurechtweisung, welche alle erforderlichen Eigenschaften hat, ist das Meisterwerk der Sanftmut. Es ist daher auch nichts seltener als die Fähigkeit, zur rechten Zeit und auf die rechte Art zurechtzuweisen, um die Gemüter nicht zu erbittern, sondern sie zur Erkenntnis und zur Besserung zu bringen. Die Sanftmut ist also die Tugend, nach der hauptsächlich diejenigen streben müssen, welche die Aufsicht über den Wandel anderer haben, und deren Pflicht es ist, Mahnungen und Warnungen zu erteilen. Das rechte Maß zwischen der zu großen Nachsicht und der zu großen Strenge ist sehr schwer zu halten, und wenn man nicht große Fortschritte im innern Leben gemacht hat, so wird man sich nicht leicht vor einem Ueberschreiten der Grenze bewahren können. Es ist eine Kunst, die Gemüter vorzubereiten, sich allmählich ihrer zu bemächtigen, sie auf die rechte Weise zu beherrschen, sie für immer zu gewinnen und vollkommen zu bessern; diese Kunst kann nur Gott lehren, und er lehrt sie die Seelen, von denen er ganz und gar Besitz genommen hat.

Die Sanftmut schließt den Eifer keineswegs aus; sie mäsiget nur seine Blut, sie hält seinen Ungeßüm zurück. Jesus Christus zeigte sich unbeschadet seiner Sanftmut vom lebhaftesten Eifer beseelt, wenn es nötig war. Der heilige Paulus, sein getreuer Nachfolger, vereinigt in seinen Briefen die ganze Kraft und Gewalt des Eifers mit den Ausdrücken der zärtlichsten Liebe. Der heilige Johannes, der die Sanftmut selber ist, läßt seinem Eifer gegen die Feinde Jesu Christi und der brüderlichen Liebe freien Lauf. Noch einmal, überlaßt euch dem Geiste Gottes; er spreche durch euren Mund und leite die Regungen eures Herzens. Wenn sich die Natur in das, was ganz übernatürlich sein soll, sei es hinsichtlich der Sache selbst oder der Art und Weise, mischt, so verdirbt sie das Werk, und ihr habet euch den Vorwurf zu machen, nicht gehörig mit der Gnade gewirkt zu haben.

Der Salomonische Tempel.*)

Der Salomonische Tempel ist im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts der Gegenstand eifriger Forschungen geworden. Während man früher überhaupt keine Ahnung von der Bedeutung architektonischer Formen hatte und daher keinen Anstand nahm, sich den Turm zu Babel und den Salomonischen Tempel in dem bei uns hergebrachten modern-antiken Stile vorzustellen, lehrte die nähere Kenntnis der verschiedenen orientalischen

*) Der Salomonische Tempel ist zu allen Zeiten sowohl ein Gegenstand der innigsten Verehrung, als eifriger Forschungen gewesen. Die meisten jener Forschungen sind indes an den mangelhaften Kenntnissen der Kunstgeschichte überhaupt, oder der altasiatischen insbesondere

Baustile, welche sich durch Reisende und genauere Zeichnungen verbreitete, daß jene alten Werke ganz anders gestaltet sein mußten, und es entstand daher das wissenschaftliche Bedürfnis, zur Vervollständigung der Baugeschichte das Nichtigere zu finden. Auf der andern Seite fand aber auch die wieder lebendiger werdende Religiosität, ja sogar eine gewisse Neigung zum Mysticismus Interesse daran, sich mit diesem Teile der heiligen Geschichte näher zu befassen. Von profaner Seite begann Hirt in seiner im Jahre 1804 in der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin vorgelegenen, im Jahre 1809 dem Druck übergebenen Abhandlung: der Tempel Salomons (im Auszuge in seiner Geschichte der Baukunst) den Gegenstand zu erörtern. Mehr im religiösen Interesse, aber auch mit gründlicher philologischer Prüfung des Grundtextes behandelte ihn Friedr. von Meyer in einer aus der genannten Sammlung seiner Blätter für höhere Wahrheit besonders abgedruckten Schrift „Der Tempel Salomons“. Sehr ausführliche und gründliche Erörterungen lieferte demnächst Grüneisen in einer Revision der jüngsten Forschungen über den Salomonischen Tempel, bis endlich Stieglitz, der schon früher in seiner Geschichte der Baukunst, wenn auch ohne Kenntnis des Grundtextes und nicht ohne Neigung zu mystischer Auffassung eigentümliche Ansichten aufgestellt hatte, in seinen Beiträgen zur Geschichte der Baukunst auf diese Vorgänger fußend, einen neuen Herstellungsversuch machte. Bei dem großen Interesse des Gegenstandes scheint es angemessen, einige Abweichungen zu rechtfertigen und einige nähere Bestimmungen, welche mehr von antiquarischem, als kunsthistorischem Standpunkte wichtig sind und deshalb im Texte keine Stelle fanden, hier nachzutragen. —

Zunächst ist es die Frage nach dem Material der Mauern. In den biblischen Beschreibungen ist vielfältig rühmend von den verwendeten Steinen gesprochen. „Und der König gebot, daß sie große und köstliche Steine brachen, um den Grund des Hauses zu legen, gehauene Steine“ (1. König. 5, 17). Diese Steine dienten nicht bloß zu Fundamenten; denn (1. König. 6, 7) „das Haus ward in seinem Bau von ganzen Steinen des Steinbruchs gebaut.“ Noch deutlicher heißt es gleich darauf (B. 9): „Und so baute er das Haus und deckte es mit Brettern und Balken von Cedern“. Dies scheint keinen Zweifel zu lassen, daß die Mauern ganz von Steinen und nur das Deckenwerk von Holz gewesen. Eben so heißt es bei der Beschreibung der Königshäuser (Kap. 7, B. 9): „Solches alles waren köst-

geschickert. Wir geben hier die Forschungen eines Mannes, der im Gebiet der Geschichte der Kunst einen bedeutenden Namen hat, nämlich einen Auszug aus Schaaß's Geschichte der bildenden Künste Band 1., womit wir die betreffenden Stellen in den Büchern der Chronik und der Könige zu vergleichen bitten. — Auch haben wir uns, da der Aufsatz in einer Volkschrift aufgenommen wurde, hier und da compendioser ausdrücken müssen, ohne deshalb dem Sinne des Verfassers im mindesten wehe zu thun.

liche Steine, vom Grund bis an das Dach“. (In der de Wette'schen Uebersetzung bis an die Kragsteine.) Dagegen unterstützten andere Gründe, die zuerst von Stieglitz (in der Geschichte der Baukunst) ausgesprochene Ansicht, daß nur der Unterbau des Tempels aus Quadern bestanden habe, die Wände aber (wenigstens zum Teil) aus Holz gespännet gewesen seien. — Von dem innern Vorhofe des Tempels ist (Kap. 6, B. 36) ausdrücklich angeführt, daß er aus drei Reihen gehauener Steine und einer Reihe von Cedernbalken gebaut gewesen. In Kap. 7, B. 12 wird dasselbe von dem großen Vorhofe des Palastes gesagt, und dann hinzugesetzt: „Also war es auch mit dem innern Vorhofe des Hauses Jehovas und der Halle des Hauses.“ Wenn auch unter dem Worte „Halle“ hier zunächst nur die Vorhalle verstanden ist, so war doch ohne Zweifel die übrige Mauer (da die Vorhalle gleiche Breite mit dem Tempel selbst hatte und die Seitenwände des letzten also nur eine Fortsetzung von der des ersten war) nicht von anderer Beschaffenheit, als die der Vorhalle, und diese wurde nur, sei es als Teil für das Ganze, sei es nur deshalb genannt, weil an dieser Halle das Mauerwerk sichtbar war, als an den anderen äußeren Teilen des Tempelhauses. Auch der Tempel des Serubabel war aus drei Lagen Quadersteinen und einer Lage Holz erbaut. (Ezra Kap. 6, B. 3, 4.) Hierzu kommt dann, daß noch heute in vielen Gegenden des Orients und Griechenlands der Gebrauch herrscht, Lagen von Steinen mit Holzbalken zu verbinden, indem man dadurch sich gegen die Wirkungen der Erdbeben gesicherter hält. Diese Sitte, welche in den Prachtbauten später durch den griechischen Stil verdrängt wurde, rührt ohne Zweifel, wie die Besorgung, welche ihr zu Grunde liegt, aus alter Zeit her und man kann daher wohl annehmen, daß sie auch zu Salomons Zeiten die gewöhnliche gewesen, daß seine Prachtbauten sich nur etwa durch vermehrte Anwendung des Steines ausgezeichnet und deshalb die dreifache Steinlage besondere Erwähnung erhielt. Bei dem Vorherrschenden des Holzes, da sogar die Thürposten aus diesem Material bestanden, kann man schwerlich glauben, daß die Mauer im Ganzen aus Steinen bestanden habe.

Vielleicht hängen mit dieser Mauerform aus „drei Reihen Steinen und einer Reihe Balken“ manche Eigentümlichkeiten des Gebäudes, die außerdem schwer zu erklären sind, zusammen. Die Verbindung von Holz und Stein konnte dem Auge nicht wohlgefällig sein, zumal da wahrscheinlich die Steinquadern größere Breite als die Holzbalken hatten, und wenn man mehrere Holzbalken neben einander legte, damit sie die Dicke der Steine erreichten, auch dieses wieder auffallen würde. Hierdurch würde sich die nach unsern Begriffen wenigstens im Innern nicht angemessene Bekleidung der Mauer mit Brettern und Vergoldung erklären. Es ist zwar nicht gewiß, aber wenn man die Stellen zusammenhält, doch wahrscheinlich, daß die Wände nicht bloß im Innern, sondern auch im Außern so bekleidet waren. In der Stelle I. Kön. Kap. 6, B. 15 und 18 ist zwar ausdrücklich nur vom Innern die Rede,

und die Stellen: B. 22, daß Salomo das ganze Haus mit Gold überzog und 2. Chronik Kap. 3, B. 5, daß er das große Haus mit Cypressenholz und gutem Golde, und mit Palmen und mit Ketten bescheidete, mögen ebenfalls die Deutung nur auf das Innere gestatten. Deutlicher ist aber schon Kap. 6, B. 29: „Und an allen Wänden ringsher macht er eingeschnittene Arbeit mit Palmen und Blumen, innerhalb und außerhalb“, wobei denn an Ausführung solcher Arbeit in Stein, nach dem was sonst vorkommt, überall nicht zu denken ist. Damit stimmt auch Hesekiel 14, B. 16, 17 überein, indem er ausdrücklich alle Wände innerhalb und außerhalb mit Holzgetäfel belegt sieht, was hier wie bei den meisten Stellen seiner Vision nur eine Reminiszenz sein möchte. Auch ist endlich eine Stelle des Josephus (Art. lib. 8 K. 3) zu berücksichtigen, in welcher er sagt: Zur Festigkeit des Tempels hätten nicht wenig beigetragen die Cedarntafeln, welche innerhalb und außerhalb angewendet, sich gegenseitig hielten und mit diesen Ketten untereinander verbunden waren. In allem Genauern kann allerdings auf Josephus' unkorrekte Beschreibung kein Gewicht gelegt werden; der äußere Zustand der Wand ist aber weniger dem Irrtum unterworfen, und um so mehr zu glauben, daß ihm dabei eine sichere Tradition vorlag, als die Prachtbauten seiner Zeit nicht mehr in dieser Art bescheidet waren. Die Ketten, deren er erwähnt, mögen dann die gewesen sein, welche an den Kapitälern der Säulen beginnend um das Haus umher liefen, und wahrscheinlich an goldenen Nägeln befestigt waren, die zugleich mehrere Bretter aneinander hielten. Man darf nicht vergessen, daß die Juden wandernde Hirten, daß Bretterbuden daher bei ihnen gewöhnlich gewesen, und daß die vergoldeten und mit Ketten geschmückten Außenwände den Teppichen der Stiftshütte mehr entsprachen, als eine Ringmauer. (Fortf. f.)

Ein Untersuchungsgefängnis.

„Newgate“, das älteste, berüchtigtste, düsterste Gefängnis Londons geht seinem Untergange entgegen. Es ist ganz kürzlich geräumt worden und seine Insassen wurden nach dem Clerkenwell-Kerker überführt. Ich muß gestehen, daß ich mit Schauern und Grauen daranging, den Lordmajor schriftlich um einen Erlaubnißschein zur Besichtigung dieses schrecklichen Gefängnisses zu bitten; nur der Umstand, daß Newgate schon im Laufe der allernächsten Zeit aufgehoben werden sollte, bewog mich, meine Zaghaftigkeit zu überwinden.

An einem regnerischen, nebeligen Tage begab ich mich dahin. Da mein Schein für 2 Uhr nachmittags ausgestellt war, hatte ich noch Zeit, in den belebten Straßen der City ein wenig herumzuschlendern. Um 2 Uhr geriet ich nach Newgate-freet. Ein sonderbares, großes, rauchgeschwärztes, thür- und fensterloses, aus massiven Quadern errichtetes Gebäude, das die eine Ecke der Straße bildet, fiel mir ob seines finstern Aussehens besonders auf. Meine Frage, welchen Zweck dieser Steinkoloz habe, beantwortete ein Polizist damit,

daß es das „Newgate Prison“ sei. Ich war somit an meinem Bestimmungsort.

Hier also, in einer der belebtesten Straßen der City, steht dieses furchtbare Gebäude, welches so viele entmenschte Wesen beherbergt; hier, im Herzen der Königin der Städte erhebt sich das berühmte Gefängnis, in dem seit einem Jahrhundert*) die entsetzlichsten Verbrecher ihr letztes Stündlein verbringen! Wie viele Thränen der bittersten Reue mögen diese offenbar für die Ewigkeit berechneten Wände benetzt haben, wie viele heiße Gebete aus von Gewissensbissen und Reue gequälten Herzen mögen innerhalb dieser rauchgeschwärzten Mauern gen Himmel gestiegen sein. Könnten diese dunkeln Quadern reden, sie würden von vielen unschuldigen Opfern erzählen, die sich hier in Haft befanden und, Verzweiflung im Herzen, die lange, bange Nacht schlaflos und unruhig sich auf ihrem harten Lager wälzten, den jungen Morgen mit Sehnsucht erwartend, der, wie sie hofften, ihre Unschuld an den Tag bringen sollte.

Mit solchen Gedanken und pochenden Herzens bog ich nach der Straße Old-Bailey ein; auf dieser Seite erscheint das Gebäude ebenso traurig und finster. Drei schmale Treppen führen zu einer kleinen, stark vergitterten Thüre; ich zog die Klingel, ein blaumiformierter Beamter öffnete, ich übergab den vom Lordmajor unterzeichneten Besichtigungsschein und wurde durch das Bureau des Gouverneurs in ein kleines Vorzimmer geführt, wo mir der Oberkerkermeister („chief warden“), ein freundlicher alter Mann, zum Führer angewiesen wurde. Sofort begann unser Rundgang. Zu meinem größten Erstaunen bemerkte ich, daß das Innere dieses entsetzlichen Hauses bei weitem nicht so düster und unheimlich sei, als die Außenseite vermuten ließ. Aus diesem Gefängnis muß eine Flucht rein unmöglich gewesen sein und wie mir der Kerkermeister versicherte, ist auch niemals eine gelungen. Wir durchwanderten einen langen Korridor, der chief warden öffnete die massive, eisenbeschlagene Thür desselben und wir betraten die Vorhalle, die zu den Zellen führt. Es giebt deren ungefähr zweihundert in den drei Stockwerken. Ich wurde in das unterste geleitet. Jeder angekommene neue Häftling ward zuerst in diese Zellenabteilung gebracht. Hier ist auch das Badezimmer, welches er unmittelbar nach seiner Ankunft benutzen mußte. Während der Aufschwulung ein Bad nahm — er konnte es nach Belieben kalt oder warm haben — wurden seine Kleider untersucht und nach Entfernung alles Vorschriftswidrigen aus den Taschen derselben in eine der angrenzenden Zellen gebracht, in der der Verbrecher die erste Nacht zubringen mußte. Am nächsten Morgen wurde der Gefangene von dem Ge-

*) Das soeben geschlossene Gefängnis wurde vor genau hundert Jahren von dem berühmten Erbauer des Mansion-House — Amtssitz der Lordmajors —, George Dance, aufgeführt und zwar an der Stelle des damals niedergerissenen, aus dem zwölften Jahrhundert stammenden Straßhauses „Am Neuen Thore“ („New Gate“). Der neue Kerker war nur ein Neubau dieses alten.

fängnisarzt untersucht. Erklärte ihn dieser für gesund, so brachte man ihn in eine der Zellen der oberen Stockwerke, wo er dann bis zu seiner Freisprechung oder Verurteilung blieb. Ward er aber krank besunden, so überführte man ihn ins Hospital.

Der Anblick der Zellen war durchaus nicht so unheimlich und unangenehm, wie ich gedacht hatte. Sie sind reinlich, hell, luftig und nicht sehr klein, ungefähr 12 Schuh lang und 6 Schuh breit. An der einen Wand, der Thüre gegenüber, befindet sich in beträchtlicher Höhe ein kleines, vergittertes Fenster, das der Zelle Licht und Luft spendet. In der Ecke dieser Wand ist eine Wasserleitung und darunter an einer Kette ein Trinkbecher und ein Waschbecken angebracht, alles aus Messing und spiegelblank. In der Nähe bemerkte ich ein Spülkästchen für das schmutzige Waschwasser und an der Wand rechts einen Gasleuchter; darunter stand ein Tischchen und vor diesem ein niedriger, runder Stuhl ohne Lehne. An der Wand neben der Thüre war ein Holzgestell befestigt, welches drei Abteilungen hatte; in der obersten befand sich das Geschirr des Häftlings, in der mittleren lag sein aus einem Polster und mehreren warmen Wolldecken bestehendes Bettzeug aufgestapelt, dieses breitete er um acht Uhr abends — um welche Stunde er das Gas auslöschten und sich zur Ruhe begeben mußte — längs der linken Wand der Zelle auf die Erde, um es um sechs Uhr morgens wieder zusammenzufalten und an seinen Platz zu legen. In der untersten Abteilung des Gestelles sah ich eine Bibel und sonstige Erbauungsbücher. Ein Glockenzug und ein Thermometer vervollständigen die Einrichtung. Sämtliche Zellen sind nummeriert. Die Häftlinge in Newgate bekamen kein Sträflingsgewand, sondern trugen ihre eigenen Kleider; lesen und schreiben durften sie, was und so viel sie wollten; auch konnten sie, wenn sie bemittelt genug dazu waren, ihre eigene Kost beziehen. Uebrigens war auch die Gefängnisloft ziemlich gut und ausreichend; sie bestand hauptsächlich aus Grütze, Suppe, Fleisch, Gemüse und Brot. Wenn sich die Insassen des Gebäudes nach Abwechslung sehnten, wenn ihnen der Anblick der vier weißgetünchten Wände ihrer Zellen zu monoton war, durften sie einen Spaziergang in dem übrigens ebenso kahlen und eintönigen, mit hohen, dicken Mauern umgebenen Spazierhof unternehmen. Dasselbst ist kein Grashälmen zu sehen; wohin das Auge blickt, alles grau in grau, selbst das freie Himmelzelt über ihren Köpfen trug diese Farbe. Dieser düstere Hof, der nur traurige Gedanken zu erwecken, nicht aber ein belastetes Gemüth zu erheitern imstande ist, konnte täglich vier Stunden lang benützt werden, und zwar von zehn bis zwölf Uhr morgens und von zwei bis vier Uhr nachmittags.

Ich erkundigte mich nun bei meinem Führer, welchen Disziplinarstrafen die Gefangenen unterworfen seien, falls sie sich eines Vergehens gegen die Gefängnisvorschriften schuldig machten. Nun denn, es giebt milde und harte Strafen. Zu den ersteren gehört die Reduzierung der Kost; etwas peinlicher ist es schon, auf Wasser und Brot beschränkt sein zu müssen. Als harte Strafen werden Fesseln in

Anwendung gebracht, doch die entsetzlichste ist die Dunkelfammer, die ich sah: ein vollständig finsterner, kleiner Raum, in den der Widerseßliche auf mehrere Stunden oder Tage gesperrt wird. Allerdings wird dieses Kämmerchen nur in den äußersten Fällen benützt.

Nun folgte ich meinem Steerone durch ein Labyrinth von Gängen und Höfen; eine Anzahl von Thüren mußte geöffnet und wieder gesperrt werden, bis wir schließlich in einen kleinen Hof gelangten. Erstaunt fragte ich mich, welchen Zweck wohl jenes sonderbare, doppelte Gitterwerk in jener Ecke des Hofes haben könne, als der chief warden mir auch schon mittelste, daß in diesem sechs Schritte breiten vergitterten Plätzchen die Häftlinge ihre Verwandten empfangen. Dasselbe ist durch eine der Länge nach laufende doppelte Drahtwand in drei Abteilungen geteilt und zwar steht in der einen der Besucher, in der anderen der Gefangene und in der mittleren der Gefangenwärter, der auf alle Bewegungen und Gespräche zu achten hat. Newgate besitzt zwei solche Empfangsverhältnisse, wie auch zwei „solicitors rooms“. Dies sind zwei Zimmerchen, in denen sich ein kleines Tischchen und eine Bank befinden und wo die Untersuchungsgefangenen sich mit ihren Verteidigern besprechen; sie konnten hier ungestört und unbelauscht verhandeln. Nun wurde mir eine der „condemned cells“ gezeigt. Es sind dies die Zellen, in welche die zum Tode verurteilten Verbrecher gebracht wurden und wo sie ihre letzten Tage und Stunden verleben. Diese Zellen sind doppelt so groß als die anderen, sie haben zwei Fenster, eine roh gezimmerte niedrige Bettstätte und eine kurze Bank; im übrigen gleichen sie den Untersuchungs-Zellen.

Hier mochte der arme Sünder die Tage und Stunden zählen, die ihm noch gegönnt waren, um seine Rechnung mit dem Himmel zu schließen; doch konnte er dies auch in der Hauskapelle thun, in der jeden Morgen um 8³/₄ Uhr Gottesdienst abgehalten wurde. Diese Kapelle ist klein und einfach; einige Holzbänke stehen hintereinander, auf denen während des Gottesdienstes die Männer Platz nahmen; die weiblichen Häftlinge dagegen begaben sich auf die Gallerie, wo sie von den Männern nicht gesehen werden konnten und dieselben auch nicht sahen; dem Priester jedoch blieben sie sichtbar. Vor dem Hochaltar steht eine schwarze Bank, die für die zum Tode Verurteilten bestimmt war. Aus dieser stillen Kapelle wurde ich in den unheimlichsten Raum des unheimlichen Gebäudes geführt, und zwar zum Galgen, der in einem der vielen Höfe in einem ganz kleinen Holzverschlag errichtet ist. Unter dem Galgen, an dem fünf Verbrecher gleichzeitig gehängt werden können, befindet sich eine aus zwei langen Brettern bestehende Fallthüre. Der Delinquent betritt dieselbe und spricht sein letztes Gebet; ein Gürtel, der ihm die Hände fest nach rückwärts fesselt, wird ihm angelegt, die Füße werden mittels eines Riemens zusammengebunden, damit er keinerlei Bewegungen machen könne; von der nahe gelegenen alten Kirche „zum heiligen Grabe“ ertönt das Grabgeläute, noch ein Seufzer, und der Henker vollzieht sein Werk. In demselben

Augenblick wird ein Hebel in Bewegung gesetzt, die Fallthür öffnet sich und der Körper fällt mit gebrochenem Geräusch in die Tiefe. Die Fenster steigen eine Holzstiege hinauf, betten die Leiche des bestrafte[n] Verbrechers in einen mit Aeskalk gefüllten Sarg und tragen diesen in den Begräbnishof, der nicht weit entfernt ist und aus einem ungefähr zwei Schritte breiten, mit Eisengitter überdachten Gang besteht. Der Boden dieses Friedhofes ist mit großen Quadratsteinen belegt, die jedesmal, wenn eine neue Leiche hinzukam, aufgerissen wurden. Unter diesen Steinen wurde der Frevler zur ewigen Ruhe bestattet; in diesem schmalen Gange schläft er den ewigen Schlaf, kein Kreuz, keine Blume ziert sein Grab, weder Vater, noch Mutter, noch ein Freund gab ihm das letzte Geleit, niemand weint eine Thräne an seinem Grabe, nein, nur die Hentersknechte walteten gleichgiltig ihres Amtes, setzten den kalten, harten Stein wieder zurecht, hantelten den Anfangsbuchstaben des Namens des toeben in das finstere Grab versenkten in die starke Mauer des Begräbnishofes, und zwar an die Seite, wo der Kopf des Hingerichteten ruht. Eine schreckliche Arbeit das! Mich überließ es eiskalt, als mein Führer, ein alter Mann, der schon viele Jahre in Newgate angestellt war, die unzähligen Namen von der Wand las und mir zugleich die verschiedenen Grueselthaten dieser Verbrecher erzählte. Vor einigen Jahren sah er fünf Delinquenten gleichzeitig aufhängen. Er mußte nämlich vorschriftsmäßig bei jeder Hinrichtung anwesend sein und außer ihm der Hausgeistliche, der Untersuchungsrichter und ein City-Sheriff. Die Vertreter der Presse konnten den Hergang vom Hofe aus verfolgen, denn die obere Hälfte der Wand des Holzverschlags wurde zu diesem Behufe geöffnet. Unseren Rückweg nahmen wir durch ein großes Zimmer, das einst eine Küche war und später von den Beamten als Wärmestube benutzt wurde. Hier öffnete der Oberkammermeister einen Wandschrank und ließ mich die darin befindlichen Fesselleisen und Ketten aus den verschiedenen Jahrhunderten sehen. In demselben Zimmer befand sich auch die Prügelmaschine. In England ist nämlich die Prügelstrafe noch nicht ganz abgeschafft. An Straßenräubern und Dieben, die gegen ihre Opfer Gewalt anwenden, wird diese Prozedur noch vorgenommen. Sie werden in die Maschine gesteckt, die ihnen die Beine und Arme so fest hält, daß sie sich nicht bewegen können; die Streiche werden ihnen mit der neunschwänzigen Rute unbehindert mit der größten Wucht verabreicht. Einen Tag vor Schluß des Kerkers wurden noch zwei dazu verurteilte Straßenräuber auf diese Art mit je zwanzig Streichen geächtigt. — Unser Rundgang war beendet, und tief aufatmend verließ ich das düstere, alte Gebäude.

(„Irkf. Ztg.“)

V. K a t s c h e r.

Wozu der Tabak gut ist.

Einmal war ich — erzählt ein alter Jäger — mit zwei anderen alten Trappern tief im Gebirg d'rin. Weiß nicht, wie's kam, aber ich war ein bißchen krank, und wir lagerten so einige Wochen,

damit ich mich wieder erhole. Da eines Tages, Jack und John waren jagen gegangen, liege ich unter einem Baum im Gras und bin am Einbuseln. Auf einmal ist mir's, als höre ich etwas sich im Reifig bewegen. Ich hebe den Kopf und schaue ringsumher, aber ich sehe nichts; das Buschwerk war sehr dicht; denk ich mir: Alter Junge, Du träumst, Rauch ein und halt Dich wach! Ich ziehe meine Stummelpfeife heraus, — sie war gerade wie diese, bloß drei- oder viermal größer, eine richtige Hinterwälder und schwarz wie Guers Hut, Herr. Hatte sie schon lange, sehr lange und war recht daran gewöhnt. Na, ich stopfe sie also — es ging ein Viertelpfund hinein — gehe zum Lagerfeuer und zünde sie an. Wie ich mich aufricht', hör ich wieder etwas, und diesmal war ich meiner Sache gewiß. Ich wende mich schnell um und sehe ein Mordsvieh von einem grauen Bären, gerade fertig, auf mich loszugehen. Nun seht Ihr, das sind keine angenehmen Bekanntschaften, selbst wenn man seinen Schießprügel bei sich hat, aber meiner lag im Waagen, und das Vieh stand zwischen uns beiden. Ich konnte eben so gut auf den Mond springen, wie dahin kommen, und weil der Graue ganz lebhaft anrückte, denk ich, gehst auf den Baum.

War nichts besonderes da an Bäumen, kleine dünne Stichen, aber immer besser, als gar keine. Ich springe also nach einem Ast, den ich erreichen konnte und versuchte, mich hinaufzuschwingen. Aber Grauchen merkte gleich, was ich wollte, und ehe ich aus seinem Bereich war, stand er auf den Hinterbeinen und — wupp, hatte er meine Beine zwischen seinen Pragen und hatte einen von meinen alten Stiefeln in seiner Schnauze, und so hing ich da. Er zog nicht gerade stark, aber ich war ein bißchen matt und hätte nicht lange an dem Ast baumeln können, auch ohne Bär. Wenn ich fiel, dann war's in die Ewigkeit, das muß ich, drum strengte ich meinen Witz an, irgend etwas auszutüfteln, damit mein Anhänger loslasse. Die alte Pfeife hielt ich immer noch fest zwischen den Zähnen, sie dampfte und ich dachte nach. Da sehe ich hinunter und bemerke, daß mein Stiefel die Schnauze des Bären nicht ganz ausgefüllt. — Lache nicht, mein Freund, der Stiefel war nicht so klein, aber das Vieh mußte doch Respekt vor dem Ding haben und hatte ihn nur am Absatz gepackt. — Ja, wie gesagt, eine Ecke war noch frei, und ich denke mir: Laß die alte Pfeife da hineinfallen, mit Tabak, Asche, Feuer und Rauch dazu, und dann kannst Du sehn, wie's ihm schmeckt.

In meinem Leben habe ich keine Büchsenkugel besser abgeschossen, als ich den alten Stummel — plump! — dem Kerl in den Nacken warf; und wie ich sah, daß er drin stat, gab ich mit dem andern Stiefel eine kleine Nachhilfe, daß er nicht gleich wieder herausfiel. — Ich sage Euch, Herr, Bären lieben den Tabak so wenig, wie ein Institutsfraulein, besonders mit Asche, Feuer und einer heißen Thonpfeife dabei.

Sowie er den Geschmack weg hatte — und das dauerte nicht lange — ließ er mich fahren und fing an im Grase Kapriolen und Sprünge zu ma-

den und spuckte und schnaufte toller, als der — alte Gentleman, der da unten das Oberkommando führt, wo die Geister Schwänze haben — und ich stieg natürlich höher in den Baum und guckte zu, wie er rauchte. Ich hatte mehr Spaß daran, als er, seht Ihr, das Ding war neu. Er kugelte und purzelte merkwürdig herum. Das Feuer mußte ihn sehr inkommodieren, und der Tabaksfaß machte die Sache auch nicht besser. Zuletzt geriet er ins Lagerfeuer und das machte der Vorstellung ein Ende. Er tanzte durchs Gebüsch ab, und ich betrachtete ihn oder vielmehr die Büsche, so lange sie sich bewegten. Dann stieg ich herunter und machte Essen für meine Kameraden, und ich sage Euch, mir wars leicht ums Herz, daß ich den anhänglichen Kerl auf gute Art los war. Aber eines hat mich doch gewurmt: das Antier hatte meine alte große Pfeife in kleine Stücke zerlaut. Ich fand eiliche davon und habe sie heute noch. Güte das liebe alte Ding nicht zu opfern brauchen, wäre ich bloß geschiedter gewesen, denn seht Ihr, der Tabak und die Asche hätten es am Ende auch allein gethan.

○ Gedanken der Heiligen für alle Tage des Jahres.

2. Juli. Wir ermahnen dich, daß du auf das folg'iam achtest, was von dem Papste der römischen Stadt geschrieben ist, da ja der heil. Petrus, der auf seinem eigenen Stuhle leht und den Vorsitz führt, den Suchenden die Wahrheit des Glaubens darbietet.

(Heil. Chrysologus.)

3. Juli. Auf einen Sitzigen, den Petrus, hat Christus seine Kirche gebaut; von Petrus geht ihre Einheit aus, damit nur eine Kirche erscheine. . . . Denn es ist nur ein Gott und ein Christus; es ist nur eine Kirche und ein Lehrstuhl; beide sind durch den Ausspruch des Herrn über Petrus errichtet.

(Heil. Cyprianus.)

4. Juli. Wenn du den Stuhl Petri verlässest, glaubst du dann noch in der Kirche Christi zu sein?

(Derselbe.)

5. Juli. Du wirst selig, dadurch daß du willst; wenn du willst, wirst du in der Tugend voranschreiten; wenn du willst, wirst du vollkommen werden.

(Heil. Thomas von Aquin.)

6. Juli. Nichts spricht für die göttliche Gegenwart in meinem Herzen mehr, als das Verlangen nach größerer Gnadenfülle.

(Heil. Bernhard.)

7. Juli. Nie glaubt der Gerechte, er sei am Ziele; nie spricht er: „Jetzt ist es genug.“ Nein, er hungert und durstet stets nach der Gerechtigkeit, und würde er ewig leben, so würde er ewig nach Kräften, gerechter zu werden, ringen. Unausgesetzt wird er mit aller Gewalt vom Guten zum Bessern voranzuschreiten sich bemühen.

(Derselbe.)

8. Juli. Wir gehen nicht zurück, so lange wir nach dem, was vor uns ist, streben. Aber sobald wir anfangen, stehen zu bleiben, so sinken wir; denn nicht vorwärts gehen, heißt zurückgehen.

(Heil. Augustinus.)

Das Fest Mariä Heimsuchung

wird gefeiert zum Andenken an den Besuch Mariä bei Elisabeth und Zacharias. Unter dem tiefblauen morgenländischen Himmel, im Gebirge Judäas, in der Wohnung des Zacharias, sehen wir eine Zusammenkunft von unendlich hoher Bedeutung und Freude. Sobald die selige Jungfrau die Botschaft des Engels erhalten und dadurch auch erfahren hatte, was ihre Base Elisabeth bevorstand, verließ sie sofort ihre einsame Kammer zu Nazareth und wanderte eiligen Schrittes über die Berge, um die betagte Freundin heinzufuchen. Die Mutter des Messias nähete sich der Mutter des Herolbes und Vorläufers. Von welchem Entzücken ward da die fromme Elisabeth durchschauert! Maria, die Lichte des Menschengeschlechtes, die wahrhaft wunderbare, sie hatte über ihre Schwelle den Fuß gesetzt, sie stand vor ihr in demütvoller Freundschaft, sie grüßte und sprach: „Der Friede sei mit dir!“ Das war diesmal kein gewöhnlicher Gruß, und unter so großartigen Menschen, unter so einzigen Umständen, im Beginne der neuen Ordnung der Dinge, bei der Zusammenkunft der Jungfrau, in der das Mysterium einer neuen Schöpfung schon vollendet war, mit einer bejahrten ehrwürdigen Frau, die den größten aller vom Weibe Gebornen unter dem Herzen trug, konnte kein Gespräch sich entspinnen, wie es unter gewöhnlichen Leuten sich zu gestalten pflegt; die gottinnige Stimmung ihres Gemütes mußte zu einer ganz anderen Weise der Unterredung führen und der Jubel ihres Herzens einen höheren Schwung nehmen, als wir in unsern nüchternen Weltverhältnissen zu begreifen geeignet sind. Die Mutter des letzten und größten Propheten rief aus: „Gesegnet bist du unter den Frauen und gesegnet deine Leibeszucht.“

Sie erkannte in Mariä die Mutter des Herrn und setzte in tiefer Ehrerbietung hinzu: „Woher mir dieses, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt?“ Sie blickte auf das Vergangene zurück, da sie beteuerte: „Selig bist du, weil du geglaubt hast!“ Sie wußte also von jener himmlischen Sendung und wie die Jungfrau sich die Magd des Herrn genannt. Sie sah auch in den großen Gang der Zukunft hinaus; denn sie schloß mit der Weissagung: „Es wird alles an dir vollendet werden, was vom Herrn dir verheißen.“ Mariä erhob zur Antwort ihren Geist zu einem ungleich höheren Fluge, und konnte sie zwar die unermesslichen Vorzüge nicht läugnen, die Gott ihr verliehen, so gab sie doch ihm allein die Ehre; sie, die Tochter Davids, verherrlichte seine ewige Macht und Güte in einem Psalme, der allen Lobgesängen der heiligen Schrift als der schönste und erhabenste vorangeht. Wer kann jetzt noch ohne die tiefste Rührung und größte Begeisterung diesen herrlichen Lobgesang hören, der also anhebt: „Meine Seele preiset großen Herrn, und mein Geist frohlockt in Gott, meinem Heile“ u. s. w. Mit einem Worte, dieser Preisgesang enthält in den schönsten und tiefsten Zügen den ganzen Ratsschlus der erlösenden Liebe Gottes zu den Menschen. Das Evangelium dieses Festes ist genommen aus Luc. 1, 39.—47. und erzählt uns die geschichtliche Begebenheit des Festes;

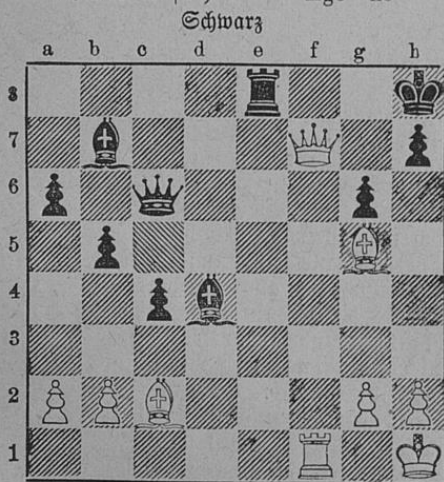
die Epistel ist ein Abschnitt aus dem hohen Liede Kap. 2. Gewiß wäre es zu wünschen, daß unsere Besuche und Zusammenkünfte so beschaffen wären, wie der Besuch Mariäs bei Elisabeth; alle gefährlichen und sündhaften Freuden blieben dann davon fern, und wir würden auch dadurch den Vater und den Sohn, den er gesandt hat, verherrlichen.

Schach.

Partie Nr. 35.

(Spanisches Spiel.)

Weiß	Schwarz
Hr. Mackenzie.	Hr. Steinitz.
1. e2—e4	e7—e5
2. Sg1—f3	Sb8—c6
3. Lf1—b5	a7—a6
4. Lb5—a4	Sg8—e7 ²⁾
5. d2—d4	e5—d4:
6. Sf3—d4:	Sc6—d4:
7. Dd1—d4:	b7—b5
8. La4—b3	d7—d6
9. c2—c3 ³⁾	c7—c5
10. Dd4—e3	Lc8—b7
11. Sb1—d2	Se7—g6
12. 0—0	Lf8—e7
13. f2—f4	0—0
14. Sd2—f3	Le7—f8
15. f4—f5	Sg6—e5
16. Sf3—e5:	Lf6—e5:
17. De3—f3	Tf8—e8 ⁴⁾
18. Df3—h5	c5—c4 ⁵⁾
19. Lb3—c2	Le5—f6
20. Dh5—g4	Dd8—e7
21. Tf1—e1	d6—d5!
22. e4—e5	Lf6—e5:
23. f5—f6	De7—f6:
24. Lc1—g5	Df6—b6†
25. Kg1—h1	g7—g6 ⁶⁾
26. Te1—f1	Db6—e6
27. Dg4—h4	Le5—g7
28. Ta1—e1	De6—c6
29. Dh4—f2	Te8—e1:
30. Tf1—e1:	Ta8—e8
31. Te1—f1	d5—d4
32. c3—d4:?)	Lg7—d4:!
33. Df2—f7†:*)	Kg8—h8



Stellung nach 33ten Zuge.

34. Lc2—e4!?) Dc6—e4:
 35. Lg5—f6† Ld4—f6:
 36. Df7—f6†: remis durch ewig Schach.

Anmerkungen.

- 1) Die nachfolgende Partie wurde auf dem diesjährigen Wiener internationalen Meisterturnier gespielt.
- 2) Weniger gebräuchlich und nicht so gut wie 4.... Sg8—f6.
- 3) Es droht 9.... e7—e5 nebst 10.... c5—c4.
- 4) Mit diesem Zuge beginnt Schwarz den Angriff auf den Bauern e4, welcher vom Gegner auf die Dauer nicht behauptet werden kann. ♚ ♜
- 5) Schlecht wäre selbstredend 18.... g7—g6 wegen 19. f5—g6:, h7—g6:; 20. Dg5—g6†:.
- 6) Alles Meisterzüge von beiden Seiten!
- 7) Besser als 32. Df2—f7†:, Kg8—h8; Df7—f2, Te8—f8.
- 8) Df2—d4: darf wegen Dc6—g2-♠ nicht geschehen.
- 9) Dieser schöne Zug erzwingt das Remis; Schwarz ist gezwungen, den Läufer zu nehmen.

Das Wiener internationale Turnier

hat folgendes Ergebnis gehabt. Nach der letzten Runde hatten gewonnen:

Steinitz (London)	24
Winawer (Warschau)	24
Mason (Newyork)	23
Mackenzie (Newyork)	22 ^{1/2}
Zuckertort (London)	22 ^{1/2}
Blackburne (London)	21
Englisch (Wien)	19 ^{1/2}
L. Paulsen (Nassengrund)	18 ^{1/2}
Wittke (Graz)	18
Weiß (Wien)	16 ^{1/2}
Grubb (Wien)	16
Schwarz (Wien)	15
Schigorin (St. Petersburg)	14
Dr. Meitner (Wien)	13
Bird (London)	12
Ware (Boston)	10
Bernhard Fleißig (Wien)	?
Dr. Noa (Gr. Beckere)	?

Hiernach hatten Steinitz und Winawer um den ersten und den zweiten, Mackenzie und Zuckertort um den vierten und den fünften Preis zu stehen, während Mason den dritten, Blackburne den sechsten Preis erhielten. Von den beiden Stichpartien gewannen Winawer und Steinitz jeder eine, teilten daher die beiden ersten Preise. Dasselbe thaten Mackenzie und Zuckertort ohne Entscheidungspartien zu versuchen. Da Zuckertort den drei ersten Preisträgern gegenüber die meisten Gewinnpartien aufzuweisen hatte, fiel ihm auch der Spezialpreis zu.

Briefkasten.

B. N., hier: Ihre Verwunderung darüber, daß das Endergebnis des Wiener Meisterturniers in der Volksblattnummer vom 23. Juni schon mitgeteilt ward, während die vorige, am 24. Juni angegebene Sonntagsblattnummer dieses selbige Resultat als noch unbekannt bezeichnet, ist nicht gerechtfertigt, da, wie wir schon wiederholt zur Kenntnis unserer Leser gebracht haben, das Sonntagsblatt (wie alle Wochenzugaben politischer Tagesblätter) schon frühzeitig im Laufe der Woche fertiggestellt werden muß.

B. F. in Hagen: Wir sind Ihnen für Ihre wiederholten schätzenswerten Beiträge zu großem Danke verpflichtet. Die Korrespondenzpartie ist sehr interessant und soll zum Abdruck gelangen. Ihr Gegner ist frühzeitig von der Theorie abgegangen. Kam nicht 12.... lange Rochade, 13. d5, Sb4 in Betracht? Anmerkungen wären sehr erwünscht; frdl. Gruß.

Abonnet F. in Oberfeld und J. R. hier: Richtige Lösung notiert.

Sonntagsblatt.

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. Fink.

Druck u. Verlag der Aktien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt“ in Düsseldorf.

Nr. 28.

Sonntag, den 9. Juli.

1882.

Sechster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heil. Markus VIII, 1—9.

Inhalt: Jesus sättigt auf eine wunderbare Weise die ihm in die Wüste nachgefolgte Volksmenge von viertausend Menschen mit sieben Broden und einigen Fischen.

* * *

Ein bischöfliches Wort über Kinder- erziehung.

Dem ersten Hirtenschreiben des Bischofs Franz Kaspar von Baderborn entnehmen wir nachstehende erste Mahnung an christliche Eltern: „Wie glücklich würde unser Vaterland, wenn überall das Familienleben ein christliches wäre, wenn insbesondere die Kindererziehung als die wichtigste und heiligste aller Pflichten angesehen und nach der Lehre und dem Vorbilde dessen vollzogen würde, der für uns ein Kind wurde, um uns zu Gotteskindern zu machen. Wahrlich, von den Uebeln, die auf der menschlichen Gesellschaft jetzt lasten, würde der größte Teil gehoben oder doch gemildert werden. Denn täuschen wir uns darüber nicht: ungeachtet des allgemeiner verbreiteten Wissens, ungeachtet zahlreicher Erfindungen und Entdeckungen, ungeachtet der glänzenden Außenseite, ist die menschliche Gesellschaft unserer Zeit in religiöser und sittlicher Beziehung krank, sehr krank. Ich will schweigen von den Nachrichten über so manche Thatfachen irdischer Versunkenheit, schweigen von Verbrechen, deren Zahl früher höchstens einem Jahrzehnt angehörten, jetzt aber sich in wenige Wochen zusammendrängt, schweigen davon, daß ruchlose verbrecherische Hände mehr als einmal an der geheiligten Person des Königs sich vergriffen haben, obwohl auch all diese Vorkommnisse Züge zu dem traurigen Bilde liefern. Allgemein hervortretende Züge sind eine, besonders den höhern Gesellschaftskreisen angehörende Glaubensverleugnung und Glaubensgleichgültigkeit, eine damit Hand in Hand gehende Gleichgültigkeit gegen die Reinheit der Sitte und des Herzens, ein Haschen nach irdischen Gütern mit erlaubten und unerlaubten Mitteln, der Bruch der Wahrheit in gewöhnlicher Rede und der vor Gottes Angesicht abgelegten eiblichen Aussage, eine Kluft, die das, was in Eintracht und Friede in den verschiedenen Ständen verbun-

den sein sollte, nur täglich weiter von einander trennt und nur die Saat der Unzufriedenheit, des Neides und Hasses und zügelloser Begier üppig wuchern läßt. Die schiefe Bahn, auf der wir uns befinden, so wird jeder mit mir sprechen, der eine bessere Zeit gekannt hat, muß bald verlassen werden, oder sie führt uns dahin, wo unsägliche Verwirrung und Auflösung aller einigenden Bande das Ende bilden. Wer wird Retter sein? Ich billige jedes Mittel, das irdische Institutionen als förderlich uns darbieten; aber wie der einzelne Mensch aus sittlicher Versunkenheit sich nur erheben kann durch die Hand dessen, der das Heil gebracht hat für alle, und darum der Heiland heißt, so kann auch die Not und die Verkommenheit einer Generation nur auf dem Wege und mit den Mitteln dessen gehoben werden, der mit seinem Erscheinen eine neue Schöpfung brachte und die Gestalt der Erde erneuerte. Liegt nun auch Lehre und Gnade in der Einrichtung seiner Kirche, und sind deren Diener nach des Apostels Worten Ausspänder der Geheimnisse Gottes, so seid aber auch ihr berufen, dies hehre Werk der Seelsorger eurer Gemeinde mit all euren Kräften zu fördern, und keine Pflicht ist wichtiger, keine für euch heiliger, als euer Kinder im Glauben, in der Furcht und der Liebe Gottes zu erziehen.

Beantwortet euch oft die Frage: Welchen Wert hat die Seele eines Kindes? und werdet ergriffen durch die Antwort: Die Seele eines einzigen ist mehr wert als die ganze Welt. Sie kann mit nichts von all dem, was zur sichtbaren Welt gehört, verglichen werden. Nehmet von einer weiten reichen Saatflur ein einziges Korn, es verschwindet gegen die Masse, und dennoch könnt ihr es mit ihr vergleichen, es bildet einen, wenn auch noch so kleinen und winzigen Teil davon, es gehört zu ihr. Nehmet einen Tropfen aus dem Meere, er verschwindet gegen das den größten Teil des Erdkreises bedeckende Wasser; dennoch könnt ihr denselben mit ihm vergleichen, er ist ein Teilchen von ihm, er gehört dem Ocean an. Aber womit wollt ihr die Seele vergleichen? Mit keinem Werke der sichtbaren Schöpfung; denn sie ist nach Gottes Bilde geschaffen, sie ist sein Eigentum, und er selbst soll ihr ewiges Eigentum werden. Sie nimmt als Gottesbild teil an seiner Vollkommenheit, teil an sei-

ner Macht durch ihren freien Willen, teil an seiner Allwissenheit durch ihre Erkenntnis, teil an seiner Ewigkeit durch ihre Unsterblichkeit, und die ewige Zukunft dieser Seelen, ihr Eltern, ist vor allem in euere Hände gelegt.

Aber welche Abstufungen unter den verschiedenen Klassen der Eltern! von solchen an, welche das Werk der Erziehung mit aller Pflichttreue und Liebe vollführen und Gottes Stelle an den Kindern vertreten, bis zu solchen, welche durch Wort und Beispiel dieses Werk untergraben und sie führen den Weg des Verderbens. Wo Lüge und Fluchworte, Streit in der Ehe, Zwistigkeit und Trägheit im Hauswesen herrschen, da ist eine Schule des Bösen eingerichtet, da kann von einer Erziehung für Gottes Reich nicht die Rede sein; aber auch nicht einfach, sondern doppelt und dreifach schwer würde hier das göttliche Wort die Strafe verkündigen über denjenigen, der Einem der Kleinen Vergernis giebt. Andere glauben schon hinreichend ihre Pflicht zu erfüllen, wenn sie ihre Kinder zur Kirche und Schule senden, aber selbst dem Gottesdienste fern bleiben, an den Gnadenmitteln der Kirche sich nicht beteiligen, weil der Glaube in ihnen erkaltet, und der Wahn, alles dieses in jetziger Zeit nicht mehr zu bedürfen, an seine Stelle getreten ist. Wie wollet ihr aber Früchte erwarten, wenn der Acker der Kinderherzen nicht bereitet und gelockert ist? Wie kann erwartet werden, daß das Wort des Lebens eindringe, wenn die Zunge verstummt, welche es bekräftigend wiederholen soll, wenn das Herz dürr geworden ist, um Vertrauen und Gottes- und Erbster-Liebe aus ihm in die Kinderherzen zu ergießen? Wenn im Hause nie davon die Rede ist, daß der Allwissende in des Herzens Tiefe schauet, daß er allein zu fürchten ist; wenn nie davon die Rede ist, wie sehr Gott die Welt geliebt habe, daß er sie so sehr geliebt habe, daß er seinen Eingeborenen für sie dahin gab; wenn nie davon die Rede ist, daß die Seele des Sohnes oder der Tochter sei ein Tempel des h. Geistes, und daß dieser Tempel durch jede Sünde, insbesondere durch die Sünde der Unreinigkeit, verlegt werde; wenn das tägliche Gebet unterlassen wird: glaubt ihr, daß dann das Werk der Erziehung gedeihe, und die Seelen der Kinder fest beharren werden auf dem rechten Wege, wenn Gefahren und Versuchungen auf sie einströmen? Es ist so durchaus nicht die wichtigste und heiligste Elternpflicht erfüllt. Nur dann werdet ihr sie erfüllen, wenn jedes Haus ein Tempel im Kleinen wird, in welchem das Wort der Kirche seine Fortsetzung und Kräftigung findet, in welchem gepflegt werden Gottesfurcht als aller Weisheit Anfang, Arbeitsamkeit und reine Sitte, Berufstreue und Gebet, Zufriedenheit mit dem Stande, in den Gott euch gesetzt, Ehrfurcht gegen den König, als den höchsten von Gott berufenen Schirnherrn des Rechtes und der Ordnung im Vaterlande.

Erklärung der kath. Bischöfe Irlands.

Die jüngst in Dublin versammelten katholischen Bischöfe Irlands haben folgenden gemeinsamen Hirtenbrief erlassen:

In der sozialen Krisis, welche Irland jetzt durchmacht und welche einen weit und tiefgreifenden Einfluß sowohl auf die moralischen, als materiellen Interessen haben muß, habt Ihr ein Recht zu erwarten, daß Eure Bischöfe Euch die Richtung geben und die Verlegenheiten zu beheben helfen, in denen jetzt die Erleuchtetsten, wie Bestgesinnten befangen sind. Gedrängt von unserer Euch in dieser Lage schuldigen Pflicht und unaussprechlich ängstlich besorgt um Euer zeitliches und ewiges Wohl haben wir in unserer Versammlung unter anderem auch die gegenwärtige Lage unseres geliebten Landes erwogen und beillen uns nun, Euch die Ergebnisse unserer Beratungen mitzuteilen.

Laßt uns vorausschicken, daß wir uns in der Bildung unseres Urtheiles hauptsächlich von der Erwägung Eurer geistigen Interessen haben bestimmen lassen und daß wir nur von den Diktaten unseres Gewissens und dem stets gerechten und heilsamen Geheze Gottes geleitet worden sind. Euch, den ergebenen Kindern der katholischen Kirche, erleuchtet durch den Glauben und gehorsam dem Gebote Gottes: zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit zu suchen — Euch, wie uns selbst, muß es eine unzweifelhafte Wahrheit sein, daß in allen Fragen, sozialen und politischen sowohl als religiösen, das Geheze Gottes unsere oberste und unfehlbare Regel ist; daß, was moralisch unrecht, nicht politisch recht sein kann und daß eine That, welche Gott uns verbietet, unmöglich uns selbst, oder unserem Land nützlich sein kann.

Indem wir diese Grundsätze auf die täglich um uns herum vorkommenden Ereignisse und auf die wichtigsten Fragen, welche jetzt die Aufmerksamkeit unseres Volkes absorbieren, anwenden, sehen wir Gefahren, gegen welche wir unsere warnende Stimme erheben müssen, und nicht wenig Excesse, welche wir tief beklagen und unzweideutigerweise verurteilen müssen.

Es ist wahr, daß sowohl aus religiösen, als auch aus politischen Gründen es das unbestreitbare Recht der Irländer ist, auf und von ihrem eigenen fruchtbaren Boden zu leben, und frei zu sein in der Verwendung der Hilfsquellen ihres Landes zu ihrem eigenen Nutzen.

Es ist ferner das eingestandene Recht und oft die Pflicht derjenigen, welche Unterdrückung, sei es von Personen, sei es vom Staate, erleiden, durch jedwedes gesetzliche Mittel Abhilfe zu suchen; und zur Erlangung solcher Abhilfe zu helfen, ist ein edles Werk der Gerechtigkeit und Nächstenliebe. Aus solchen Gründen hat der Gegenstand unserer nationalen Bewegung nicht nur die Billigung und den Segen Eurer Priester und Bischöfe, sondern selbst des heil. Vaters erhalten, sowie den Beifall aller gerecht und edel gesinnten Menschen ohne Unterschied des Stammes oder Glaubens in unserem, wie in fremden Ländern. Es muß Euch jedoch

wohl bekannt sein, wie es thatsächlich in der weiten Welt bekannt ist, daß in Verfolgung Eurer gerechten Ziele von Zeit zu Zeit Mittel angewendet worden sind, welche grundverderblich sind für die soziale Ordnung, und den Geboten der Gerechtigkeit und Nächstenliebe widerstreiten. Auf diese ungesetzlichen Mittel wünschen wir Eure Aufmerksamkeit zu lenken und besonders auf die folgenden:

1. Sich weigern, gerechte Schulden zu bezahlen, wenn man dieselben zu bezahlen fähig ist.
2. Andere verhindern, ihre gerechten Schulden zu bezahlen.
3. Den Nachbar in seiner Person, in seinen Rechten und in seinem Eigentume verletzen.
4. Dem Gesetze und denjenigen, welche zu dessen Ausführung bestellt sind, gewaltthätig widerstehen, oder andere dazu veranlassen.
5. Geheime Gesellschaften zur Beförderung obiger oder ähnlicher Zwecke bilden, oder den Befehlen solcher verbotenen Gesellschaften gehorchen.

Hauptsächlich unter Anwendung dieser Mittel sind zahlreiche Uebelthaten begangen worden, alle mehr oder weniger verbrecherisch, darunter fürchtbar hervortretend das abscheuliche Verbrechen des Mordes, welches eben, indem wir dies an Euch richten, das öffentliche Gewissen entsetzt, unser Land entehrt und den Zorn des Allmächtigen herausfordert.

Gegen alle und jede dieser Missethaten protestieren wir feierlich im Namen Gottes und seiner heiligen Kirche, und wir erklären es für Eure Pflicht, denjenigen, welcher Euch die Begehung einer derselben anempfehlen oder rechtfertigen wollte, als den schlimmsten Feind unseres Glaubens und Landes zu betrachten. Wir appellieren feierlich an alle unsere Mitgesenen, besonders an die Jugend beiderlei Geschlechtes, nicht nur keinerlei Verbindung mit geheimen Gesellschaften zu haben, sondern dieselben auch zu verurteilen und zu bekämpfen als gleich feindlich der Religion wie der sozialen Freiheit und dem sozialen Fortschritte.

Laßt uns Euch nun versichern, daß die nationale Bewegung, gereinigt von dem, was verbrecherisch ist, und bewahrt von dem, was zum Verbrechen führt, sowohl unsere, als unseres Klerus ernste Unterstützung finden soll. In jeder Eurer friedlichen und gerechten Bewegung soll der Klerus mit Euch sein, Euch führen und, wenn erforderlich Euch zurückhalten; aber Ihr dürft nicht von ihm erwarten, etwas zu thun, was sein Gewissen verurteilt. Die Priester können nicht Eier von Haß und Zwietracht unter ihrer Herde sein — sie können unter keinem Vorwande Gesetzwidrigkeit und Unordnung dulden, noch weniger unterstützen. Sie werden mit und für Euch männlich arbeiten, aber im Lichte des Tages, mit gesetzlichen Waffen und für gerechte und löbliche Zwecke; und wir fühlen uns überzeugt, daß Euer kindlicher Gehorsam gegen ihre Unterweisungen und gegen die Ermahnungen, welche wir Euch hiermit geben, den göttlichen Segen auf unser Land herabbringen und dasselbe von den es bedrohenden Uebeln erretten und am schnellsten zu Gedeihen und Frieden führen wird.

Schließlich fühlen wir uns verpflichtet, zu erklären, ohne in irgend einem Sinne die oben verurteilten Verbrechen und Uebelthaten entschuldigen

zu wollen, daß unseres Erachtens dieselben niemals geschehen sein würden, wenn nicht das Volk zur Verzweiflung getrieben worden wäre durch Ausweisungen und die Aussicht auf Ausweisungen wegen Nichtbezahlung übermäßigen Pachtzins; und ferner, daß die Fortsetzung solcher Ausweisungen, welche vom Premierminister von England mit Recht als Todesurteile bezeichnet worden sind, eine unheilvolle fortgesetzte Provokation zum Verbrechen sein müssen, und daß es die Pflicht aller Freunde der sozialen Ordnung und besonders der Regierung ist, dem ein Ende zu machen so schnell als möglich und um jeden Preis.

Indem wir unseren liebevollen Gott ernstlich anflehen, Euch und unserem betäubten Lande die Weisheit, Frömmigkeit und Stärke seines göttlichen Geistes zu verleihen, und Euch zu lehren, die Schätze seiner Gnade allen Gütern dieser Erde vorzuziehen, erteilen wir Euch vom ganzen Herzen unseren bischöflichen Segen.

Dublin, 10. Juni 1882.

(Folgen die Unterschriften der irischen Kirchenfürsten.)

Glockensagen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß geweihte Glocken, welchen durch das Gebet der Kirche eine ganz besondere Kraft innewohnt und vermöge der beständigen und lebendigen Sprache, die sie mit ihrem ehernen Munde zum Ohre und Herzen der Gläubigen, ja nicht selten auch der Ungläubigen, führen,*) ein außergewöhnlicher Einfluß auf das moralische Leben der Völker ausübt, vielfach, ähnlich wie das Leben heiligmähiger Personen, Gegenstand der Legende werden. Wenn aber im Leben der Heiligen durch die kirchlichen Organe möglichst Wahrheit und Dichtung auseinander gehalten werden, so geschieht dies im Bereiche der Glockensagen nicht und müssen wir sie daher eben nur als Sagen nehmen, um nicht irgendwie abergläubischen Vorstellungen Raum zu geben. Was die Glocke im Volksglauben vermocht und gethan hat, berichtet Voederer in seinen „Beiträgen zur Glockenkunde“. Für die Wahrheit des Erzählten kann selbstverständlich der Verfasser nicht eintreten. Trotz der großen Verschiedenheit dieser Erzählungen ist der Versuch gemacht, sie der Uebersicht wegen in gewissen Gruppen vorzuführen.

I. Vielfach herrscht unter dem Volke die Ansicht, der Glockenspeiße müsse, damit ein schöner Ton erzielt werde, Silber und Gold beigegeben werden; besonders hätten die Paten nicht selten solche edle Metalle aus Opferstimm in den Ofen geworfen. Dabei entstand für den Meister leicht die Versuchung, auf geheime Weise sich diese kostbare aber unnötige Zuthat anzueignen und that er es, so fand er nicht selten für seine Betrügerei gerechte Strafe

*) Chateaubriand sagt: „Mir scheint der Umstand sehr wunderbar und bemerkenswert, daß die Kunst erfunden ward, durch einen Klöppelschlag in einer und derselben Minute in tausend verschiedenen Herzen ein und dieselbe Empfindung zu erwecken; daß man Wind und Wolken zwang, sich gleichsam mit unsern Gedanken zu beladen.“

oder verfiel fogar einem Gottesgericht. — Die älteste hierher gehörige Sage ist die über den Glockenguß in Aachen unter Karl dem Großen. Nach dem Monachus sangallensis lautet dieselbe folgendermaßen: Kaiser Karl d. Gr. ließ gegen Ende des 8. Jahrh. einen Benediktinermönch, welcher mit der Kunst des Glockengusses vertraut war, mit Namen Tanco (oder Tanchu), aus dem Kloster St. Gallen nach Aachen kommen und übertrug ihm den Guß einer Glocke für sein Münster. Als die Glocke fertig war, fand sie den vollen Beifall des Kaisers, weil sie sowohl was Guß als was Ton anlangte, vorzüglich gelungen war. Der geschickte Meister hatte ehrlich gehandelt, aber sich auch durch seine Arbeit den Neid eines andern Meisters am Hofe des Kaisers, der in allen Metallarbeiten wohl erfahren war, zugezogen. Dieser (praestantissimus sed infelicissimus in aere magister) sprach zum Kaiser: „Daß mir viel Kupfer bringen, damit ich es rein mache und anstatt des Zinnes gib mir so viel Silber, als nötig ist, wenigstens 100 Pfund, und ich gieße Dir eine Glocke so gut und schön, daß sie jene verstummen macht.“ Darauf ließ der Kaiser, der ja viel Reichthum hatte, ohne daß er sein Herz daran hing, dem Künstler alles geben, was er begehrt. Jener Unglückliche ging froh von dannen, schmolz und reinigte das Kupfer, aber anstatt des Silbers nahm er das reinste Blei und brachte aus diesem falschen (adulterato) Metalle eine Glocke zustande, die äußerlich wohl sehr schön aussah, aber, nach dem der Klöppel hineingehängt war, keinen Ton von sich gab; als der Küster der Kirche und die übrigen Kapläne, sowie einige Arbeiter nacheinander sie läuten wollten, blieb sie trotz der größten Anstrengungen stumm. Darauf trat der Meister des Werkes und Urheber des unerhörten Betruges unwillig selbst hinzu, ergriff das Seil und zog die Glocke an. Aber siehe! der eiserne Klöppel fiel herunter auf den schuldbeladenen Nacken und indem er der Körper durchschnitt, sah man die Eingeweide herausfallen. Das nachträglich gundene Silber ließ der Kaiser unter die Armen theilen. — Eine ähnliche Geschichte wird erzählt über einen Glockenguß für die Michaelskirche zu Fontenelle (zwischen 734 und 738). Der Glockengießer (in hac arte eruditus) hatte hinreichendes Metall geliefert bekommen. Aber, ebenfalls ein Betrüger, hatte er einen Teil desselben heimlich bei Seite geschafft und bekam infolge dessen die Glocke nicht die richtige Gestalt. Trotzdem wurde sie in den Turm aufgehängt, aber jedesmal, wenn sie läutete, wurde der Meister wahnsinnig, stieß unverständliche Worte aus und bellte wie ein Hund. — Wie auf andere Weise Betrügereien an den Tag kamen, zeigt u. a. die Sage über die Glocken in Rheims. Floboard erzählt: „Der h. Rigobert (um 700) kam auf der Flucht vor seinen Feinden nach Gascogne. Als er dort in der Verbannung verschiedene Kirchen mit großem Eifer besuchte und in eine Basilika betend eintrat, wurden gerade in gewohnter Weise die Glocken geläutet, aber zwei Glocken, obschon angeschlagen, gaben keinen Ton. Darauf frugen ein Priester und andere Umstehende ihn, wer er sei und

von wo er gekommen sei, fügten auch die Frage hinzu, ob er nicht wisse, woher es komme, daß die angeschlagenen Glocken keinen Ton gäben. Er erwiderte, es seien ihm aus einer Kirche zwei Glocken gestohlen worden und er vermute, daß diese sie seien. Als sie ihm nunmehr gezeigt wurden und er sie als die seinigen anerkannt hatte, ließ er sie noch einmal läuten. Sogleich ertönten sie wieder und bewiesen so die Wahrheit seiner Aussage. Unter dem Erstaunen aller wurden die Glocken dem Eigentümer zurückgestellt.“ — Ueber die größte Glocke in Aachen bei Bonn aus dem Jahre 1719 berichtet man folgendes: Der Meister klagte über Mangel an Glockenspeise, obgleich die Nonnen des dortigen Klosters St. Anna zur alten Glocke, die umgegossen werden sollte, eine große Menge alten Silbers hinzugethan hatten, und alle Pfarrkinder glaubten, es sei hinreichendes Material vorhanden. Der Glockengießer blieb bei seiner Meinung und erklärte, nach Köln gehen zu wollen, um noch einiges Silber zu holen. Bereits waren die Formen fertig, es erübrigte nur der Guß. Dem Gesellen, den er bei sich hatte, verbot er aufs strengste, den Guß vor seiner Rückkehr vorzunehmen, aber die Arbeiter, Betrug im Spiele fürchtend, wußten denselben durch Geld zu gewinnen; an der sog.kehr, östlich von Aachen, nahm er den Guß trotz des Verbotes seines Meisters vor, und derselbe gelang vortrefflich. Als der Meister zurückkehrte, hing die neue Glocke schon im Turme und ließ ihren herrlichen Klang weit hin ertönen. Der Meister hörte ihn, ging voll Ingrimm über den mißglückten Betrug ins Wirtshaus, wo er sich selbst den Tod gab. Statt des Silbers fand man in seinem Sack nur Kupfer und geringes Metall. Der Gesell aber steht daselbst noch heute in dankbarem Andenken.

(Fortf. folgt.)

Der Salomonische Tempel.

(Fortsetzung.)

Es fragt sich ferner, ob die drei Reihen Steine alle von gleicher Größe waren, und man könnte in einer Stelle eine Andeutung des Gegentheils finden wollen. Denn 1. Kön. 7, V. 10—12 heißt es: „Die Grundlage waren köstliche große Steine, Steine von 10 Ellen und Steine von 8 Ellen, und oben darüber köstliche Steine nach dem Maße gehauen und Cedern.“ Ohne Zweifel deuten die Maße von 10 und 8 Ellen nicht die Dicke der Mauer an, (welche dadurch zu kolossal werden würde) sondern die Länge der Quader, und dann will der Erzähler offenbar eine vierfache Ordnung der Lagen beschreiben, zuerst größere Steine von 10 Ellen, dann kleinere von 8 Ellen Länge, dann köstliche, behauene Steine, deren Größe aber nicht mehr bedeutend genug ist, um besonders genannt zu werden, endlich Cedernbalken. Denkt man sich die Mauern des Tempelhauses in dieser Art in immer abnehmenden Lagen gebaut, so läßt sich dadurch vielleicht auch die sonst räthelhafte Struktur der umherlaufenden Stockwerke, von denen das obere immer um eine Elle breiter war, als das

darunter liegende, erklären. Man muß dabei freilich voraussetzen, daß die Dicke der Steine verhältnismäßig zu ihrer Breite abnahm, und daß jede Lage nicht einfach, sondern etwa doppelt oder dreifach war, um die Höhe eines Stockwerkes der Seitenkammern, fünf Ellen, zu erreichen. Beides ist aber nicht unwahrscheinlich. Dies waren denn die Absätze, von denen 1. Kön. 6, V. 6 spricht, die in Hiesekiel 21, V. 6 u. 7 beschrieben sind, und welche die mehrfach erwähnte Wirkung hervorbrachten, daß die Balken der Seitenkammern nicht in die Mauer des Haupthauses eingriffen, weil sie sicher auf diesen Absätzen auflagern. Die drei Stockwerke würden dann auf die drei Lagen der Steine Beziehung haben, während nur oberhalb dieser untern Mauer der obere Teil des Tempelhauses, wo er über die Seitengebäude hervorragte, ganz in Cedern gebaut war. Es darf nicht befremden, daß diese stärkste Mauer eine innerliche war; denn sie hatte ja die ganze Höhe des Gebäudes und das Dach zu tragen, und auch die Stockwerke des Nebengebäudes ruhten auf ihr. Die äußern Wände der Nebengebäude mochten dann ganz von Cedernbalken sein, was die Verzierung erleichterte. Eine Stelle des Josephus a. a. O., wo er von langen Balken spricht, durch welche die Stärke der Mauern selbst vermehrt würde, wäre dann besser auf diese Balken, als auf die Deckbalken zu beziehen, und die Wendeltreppe, welche (1. Kön. 6, V. 8) in die obern Stockwerke führte, und die nach Josephus in der Dicke der Mauer angebracht war, fände hier ebenfalls eine geeignete Stelle.

Sehr ungewiß ist leider die äußere Gestalt des ganzen Tempelhauses und namentlich das Höhenverhältnis seiner einzelnen Teile. Selbst da, wo bestimmte und glaubhafte Angaben vorliegen, bleiben noch erhebliche Zweifel. Daher fallen in dieser Beziehung die Hypothesen der Restauratoren am verschiedensten aus. Hirt bringt das ganze Gebäude mit Einschluß der Seitenkammern unter ein Dach und nimmt nur die Vorhalle niedriger an. Stieglitz dagegen (in den Beiträgen) denkt sich die Vorhalle als einen Doppelturm von 60 Ellen, an welches sich dann endlich das kleinere 20 Ellen hohe Sanktuarium in gleicher Höhe mit den Seitenkammern anschließt. Wenn Hirts Konstruktion vielleicht zu sehr der eines griechischen Tempels gleicht, so hat sich Stieglitz gewiß mit sehr viel größerem Unrechte von dem Vorbilde des ägyptischen Tempels leiten lassen.

Die erste Frage ist die über das Verhältnis zwischen der Cella und dem Sanktuarium. Steht man die Quellen unbefangen an, so kann kaum ein Zweifel darüber entstehen. „Und das Haus, welches der König Salomo Jehova baute, 60 Ellen war seine Länge und 20 Ellen seine Breite und 30 Ellen seine Höhe“ (1. König, 6, V. 2). Die Länge von 60 Ellen umfaßt das 40 Ellen lange Haus und das 20 Ellen lange Sanktuarium, und man kann also, da die Höhe von 30 Ellen mit dieser Länge verbunden ist, nicht anders glauben, als daß, soweit sich die Länge der 60 Ellen erstreckte, die

Höhe 30 Ellen betrug. Damit stimmt denn auch die fernere Anordnung der ganzen Beschreibung überein. Denn dieselbe deutet an, daß das Allerheiligste kein äußerlich abgeonderter Teil des Gebäudes, sondern nur eine innere Abteilung war. Wenn man den Text im Buche der Könige zur Hand nimmt, so findet man, daß sich unmittelbar an jene Maßangaben des Haupthauses die Beschreibung der Vorhalle und der Seitenkammern anschließt und so zuerst die Beschreibung des Außern vollendet wird, und dann die des Innern anfängt. Der Vers 14 bezeichnet diesen Uebergang ziemlich deutlich: „Und so baute Salomon das Haus und vollendete es. Und er baute die Wände des Hauses innerhalb mit Cedernholz“ u. s. w. Man sieht, der Erzähler hat von dem Außern gesprochen bis zur Vollendung, so viel er davon sagen wollte. Jetzt geht er auf das Innere über. Er erzählt nun zuerst, wie das Innere des Haupthauses geschmückt worden. Dann fährt er fort (V. 16): „Und Salomon baute 20 Ellen an der hintersten Seite des Hauses mit Cedernbrettern, vom Fußboden bis an die Wände, und so baute er innerhalb des Hinterraumes das Allerheiligste.“ In den folgenden Versen wird dann zuerst gesagt, „daß das Haus, d. i. der Tempel, vorne 40 Ellen (tief) sei“, demnächst von der Ausschmückung und Bereitung des Allerheiligsten für die Lade gesprochen, und nun folgt erst (V. 20) die Bestimmung, daß der Hinterraum 20 Ellen Höhe und ebensoviel Breite und Länge gehabt habe.

(Schluß folgt.)

Eine Konsultation.

Wir waren en petit comité im Abendzirkel bei der Marquise. Arme Marquise! — Sie war krank oder glaubte vielmehr es zu sein, denn aufrichtig gesagt, sah sie nicht darnach aus.

Abgesehen von einer zarten Blässe, die sie nur noch interessanter machte, kam sie uns nie hübscher vor; nie waren ihre Lippen rosiger, ihre großen schwarzen Augen funkelnder.

Im übrigen: Wittwe, zwanzig Jahre alt und Millionärin. Arme Marquise! sie wollte, daß man sie beklage.

Aber es heißt: les extrêmes se touchent! — Vielleicht lag gerade im Uebermaße ihres Glückes der Grund ihrer Leiden? War ihr Uebel vielleicht das Schlimmste von allen, die Langweile?

Sei dem, wie ihm wolle; Thatsache bleibt, daß alle Aerzte der Seinestadt vergebens konsultiert worden waren, und daß ihr nur noch eine Zuflucht blieb, die letzte — Doktor Müller.

Aber nicht Jeder, der will, sieht diesen alten excentrischen Deutschen. Trotz eines sehr dringenden Briefes war er noch nicht gekommen.

Die Marquise verzweifelte und natürlich mit ihr der kleine Salon. Eine einzige Lampe brannte düster in einem Winkel und wollte, als frene sie sich ihres Daseins so wenig als die Marquise, jeden Augenblick erlöschen. Die eigentliche Beleuchtung bestand nur in den rötlichen Flammen des

großen Kaminsfeuers, an welchem sich vergebens die Konversation erwärmen wollte.

Plötzlich wurde Doktor Müller gemeldet und kaum gemeldet trat er ein.

Ein rasch gewechselter Blick überzeugte Jeden von uns, daß wir alle ein und dieselbe Idee hatten. Es war eine Art phantastischer Erscheinung.

Eine kahle, breite Stirne, ein scharf markiertes Profil, tief liegende blitzende Augen, ein malignes Lächeln auf den dünnen, herabgezogenen Lippen, eine Haut, wie altes Pergament, mager wie ein Skelett, kurz alles so seltsam, so häßlich, daß man unwillkürlich an seinen langen knöchernen Fingern Klauen suchte und es nicht für unmöglich hielt, daß in seinen breiten Schuhen mit den silbernen Schnallen Bockshüße stecken.

Uebrigens war in ihm der Weltmann nicht zu verkennen. Sein schwarzer Frack, obwohl mit seinen breiten, edigen Flügeln nicht mehr in der Mode, war nicht ohne eine gewisse, wenn auch veraltete Eleganz. Dasselbe war der Fall bei seiner langen Weste aus Ludwig des Fünfzehnten Zeit. Tabellos waren seine blendend weißen, herabhängenden weiten Manchetten und der sorgsam gefaltete Jabot, der scharf mit der schwarzen Farbe kontrastierte und auf welchem ein kostbarer Diamant vom reinsten Wasser glänzte.

Mit verbindlicher Artigkeit war ihm die Marquise entgegengeeeilt.

„Ach, Doktor, Sie werden mich retten!“ rief sie.

„Ich glaube,“ erwiderte er mit einer seltsamen Grimasse, die sich auf verschiedene Weise deuten ließ.

„Wollen Sie, daß wir gleich in mein Boudoir gehen?“

„Wozu, Frau Marquise? Wir sind nicht verpflichtet. Wir sind hier eben so gut. Fahren Sie in Ihrer Konversation fort, wie wenn ich nicht hier wäre.“

„Aber, Doktor, meine Krankheit — die Konsultation.“

„Seien Sie unbesorgt, Marquise, ich vergesse Sie nicht; ich fühle Ihnen dabei den Puls.“

Und ihre Hand nehmend setzte er sich neben sie.

Einige Minuten später war man im besten Zuge, den originellen Greis zu necken, der mit der liebenswürdigsten Bonhomie auf alle Späße einging. Man nannte ihn nach der Reihe Nostradamus, Cagliostro, Mesmer, und er lächelte dazu, wie bei der Erinnerung an alte Bekannte. Endlich ging man so weit, von ihm ein aufrichtiges Glaubensbekenntnis zu verlangen; worauf er eine lange geistreiche Rede zum besten gab, in der er beweisen zu wollen schien, daß er ein ganz einfacher Arzt, daß er nicht mehr Arzt sei, als alle andern Aerzte.

Die Marquise fiel aus allen Himmeln.

„Also,“ rief sie naiv, „also, Doktor, sind Sie kein Zauberer?“

„Ich?“

„Ein wenig, — genteren Sie sich nicht, — nur ein klein wenig?“

„Nicht im geringsten.“

„Aber man schreibt Ihnen doch Wunderkuren zu.“

Bei dieser Bemerkung ergriff der Vicomte das Wort.

„Doktor Müller,“ sagte er, „hat uns ja so eben selbst sein ganzes Geheimnis erklärt, wenn überhaupt hier von einem Geheimnis die Rede ist. Die rein materiellen Medikamente seiner Kollegen aus der alten Schule bei Seite lassend, greift er höher und bekämpft das Uebel im Geiste, wo es immer seinen Sitz hat. Er läßt einem Laster zur Aber, purgiert einen schlechten Instinkt, operiert eine Leidenschaft, vertreibt den Verdruß und verordnet zur kompletten Heilung in starken Dosen eine aufrichtige Bekehrung, bessere Neigungen, edle Gefühle; dies ist das Ganze. Es giebt für dieses System ein lateinisches Sprichwort; wenn ich nicht irre, heißt es: „Mens sana in corpore sano.“

„Ganz recht, Herr Vicomte,“ entgegnete der Doktor mit einem feinen Lächeln; „ganz recht, mit Ausnahme des ersten Wortes.“

„Mens?“

„Heißt Verstand, Vernunft, was, Ihnen zu dienen, für mich schon zu materiell ist. Setzen Sie statt mens das Wort anima; denn das, was ich behandle, ist die Seele.“

„So besteht also Ihre Kunst,“ rief die Marquise, „in einer, wenn ich mich so ausdrücken darf, einer Art christlicher Medizin?“

„In nichts anderem, Marquise. Ich habe den Staub von unzähligen Bibliotheken aufgewirbelt, ich habe Miriaden von Büchern verschlungen und in all' diesem heteroklytischen Busse fand ich nur ein einziges Goldkörnchen — aus der Asche all' dieser Makulatur blieb für mich nur ein einziger Band — das Evangelium, — nur ein einziger Satz: „Liebe deinen Nächsten!“ — Ja, meine Damen, ja, meine Herren, hierin ist alles enthalten. Um sich selbst zu heilen, fangen Sie damit an, andere zu heilen. Wenn Ignoranz, Ekel und Neid große Gebrechen in den untern Schichten sind, so trifft man nur zu oft in den obern: Gleichgültigkeit, Trägheit, Egoismus. Dies allein sind die Quellen aller Krankheiten, für die es nur eine Panacee giebt: Liebe deinen Nächsten.“

„Aber, was Sie uns da sagen, Doktor Müller,“ riefen wir fast einstimmig, „ist eine Predigt.“

„Und,“ fügten einige hinzu, „wenn wir auch aus vollem Herzen dieser brüderlichen Nächstenliebe unsern Beifall zollen, so können wir doch nicht glauben, daß sie in allen Fällen hilft.“

„Verlassen Sie sich darauf, was ich Ihnen sage, ist die reinste Wahrheit,“ versicherte der Greis mit sanftem Ernste. „Ich könnte es Ihnen im Notfalle durch mehr als ein Beispiel beweisen.“

„Still,“ rief die Dame des Hauses lebhaft. „Der Doktor erzählt uns eine Geschichte.“

„Nun, warum nicht, Marquise?“

„Gleich jene der Frau v. C. . . , jetzt die munterste, gejundeste und glücklichste Frau der Welt, die, wo sie hinkommt, wiederholt, daß sie vor fünfzehn Jahren durch Ihre Kunst, Doktor, so zu sagen von den Toten auferweckt wurde, nichts anders, wie die Tochter des Lazarus.“

„Ich könnte keinen überzeugenderen Fall wäh-

len", erwiderte der Arzt, „und wenn Sie erlauben —“

„Ich erlaube nicht nur, sondern ich bitte darum.“

Alle Stühle wurden nun dem Doktor näher gerückt, alle Zungen schwiegen, alle Ohren lauschten.

„Die junge Dame, von der die Frau Marquise spricht“, begann Dr. Müller, „Frau v. G. . . . war damals sechzehn Jahre alt und hieß Edith van Oden.“

Sie ist die Tochter eines berühmten holländischen Bankiers, der, nach rein kommerzieller Uebereinkunft verheiratet und schon im ersten Jahre nach seine Vermählung Witwer, während seiner langen Karriere nur einzige Freude, nur eine einzige Poesie, nur eine einzige Liebe kannte — seine Tochter.

Da sich van Oden das Ideal vollkommenen Glückes in nichts anderem dachte, als im Besitze großer Reichthümer, rief der vortreffliche Mann sich körperlich und geistig fast auf, um seine Edith zur reichsten Erbin Europas zu machen.

Endlich stand der Erfolg seines Strebens fest, endlich war Edith nach seiner Ueberzeugung das glücklichste Mädchen unter der Sonne, — denn sie besaß ja Millionen, da — bemessen Sie selbst den Jammer, die Verzweiflung des armen und doch so reichen Vaters, — da wird am andern Tage, ich weiß nicht, ob wela einer glücklichen Spekulation, die das Vermögen des Bankiers verdreifachte, Edith traurig, verstimmt, melancholisch, mit einem Worte krank.

Die ganze medizinische Fakultät versammelt sich im Hotel des holländischen Krösus. Wissenschaftliche Disputationen krenzen sich mit Artigkeiten „ejusdem farinae“; hundert lästige Fragen ermüden nutzlos die junge Sterbende, und schließlich wird ihr Leiden als ein unbegreifliches, als ein hieroglyphisches, als ein — unheilbares erklärt.

Nun erst denkt man an mich.

Obwohl ich mich schon eines gewissen Rufes zu erfreuen hatte, betrachtete man mich doch damals, wie an vielen Orten vielleicht noch jetzt, als eine Art Wunderdoktor, als einen Phantasie-Arzt, als einen Quacksalber, an dessen Thüre man nur in verzweifeltsten Fällen klopft.

Ich stellte mich nichts desto weniger zu Diensten und eilte zu der Kranken.

Der Portier erwartete mich vor der Einfahrt, ein Lakai in der Mitte des Hofes, ein zweiter unter der Vorhalle, ein dritter auf der Treppe, ein vierter im Vorzimmer und so fort, bis an den Salon, der an das Zimmer der Leidenden stieß, und in welchem van Oden mit großen Schritten auf und ab ging.

Als ich aus meinem Koupé stieg, rief der Portier dem ersten Lakai zu: „Er ist da!“

„Er ist da! — Er ist da! — Er ist da!“ — wiederholte der erste dem zweiten, der zweite dem dritten, der dritte dem vierten zc., ein lebendiger Telegraph, den van Oden eingerichtet hatte, um meine Ankunft so schnell als möglich zu erfahren.

Endlich stand ich vor van Oden. Er war larmstürrot, vernichtet, ein halber Narr!

„Doktor!“ rief er, und stürzte sich mir weinend in die Arme, „Doktor, meine Tochter stirbt! — retten Sie meine Tochter!“

„Bst!“ machte ich mit einer unzerstörbaren Ruhe; „wenn die Kranke Sie hörte!“

„Ja, ja, Sie haben Recht“, stammelte der arme Vater, indem er seine Thränen trocknete; „mein Gott, ich habe keinen Kopf mehr, ich werde nicht einmal mehr addieren können! — Ein Bankier und nicht mehr addieren! — Aber beruhigen Sie sich, — ich will vernünftig sein, — ja, ja, ich verstehe — sie ist dort neben an, sie könnte uns hören, — wir wollen leise sprechen, aber warum noch säumen? Kommen Sie! kommen Sie!“

(Schluß folgt.)

Charade.

Drei Silben.

Das Erste reicht uns geistige Speise,
Bald Himmelstrost, bald arges Gift,
Und überall, beim Kind, beim Greise,
In Haus und Kirche man es trifft.

Der Letzte Paar zielt mancher Schönen
Gewand mit schlichten Blumen schmuck,
Der gar bei kaltem Winters Dröhnen
Sich um sie schmiegt mit leichtem Druck.

Das Ganze? — Lieber Leser, schärfe
Den Katerwitz — und folge nun
Zu ernstern Schaffern mir und werfe
Den Blick auf sie und auf ihr Thun.

Sie säen, Lehrlinge und Meister,
Verhängnisvolle, schwarze Saat,
Die oft schon im Bereich der Geister
Die größten Wunderdinge that.

Auflösung der Charade in Nr. 25:
Wolkenburg.

Richtig gelöst von C. B., H. Sch., M. G., W. F.,
F. Sch., H. Cl., von hier; B. B. von Neuß; G. Sch.
von Ratingen; L. Dr. von Pippstadt.

Schach.

Lösung von Aufgabe Nr. 59.

Weiß.	Schwarz.
1. Dc2—c6	Sa8—b6
2. Te6—e5	beliebig
3. Dc6—fs #, Dc6—d6 # oder Dc6—c3 #	

Die Lösung für den Fall, daß Schwarz 1
Sa8—c7 oder 1 b4—b3 zöge, ist leicht zu finden.

Richtig angegeben von Jos. Koppmann, hier; Abonnent F. in Ebersfeld; Schmitz in Millich.

Wiener internationales Turnier.

Durch die Gefälligkeit des General-Sekretärs des Deutschen Schachbundes, Herrn H. Zwanzig in Leipzig, sind wir in die Möglichkeit versetzt, nachstehend die offizielle Gewinn- und Verlustliste des Turniers zum Abdruck zu bringen. Zum besseren Verständnis bemerken wir, daß 1 = gewonnen, — = verloren, 1/2 = remis ist; und daß die in Parenthesen gesetzten Notizen sich auf Partien beziehen, welche durch Nichterscheinen des einen Segners im Spieltermine dem andern gewonnen wurden.

	gegen Vird.	Blackburne.	Englisch.	B. Fleissig.	Gruby.	Mackenzie.	Mason.	Meitner.	Noa.	L. Paulsen.	N. Schwarz.	Steinitz.	Tschigorin.	Ware.	Weiß.	Winawer.	Wittkef.	Zufertort.	Gesamt- Resultat.
L. Paulsen	$\frac{1}{2}$ 1	1 $\frac{1}{2}$	—	$\frac{1}{2}$ (1)	$\frac{1}{2}$ 1	— $\frac{1}{2}$	—	$\frac{1}{2}$ 1	$\frac{1}{2}$ (1)	0	$\frac{1}{2}$ 1	—	1 1	1 1	$\frac{1}{2}$ 1	— 1	$\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$	—	18 $\frac{1}{2}$
N. Schwarz	1 (1)	— $\frac{1}{2}$	$\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$	1 (1)	$\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$	1 —	$\frac{1}{2}$ —	$\frac{1}{4}$ —	— (1)	$\frac{1}{2}$ —	0	—	— (—)	$\frac{1}{2}$ (1)	1 $\frac{1}{2}$	—	$\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$	1 —	15
Steinitz	1 1	1 —	$\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$	1 (1)	— 1	$\frac{1}{2}$ 1	$\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$	1 1	1 (1)	1 1	1 1	0	1 —	— 1	1 $\frac{1}{2}$	1 $\frac{1}{2}$	— 1	— $\frac{1}{2}$	24
Tschigorin	1 1	—	1 $\frac{1}{2}$	— 1	— 1	1 —	—	—	— (1)	—	— $\frac{1}{2}$	— 1	0	1 $\frac{1}{2}$	—	—	— (1)	1 —	13
Ware	—	—	—	1 (1)	— 1	— $\frac{1}{2}$	—	1 —	— (1)	—	— $\frac{1}{2}$	1 1	—	0	1 1	—	— $\frac{1}{2}$	—	10
Weiß	— (1)	1 —	$\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$	1 (1)	— $\frac{1}{2}$	—	— 1	— $\frac{1}{2}$	1 (1)	$\frac{1}{2}$ —	— $\frac{1}{2}$	— 1	1 1	—	0	— $\frac{1}{2}$	— $\frac{1}{2}$	1 1	16 $\frac{1}{2}$
Winawer	1 1	1 —	1 1	— (1)	1 1	— $\frac{1}{2}$	—	1 1	1 (1)	1 —	1 1	—	1 1	0	—	— $\frac{1}{2}$	—	1 $\frac{1}{2}$	24
Wittkef.	$\frac{1}{2}$ (1)	— 1	$\frac{1}{2}$ 1	1 (1)	— 1	$\frac{1}{2}$ 1	—	$\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$	$\frac{1}{2}$ (1)	—	— $\frac{1}{2}$	1 1	—	0	—	—	—	—	18
Zufertort	1 (1)	— $\frac{1}{2}$	$\frac{1}{2}$ 1	1 (1)	1 1	$\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$	1 $\frac{1}{2}$	1 1	$\frac{1}{2}$ (1)	1 (1)	$\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$	1 1	—	—	—	—	—	0	22 $\frac{1}{2}$
gegen Vird.	0	— 1	—	— 1	1 —	— 1	1 $\frac{1}{2}$	1 (—)	$\frac{1}{2}$ (1)	$\frac{1}{2}$ —	— (—)	—	—	1 1	1 (—)	—	$\frac{1}{2}$ (—)	— (—)	12
Blackburne	1 —	0	$\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$	1 (1)	1 —	— 1	$\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$	1 1	— (1)	— $\frac{1}{2}$	1 $\frac{1}{2}$	— 1	1 1	1 1	— 1	— 1	1 —	1 $\frac{1}{2}$	21 $\frac{1}{2}$
Englisch	1 1	$\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$	0	$\frac{1}{2}$ 1	$\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$	$\frac{1}{2}$ —	$\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$	— 1	1 (1)	1 1	$\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$	— $\frac{1}{2}$	— $\frac{1}{2}$	1 1	—	—	$\frac{1}{2}$ —	1 $\frac{1}{2}$	19 $\frac{1}{2}$
B. Fleissig	1 —	— (—)	$\frac{1}{2}$ —	0	— (—)	— (—)	$\frac{1}{2}$ (—)	— (—)	$\frac{1}{2}$ (—)	$\frac{1}{2}$ (—)	— (—)	— (—)	1 —	— (—)	— (—)	1 (—)	— (—)	1 (—)	6
Gruby	— 1	— 1	$\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$	1 (1)	0	—	1 —	1 1	— (1)	$\frac{1}{2}$ —	$\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$	1 —	1 —	1 —	1 $\frac{1}{2}$	—	1 —	—	16
Mackenzie	1 —	1 —	$\frac{1}{2}$ 1	1 (1)	1 1	0	$\frac{1}{2}$ —	1 1	1 (1)	1 $\frac{1}{2}$	— 1	$\frac{1}{2}$ —	— 1	1 $\frac{1}{2}$	1 1	—	—	$\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$	22 $\frac{1}{2}$
Mason	— $\frac{1}{2}$	$\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$	$\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$	1 (1)	— 1	$\frac{1}{2}$ 1	0	1 $\frac{1}{2}$	— (1)	1 1	$\frac{1}{2}$ 1	$\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$	1 1	1 1	1 —	1 1	—	— $\frac{1}{2}$	23
Meitner	— (1)	—	—	1 (1)	—	—	— $\frac{1}{2}$	0	— (1)	$\frac{1}{2}$ —	$\frac{1}{2}$ 1	—	1 1	— 1	—	—	—	—	13
Noa	$\frac{1}{2}$ (—)	1 (—)	— (—)	$\frac{1}{2}$	1 (—)	— (—)	1 (—)	1 (—)	0	$\frac{1}{2}$ (—)	$\frac{1}{2}$ (—)	— (—)	1 (—)	1 (—)	— (—)	— $\frac{1}{2}$	— (—)	— (—)	9

Sonntagsblatt.

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. Fint.

Druck u. Verlag der Aktien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt“ in Düsseldorf.

Nr. 29.

Sonntag, den 16. Juli.

1882.

Siebenter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heil. Matthäus VII, 15—21.

Inhalt: Jesus warnt seine Jünger vor Irrlehrern und Verfälschern und giebt ihnen zugleich die Kennzeichen an, aus welchen sie dieselben erkennen können.

Den Schluß des heutigen Evangeliums bilden die bedeutungsvollen Worte unseres göttlichen Lehrmeisters: „Wer den Willen meines Vaters thut, der im Himmel ist, der wird ins Himmelreich eingehen.“ So vernehmen wir aus dem Munde der persönlichen göttlichen Wahrheit das sicherste Fundament, auf welches wir unsere Hoffnung auf des Himmels Glückseligkeit aufbauen können und müssen, ja das einzige Mittel, durch welches wir unsere Vollkommenheit auf Erden und unsere Glückseligkeit bei Gott erlangen. Uebereinstimmung und Gleichförmigkeit des eigenen Willens mit dem Willen Gottes ist das Fundament und das Mittel aller Vollkommenheit und Glückseligkeit, ist die Vollkommenheit und Heiligkeit selbst. Willst du ins Himmelreich eingehen, thue und lasse was Gott will, daß du thun und lassen sollst. Woher aber weiß ich jederzeit, was ich nach Gottes Willen thun und lassen soll?

Der Wille Gottes ist uns zunächst offenbar geworden durch Gottes Gebote, die er uns im alten Bunde selbst auf Sinai und im neuen Bunde durch seine heilige Kirche gegeben hat. Diese sollen wir, so will er, unverbrüchlich halten und nie durch eine Sünde, weder mit Gedanken, noch Worten, noch Werken das Geringste dagegen verüben. „Willst du zum Leben eingehen“, spricht er zu uns allen, „so halte die Gebote.“ Ueberdies ist es Gottes Wille, daß wir mit allem dem, was er und wie er es über uns und die Unrigen verhängt, zufrieden seien, alle Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten, auch die härtesten Schläge, die er in seiner väterlichen Weisheit führt gegen die, die er liebt, die bittersten Prüfungen, die er ihnen bereitet, mit ganzer und voller Ergebenheit annehmen. Dies ist die doppelte für alle Menschen ohne Ausnahme gegebene Richtschnur. Neben diesen allgemeinen Anforderungen giebt es aber noch besondere Verpflichtungen zum Handeln oder zum Unterlassen für jeden einzelnen Menschen.

Welche sind denn diese oder woher haben wir Kenntniss von ihnen? Frage ein jeder den Stand und das Amt, zu welchem Gott ihn berufen und sehe er zu, welche Geschäfte und Verpflichtungen aus demselben erwachsen und er kennt die Dinge, welche nach Gottes Willen von ihm geschehen oder unterlassen werden müssen. Denn Gott, der den Stand und das Amt für dich gewollt, hat auch die ihm anhaftenden Geschäfte für dich gewollt. Gleich wie es nun vielerlei Stände und Aemter in der Welt giebt, so sind auch die Pflichten und Geschäfte der Menschen vielerlei und schickt sich nicht Eines für Alle. Etwas anderes fordert Gott von dem Geistlichen, etwas anderes von dem Laien, etwas anderes von den Ordensleuten, als von den in der Welt Lebenden, etwas anderes von den Obergkeiten, als von den Untergebenen, etwas anderes von den Kranken und Schwachen, als von den Gesunden und Starken. Und von solcher Bedeutung ist dieser im göttlichen Willen wurzelnde Unterschied, daß dasjenige, was den Einen in diesem Stande heilig und vollkommen macht, den Andern im andern Stande zu Untergang und Verdammnis gereichen könnte, wenn auch die Beschäftigung in sich selbst schon gut und löblich wäre. Der Grund liegt eben darin, daß Gott der Herr nicht diese, sondern eine andere von ihnen erwartet.

Bei den Schauspielern in dem Theater werden den Mitwirkenden die verschiedensten Rollen übertragen; da tritt ein Fürst ein, seine Hofbedienten folgen ihm; ein Bettler erscheint dort, hier ein Bauer, dort zeigt sich ein Narr. Welcher von ihnen erntet den meisten Beifall und den größten Ruhm? Nur der, welcher die ihm übertragene Rolle auf das angemessenste vertritt. Wenn der Fürst in häuerischer Plumpheit, der Bauer in adeliger Höflichkeit, der Narr in sorgfältig berechnender Weisheit sich anstellte, alle miteinander würden die Mißbilligung der Zuschauer ernten; nein, je fürstlicher der Fürst, je häuerischer der Bauer, je narriker der Narr, je bettelhafter der Bettler sich ansieht, desto besser und löblicher füllen sie ihren Platz aus, und daher erntet der Bauer und der Bettler bisweilen größere Ehre bei dem Publikum, und lebhaftere Befriedigung bei dem, der das Spiel veranstaltet, als der Vertreter einer Fürstenrolle. Nun, die Welt ist nichts anderes als ein großes

Theater. Denn wir sind zum Schauspiel gemacht worden für die Welt, für die Engel und die Menschen, schreibt der Apostel. Die Rollen sind von der Weisheit Gottes selbst verteilt und zwar so verschieden und mannigfach, als er Stände und Aemter eingerichtet hat. Der Apostel deutet es an, indem er fortfährt: „Wir sind Narren um Christo willen, ihr aber seid klug in Christo, wir sind schwach, ihr aber seid stark, ihr seid edel, wir aber unedel. Reiche, Arme, Gesunde, Kranke, Herren, Knechte, Fürsten, Bauern, Geistliche, Laien, Verheiratete, Losledige — lauter verschiedene Rollen. Wenn dies Schauspiel zu Ende geht, wenn der Tod den Vorhang fallen läßt, so hängt unser ganzes Lob, unsere Ehre, unsere Belohnung, unsere Glückseligkeit nur davon ab, ob wir die uns zugeleitete Rolle gut gespielt, d. h. ob ein jeder seine Standespflichten und Amtsobliegenheiten wohl verrichtet habe.“

Sehen wir den Fall, dieser Hausvater, jene Hausmutter kümmerten sich wenig um die Haushaltung, damit sie dem Dienste Gottes, wie sie wädhnen, und der Heiligung ihrer Seelen besser obliegen könnten; sie sind die meiste Zeit des Tages in den Kirchen zu finden, betrachten, beten und singen, und ehe das letzte *Ite missa est* gesprochen ist, weichen sie nicht aus dem Gotteshause. O welche heilige fromme Leute! denkt mancher. Aber sie sind nichts weniger als das. Das heißt keineswegs fromm sein; eine andere Rolle ist ihnen zugeordnet von Gott dem Herrn; die Haushaltung und die aus ihr erwachenden Geschäfte besorgen, Keuschheit und Sparsamkeit beobachten, ihre Kinder durch christliche Lehre, väterliche Züchtigung, stete Beaufsichtigung erziehen, eine sorgfältige Wachsamkeit über das Treiben des Hausgesindes üben, eheliche Liebe und Gütigkeit fördern, die täglichen Verdrießlichkeiten mit Geduld ertragen; und dann des Morgens womöglich einer heil. Messe beiwohnen, des Abends die Gewissensforschung nicht vergessen, auch die heiligen Sacramente zu ihrer Zeit empfangen: darin besteht die Frömmigkeit und Heiligkeit eines Hausvaters und einer Hausmutter. Beobachten sie das, dann thun sie, was Gott will, daß sie thun sollen; dann sind sie auf dem besten Wege zur Vollkommenheit.

Ein Knecht, eine Magd, ein Geselle sollte die meiste Zeit des Tages hindurch dastehen, in einem Erbauungsbuch lesen oder den Rosenkranz beten: er würde beileibe kein guter und heil. Knecht und Geselle sein. Gott, der ihn in seinen Stand gesetzt, fordert etwas ganz anderes von ihm. Wenn er seine tägliche schuldige Arbeit in der Werkstatt verrichtet, und sie wohl verrichtet mit einer übernatürlichen guten Meinung zu Gott, dann thut er, was Gott will und verrichtet ein tugendameres Werk, als wenn er statt dessen alle heiligen Bücher der Welt auslesen würde.

Mit einem Worte: die größte Andacht und Frömmigkeit, das christlich heilige und vollkommene Leben besteht in genauer Erfüllung des göttlichen Willens, folglich darin, daß jeder die ihm in diesem Leben von Gott angewiesene Stelle vollkommen

ausfülle, die ihm obliegenden täglichen Werke und Geschäfte seines Amtes und Standes gut verrichte, wie geringfügig und unscheinbar dieselben auch immer an sich sein mögen. Alles übrige, was hieran hinderlich ist, oder damit nicht kann vereinbart werden, muß für etwas dem Willen Gottes Widerstreitendes gehalten werden, wie gut und heilig es auch an sich sein mag.

Aus dem Gesagten folgt erstens, wie wunderbar die Weisheit und Güte Gottes sei, da sie allen Menschen einen so einfachen und leichten Weg zur Vollkommenheit und Heiligkeit des Lebens bereitet hat.

Es folgt daraus ferner zweitens, wie wenig wir vor Gott zu entschuldigen sind, wenn wir nicht mit allem Ernste trachten, heilig und vollkommen zu werden, da ein jeder, er mag sein wer und wo er will, hierzu gelangen kann, ohne etwas weiteres zu thun als dasjenige, was er doch täglich fast von selbst zu thun pflegt, wenn er es nur verrichtet so, wie er soll.

Es folgt daraus ferner drittens, mit welchem Unrecht diejenigen sich beklagen, welche entweder wegen vieler Amtsgeschäfte, oder wegen Krankheit und Schwachheit verhindert zu sein wädhnen, etwas Gutes zu thun. Warum kannst du, frage ich einen solchen, nichts Gutes thun? Ja, ich habe entweder keine Zeit oder keine Kraft zu jenen heldenmütigen Akten der Gottesliebe und des Gottesdienstes, durch welche die Heiligen sich den Glorianschein verdienen. Ich habe einen Haufen kleiner Kinder im Hause, spricht eine Mutter, die mich den ganzen Tag in Anspruch nehmen. Ich muß bald hierhin, bald dorthin laufen, sagt eine andere, um meine Amtsgeschäfte zu besorgen. Ich habe kaum an Sonn- und Feiertagen eine halbe Stunde übrig, klagt ein Knecht oder eine Magd, um eine heil. Messe zu hören, an den Wochentagen finde ich nicht eine Viertelstunde übrig zum beten. Ein Kranker jammert: Ich bin gar zu elend und arnselig daran, ich wollte gern zur Kirche gehen und thun was andere thun, aber meine Krankheit läßt es nicht zu; ich kann nicht einmal so viel zu Wege bringen, daß ich einen Rosenkranz ausbete, und wie alle diese jämmerlichen Beheklagen lauten mögen. O ihr armen Leute! Ihr versteht es nicht, was es sei, Gutes thun; gerade durch solche Arbeiten, durch solche Beschäftigungen, durch solche Krankheiten am Beten und an den äußern Andachtswerken verhindert zu sein, ist der Wille Gottes, der es für euch so angeordnet, indem er zu diesem Stande euch berief. Damit seid nur zufrieden; fahrt nur fort, mit einer aufrichtigen Meinung zu Gott, zu arbeiten! übet nur Geduld und Ergebenheit in euerer Krankheit; dann thut ihr in der That etwas Gutes und wenn ihr etwas anderes thätet, was damit nicht könnte vereinbart werden, so würde es dem Willen Gottes widerstreben. Ich müßte euch zur Zahl derjenigen rechnen, welche der hl. Augustinus nennt: „Betrogene und betrügende Heilige.“ Betrügende Heilige nennt er die, welche sich äußerlich den Namen der Heiligkeit bei den Menschen zu verschaffen suchen, aber dasjenige vernachlässigen,

worin die wahre Heiligkeit besteht. Betrogene Heilige aber sind dieselben, betrogen von ihrer Eigenliebe, oft auch vom bösen Feinde, welcher oft zu solchen Undachtswerken treibt, damit sie nur ihrem eigenen Willen folgend, desto weniger den göttlichen Willen erfüllen.

Beflechte dich denn, mit möglichstem Eifer und Vollkommenheit deine Standesgeschäfte zu verrichten. Jeden Morgen soll deine Meinung sein: O unendlicher Gott; ich erkenne es als meine Pflicht, dir zu dienen. Sieh da, bereit bin ich zu deinem Dienst. Weil es denn deinem hl. Willen gefällig ist, daß ich in diesem Stande, in den deine Vaterhand mich geführt, heute diese und jene Arbeiten verrichte, diesen Verdruß und jene Beschwerde ertrage, o Herr, so bin ich bereit zu diesem Allem; ich werde solches thun und leiden, weil es dir gefällt und um deiner Verheißung würdig zu werden: „Wer den Willen meines Vaters thut, der im Himmel ist, der wird in das Himmelreich eingehen.“

Glockensagen.

(Fortsetzung.)

II. Ein auffallender Zug, der durch viele Sagen hindurch geht, ist die Heimatsliebe der Glocken. Von der Kirche, für welche sie gegossen waren, wollen sie sich nicht trennen, viele Pferde können sie nicht weg schaffen, oder werden sie mit vieler Mühe dennoch weggebracht, so versinken sie in einem Sumpfe, oder eine Brücke bricht mit ihnen zusammen und sie werden in den Fluten begraben. Ist es endlich gelungen, sie an einen anderen Ort zu bringen, so geben sie nicht mehr den schönen Ton, oder versagen vollends den Ton, bis sie wieder zurückgebracht sind; auch kommt es vor, daß sie an Heimweh den Tod des Zerspringens finden. Besonders schöne Glocken, die von ihren Gemeinden hoch in Ehren gehalten werden und darum auch nicht selten Gegenstand des Neides oder der Nachstellung sind, erleiden nach der Sage gern dieses Schicksal. — In das Kirchlein zu Bernhardsweiler stiftete vor Zeiten eine Gräfin eine Glocke, die viel Silber enthielt, und nannte sie nach ihrem Namen „Anne Susanne“. Bei einem Kriege flüchtete man die Glocke und vergrub sie im Walde. Erst etwa hundert Jahre nachher wurde sie dort von Wildschweinen herausgewühlt und bald darauf von Leuten aufgefunden. Da niemand wußte, wohin sie gehöre, so hing man sie zu Dinkesbühl in den Kirchturm. So oft sie daselbst geläutet wurde, ließ sie nur ein schwaches Getöse hören, welches lautete:

Anne Susanne,

Zu Bernsweiler will ich hange!

Nachdem man diese Worte verstanden, brachte man die Glocke in das Kirchlein zu Bernhardsweiler, wo sie gleich beim ersten Läuten ihren schönen kräftigen Klang wieder erhielt. — Aehnliches erzählt man von einem Glöcklein im Kloster zu Bergfelden bei Wörringen, ebenfalls „Susanna“ genannt. Als man nach Aufhebung des Klosters dasselbe weg schaffen wollte, läutete es von selbst:

Susanna, Susanna,

3' Bergfelden will ich hangen,

3' Bergfelden will ich bleiben,

Will alle Wetter vertreiben.

Und in Rislegg hing eine große Glocke, die allemal läutete:

Hier will ich nicht hangen,

Ich geh' nach Ellwangen.

Die Ulmer Bürger wollten die Glocke in Uttweiler stehlen, da läutete sie von selbst:

Susanna, Susanna.

3' Uttweiler will ich hangen,

3' Uttweiler will ich bleiben,

Will alle Wetter nach Ulm 'nab treiben.

Dieselben Ulmer wollten einmal eine Glocke vom Kloster Sulmendingen in ihr Münster bringen. Aber als der Wagen mit derselben über die Riß fuhr, fing die Glocke droben auf etwmal an zu wackeln und an zu reden:

Oh' ich mich in's Münster häng',

Ich mich in der Riß ertränk.

Und sie flog hinab ins Wasser. — Eine holsteinische Sage erzählt: Die Redinger stahlen den Einwohnern von Brunsbüttel ihre schönen Glocken. Da sprach ein Brunsbüttler folgende Verwünschung aus:

Ban nu an schölln gy süßes verklären,

Wer tom hilligen Deent ju heft erklaren;

Det de Redinger eer Land unner Water seen

Un in't Redingerland de Ditmarschen teen,

Schölln gy jammern un zagen,

Schölln gy süßen und klagen:

Na Brunsbüttel!

Na Brunsbüttel!

Und die Glocken riefen immer: „Na Brunsbüttel!“ bis im Jahre 1825 bei der großen Flut die Brunsbüttler zu Schiff ins Redinger Land kamen, um die Bedrängten zu unterstützen mit Lebensvorräten. Da war die Prophezeiung erfüllt, der nachbarliche Neid erloschen und die Glocken sprachen nicht mehr. — Als Herzog Albrecht von Bayern 1487 eine dem Eueramuskloster in Regensburg abgekaupte Glocke auf der Donau und Isar nach München hatte bringen lassen, sprang dieselbe auf der dortigen Frauenkirche schon am Weihnachtstage desselben Jahres. — Die stärkste Heimatsliebe bewies eine Glocke in Leinster (Irland), welche, wenn sie nicht jeden Abend von dem Glöckner durch eine Art Exorcismus beschworen und mit einem, wenn auch schwachen Bande gefesselt wurde, sich am nächsten Morgen nicht mehr vorfand, sondern an den Ort ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgekehrt war, was einige Male sich ereignet haben soll. — In einigen Fällen bieten die Besitzer einer guten Glocke selbst alles auf, um dem Versuche, dieselbe zu entfernen, entgegenzutreten. — Im J. 1501 kam Erzbischof Ernst von Magdeburg nach Jüterbog, um die dortige Glocke auf dem Nikolaturme nach Magdeburg zu holen, weil ihm berichtet worden, daß diese Glocke alle andern an Lieblichkeit des Klanges übertreffe. Da nun an einem Tage Ostwind wehte, ließ der Bischof die Glocke läuten. Unterdessen aber hatte der Rat, welcher die Absicht des Bischofes kannte, eine List

gebraucht und die Glocke mit einem Tuche behängen lassen, so daß sie einen dumpfen Klang gab. Als der Bischof die Glocke läuten hörte, schüttelte er den Kopf und stand von seinem Vorhaben ab.
(Fortsetzung folgt.)

Der Salomonische Tempel.

(Schluß.)

Aus allem diesem scheint deutlich hervorzugehen, daß die Trennung des Allerheiligsten von dem vordern Tempel nur eine innere Abtheilung, gleichsam ein Verschlag war, der auf die äußere Gestalt des Hauses keinen Einfluß hatte. Was nun aus dem Raume von 10 Ellen Höhe wurde, der sich über dem Allerheiligsten befand, ist nicht gesagt. Vielleicht bildete er, wie Hirt annimmt, eine verschlossene Oberkammer, die zu manchen Zwecken dienen konnte. Vielleicht aber war dieser obere Raum über der Decke des Allerheiligsten gegen das Haus zu offen, unbemut und nur dazu dienend für die, welche im Innern des Tempels waren, das Allerheiligste als einen besonders abgetrennten und daher geweihten Ort zu bezeichnen. Hierdurch würde zunächst die Stelle 2. Chron. 39 erklärt werden, wo unmittelbar nach der Vergoldung des Allerheiligsten auch die Vergoldung der Obergemächer erwähnt ist. Bei den verschlossenen Schatzkammern in den Seitengebäuden läßt sich ein so reicher Schmuck nicht erwarten, wohl aber war er bei der obigen Voraussetzung nötig. Diese Vermutung scheint sich auch ferner zu bestätigen durch einen Umstand, dessen beide alte Beschreibungen gleichmäßig gedenken. Nachdem bei der Einweihungsfestlichkeit die Priester die Lade ins Allerheiligste getragen haben, heißt es (1. Kön. 8, 8; 2. Chron. 7, 9): „Und sie machten die Stangen der Lade so lang, daß die Enden der Stangen gesehen wurden aus dem Heiligen vor dem Hinter- raume, aber von außen wurden sie nicht gesehen.“ Wollte man dies Hervorragende der Stangen in horizontaler Richtung verstehen, so daß sie durch den Vorhang des Allerheiligsten hindurch in den Tempel hineinreichten, so ließe sich weder einsehen, wozu diese störende und hindernde Anordnung diente, noch wie der Erzähler darauf kam, davon zu sprechen, daß man sie von außen nicht sah. Nimmt man dagegen an, daß diese Stangen, die Tragstangen, herausgenommen und aufrecht hingestellt, so daß sie durch eine, zu diesem Zwecke angebrachte Vorrichtung durch die Decke des Allerheiligsten in den leeren Obergemächern hineinreichten, so erklärt sich alles leicht. Meyer stimmt zwar mit Hirt darin überein, daß er Cella und Sanktuarium von äußerlich gleicher Höhe annimmt, er will aber auch beiden die gleiche innere Höhe von 20 Ellen geben, die Dimension von 30 Ellen nur auf das Äußere beziehen und die Differenz durch einen Sockel und durch einen gemeinsamen Übergang ausfüllen. Für diese Ansicht entscheidet er sich aus Rücksicht auf die Maße der Stiftshütte. Diese hatte im ganzen 30 Ellen Länge, 10 Ellen Breite und nur ebensoviele Höhe, und das Allerheiligste bildete, wie im spätern Tempel, einen vollkommenen Würfel, jedoch

nur von 10 Ellen. Die Breite und Länge des Ganzen waren daher im Tempel gerade verdoppelt, die Höhe des Heiligen aber, wenn man sie auf 30 Ellen annimmt, verdreifacht. Hierdurch ist aber auch das Verhältnis des Heiligen zum Allerheiligsten verändert. Denn in der Stiftshütte war das Heilige von gleicher Höhe und Breite wie das Allerheiligste, aber von doppelter Länge, es enthielt also den Würfel, welchen jenes darstellte, zweimal. Im Tempel dagegen hat das Heilige bei einer Höhe von 30 Ellen arithmetisch den dreifachen Inhalt des Allerheiligsten, in der äußern Form aber überhaupt weder den Würfel als Maß, noch ein so bestimmtes Verhältnis zum Allerheiligsten. Allein, wenn man auch zugiebt, daß bei den Mäßen des Tempels, welche nach 1. Chron. 29, 11 u. f. f. David dem Salomon vorschrieb, eine Rücksicht auf die Verhältnisse der Stiftshütte, namentlich im ganzen die Verdoppelung derselben angenommen war, so folgt daraus doch nicht, daß man von dieser Rücksicht nicht in einzelnen Punkten abwich, und das Stillschweigen der Schrift zeugt wenigstens, daß man auf die Wiederholung des Cubus in dem Heiligen kein Gewicht legte. Es scheint daher jedenfalls zu gewagt, wegen dieser Ähnlichkeit mit der Stiftshütte, von der ausdrücklichen und scheinbar unzweifelhaften Angabe der Schrift abzuweichen.

Noch viel bestrittener ist die Höhenbestimmung der Vorhalle. Das Buch der Könige enthält nämlich gar keine Angabe darüber, die Chronik dagegen giebt das ganz ungeheure Maß von 120 Ellen. Stieglitz benutzt jene Zahl, um nach dem von ihm beliebten Vorbilde des ägyptischen Tempels einen hohen pylonenartigen Bau herauszubringen. Zwar erscheint auch ihm die Höhe von 120 Ellen Verlegenheiten zu bereiten, allein er ermutigt ebenfalls der Ähnlichkeit mit den Pylonen, daß die Halle ein Turm mit doppelter Spitze gewesen, und der Chronikenschreiber beide Turmgebäude zusammengerechnet, so daß also die Höhe eines jeden 60 Ellen erreicht habe. Es leuchtet ein, wie gezwungen und unwahrscheinlich diese Auslegung ist, da ein Sprachgebrauch, wie der vorausgesetzte, gar keinen vernünftigen Grund haben würde. Allein auch davon abgesehen, erhält das Gebäude nach Stieglitz' Konstruktion eine ganz abenteuerliche und selbst von den ägyptischen Pylonen abweichende Form. Diese haben gewöhnlich nur eine, ungefähr ihrer halben Breite gleichkommende Höhe; hier dagegen würde eine dreifach große Höhe entstehen, ein turmartiges, zugespitztes Gebäude, wie es sonst das Altertum überall nicht kannte.

Merkwürdig genug ist es indessen, daß jene Höhenangabe der Chronik durch andere Nachrichten einigermaßen unterstützt wird; daß Josephus in seiner Beschreibung des Salomonischen Tempels ebenfalls eine Höhe von 120 Ellen herausbringt, indem zwar das Hauptgebäude nur 60 Ellen betragen habe, darauf aber ein zweites Gebäude von derselben Höhe errichtet gewesen sei, würde wenig Bedenken erregen, da er dem schon damals vorgehandenen Texte der Chronik gefolgt sein und denselben in seiner Weise erklärt haben mag. Allein

in einer andern Stelle seines Werkes erhalten wir dafür noch einen andern Gewährsmann, Herodes nämlich, als er den Neubau des Tempels beabsichtigt, und das Widerstreben der Juden gegen dieses Unternehmen wahrnimmt, stellt ihnen vor, es fehle dem damaligen Tempel (des Serubabel) an Höhe ein Stück von 60 Ellen, denn um so viel habe der ursprüngliche Salomonische Tempel denselben überragt. Das Argument fand auch wirklich Eingang; es mußte also jene Angabe der Chronik damals allgemein geglaubt sein. Daß Herodes selbst kein neues, in jeder Beziehung größer angelegtes Gebäude dennoch nicht auf die Höhe von 120 Ellen, sondern nur von 100 Ellen brachte, steht dem nicht entgegen. Diese Aeußerung des Herodes kennen wir zwar wiederum nur durch Josephus, dessen Glaubwürdigkeit ist aber bei diesem gleichzeitigen Umstande nicht zu bezweifeln. Hierzu kommt noch ein anderer Umstand. Der Tempel des Serubabel sollte nach dem Buche Esra (6, 3) eine Höhe von 60 Ellen erhalten. War er nun, wie man gewöhnlich annimmt, kleiner als der Salomonische, so ist die Höhenangabe von 30 Ellen für diesen nicht richtig, und es stellt sich eine auffallende Uebereinstimmung zwischen jener Angabe der Chronik und der Versicherung des Herodes her. Indessen stützt sich die Annahme der geringern Größe des zweiten Tempels auch wieder nur auf Josephus. Die biblischen Stellen, welche man dafür anführt, haben nicht notwendig diesen Sinn. Denn wenn der Prophet Haggai (11, 3) spricht: „Wer hat dieses Haus gesehen in seiner ersten Herrlichkeit? Und wie seht ihr es nun, es ist nichts in euren Augen!“ so bezieht sich dies auf die Trümmer, vor der Herstellung durch die aus dem Exil zurückkehrenden Juden. Und wenn ferner (nach Esra 3, 12) bei der Legung des Grundsteines zu dem zweiten Tempel viele der Leviten und Stammhäupter, die den ersten Tempel gesehen, mit lauter Stimme weinten, so ist das eine natürliche Aeußerung der Nüchternheit, welche sich aus den Verhältnissen des jüdischen Volkes leicht erklärt, ohne auf eine kleinere Gestalt des neuen Tempels hinzuweisen. Vielmehr wird (Esra 17, 3) auch die Breite des Tempels auf 60 Ellen, also dreifach so groß, wie die des Salomonischen, angegeben, und wenn sonst der Tempel des Serubabel weniger prachtvoll, das kostbare Gerät weniger vollständig war, so kann man daraus noch nicht auf die Verhältnisse des Gebäudes schließen, da es ganz im Charakter der Juden lag, die Anlage möglichst groß zu machen und die Ausschmückung von weitem Beiträgen und von der Frömmigkeit künftiger Geschlechter zu erwarten. Immerhin ist also die Sache dunkel.

Eine Konsultation.

(Schluß.)

Der Banker öffnete die Thüre.

Es war ein reizendes Boudoir, in welches wir traten, die duftige Wohnung einer Schloßhede, oder richtiger der kokette Aufenthalt einer Millionärin zwischen Blumen und Quincailletten, mit weißer Seide ausgeschlagen, mit himmelblauen

Vorhängen am Bette und an den Fenstern, mit zierlichen Möbeln an den Wänden und voll kostbarer Karitäten.

Aber das Piano von Elfenbein und Schildkrot schien seit lange verstummt, — die niedliche Malerstaffelei trug nur eine seit vielen Wochen unvollendet gelassene Skizze — die Pflanzen und Blumen in der gothischen Jardinière stießen bedeutungsvoll ihre Blätter hängen, und die kleinen vergoldeten Thürchen der chinesischen Volière schlugen ohne Hindernis auf und zu, denn ihre Bewohner waren entflohen.

Neben dem halb offenen Fenster in einer eleganten Bergère ruhte die jugendliche Kranke. Mit ihren geschlossenen Augen, ihrem nach rückwärts geneigten Kopfe, mit ihrer Gesichtsfarbe, so blaß wie Marmor, glich Edith in der That eher einem Bilde des Todes als einem lebenden Wesen von sechzehn Jahren.

Das Geräusch, welches das Oeffnen und Schließen der Thüre verursachte, schien sie nicht zu beobachten, ja selbst, als wir uns ihr näherten, machte sie keine Bewegung.

Van Oden warf mir einen Blick zu, der sagen wollte: „Sie sehen!“

Trotzdem zwang sich der Greis zu einem heiter sein sollenden Lächeln. Er bückte sich vor ihr nieder wie eine zärtliche Amme, die mit ihrem Säuglinge scherzen will; dann patschte er leis in seine Hände und rief mit einer falschen Fröhlichkeit, die mir, ich muß es gestehen, in der Seele wehe that: „Edith! — Edith! — Edith!“

Erst jetzt, als sie die Stimme ihres Vaters hörte, schlug die Kranke ihre großen blauen Augen auf.

Zwei Thränen hingen an ihren Wimpern und träufelten dann an ihren blaffen Wangen nieder.

Van Oden wandte sich von diesem Anblick schnell ab, um nicht seine so mühsam errungene Fassung zu verlieren. Ein schwerer Seufzer entrang sich dabei seiner Brust.

Als Edith dies hörte, sprang sie mit einer in ihrer Schwäche scheinbar unmöglichen Elastizität von ihrer Bergère auf und stürzte sich in die Arme des alten Millionärs.

„Bravo!“ rief ich jetzt rasch vortretend. „Bravissimo! — und guten Morgen.“

Ueberrascht, voll Verlegenheit sah mich Edith an. „Es ist ein Arzt, ein großer Arzt,“ erklärte der Banker.

„Ah!“ machte das Mädchen, indem sie ihr schönes Mündchen kaum merklich zu einer kleinen reizenden Grimasse verzog, die ungefähr sagen wollte: schon wieder einer! — und auf ihre Bergère zurücksinkend, überließ sie mir die eine ihrer fast durchsichtigen Hände, während sie mit der andern melancholisch in den goldenen Locken ihres üppigen Haares spielte.

Van Oden begann mir umständlich zu berichten, wie seine Tochter seit einem Jahre immer leibender und schwächer geworden sei, wie sie sechs Wochen sogar ihr Zimmer nicht mehr verlassen wolle, obwohl ihr nichts mehr in demselben gefalle, und wie sie sich allmählich auflöse, ohne Klage, ohne Schmerz, ohne ein Leben zu bedauern, dem sie

durch eine unsichtbare Attraktion langsam entzogen werde.

Mit sechzehn Jahren!

„Und doch fehlt ihr hier nichts!“ fuhr der Bankier fort, „was sonst in der Regel die Jugend erfreut; nichts, was der Reichtum zu bieten vermag. Sie ist eine kleine Königin; ich verhätschle sie so, Doktor, daß ich deshalb zur Fabel der ganzen Finanzwelt geworden bin. Sie weiß, daß sie nur zu verlangen braucht, um alles zu bekommen, wonach ihr Herz sich sehnt; aber nein! nicht einmal ein Wunsch kommt mehr über ihre Lippen. Es ist freilich wahr, daß ich ihr dazu keine Zeit lasse. Sie hat dies und hat das, und hat jenes, und hat —“

Der vortreffliche Mann hätte ohne Unterbrechung bis zur Birszeit aufzählen können, was sie alles hatte; denn ich hörte seit einigen Sekunden auf nichts mehr, als auf den Pulsschlag des jungen Mädchens, und wußte bereits besser als ihr Vater, was ihr — fehlte.

Ja, Marquise, ich wußte, warum dieses reizende, so reich begabte Wesen an nichts mehr Freude hatte, ich wußte, warum sie weder das Land noch die Stadt, weder ihr Hotel noch ihre Schlösser, weder ihre Toilette noch ihr Piano, weder ihre Farben noch ihre Bücher, weder ihre Blumen noch ihre armen, der Freiheit wiedergegebenen Vögel mehr liebte.

Es war nichts anderes, als daß sie sich zu beengt fühlte in ihrem zu einfürmig vergoldeten Käfig; nichts anderes, als eine Leere in ihrem Herzen, eine Langeweile im Uebermaße ihres Glückes. In Mitte all' des materiellen Luxus, mit welchem ihr Vater sie umgab, starb sie aus Mangel an Nahrung für ihre Seele, aus Mangel an irgend einem zu bestiegenden Hindernisse; sie starb, weil sie nichts zu bedauern, weil sie nichts zu arbeiten, nichts zu schaffen hatte, weil sie sich zu nichts nützlich fühlte, sie starb aus Mangel an Sympathie für ihre Nächsten, aus Mangel an Liebe!

„Der Fall ist mir klar,“ sagte ich, und dann wandte ich mich zu Edith.

„Mein Fräulein,“ fragte ich sie, „besten Sie vielleicht zufällig ein einfaches, unbedeutendes Hütchen, mit einem Worte, eine bürgerliche Toilette, mit der Sie überall hingehen können und die in fünf Minuten gemacht ist?“

„Aber warum — warum denn?“

„Warum? — Um mit mir auszugehen.“

„Aber wohin denn?“ fragte der Vater ganz konsterniert.

„Das ist mein Geheimnis.“

„Ah!“

Und um sie zum Entschlusse zu bringen, fügte ich ganz leise die ungeheure Lüge hinzu: „Es handelt sich um das Leben Ihres Vaters!“ — dann wandte ich mich wieder an van Oven und zog ihn mit den Worten: „Kommen Sie, lassen wir das Fräulein sich anleiden!“ zum Salon hinaus.

„Nun denn!“ rief er, als die Thür hinter uns zu war, „so werden Sie mir jetzt endlich erklären —“

„Nicht das Geringste!“

„Aber —“

„Van Oven, Ihre Tochter ist krank, — sehr bedeutend — sehr gefährlich krank!“

„Ach, niemand weiß dies besser als ich!“

„Dann fragen Sie mich um nichts, wenn Sie wollen, daß ich sie heile.“

„Nun, was verlangen Sie? Lassen Sie hören.“

„Alle zwei Tage muß Edith mit mir ausgehen.“

„Allein?“

„Allein, alle Morgen drei Stunden lang.“

„Aber so sagen Sie mir doch wenigstens —“

„Nein und abermals nein — ihre Heilung hängt davon ab, — ja oder nein, wollen Sie, daß ich sie rette?“

„Aber sie — sie selbst — wird sie wollen?“

„Ueberzeugen Sie sich.“

Die Thür ging in dem Momente auf, Edith stand unter der Schwelle. Ein kornblauer Crepe de Chine fiel in graziosen Falten auf ihren weißen Mouffeltrock; ein kleiner Hut ohne Auspuß umrahmte ihr reizendes Gesicht.

Ich meine sie noch zu sehen — tenere Edith! — sie war bezaubernd in dieser einfachen Kleidung!

„Ja oder nein?“ wiederholte ich nochmals.

Statt einer Antwort umarmte van Oven seine Tochter stürmisch und warf sie mir in die Arme.

Ich für meinen Teil nahm Ediths Arm unter den meinen, führte sie Stufe für Stufe die Treppe hinab, half ihr behutsam in mein Coupé, setzte mich neben sie — und fort ging's im stärksten Laufe meiner Pferde. — —

Als jetzt hatte das elegante Auditorium dem Doktor Müller ohne Unterbrechung zugehört.

Da er aber nun selbst an dieser Stelle seiner Erzählung eine Pause machte, rückten ihm alle Zuhörer zu gleicher Zeit näher und mit ungeduldiger Spannung rief die Marquise: „Um Gotteswillen, Doktor, sagen Sie uns nur schnell, wohin Sie so Fräulein van Oven täglich führten.“

„Ganz einfach,“ erwiderte er, indem er mit markischer Langsamkeit aus seiner goldenen Tabatiere eine Prise nahm, „ganz einfach zu meinen Armen. Es gab da, das kann ich beschwören, genug, um ihr Interesse, um ihr Gemüt anzuregen, genug zu beweinen, genug, um sie zur Thätigkeit, zum Leben zu wecken!“

Im ersten Hause, welches wir besuchten, sah ich mich fast genötigt, sie unter meinen Armen bis in die fünfte Etage zu tragen. In die zweite Mansarde stieg sie schon allein, die dritte erreichte sie lange vor mir. Bei der vierten war nicht ihre Kraft, wohl aber ihre Börse erschöpft.

„Ich borge Ihnen,“ sagte ich; „seien Sie ohne Sorgen, wir werden Ihren Papa nicht ruinieren. Uebrigens giebt es noch andere Mittel, um zu trösten und zu helfen.“

„Welche?“

„Folgen Sie mir überall hin und Sie werden sehen.“

Ein paar Häuser weiter und wir standen am Krankenbett einer stehenden Frau; der Mann war infolge des Falliments eines Bankhauses, in welchem er seit dreißig Jahren gearbeitet hatte, ohne Brot.

„Da muß mein Vater helfen,“ sagte Edith mit einer Bestimmtheit, welche zeigte, daß sich ihre Willenskraft allmählich zu entwickeln begann.

Und wieder etwas weiter arme, junge Mädchen, die sich nichts anderes wünschten, als ehrlich zu bleiben, und die hierzu nur eines redlichen Verdienstes bedurften.

Dann gingen wir zu „meinen“ Künstlern. Wieder eine andere, eine schöne Mission. Eine zarte Aufmunterung konnte die schönsten Früchte tragen. Einer besonders. Aber wir kommen später auf ihn zurück.

Unser letzter Besuch an diesem Tage galt einer Familie, die sich dem Hunger, dem äußersten Elende preisgegeben sah, weil der älteste Sohn, die Stütze der Seinen, seit fünf Jahren Soldat war und keinen Urlaub vom Obersten seines in Grenoble garnisonierenden Regiments bekam.

„In Grenoble?“ rief Edith freudig überrascht, — „aber der dortige Oberst ist der intimste Freund meines Vaters! Welch glücklicher Zufall!“

„Mein liebes Kind!“ erwiderte ich, indem ich einen Kuß auf ihre Stirne drückte, „wenn man wie Sie Reichthum, Rang, Schönheit und Jugend besitzt, so fehlt es an solch glücklichen Zufällen nie.“

Edith begriff also, daß man mit 16 Jahren und ebenso vielen Millionen kein Recht zum Müßiggange und noch weniger Recht zum Sterben habe. Sie fühlte sich berufen, gutes zu stiften, sie begann ihre Nächsten zu lieben — sie war gerettet! —

Am Ende der Woche war sie in aller Form Rechtsens in dem schönen Regimente einrolliert, für welches ich werbe und welches ich mit vollem Recht „die Schutzengel von Paris“ nenne.

Schon nach einem Monat war sie wohl, frogend von moralischer und physischer Gesundheit.

Zwei Jahre später sagte ich zu dem Bankier: „A propos, van Oven, es ist Zeit, unsere Edith zu verheiraten.“

„So? nun und mit wem?“

„Mit Lucian de G...“

„Wie? Mit jenem Maler, dem ich meiner Tochter zu lieb sein erstes Bild abkaufte?“

„Sagen Sie mit einem Edelmann, in der wahren Bedeutung des Wortes, mit einem Manne, der edel genug war, sich freiwillig den Entbehrungen der Armut zu unterziehen, um die Schulden seines Vaters zu bezahlen, und der sich dann durch die schöpferische Kraft seines Genies eines neuen Vermögens erkämpfte.“

„Ein Vermögen und ein Künstler? Wie reimen Sie das zusammen?“

„Wenn es Ihnen nicht groß genug ist, so lege ich für meinen Theil eine Million dazu.“

„Eine Million? Sie?“ rief van Oven; „wo zum Teufel wollen Sie eine Million hernehmen?“

„Aus Ihrer Kasse.“

„Oho!“

„Sind Sie mir nicht noch das Honorar schuldig für meine mit Edith vorgenommene Kur? Haben Sie mir nicht, so oft ich es anschlug, hundert Mal wiederholt: Nun gut, also später; so viel Sie nur wollen. Sie können die Gesundheit meiner Tochter nie hoch genug taxieren.“

„Allerdings; — aber —“

„Finden Sie, daß eine Million zu wenig ist?“

Nun gut, so nehmen wir zwei. Ich gebe sie gleichfalls meiner Edith als Mitgift.“

Van Oven hatte noch nicht definitiv ja gesagt, als seine Tochter, die ohne Zweifel unser Gespräch belauscht hatte, sich in die Arme des Bankiers warf.

Und — nun — und so habe ich an Frau von G... das Wunder der Auferweckung vom Tode erwirkt; — weshalb ich die Ueberzeugung hege, daß alle reichen Damen, alle jungen Mädchen und besonders alle jungen Wittwen, welche an der in großen Städten so häufig vorkommenden Morbidezze leiden, zu heilen sind, wenn man ihnen nützliche Beschäftigung, Wohlthätigkeit und Nächstenliebe verordnet.

„Hier haben Sie nun,“ schloß der Greis, indem er aufstand, „die ganze Hezerei des Doktor Müller.“

Es schlug Mitternacht, alles erhob sich demnach zum allgemeinen Aufbruch. Aber bevor noch jemand den Salon verlassen hatte, näherte sich die Marquise dem Arzte und küßte ihn auf die beiden Wangen.

„Ich danke Ihnen, Doktor, für Ihre Konsultation. Kommen Sie morgen, um mich bei meinem ersten Gange zu „unsern Armen“ zu begleiten!“

○ Gedanken der Heiligen für alle Tage des Jahres.

16. Juli. Richte bei deiner Arbeit das Auge deines Geistes nach oben; bei dem Andenken an den himmlischen Lohn wirst du deiner Arbeit überdrüssig werden. (Heil. Basilius.)

17. Juli. Unglückselig und voll der höchsten Thorheit ist der Tausch, vergängliche Mühsal zu stehen und ewiges Zähneknirschen beim Teufel in der Hölle zu wählen. (Heil. Bernhard.)

18. Juli. Das arbeitsame Leben ist eingesetzt worden, weil Ruhe und Müßiggang das Leben und die Sitten zu verderben pflegt. Denn die menschliche Natur geht von der Trägheit gar leicht zur Bosheit über. Lasset uns die kurze Zeit arbeiten, damit wir auf immer ausruhen mögen. Trübsal müssen wir einmal erfahren, und wenn wir nicht hier sie leiden, so erwartet sie uns dort. Warum wollen wir nicht lieber hier in Mühe sein, damit wir dort ausruhen? (Heil. Chrysostomus.)

19. Juli. Nimmt der Zorn Besitz von deiner Seele, so ist ein böser Gast bei dir eingekehrt. Lasse ihn nicht übernachten, die Sonne gebe nicht unter, ohne daß er sich entferne. Entlasse ihn so gleich, zögert er, so vertreibe ihn mit Gewalt. (Heil. Ephräm.)

20. Juli. Der Mensch zürnt, der Christ herrscht über den Zorn. (Heil. Hieronymus.)

21. Juli. Wache über dein Herz und halte deine Zunge im Zaume. (Heil. Bernhard.)

22. Juli. So wie die von Natur wilden Tiere dem Menschen feindlich entgegenstehen und ihm gefährlich sind, wenn sie aber gezähmt werden, ihm mancherlei Dienste erweisen, so dienen uns auch unsere Leidenschaften, sobald sie geregelt und gezügelt sind, um uns in vielen Tugenden zu üben.

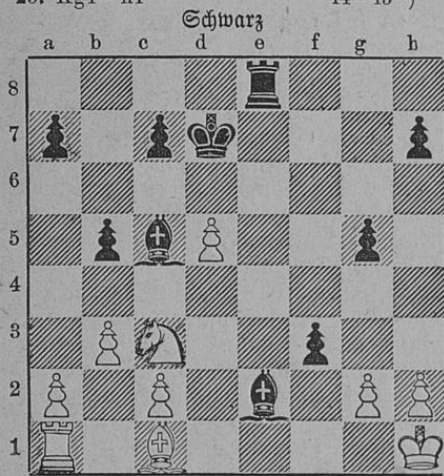
(Heil. Ludwig von Granada.)

Schach.

Partie Nr. 36.

(Originalpartie des Sonntagsblattes.)
Läufer-Gambit.)

Dr. jur. S. v. Medunice in Karlsbad. Weiß	Herr W. Fischer in Hagen. Schwarz
1. e2—e4	e7—e5
2. f2—f4	e5—f4:
3. Lf1—c4	f7—f5 ²⁾
4. Dd1—e2 ³⁾	Dd8—h4†
5. Ke1—d1	f5—e4:
6. De2—e4†:	Lf8—e7
7. Sg1—f3	Dh4—h5 ⁴⁾
8. Le4—g8:	Th8—g8:
9. Th1—e1	Sb8—c6
10. Sb1—c3	d7—d6
11. d2—d4	Le8—f5 ⁵⁾
12. De4—e2	Ke8—d8 ⁶⁾
13. d4—d5	Sc6—e5
14. Sf3—e5:7)	Dh4—e2†:
15. Te1—e2:	d6—e5:
16. Te2—e5:	Lf5—g4†
17. Kd1—e1	Le7—d6
18. Te5—e4	g7—g5
19. b2—b3 ⁸⁾	Kd8—d7 ⁹⁾
20. Sc3—d4	Ta8—e8!10)
21. Te4—e8:	Tg8—e8†:
22. Ke1—f1	Lg4—e2†
23. Kf1—g1	b7—b5 ¹¹⁾
24. Sa4—c3	Ld6—c5†
25. Kg1—h1	f4—f3 ¹²⁾



Stellung nach dem 25. Zuge.

- | | |
|----------------|-----------|
| 26. Sc3—e2:13) | f3—f2!14) |
| 27. Le1—d2!15) | Te8—e2: |
| 28. Ld2—c3!16) | b5—b4 |
- Weiß gibt auf.17)

Anmerkungen.

- 1) Die nachfolgende interessante Partie wurde durch Korrespondenz gespielt. Indem wir die Leser auf die (Original-) Partie Nr. 23 in Nr. 12 des Sonntagsblattes zur Vergleichung verweisen, bemerken wir, daß die Anmerkungen von dem Führer der schwarzen Steine, dem Präsidenten des Hagener Schachklubs, herrühren.
- 2) Eine der besten Verteidigungen gegen das Läufergambit.
- 3) Die dänischen Schachmeister halten 4. Sb1—c3 für besser. Auf 4. Le4—g8: folgt 4. . . . Dd8—h4† mit Vorteil für Schwarz.

4) Ober 7. . . . Dh4—f6; 8. Le4—g8:, Th8—g8; 9. Sb1—c3, c7—c6; 10. d2—d4, d7—d5 zc. Wir halten 7. . . . Dh4—h5 für besser.

5) Weiß weicht mit 11. d2—d4 von der Theorie ab; die 11. Sc3—d5, Le8—f5; 12. De4—e4, Lf5—c2†; 13. Kd1—e2 zc. empfiehlt.

6) Auf 12. . . . 0—0—0 folgt nicht 13. d4—d5, Sc6—b4; 14. De2—e7:, Tg8—e8; sondern 13. Sc3—d5, Tg8—e8; 14. Sd5—f4: mit Remisstellung.

7) Dieser Abtausch ist für Weiß nachteilig, da die schwarzen Läufer Zeit gewinnen, in Aktion zu treten, siehe Zug 16 und 17.

8) Weiß will seinem Damenläufer Luft machen; besser war aber 19. Le1—d2.

9) Mit diesem Zuge kam Schwarz der zum Siege führende Plan in Sicht, welchem Weiß durch 14. Sc3—e4 noch Vorschub leistet. [Die Kombination ist ebenso hübsch wie korrekt; Schwarz spielt den Schluß sehr schön. Red.]

10) Schwarz greift den Turm e4 an, welcher durch 21. Sa4—c3 nicht gedeckt werden kann, da 21. . . . Te8—e4; 22. Sc3—e4:, Tg8—e8 folgen würde. Der Abtausch ist erzwungen und öffnet Schwarz die e-Linie.

11) Durch diesen Zug wird das Feld e5 für den schwarzen Läufer frei.

12) Man vergleiche Anmerkung 9. — Der Bauer spaziert ungehindert vorbei. —

13) Auf 26. g2—f3 folgt 26. . . . Le2—f3†

14) Wie leicht ersichtlich, viel besser als 26. . . . f3—e2.

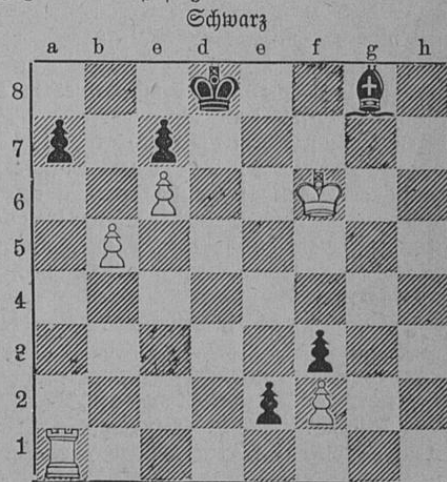
15) Besser wäre 27. Le1—g5:, Te8—e2; 28. Lg5—h4.

16) Auf 28. Ta1—d1 würde folgen 28. . . . Te2—d2; 29. Td1—d2:, f2—f1D†

17) Der Läufer ist verloren, indem er die Diagonale e1—a5 nicht verlassen darf, weil 29. . . . Te2—e1†; 30. Ta1—e1:, f2—e1D† folgen würde.

Aufgabe Nr. 60 [Endspiel].

Die Stellung der in Nr. 26 des Sonntagsblattes mitgeteilten Partie Mackenzie—Blackburne ist nach dem 50. Zuge von Weiß folgende:



Es geschah 50. . . . Kd8—e8; 51. Ta1—g1, Lg8—h7; 52. Tg1—h1, a7—a5; 53. Th1—h7:, aufgegeben. Eine im hiesigen Schachverein vorgenommene Analyse des obigen Endspiels scheint zu ergeben, daß Schwarz, der am Zuge war, das Spiel remis machen konnte. Ist dies der Fall? und wie muß Schwarz ziehen?

Sonntagsblatt.

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. Finl.

Druck u. Verlag der Aktien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt“ in Düsseldorf.

Nr. 30.

Sonntag, den 23. Juli.

1882.

Achter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heil. Lucas XVI, 1—9.

Inhalt: Jesus belehrt in dem Gleichnisse von dem ungerechten Verwalter seine Jünger, wie man die zeitlichen Güter anwenden und gebrauchen müsse, um sich damit Schätze für den Himmel zu sammeln.

* * *

Aus dem ersten Hirtenschreiben des Erzbischofs Johannes Baptista von Freiburg.

Mein erstes Hirtenwort gilt Euch allen, und was ich Euch heute anempfehle, wird stets Gegenstand meiner Wirksamkeit und Sorge sein.

Und was dürfte ich Euch zuerst zuzurufen, als die Mahnung: Haltet fest in allen Eueren Lebenslagen an den Grundsätzen der heiligen Religion, jener Religion, welche Gott selbst im Alten Bunde vorbereitet, um herentwillen Er zu den Vätern und Propheten gesprochen, und zuletzt seinem eingeborenen Sohn Jesus Christus in die Welt geschickt hat! Jene Religion, welche der Erlöser mit seinem Blute besiegelt hat!

Religion ist das innigste und heiligste Gefühl in uns, das Gott jedem Menschen in die Brust gelegt hat, nämlich das Gefühl, daß wir von dem allmächtigen, allheiligen und gerechten Herrn der Welt abhängen, und das Gefühl der tiefsten Ehrfurcht, Treue und Liebe gegenüber unserm Herrn und Gott.

Die Religion erhebt den Menschen weit über alle anderen geschaffenen Dinge und drückt ihm das Merkmal eines vom Himmel stammenden Adels auf.

Gleichwie nach dem Ausspruche des hl. Apostels Jakobus — (Jak. 1, 17) „jede gute Gabe und jedes vollkommene Geschenk von Oben stammt vom Vater der Lichter, so auch die vorzüglichste Gabe Gottes an den Menschen“ — die Religion. Denn nur durch sie lernen wir Gott kennen und erkennen mittelst des Glaubens.

Was wäre der Mensch ohne Erkenntnis Gottes, ohne Wissen um ein höheres Ziel und ein höheres künftiges Dasein? Der Glaube aber ist für die menschliche Vernunft, die so leicht irrt, ein Licht;

für den Willen, der so leicht strauchelt, Stab und Stütze; er ist Wegweiser und Richtschnur für unser Leben und Streben; von ihm gilt, was der hl. Apostel (Röm. 1, 16) vom Evangelium aus sagt: er ist eine Kraft Gottes, selig zu machen jeden, welcher gläubig ist.

Wenn dagegen der Mensch das Band der Religion, das ihn an Gott bindet, zerreiht und den heiligen Funken des Glaubens in seinem Innern erlöschen läßt, dann sinkt er von der erhabenen Stelle, welche Gott ihm in der Schöpfung angewiesen hat, herab und nähert sich immer mehr der unfreien Natur, er wird zum Sklaven seiner Leidenschaften.

Darum, Geliebteste, meine einbringliche Mahnung: leihe! Sei nicht jenen Menschen, die in Wort oder Schrift die Lehren des Unglaubens und der Gottentfremdung zu Euch bringen. „Ich bin der Herr, dein Gott“, gilt im Neuen Bunde so gut als im Alten Bunde, und wer nicht auf diese Stimme Gottes hört, „dessen Ende ist Verderben“ (Röm. 6, 21).

Auch jenen schenkt kein Gehör, die meinen, der Mensch bedürfe der geoffenbarten Religion und des Glaubens nicht, er könne doch sittlich leben. Verhängnisvoller Irrtum! Es giebt keine wahre Sittlichkeit ohne den festen Untergrund der Religion, d. i. ohne Glauben an Gott, der Quelle aller Sittlichkeit. Jene selbstgeschaffene Moral, welche nur aus einigen flachen Humanitätsregeln besteht, die ohne Leben und Kraft sind, kann nimmermehr dem Menschen zum Führer durchs Leben dienen. Es sind morsche Stützen, die, wenn die Versuchung naht, in sich selbst zusammenbrechen. Nur der lebendige Glaube ist der fruchtbare Boden der Sittlichkeit; auf ihm wachsen die wahren Christentugenden, welche der Apostel als Früchte des Geistes bezeichnet: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Langmut, Treue (Gal. 5, 22).

Haben wir lebendigen Glauben an die untrügliche Lehre Jesu Christi, dann besitzen wir für alle Verhältnisse des Lebens die sicherste Anleitung für unser Thun, wir wissen, welche Pflichten uns obliegen hinsichtlich unserer Stellung als Glieder der Kirche und als Bürger des Staates. Die Religion begründet das wahre Glück des Einzelmenschen, wie das Glück der Familien und das Gedeihen der

Staaten und Völker; sie verküret das irdische Dasein und giebt ihm eine höhere Weihe.

Aus dem wahren Glauben erblüht die christliche Hoffnung, die den Menschen über dieses irdische Leben hinaus anweist.

Wir haben ja hienieden, wie der h. Apostel sagt, keine bleibende Stadt, sondern wir suchen die künftige (Hebr. 13, 14), jenes ewige Jerusalem, das, nach demselben Apostel, Gott selbst erbaut hat (Hebr. 11, 10). Wenn auch hienieden als Pilger wandelnd, sind wir doch Bürger einer künftigen Welt, wo unser Heiland uns Wohnungen bereitet hat (Joh. 14, 2). Unsere Hoffnung ist das bessere Leben. Diese kostbare göttliche Tugend, wie der Glaube und die Liebe vom Himmel stammend, tröstet und erhebt den Christen in allen Leiden und Drangsalen, in allen Sorgen und Kümmernissen dieses Lebens, weil sie ihm eine bessere Heimat in Aussicht stellt. Unsere Heimat ist das Paradies, sagt der h. Cyprian.

So nähret, geliebte Dözesanen, diese herrliche Tugend in Euch. Die Hoffnung läßt ja nicht zu Schanden werden. Haltet Euch fern von jenen Irrthümern, wonach man den Himmel nur auf Erden sucht, und wenn man denselben nicht findet, mit Gewaltthat und mit Verletzung der Gerechtigkeit ihn zu erlangen trachtet. Das ist aber nicht der Himmel, das ist die Hölle auf Erden.

Die wahre christliche Hoffnung ist jedoch nur dann für uns heilsam und segensreich und kräftig und begeistert unseren Willen, nach Vervollkommnung und Heiligung zu streben, in den Mühen und Trübsalen des Erdenlebens nicht zu verzagen, auch in der Todesstunde Friede und Vertrauen zu haben — wenn sie gegründet ist und hervorgegangen aus dem Glauben an unseren göttlichen Heiland und Erlöser Jesus Christus, welcher für uns vom Himmel gekommen, für uns Mensch geworden, gelehrt hat und gestorben ist; hervorgegangen aus dem Glauben, daß unser Heiland wieder aufgefahren ist zum Himmel und sitzt zur Rechten des Vaters als unser Vermittler und Fürsprecher, und von da uns spendet die heiligmachende Gnade in den heiligen Sacramenten. Nur aus dem Glauben entspringt jene beseligende Hoffnung, welche uns Mut, Trost, Friede und Heil gewähret.

Die größte aller Tugenden nennt der Apostel Paulus die Liebe, er bezeichnet sie als Gesetzeserfüllung.

Wie wird der h. Apostel, dessen Herz von heiligem Eifer erfüllt war, für das Heil der Menschen nicht müde, diese Blüte und Krone aller Tugenden mit rührenden Worten zu beschreiben und zu empfehlen!

Was thut er aber damit anderes, als daß er das Beispiel Jesu nachahmt, der gesprochen hat: „Das andere Gebot ist dem ersten gleich: Du sollst den Nächsten lieben, wie dich selbst.“ (Matth. 22, 39.)

Darum rufe ich Euch zu mit dem Apostel: „So ahmet denn Gott nach als geliebte Kinder und wandelt in der Liebe.“ (Eph. 5, 1—2.) Denn das Endziel des Gebotes ist: „Liebe aus reinem Herzen

und gutem Gewissen und ungehenkeltem Glauben.“ (1. Tim. 1, 5.)

Da wir Menschen, alle Kinder des himmlischen Vaters und Erlöste Jesu Christi und Bürger desselben unvergänglichen himmlischen Reiches sind, so stehen wir in einer mehrfachen geistigen Verwandtschaft zu allen Menschen. Darum muß sich auch die christliche Nächstenliebe über alle Menschen verbreiten, und der wahre Christ bringt allen seinen Mitbrüdern im Herrn ein Herz voll Teilnahme, Mitgefühl und Mitleid entgegen, und weiß, wie der barmherzige Samariter bereit gegen alle, denen er auf seinem Lebenswege begegnet, die echte Christenliebe in Wort und Werk zu bewähren.

Die aus dem Glauben stammende Liebe Gottes und des Nächsten heiligt auch das Band, das die Menschen auf Erden miteinander verbindet, und nur wenn nach dem Worte der h. Schrift die Menschen „in Liebe gewurzelt und gefestigt sind“ (Eph. 3, 17), wird die menschliche Gesellschaft auf Erden ein Abbild des Gottesstaates der seligen Geister im Himmel.

Die wahre religiöse Liebe heiligt das Band zwischen Gatte und Gattin, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Vorsteher und Untergebenen, zwischen Fürst und Unterthan, sie wird die Triebfeder aller guten Handlungen; denn wer mich liebt, spricht Jesus Christus, wird nach meiner Lehre handeln (Joh. 14, 23); sie wirkt die Großthaten der leiblichen und geistigen Barmherzigkeit. Liebe verebelt das Leben, erleichtert uns den Druck und die Last in schweren, verhängnisvollen Zeiten; Liebe begeistert den Heldennut in der Stunde der Gefahr. Liebe heiligt das Herz, Neid, Mißgunst, Rache, Eüde und alles Böse schwindet in dem Grabe, als die Liebe einkehrt.

Aber all dieses nur dann, wenn sie auf Gott gerichtet ist, zum Vater der Liebe, und von ihm ausströmt in unser Herz; wenn sie geheiligt ist durch Christus, unsern Erlöser, der selbst aus Liebe für uns vom Himmel gekommen; wenn sie eingegeben ist — nicht vom Geiste der Welt, des Eigennutzes oder der Sinnlichkeit, sondern vom h. Geiste, der sie anzgießt in unsere Herzen, — wenn sie aus dem Glauben stammt, denn Liebe ohne Glaube ist ein Baum ohne Wurzel, wie ein Glaube ohne Liebe ein träger Baum ohne Frucht. Die Quelle und der Ursprung der geheiligten Liebe ist also wieder der Glaube. Ohne Glaube mag der Mensch wohl ein natürliches Mitgefühl haben, mag ein Menschenfreund genannt, auch als Menschenbeglückter gepriesen werden, aber die göttliche, die beseligende Liebe hat er nicht.

Wendet hin auf das Beispiel unseres göttlichen Heilandes, auf das Beispiel der Apostel und der ersten Christen, bei welchen gerade die Liebe das Erkennungszeichen war. „Sehet, wie sie einander lieben,“ sprachen die Heiden von ihnen; und diese Liebe der Christen ließ das Herz der Heiden hinstimmen, daß sie dem Heidentum abgeschworen und in die Arme der liebevollen Mutter, der h. Kirche sich warfen. Ja, in Wahrheit, die Liebe, wie die ersten Christen sie zeigten, war der wirksamste

Apostel der in Irrtum wandelnden Heidenwelt; sie ist auch fortan das wirksamste Mittel, das Reich Gottes auf Erden zu erweitern.

Sehet auch hin auf den Lohn, den Gott der echten Gesinnung der Liebe verheißt: Gott selbst ist ihr übergroßer Lohn! Denn Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm (I. Joh. 4, 16).

Jene also, welche Werke der Nächstenliebe verrichten, machen sich großer Verheißungen teilhaftig, und auch das kleinste Werk christlicher Liebe sammelt der Herr für den Tag der Vergeltung.

Insbefondere lasset Euch die Sorge um des Nächsten Seelenheil anempfohlen sein. Gerade auf diesem Werke der Liebe ruhet ein ganz besonderer Segen von Oben. Welch ein großes Arbeitsfeld der Liebe habt Ihr da um Euch, wo Ihr mit Milde und Schonung, mit echter Samariterliebe thätig sein könnt!

So achtet, geliebte Diözesanen, auf diese Tugenden, welche ich Euch empfohlen habe; sie heißen nicht umsonst die drei göttlichen Tugenden. Sie haben ihre Wurzeln in Gott und führen zu Gott!

Ich kann mein Hirtenschreiben nicht schließen, ohne noch ein besonderes Wort im einzelnen beigelegt zu haben.

Ihr Kinder, für Euch habe ich eine besondere väterliche Mahnung: Seid gehorsam Euern Eltern und wandelt in Gottesfurcht. Die Furcht vor dem Herrn ist immer noch der Anfang der Weisheit. Liebet, ehret und achtet die Eltern. Großer Segen, aber auch schwere Strafe ist von Gott den Kindern verheißten, je nachdem sie des Herrn Gebot beachten und geringschätzen.

Euch Eltern aber ist ein heiliger Beruf zugefallen. Ihr seid von Gott zu Hütern in der Familie bestellt. So pflanzet und heget Gottesfurcht, christliche Gesinnung in derselben, und sehet die Erziehung Eurer Kinder als Eure erste und heiligste Pflicht an. Uebet gute Zucht und sorget, daß Gehorsam und Genügsamkeit unter Eurem Dache wohne, dann wird aus Eurem Hause ein schlimmer Gast, der Geist der Unzufriedenheit, verschwinden und der Friede eintreten.

Ihr alle aber, geliebte Diözesanen, haltet treu an den Grundsätzen und Lehren unserer heiligen katholischen Kirche. Ehret und achtet die geistliche und weltliche Obrigkeit, und seid treu dem Landesfürsten

Erweist Euch ferner als treue Söhne des weitem Vaterlandes und dessen Vaters, des deutschen Kaisers.

Zeiget Teilnahme für das Wohl und Wehe der staatlichen Gesellschaft, in welche Euch Gott gestellt hat, wie für das Gedeihen der Kirche, damit Ihr hienieden durch treue Pflichtenfüllung in allen Stücken Euch vorbereitet, Bürger der ewigen Gottesstadt zu werden.

Mit der Bitte an Euch alle, meine zu Eurem Heile gegebenen Mahnungen im Herzen zu bewahren, erteile ich Euch mit inbrünstigem Gebete den oberhirtlichen Segen im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Winke für die Erziehung.

Zum Kapitel „Kindererziehung“ teilt uns einer unserer geehrten Abonnenten einige aus der Erfahrung gesammelte Gedanken mit, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen:

Die Erziehung der Kinder kann nicht früh genug beginnen. Sobald ein Kind seinen Willen zu gebrauchen anfängt, entsteht zugleich der „Eigenwille“ oder „Eigensinn“; indem das Kind anfangs kaum bewußt seinen Willen über den Willen der Eltern zu stellen sucht. Dieser Eigenwille ist am leichtesten möglichst früh zu brechen; sobald er irgendwie zu Tage tritt, muß dem Kinde beigebracht werden, daß der Wille der Eltern maßgebend ist, wozu allerdings ein oder das andere Mal eine körperliche Züchtigung erforderlich ist. Dadurch wird für später, wo nicht jede, doch manche körperliche Züchtigung erspart. Das Kind wächst mit dem Bewußtsein auf, daß der Wille der Eltern sich geltend machen wird, selbst nötigenfalls durch körperliche Züchtigung, und es wird es in der Regel nicht mehr darauf ankommen lassen. Wächst das Kind dagegen im Eigensinn auf, so ist derselbe später weit schwieriger auszutreiben; es ist viel mehr Strenge und Strafe erforderlich, und es entsteht die Gefahr, daß alsdann das Kind die Eltern mehr fürchtet, als liebt, oder daß es überhaupt eigensinnig, störrig und ungehorsam bleibt.

Wenn das Kind einmal an Gehorsam gewöhnt worden, ist es ratsam, nicht zu viel zu befehlen. (Was aber einmal befohlen ist, muß geschehen.) Man soll die Kinder in ihrem kindlichen Wesen, ihrem Spielen und Treiben gehen lassen und nicht unnötigerweise störend darin eingreifen. Wenn die Kinder dabei untereinander in Streit geraten und selbst zu Thätlichkeiten schreiten, so ist das nicht besonders anzuschlagen, wenn nicht Bosheit oder andere schlechte Eigenschaften unterlaufen. Insbesondere soll man nicht einem weinenden Kinde deshalb ohne weiteres Recht geben, es bedauern und das andere bestrafen, noch weniger die Anzeige eines Kindes gegen das andere begünstigen, zumal dadurch leicht Haß und Neid entsteht; vielmehr sie nur im allgemeinen zur Friedfertigkeit ermahnen. Eine Bestrafung soll überhaupt nicht auf eine einseitige Angabe, noch im Eifer erfolgen, sondern erst, nachdem man sich von einer wirklichen erheblichen Schuld des Einzelnen überzeugt hat. Auch sonst ist Unparteilichkeit den einzelnen Kindern gegenüber möglichst zu empfehlen. Es kommt öfter vor, daß einzelne Kinder den Herzen der Eltern näher stehen, zuweilen das älteste oder das jüngste oder sonst wegen guter Eigenschaften oder gefälligen Wesens. Alsdann müssen die Eltern sich hüten, ein solches Kind vor den übrigen zu bevorzugen. Besondere Belohnungen dürfen auch für Fleiß, Gehorsam und gute Führung nur ausnahmsweise eintreten; es könnte sonst die Meinung entstehen, als solle der Gehorsam ein Äquivalent für die in Aussicht stehende Belohnung sein. Jedenfalls ist es unrichtig, die Kinder durch Versprechung von Belohnungen zum Gehorsam führen

zu wollen. Eine einmal versprochene Belohnung muß aber stets auch wirklich gegeben werden. Ueberhaupt müssen die Kinder auf das Wort der Eltern bauen können. Bei den Kindern ist strenge auf Wahrheitsliebe zu halten; die Eltern müssen ihnen mit gutem Beispiel vorangehen. Es ist namentlich gefährlich, den Kindern mit religiösen Dingen Vorspiegelungen zu machen, z. B. daß das Christkindchen, der h. Nikolaus, oder St. Martin sie wirklich selbst besuche. Eine spätere Enttäuschung könnte einen allgemeinen Zweifel über die Wahrheit der Religion herbeiführen, abgesehen, daß die Kinder Mangel an Wahrheitsliebe bei den Eltern wahrnehmen.

Für kleine Wünsche, Anliegen oder Anfragen der Kinder sollen die Eltern stets ein offenes Ohr haben, denselben den Umständen gemäß entsprechen oder sie liebevoll ablehnen.

Also in dieser Hinsicht geschehe die Erziehung in Gehorsam und Wahrheit, aber mit Liebe und Unparteilichkeit.

Außerdem haben die Eltern noch besonders persönlich für Religiosität, Keuschheit, Fleiß und körperliches Wohlfühlen Sorge zu tragen und dürfen sich hierin nicht allein auf die Lehrer und Diensthofen verlassen. Ueber diese Punkte gelegentlich noch ein Wortchen.

Behn Gebote einer guten Haushaltung.

In Staat und Reich wird jedes Jahr ein Budget festgestellt. Darin sind alle Einnahmen, welche für das nächste Jahr in Aussicht stehen, genau verzeichnet auf der einen Seite. Auf der andern Seite stehen sämtliche Ausgaben, große wie kleine, welche voraussichtlich im nächsten Jahre zu machen sind. Nun muß der Finanzminister dafür sorgen, daß Einnahmen und Ausgaben ins Gleichgewicht kommen. Entweder verkleinert oder verschiebt man die Ausgaben oder erhöht die Einnahmen, bis daß die Rechnung ohne Defizit aufgeht.

Von dieser Finanzverwaltung kann jeder kleine Haushalt viel lernen. Da wird nichts ins Blaue hinein gewirtschaftet, sondern jede Ausgabe ist vorher bedacht, erwogen, abgegrenzt. So soll es auch in jedem Haushalte sein. Man berechne die voraussichtlichen Einnahmen für das Jahr und strecke sich dann nach dieser Decke, indem man noch bemerkt: Wieviel dürfen wir für unsere Wohnung, Kleidung, Nahrung ausgeben, wieviel müssen wir für Krankheit, Arbeitslosigkeit, Alter, Kinder u. s. w. zurücklegen, wieviel bleibt dann noch zum Vergnügen übrig? Wer nicht in dieser Weise sein Familienbudget für das kommende Jahr feststellt, der wird mehr Not leiden als ein vernünftiger Mann, der vielleicht nur die halbe Einnahme hat.

Bekanntlich pflegen viele junge Leute ihren Haushalt so einzurichten, daß sie mit vollen Händen in die Tasche greifen, so lange noch Geld darin ist. In der ersten Hälfte des Monats ist dann das Monatsgeld schon durchgebracht; die Klagen über die leidigen 28 letzten Tage des Monats sind leicht begreiflich. Wie mancher hoffnungsvolle junge Mann

ist schon elend zu Grunde gegangen, weil er nicht die Kunst verstand, sein Monatsgeld durch die Zahl 30 zu teilen und jeden Tag nur das auszugeben was diesem Tage zukam.

Noch trauriger ist es, wenn in einer Familie ebenso unbedachtsam aus dem Sollen herausgewirtschaftet wird. Dann leidet nicht bloß der Mann, sondern auch die Frau und — was das Schlimmste — die armen Kinder! Wie manche Familie ist in Schulden und Not gesunken, in Hunger und Elend verkommen, bloß weil der Mann eines schönen Tages in angeheitertem Zustande den halben Wochenlohn daraufgehen ließ, oder die Frau sich ein Mäntelchen auf Borg kaufte, womit sie ihre Nachbarin ausstechen wollte? Wenn erst der Schuldenmacherei der Finger geboten ist, dann kommt bald die ganze Hand und der Arm nach. Ist das Elend da, dann wird über die „schlechte Zeit“ geschimpft; den eigenen Leichtsinne wollen die Leute nicht erkennen.

Sparbarkeit ist eine herrliche und schöne Tugend. Soll sie nützen, so muß sie nicht bloß rückwärts, sondern dauernd geübt werden; nicht etwa in blindem Uebermaß, das bald in das Gegenteil umschlägt, sondern in systematischer Berechnung.

Eine lehrreiche Anleitung dazu findet sich in dem Buche „Das häusliche Glück“, das nicht genug empfohlen werden kann. Wir geben die zehn Gebote der guten Haushaltung, welche dort aufgestellt sind, auszüglich hier wieder. Sie sind zunächst an die Frauen gerichtet, aber auch der Mann soll sie beherzigen, denn er muß seine Frau in dieser Hinsicht belehren und unterstützen.

1) Mache keine Ausgabe, ohne vorher gut zu überlegen, ob sie nötig ist.

Auch die kleinste Ausgabe darfst Du nicht unbedonnen machen, sollte es sich auch nur um einige Pfennige handeln. Immer mußt Du zuvor gut überlegen, ob das, was Du kaufen willst, auch wirklich nötig ist. Du darfst Dich nicht bloß fragen: „Kann ich's brauchen?“ sondern: „Kann ich's entbehren?“ — Ohne Ueberlegung Geld ausgeben, ist ebenso schlimm, wie auf der Straße Geld verlieren. Und doch, wie oft wirft Du in Versuchung geführt, unüberlegte Ausgaben zu machen! Es klopft an Deiner Thür; da steht ein Hausierer mit Leinenwaren. Zuerst willst Du ihn abweisen, aber er hat eine gewandte Zunge und weiß Dir seine Waren so ausgezeichnet und so billig anzupreisen, daß Dir die Lust zum Kaufen kommt. Du denkst: Ich habe wohl neue Handtücher und auch Hemden nötig und habe auch noch etwas Geld in der Hauswirtschaftskasse. Du läßt Dich überreden und kaufst und meinst noch gar, Dein Mann würde sich über Deinen billigen Kauf freuen. Und doch fängt Dein Mann gewaltig an zu zürnen und mit Recht, weil Du ohne Ueberlegung Dein Geld ausgegeben und nicht bedacht hast, daß in der nächsten Woche die Miete bezahlt werden muß, während die Tücher sehr gut noch manche Woche ausgehalten hätten. Ein anderes Mal kommst Du auf dem Wege zum Markte an einem Laden vorbei, wo „Ausverkauf“ angeschlagen steht, und siehst dort

äußerst billige Decken, schöne warme, sehr preiswürdige Halstücher. Der aufgelebte Preis verlockt Dich; Du denkst: Die Gelegenheit kommt sobald nicht wieder, gehst hinein und kauft. Aber hättest Du doch vorher überlegt. Du und Deine Kinder hätten schon längst neue Schuhe haben müssen; jetzt ist das Geld dafür fort und in den ersten Wochen kann Dir Dein Mann kein neues dafür geben, während Du die gekauften Sachen sehr gut noch Monate lang hättest entbehren können. Nein — unbesonnen, ohne vorher zu überlegen, da fßt Du nicht das Kleinste, kein Zündholz, Döschchen und keinen Nadelköcher kaufen.

Bei allen Einkäufen mußt Du aber nicht bloß fragen: „Ist's auch unbedingt nötig?“ sondern auch überlegen: „Wo und wie komme ich am billigsten zurecht?“ Das thue ich schon von selber, wirst Du denken; in große, feine Läden gehe ich nicht, da muß man all die Pracht und viele Bedienung mitbezahlen; ich gehe in schlichte, kleine Geschäfte oder warte den Jahrmarkt ab. — Das ist im allgemeinen nicht klug. Das auffallend Billige ist meist auch schlecht und deshalb furchtbar teuer. Kommst Du mit einem Paar Schuhe von 7 Mark ein halbes Jahr länger aus, als mit anderen von 6 Mark, dann ist es nicht teurer, sogar um ein Drittel billiger; Kleider, Betrücker, Schürzen, die doppelt so lange halten, als andere, sind um die Hälfte billiger. Der niedrige Preis kommt nur dann in Betracht, wenn man von der Güte und Dauerhaftigkeit einer Sache überzeugt ist. Darum lasse Dich nie durch Billigkeit verlocken, zweifelhafte oder schlechte Sachen zu kaufen; was wirklich gut ist, hat auch stets einen entsprechenden Preis, und Du kommst in allen Fällen am billigsten zurecht, wenn Du immer nur gute Ware kauft. Du siehst aber hieraus, wie notwendig es ist, nie ohne reifliche Ueberlegung Geld auszugeben.

2) Ueberlege alle größeren Ausgaben vorher mit Deinem Manne.

3) Lasse Dir wöchentlich eine bestimmte Summe als Haushaltsgeld geben.

4) Notiere jede Ausgabe in Deinem Haushaltsehbuche.

Für manche Frau wird diese Anforderung sehr gefährlich aussehen. Aber in der That ist es sehr leicht und angenehm, ein Haushaltsehbuch zu führen. Man kann ja zunächst jede Ausgabe auf eine Tafel schreiben und dann bei guter Zeit sie in das Buch eintragen. Wenigstens Sonntags bleibt noch Zeit genug, um die Aufzeichnungen auf der Tafel zusammen zu rechnen, dem Manne Rechenschaft über den Verbrauch des Geldes zu geben und die Summe in das Buch einzutragen. Wer nicht gerne mit Dinte umgeht, kann ja einen Bleistift nehmen.

5) Alle Bedürfnisse der Familie mußt Du zettig voraussagen und immer im Auge behalten.

Auf diese Weise ist es möglich, sich rechtzeitig auf die Ausgaben einzurichten durch kleine wöchentliche Ersparnisse.

6) Vorab immer das Notwendigste, dann erst das Wünschenswerte.

7) Bezahle immer alles mit barem Gelde.

8) Achte keinen Pfennig gering; jeder hat seinen Wert.

9) Kaufe die Lebensmittel möglichst in Vorrat.

10) Schone Deine Kleider, Schuhe, Möbel und Geräte.

Diese zehn Gebote der guten Haushaltung soll man nicht bloß anhören, sondern gründlich erwägen und gleich ernstlich üben. Die nähere Anleitung dazu findet man in dem erwähnten Büchlein, welches wir nochmals bestens empfehlen. Es kostet nur eine Mark; wer die Lehren befolgt, die darin stehen, kann jährlich für 100 M. an Geld, Mühe und Zufriedenheit ersparen.

Glockensagen.

Ueber die größte Glocke zu Ratingen aus dem J. 1498, gewöhnlich „St. Merg“ genannt, welche sich durch einen außergewöhnlich schönen Ton auszeichnet, geht die Sage, die Kölnner hätten sie für ihren Dom erwerben wollen und der Stadt für die Ueberlassung derselben eine von Köln bis Ratingen dicht nebeneinandergelegte Reihe von Silberstücken angeboten, aber vergebens, man wollte sie nicht abgeben. — Zu Stauffberg bei Lenzburg verlor eine schöne Glocke ihren Klang, da man sie auf den Rat der Züricher mit einem roten Faden unwunden hatte und erreichte dadurch den Zweck, sie vor eifersüchtigen Nachbarn¹⁾ übelbödig zu machen. — Anderwärts wurde zu dem Zwecke ein Nagel eingeschlagen. — Ist eine Glocke versunken oder vergraben worden,²⁾ so hat sie auch in der Erde oder im Wasser keine Ruhe, bisweilen tönt sie aus ihrem Grabe herauf, besonders am St. Johannistage, und ruht nicht, bis sie wieder ausgegraben und in ihren Turm zurückgebracht ist. Das Ausgraben geschieht vielfach durch Wildschweine. — Im J. 1490 hörte in Valencia in einer Marienkapelle eine alte fromme Frau abends ein unterirdisches Läuten; als man auf ihre Anzeige hin nachgrub, fand man eine Glocke und unter derselben ein hölzernes Marienbild. Andere sagen, es habe auch eine Hostie unter derselben gelegen. — Die merkwürdigste noch erhaltene Glocke des 7. Jahrh. ist die im Wallraffschen Museum in Köln aufbewahrte Glocke, genannt „Saufang“, welche nicht gegossen, sondern in Form der Jogen. Ruchschellen aus starkem gehämmertem Eisenblech verfertigt ist. Sie besteht aus zwei Hälften, die mit je 8 Nägeln in ovaler Form zusammengenietet sind; ihr Durchmesser unten beträgt 0,33 Meter, oben 0,20 Met. ihre Höhe 0,42 Met. Das Ohr oder der obere Ring ist ebenfalls angenietet, der ovale Rand ganz unregelmäßig. Obgleich sie von Rost sehr angefressen ist, so giebt sie doch noch

¹⁾ Die reichen Stendaler nötigten die Bauern von Großmöringer in ihrem Turme die nach Stendal hinweisenden Schalllöcher zumauern, weil sie sich über den Klang ihrer herrlichen Glocken ärgerten.

²⁾ Daß man zu Zeiten des Vandalismus nicht selten Glocken in der Erde verborgen hat, ist eine geschichtlich verbürgte Thatsache; so fand man noch im J. 1841 einige Meilen von Berlin (bei dem Dorfe Schönertünde) beim Pflügen an einer Stelle, genannt „der alte Hof“, eine Uhr Glocke von 2' Dm. und 9 Ctr. schwer, welche statt der Krone zwei Seiten-Dehre, wie Handhaben hatte

immer einen ziemlich starken, metallreichen und dumpfen Ton. Die Tradition erzählt, die Glocke sei für die erste Domkirche gemacht worden, welche an der Stelle der heutigen St. Cäcilienkirche stand und sei vom hl. Kunibert, Erzbischof von Köln (623—663) geweiht worden. Durch die Normannen wurde i. J. 882 diese Domkirche eine Beute des Feuers und ihre Glocke im Schutt (Peterspfuhl) begraben, aus welchem später eine Sau sie ausgegraben haben soll. — Bei Schleusingen, wo eine Stadt mit ihrer Kirche und ihren Bewohnern versunken sein soll, wühlte einst ein wildes Schwein auf dem Berge, und ein Hirt fand an dem Orte, da es gewühlt, das Dehr einer großen Glocke aus dem Boden hervorrage, warf etwas darauf und grub sie dann vollends aus. Sie wurde nach Schleusingen gebracht und dort geläutet. Aber ihr Ton war schauerlich, und beim dritten Läuten zersprang sie. Sie wurde umgegossen, aber ihr Ton klang immer ohrzerreißender: „Sau aus! Sau aus!“ Darum soll sie bloß als Sturm- und Feuertrommel geläutet werden. — Auf eine in ähnlicher Weise ausgewählte Glocke erhoben die Stenbaler Anspruch, konnten sie aber nicht von der Stelle bewegen; denn sie wollte in das Dorf Großmüringen, wohin sie denn auch von den Bauern ohne große Mühe gebracht wurde. — Zu Wehra im Hennebergischen wurde ebenfalls eine Glocke von einer Sau ausgewühlt und dann durch einen blinden Gaul nach der rechten Stätte geschafft. Nun läutet sie immer:

Die weill Sau hot mich 'rousgewühlt,
Der blenn Gaul hot mich hargehühlt.

Eine andere tönt:

Die Sau hat mich mit'm Fuß geschlagen,
Der Hirt hat mich herausgegraben,
Der Esel hat mich hergetragen.

Und zu Berggau sagt der Glockenklang:

Die Glocken von Berggau
Hat ausgewählt eine Sau.

Die Einwohner des Berner Dorfes Herzogenbuchsee heißen „Glockenschelme“, weil sie eine einer benachbarten Gemeinde gehörige Glocke, die in Kriegszeiten vergraben worden, aufgefunden und sich angeeignet haben sollen. Der dumpfe Ton derselben soll besagen:

„Geistfueß hat mi g'funne
Dört ize bi's Grubers Brunne,
J' Buchsee a der Stange
Mueß ich armi Glogge hange.“

Am Görnesee in der brandenburgischen Mark fand einst ein Fischer zwei Glocken, die heraufgestiegen waren und sich im Sonnenschein musterten; und da er näher kam, hörte er die eine sprechen:

Anne Susanne,
Kom mit mi to Lanne;

worauf die andere entgegnete:

Anne Margrete,
Wi willn to grunne scheten;

und sie haben sich wieder in die Tiefe hinab gegeben. — Wenn es aber hier, gerade wie bei anderen Schätzen, gelingt, ein Tuch über die Glocke zu werfen, dann ist sie gehalten und kann nicht mehr hinunter. So haben es Kinder mit der versunkenen Glocke von Dambek gemacht. Aber die gebannte Glocke war nicht so leicht fort zu schaffen; acht,

sechzehn und mehr Pferde konnten sie nicht von der Stelle bringen; denn die Reichen wollten sie für sich haben. Da kam ein armer Mann mit zwei Ochsen des Weges gefahren und sah, was vorging; sogleich spannte er seine beiden Tiere vor und sagte: „Nun, mit Gott für Arm und Reich all zugleich!“ und er führte die Glocke ohne Mühe an den Ort ihrer Bestimmung. Da hängt sie, und ihr Ton lautet immer: „Dambek! Dambek!“ sowie eine andere in derselben Weise erbeitete Glocke stets „Harbenbek! Harbenbek!“ ruft. (Schluß folgt.)

○ Gedanken der Heiligen für alle Tage des Jahres.

23. Juli. Ist die Seele fröhlich, so streut sie Rosen auf die Wangen; ist sie traurig, so umhüllt sie mit finstern Gewande auch den Leib; geht es der Seele wohl, so erquickt sie selbst einen schwachen Leib, leidet sie Schmerzen, so macht sie selbst einen starken Körper schwächer, als Spinnengewebe; ist die Seele zornentbrannt, so macht sie auch den Leib häßlich; ist sie teilnehmend und liebevoll, so strahlt von ihr über den ganzen Leib ein gewisser Lichtglanz aus; ist sie neidisch, so verbreitet sie über ihn Blässe; liebt sie, so verbreitet sie über ihn Schönheit und Wohlgestalt. (Heil. Chrysostomus.)

24. Juli. Laßt uns den Zorn fliehen, welcher die Vernunft verfinstert, das Gefühl der Billigkeit erstickt, der Gerechtigkeit Hohn spricht, den Frieden der Seele zerstört, das Band der Freundschaft zerreißt, die Weisheit in Thorheit verwandelt und in unserm Innersten Sturm erzeugt.

(Heil. Augustinus.)

25. Juli. Ich bitte dich, sieh fremde Sünden immer als eine Warnung, niemals als ein Beispiel an.

(Heil. Cucherius.)

26. Juli. Wer immer dir lieb und wert ist, halte ihn nur so lange für ein dir liebes Glied, so lange er dich nicht ärgert d. h. dich zum Bösen verleitet.

(Heil. Augustinus.)

27. Juli. Wer sündhafte Neben gerne anhört, läßt den Tod durch die Fenster einsteigen.

(Heil. Theodoret.)

28. Juli. Das Gebet öffnet den Himmel, es entwaffnet den Zorn Gottes, bewegt seine Barmherzigkeit und zieht seine Gnade und seinen Segen auf uns nieder. (Heil. Thomas von Aquin.)

29. Juli. Durch Almosen unterstütze deine hilfsbedürftigen Brüder. Kannst du ihnen aber nicht thatkräftig helfen, so bemühe dich, ihnen mit deinem Gebete beizustehen. (Heil. Theresia.)

‡ Kaiser Maximilian auf der Martinswand.

Die himmlischen Lichter sind schon verglüht
Und hoch auf den Bergen wird's helle,
Die dunkle Nacht aus dem Thale schieht
Vor des Lichtes leuchtender Quelle.
Verhüllt von des Morgens düftigem Flor
Die eisigen Gletscher schimmern;
Jetzt bricht es mit tausend Strahlen hervor
Und zuckt in bligendem Flimmern.

Da klettern den steigenden Bergpfad hinauf
Viel Jäger und mutige Schützen,
Sie nehmen zur Höhe den schwindelnden Lauf
Zu eisig gegürteten Spitzen.
Weit allen voran durch das Felsenland
Enteilet der dunkelen Ferne,
Von kräftigem Wuchs und gelenkiger Hand
Ein Jäger mit güldenem Sterne.

Und weiter eilt er und immer voran
Das edele Waidwerk zu pflegen,
Und wie er kommt an den dunkelen Tann:
Da sieht er's am Felsen sich regen,
An zackiger Felswand in endloser Höh',
Wo rauschende Bäche entspringen,
Wo schlanke Spitzen aus ewigem Schnee
Auftragend zum Himmel dringen:
Da steht der Bock mit statlichem Horn
Und wendet sich unverdrossen;
Als Vorhut steht er am Abhang vorn,
Zu warnen die müden Genossen.
Er blickt und er spähet und hell klingt sein Schrei —
Gar stille ist's eine Weile —
Da fliehen im Fluge am Abhang vorbei
Die Gemsen in ängstlicher Eile.¹⁾

Das raset im Lauf über Stock, über Stein
Mit zierlichem Sprung in die Ferne;
Viel spitze Pfeile schickt er hinein
Der Jäger mit güldenem Sterne;
Und folget dem Wilde wohin es auch flieht
Auf himmelanstrebendem Wege,
Und weiter und weiter die Lust ihn zieht,
Und schrecklicher werden die Stege.
Die Sonne am Himmel im Mittage steht
Und darrrende Strahlen sie sendet,
Kein kühlendes Lüftchen dem Jäger weht
Und noch ist die Jagd nicht beendet.
Was kuzet die Gemse, was bäumt sich das Wild?
Den Waidmann will's sonderbar dünken,
Er fühlt nicht die Sonne, sein Durst ist gestillt,
Schon sieht er die Beute winken.

Ein Abgrund hält ihren eisenden Lauf,
Kein St. g sie hinüber zu tragen,
Jetzt legt er die schrecklichen Pfeile auf,
Nun gilt es, nun muß sie es wagen.
Sie hebt sich so stolz und im Saße sie springt
Noch steht man am Felsen sie schweben, —
Der kühne gewaltige Sprung gelingt
Sie steht, hat gerettet ihr Leben.

Da blickt sie geschüzt aus sicherm Versteck
Gar truzig zum Jäger hinüber,
Der aber im Zorne so grimmig und keck,
Zieht eilig den blitzenden Hiebel,
Und prüfend versucht er den schneidigen Stahl
Nicht blutig die markigen Hände —²⁾
O Jäger laß ab von der grausamen Dual,
Du findest ein fürchterlich Ende. —
Und sorgsam erfaßt er den biegsamen Stab,
Und prüfet die Schenkel, die Sehnen,
Dann blickt er hinab in's Felsengrab

¹⁾ Wenn die Gemsen weiden, stellen sie eine Wache aus, welche gegen den Wind stehend, schon aus weiter Ferne den Jäger wittert; beim geringsten Anzeichen von Gefahr giebt sie eine Art schrillen Pfiff von sich; beßhalb ist es so schwierig, dieses Wild schußgerecht zu bekommen.

²⁾ Nach dem Volksglauben ritzen sich die Gemsenjäger Hände und Füße blutig, damit sie sich vermöge des fließenden Blutes leichter am Felsen halten können. Sieht dräuende Abgründe gähnen;

Jetzt schwingt er sich auf mit gewaltigem Schwung —
Fast hat er den Felsen erreicht; —
Der Stab ist zerplittert, zu kurz war der Sprung,
Der wackere Jäger erleidet.

Da greift der Arme in schrecklicher Not
Nach unsicher schwebenden Ranken;
Er hat sie erfaßt, ist entflohen dem Tod,
Schon tuet er, dem Retter zu danken.
Und langsam erhebt sich der herrliche Held,
Sieht schauernd die schrecklichen Schlünde:
„Da unten lag ich am Felsen zerfetzt
Ob eigener frevelnder Sünde!“

Er wendet sich ab von Entsetzen erfüllt,
Blickt jagend herum in die Runde,
Und ringsum von starrenden Felsen umhüllt
Erleidet er ob schrecklicher Kunde:
„Kein Weg, keine rettende menschliche Hand!
Verloren, verloren, verloren!
„Rund türmt sich zum Himmel die Felsentwand
„Ich bin zum Verschmachten erkoren!“³⁾

„Barmherziger Heiland, erhöre mein Flehn!
„Du hast mich im Sturze gehalten,
„O, laß mich nicht elend verschmachtet vergehn,
„Laß Gnade, ich bitte Dich, walten!“
Schon deckt mit rötlich vergoldetem Schein
Die Sonne der Berge Höhen;
Im Thale da kehret der Abend ein,
Und kühlende Lüfte wehen.

Da hebt er zum Himmel den stehenden Blick:
„Bei Dir steht Sterben und Leben,
„Bei Dir, mein Gott, steht jeglich Geschick,
„So will ich Dir mich ergeben.
„Will mutig kämpfen den letzten Streit,
„Mich geben in Deine Hände,
„Will dulden jegliche Bitterkeit,
„Nur bitt' ich Dich, naht mein Ende —“

Horch, — Hörnergeschmetter und schallend Geschrei
Dringt näher zum Jäger hernieder,
Es kommen die treuen Gesellen herbei,
Die Suchenden finden ihn wieder.

³⁾ Geht man die Landstraße von Innsbruck nach Zirl, so hat man links den rauschenden Innstrom, rechts die Ausläufer des Solstein, einer Spitze über 8000 Fuß; der letzte dieser Ausläufer, der Höhenberg, fällt gegen den Inn zu in einer senkrechten, 900 Fuß hohen, Wand ab, welche von der gegenüberliegenden Kapelle des hl. Martin „Martinswand“ genannt wird. In der Mitte dieser Wand erblickt man von der Straße aus eine kleine Höhle, aus welcher ein scheinbar 2 Fuß hohes Kreuz den Wanderer unten grüßt. Die Höhle ist in Wirklichkeit sehr geräumig und das Kreuz nebst den beiden Seitenfiguren 18 Fuß hoch; auf der Rückseite desselben befindet sich eine Inschrift:

„An dieser Wand,

„Stand Kaiser Max an Grabesrand“,

welche uns sagt, daß hier die Stelle ist, wohin der Kaiser sich so verfliegen hatte, daß er weder vor- noch rückwärts konnte. Schreiber dieses, welcher die Höhle mehrmals besuchte, hatte Gelegenheit zu bemerken, daß die Höhle früher nur durch einen kühnen Sprung zugänglich gewesen sein dürfte. In neuerer Zeit ist ein schmaler Weg den Felsen entlang ausgehauen worden, der in die Höhle führt; links sind eiserne Ringe in die Wand eingelassen, an denen man sich halten kann. Sollte einer von unsern Lesern diesen Weg einmal besuchen wollen, so sei ihm bemerkt, daß jetzt manche Ringe los sind, an anderen Stellen dieselben ganz fehlen. Die Aussicht erstreckt sich von den Subarier Farnern bis ins Unterinntal; sie ist nicht besonders lohnend.

Und weithin erkönt es mit mächtigem Klang:
 „Wir haben den Kaiser gefunden!“
 Sie stehen so ernst und schauen so bang,
 Nach langen, nach schrecklichen Stunden.
 „Wer rettet, wer rettet den Kaiser, den Herrn?“
 „Verloren, verloren, verloren!“
 „Ich gäbe mein Blut für den Kaiser so gern,
 „Doch der ist dem Tode erkoren!“
 Da stehen sie und zaudern und raten und fragen,
 In dichte Haufen zusammengeschaart;
 Das war ein endlos Jammern und Klagen,
 Manch Thränlein floß in den struppigten Bart.
 „Wer rettet den Kaiser, will's Keiner wagen?“
 „Unmächtiger! — Dort, an der Felsenwand! —
 Fast möchte das Auge den Dienst versagen —
 Beim Kaiser dort ein Jüngling stand.
 Ein himmlischer Jüngling, holdselig schön:
 Jetzt faßt er des Kaisers Hände,
 Und führt ihn hinauf über starrende Höhn,
 Hinauf, über starrende Wände.

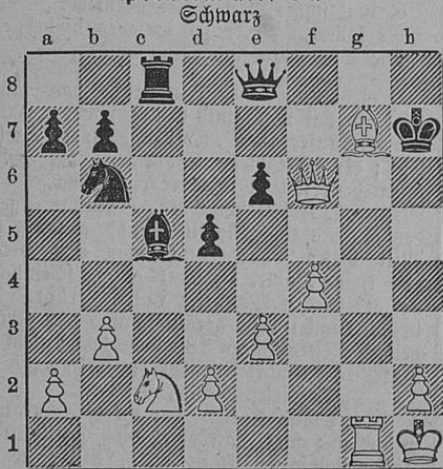
Und weiter geht es auf graufigem Steg,
 Den niemals ein Mensch noch erstiegen,
 So sicher und leicht wie auf ebenem Weg,
 Als hätten sie Flügel zum fliegen.
 Zur Erde sinkt der Gesellen Schar,
 Hält fromm die Hände gefalten:
 Sie kannten gar wohl die grimme Gefahr,
 Erkannten das göttliche Walten.

Helljauchzend erklang ihr Jubelgeschrei
 Nach langen entsetzlichen Stunden:
 „Der Kaiser lebt, der Kaiser ist frei!“
 Da war der Jüngling entschwinden.
 Die Nacht dringt schwarz in's Thal hinein
 Und droben die Sternelein glühen:
 Und betend lag im Kämmerlein
 Der Kaiser auf seinen Knieen.

Eugen Hillmann.

Schach.

Problem Nr. 61.



Weiß
 Stellung nach dem 24. Zuge.

Weiß erzwingt Matt in spätestens sechs Zügen.¹⁰⁾

Partie Nr. 37.

(Originalpartie des Sonntagsblattes.)
 Unregelmäßig.¹⁾

N. N.	K. J.
Weiß.	Schwarz.
1. f2—f4 ²⁾	d7—d5 ³⁾
2. e2—e3	Sg8—f6
3. Sg1—f3	Lc8—g4
4. Lf1—e2	Lg4—f3: ⁴⁾
5. Le2—f3;	e7—e6

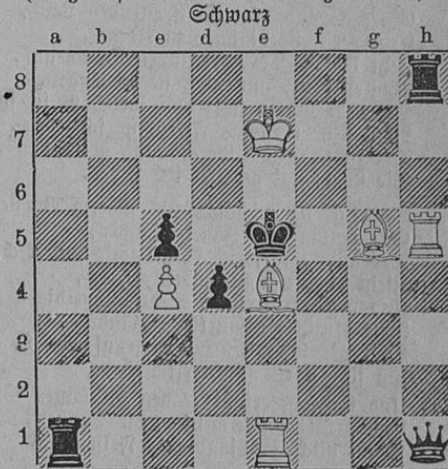
6. 0—0	Lf8—e5
7. b2—b3	0—0
8. e2—c4	c7—c6 ⁵⁾
9. e4—d5:	e6—d5:
10. Dd1—c2	Sb8—d7
11. Le1—b2	Ta8—c8
12. De2—d3 ⁶⁾	Sd7—b6
13. Sc1—a3	Dd8—e7
14. Sa3—c2	Sf6—d7 ⁷⁾
15. Kg1—h1	f7—f5 ⁸⁾
16. g2—g4!	f5—g4:
17. Lf3—g4:	Sd7—f6
18. Tf1—g1	Sf6—g4:
19. Tg1—g4:	Tf8—f7
20. Ta1—g1	g7—g6 ⁹⁾
21. Dd3—g6 [†] :	h7—g6:
22. Tg4—g6 [†] :	Tf7—g7
23. Lb2—g7: ⁹⁾	De7—e8
24. Dg6—f6	Kg8—h7

Anmerkungen.

- 1) Wir beginnen mit dieser Partie die Veröffentlichung einer Serie von Partien, welche in den letzten Jahren im hiesigen Schachverein von verschiedenen Gegnern gespielt worden sind. Die Namen der letzteren können wir nicht mitteilen, da uns die allseitige Ermächtigung dazu fehlt.
- 2) Gut aber nur in Turnierpartien üblich.
- 3) Dies und auch 1. . . . f7—f5 kann geschehen.
- 4) Dieser Abtausch entwickelt das weiße Spiel besser als das schwarze.
- 5) Natürlich ist 8. . . . d5—c4: wegen 9. Lf3—b7: nicht richtig.
- 6) Es drohte 12. . . . Le5—e3[†]: nebst 13. . . . Te8—c2. — Die Dame steht auf d3 nur scheinbar ungünstig.
- 7) Schwarz verliert mit seinen ganz nutzlosen Sprünge manövern viele Zeit.
- 8) Der entscheidende, vom Gegner trefflich ausgenutzte Fehler.
- 9) Dies ist viel besser als 23. . . . Dg6—g7[†].
- 10) Mitteilung in vierzehn Tagen.

Aufgabe Nr. 62 von Herrn Landgerichtsrat a. D. v. Hagens hier.

(Originalproblem des Sonntagsblattes.)



Weiß

Weiß zieht an und giebt in zwei Zügen Matt.

Briefkasten.

Ankerhotel in Coblenz: Wir glauben durch Veröffentlichung des vorstehenden hübschen Problems Ihrem jüngst ausgesprochenen Wunsche zu entsprechen; frdl. Gruß.

Abonnet F. in Oberfeld: Ihre Ansicht ist bis jetzt auch die unserige; wir sehen nicht, wie Gewinn zu erzielen wäre.

Σ

Sonntagsblatt.

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. Fink.

Druck u. Verlag der Aktien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt“ in Düsseldorf.

Nr. 31.

Sonntag, den 30. Juli.

1882.

Neunter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Lukas XIX., 41–47.

Inhalt: Jesus weint beim Anblick der Stadt Jerusalem über die verblendeten Einwohner derselben und treibt beim Eintritt in den Tempel die Käufer und Verkäufer aus dem Vorhofe desselben.

Das heutige Evangelium ist von einem tiefen Ernste durchweht. Es beginnt mit der Schilderung eines rührenden Schauspiels. Der göttliche Heiland nähert sich vom Oelberge her der Stadt Jerusalem, und ihr Anblick preßt seinem Auge bittere Thränen aus. „Als er die Stadt sah,“ heißt es in dem Evangelium, „da weinte er über sie.“ Er, der so manche Thräne getrocknet, so viel Elend gemildert, so oft den Trauernden Trost und Freude bereitet hatte — ist nun selbst von Trauer erfüllt und sein Auge ist gebadet in Thränen. Worüber weint denn Jesus? Ist es der Gedanke an sein bevorstehendes Leiden, der sein Herz mit Wehmut erfüllt? Ist es das Schicksal seiner Jünger, ihre Verfolgung von Seiten der Juden, die er voraussah? Oder ist es der zeitliche Untergang der herrlichen Königsstadt des Judenlandes, der vor seinem Blicke stand? Nein, es war vielmehr die Verstocktheit der Einwohner von Jerusalem, ihre Blindheit und Unbussfertigkeit, der ewige Untergang ihrer Seelen, dem sie unaufhaltsam entgegen-eilten, zur Strafe ihrer Hartnäckigkeit, womit sie den Messias verworfen hatten. „Wenn doch auch du es erkanntest,“ spricht Jesus unter Thränen, „und zwar an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient! Nun aber ist es vor deinen Augen verborgen!“ Wie oft, will er sagen, habe ich dir das Heil angeboten, wie oft habe ich durch Wunder und Zeichen mich vor deinen Augen als den von den Propheten verheißenen Heiland bezeugt; „wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt, du aber hast nicht gewollt.“ Du selbst also bist Schuld daran, wenn alsbald das gerechte göttliche Strafgericht über dich kommen, wenn du von Grund aus wirft zerstückt werden.

Kein Volk war mit so vielen Wohlthaten von Gott überhäuft worden, als das israelitische; keine Stadt auf der ganzen Erde hatte so viele Beweise

der göttlichen Gnade und Huld empfangen, als Jerusalem. In seinen Straßen wandelten die Propheten; in seinen Mauern stand das größte Heiligtum der Welt, der Tempel mit der Bundeslade; in seiner Mitte war die geheiligte Stätte, wo bis zur Ankunft Christi die von Gott selbst angeordneten Opfer dargebracht wurden. Und wie hoch begnadigt wurde die Stadt und der Tempel durch das Auftreten Jesu! Hier war es, wo der neugeborene Heiland als schwaches Kind auf den Händen seiner reinsten Mutter dem himmlischen Vater aufgeföhrt wurde. Hier im Tempel war es, wo er als zwölfjähriger Knabe drei Tage ohne Wissen seiner Eltern, mitten unter den Lehrern weilte. Und wie oft trat er selbst später als Lehrer im Tempel auf, wie viele Wunder wirkte er inmitten dieser auserwählten hochbegnadigten Stadt! Jedoch wie undankbar zeigten sich die Einwohner von Jerusalem gegen so große Gnaden! Weit entfernt, in Demut anzuerkennen, daß sie solcher Gnadenbeweise unwürdig seien, pochen sie in Stolz und Aufgeblasenheit auf ihre Abstammung von Abraham und verachten alle, die nicht zu seinen Kindern zählten. Dieser Stolz war es, der ihren Blick umnebelte, so daß sie nicht erkannten, was ihnen zum Frieden diente. Friede und Heil hätte es ihnen gebracht, wenn sie Jesum als ihren Heiland in aller Demut und Heilsbegierigkeit aufgenommen und als einzigen Retter der Menschheit anerkannt hätten. Aber sie träumten in ihrer Blindheit von einem glänzenden weltlichen Messiasreiche, in dem sie selber die ersten und hervorragendsten Plätze einnehmen würden, von einem Messias in Niedrigkeit und Leiden wollten sie nichts wissen. Der Heiland kam in sein Eigentum und die Seinen nahmen ihn nicht auf.

„Wenn doch auch du erkanntest, und zwar an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient!“ Ja noch an dem Tage, wo Jesus triumphierend in Jerusalem einzog, wäre es früh genug gewesen, daß die stolzen Bewohner Jerusalems erkannten, was ihnen Rettung und Frieden brächte. Denn dieser Tag war ein Tag gnadenvoller Heim-suchung, dem Heile der Bewohnerschaft Jerusalems eigens gewidmet. Darum sagt Jesus: „An diesem deinem Tage.“ Aber auch diesen letzten Tag der heim-suchenden göttlichen Gnade erkannte Jerusalem

nicht, sondern es verbohrt sich immer tiefer in den Haß gegen den Heiland. Das wußte Jesus, und darum weißt er, wie ein Vater seinem ungeratenen widerspenstigen Kinde, unter Thränen, der hartnäckigen Stadt das nahende Verderben. „Es werden Tage über dich kommen, wo deine Feinde mit einem Walle dich umgeben, dich ringsum einschließen und von allen Seiten dich bedrücken werden. Ja, der Erde werden sie dich gleich machen, dich und deine Kinder, die in dir sind und in dir liegenden Stein auf dem andern lassen.“ Warum? „Weil du die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkannt hast.“ Was Jesus heute über den Untergang Jerusalems voraussagte, ging siebenzig Jahre nach seinem Tode buchstäblich in Erfüllung. Die Stadt wurde von den Römern zwei Jahre lang belagert und endlich von Titus erobert. Was die Hungernot an der Bevölkerung noch übrig gelassen, ging zum Teil unter durch das Schwert, zum Teil mußte es die Ketten der Gefangenschaft tragen. Der prächtige Tempel ward ein Raub der Flammen, und von den herrlichen Palästen wurde thatächlich kein Stein auf dem andern gelassen. Die ganze königliche Stadt wurde dem Boden gleich gemacht. So schrecklich straft Gott Völker und Nationen, die die Zeit ihrer Heimsuchung nicht erkennen wollen. Ist das tote Meer ein warnendes Denkmal der bestrafte Unzucht, womit die Städte Sodom und Gomorrha sich besudelt hatten, so sind die rauchenden Trümmer Jerusalems ein unzerstörbares Monument der Strafgerechtigkeit Gottes, welche die verblendeten Bewohner Jerusalems durch ihr Widerstreben gegen die Gnade des Erlösers wider sich herausgefordert hatten.

Wie Jerusalem, so hat jedes Volk eine Zeit der göttlichen Heimsuchung. Allen wird das Heil in Christo angeboten; alle werden zum Eintritt in das Reich des Messias, in die Kirche, eingeladen. An das eine Volk ergeht die Einladung früher, an das andere später. Als das Judenvolk die Gnade des Christentums verschmähte, wandten sich die Apostel zu den Völkern der Heiden; und so erfüllte sich das Wort des göttlichen Heilandes: „Das Reich Gottes wird von diesem Volke genommen und einem andern gegeben werden, das seine Früchte hervorbringt.“ Gott sucht aber ganze Völker wie einzelne Menschen heim auf sehr verschiedene Weise. Das „W. Abl.“ schreibt in der Erklärung unseres Evangeliums: Es giebt eine Heimsuchung der Gnade und eine Heimsuchung der Gerechtigkeit. Gott macht es wie ein liebender Vater: zuerst überhäuft er den Menschen mit dem Erweisen seiner Liebe; er kommt ihm mit seiner erleuchtenden und erweckenden Gnade zuvor; er sucht ihn durch äußere Wohlthaten und durch innere Einsprechungen an sich zu ziehen. Er steht klopfend an der Thüre des menschlichen Herzens und begehrt Einlaß. Das ist die Zeit der Heimsuchung durch die Gnade. Wohl dem Menschen, der die Zeit der Heimsuchung erkennt, dem Herrn die Thüre öffnet und mit dem jungen Samuel spricht: „Rede, Herr, dein Diener hört!“ O wie oft hat sich auf diese Weise Gott auch dir genahet! Gedanke der ver-

gangenen Tage, und du wirst dich erinnern, wie oft Gott der Herr dich ebenso sanft und liebevoll als einbringlich und ernst zur Buße und Besserung mahnte. Hast du die Stimme des Herrn am Tage deiner Heimsuchung gehört und erkannt, was dir zum Frieden diene? Wie viele tausend Heilige haben die liebende Hand der göttlichen Heimsuchung gefühlt und sind ihrem Zuge gefolgt! Wie klar erkannten sie in den Führungen Gottes seine Wege, sein liebendes Walten! „Gepriesen, sprachen sie mit dem frommen Zacharias am Tage ihrer Heimsuchung, gepriesen sei der Herr, Gott Israels; denn er hat sein Volk heimgesucht und ihm Erlösung verschafft.“

Aber leider erkennen Viele die Heimsuchung der göttlichen Liebe nicht. Versunken in das irdische Treiben, zerflossen in die Genüsse des Lebens und umdünnt von dem Getöse der Welt, hören sie das Klopfen des Herrn nicht und verschließen ihr Auge und Herz vor dem, was ihnen zum Frieden dient. Sie gehören zu jenen, von denen der Apostel in der heutigen Epistel spricht: „Das Volk setzte sich, um zu essen und zu trinken, und sie standen auf, um zu tanzen.“ Da tritt denn endlich an Stelle der heimsuchenden Gnade die Heimsuchung der strafenden Gerechtigkeit. Wie ein Vater, der alle Mittel seiner Liebe und Güte, womit er seinen Sohn zu besseren Bestimmungen zu bringen suchte, vereitelt sieht, endlich zur Zucht greift und sein mißratenes Kind, wenn auch nur widerstrebend und mit blutendem Herzen, schlägt, so schwingt Gott über dem Sünder, der seine Gnaden verachtet und seine Liebe verhöhnt, die Geißel seines Zornes. „Wenn ihr mich nicht horet“, spricht der Herr durch Moses, „und nicht thuet alle meine Gebote; wenn ihr meine Gesetze verwerfet und meine Gerichte verachtet, so will ich entgegen solches euch thun: Ich will euch plötzlich heimsuchen mit Armut, mit Hitze, die euere Augen verdirbt und euch selbst verzehrt. Ich will mein Antlitz wider euch setzen, und ihr sollet stürzen vor euren Feinden und denen unterliegen, die euch hassen u. s. w.“ (III. Mos. 26, 14 f.) Wie schrecklich hat Gott diese Drohungen erfüllt! Die ganze Geschichte des israelitischen Volkes legt Zeugnis davon ab. So oft die Kinder Israels von Gott und seinen Geboten abfielen, ließ Gott bald diese, bald jene Plagen über sie kommen: Pest und Hungernot, Krieg und Verwüstung, zuletzt die Abführung in die Gefangenschaft. Hieran aber knüpft der hl. Paulus die erste Mahnung: „Alles dieses widerfuhr ihnen zu unserem Vorbilde und ist geschrieben zur Warnung für uns, die wir in der letzten Zeit leben.“ (I. Cor. 10.) Wädhnten also die Denksteine der strafenden göttlichen Heimsuchung, die Gott in der Geschichte aufgerichtet hat, von uns nicht übersehen werden! Wehe uns, wenn wir, wie Jerusalem, die Zeit unserer Heimsuchung nicht erkennen! Auch unsere jetzige Zeit ist aus vielen Gründen eine Zeit der Heimsuchung. Es fehlt in der That nicht an Zeichen des göttlichen Zornes. O daß wir es verstünden, diese Zeichen der Zeit zu deuten und zu erkennen, was uns zum Frieden,

was uns zum Heile dient! Daß wir weise würden und die Augen öffneten und für unser Ende Sorge hätten! Etwas zu spät ist oft viel zu spät; der Tod kommt wie ein Dieb in der Nacht. Folgen wir dem Beispiele der Heiligen und wirken wir unser Heil in Furcht und Zittern. „Was immer du thust, thu' es mit Klugheit und — bedenke das Ende!“

Der Portiuncula-Ablass.

Nach Maurer, die Ablässe.

Die kleine Kirche unserer lieben Frau von den Engeln unweit Assisi, von einer kleinen anstoßenden Villa auch Portiuncula genannt, wurde von den Benedictinern der Abtei Monte-Subazio dem h. Franziskus von Assisi geschenkt. Der Heilige hatte dieses zerfallene und verlassene Heiligtum wieder herstellen lassen, und liebte es seitdem vor allen andern, weil es, der Königin der Engel geweiht, das erste Gotteshaus und die Wiege seines Ordens war, und er daselbst von unserm Herrn und seiner heiligsten Mutter mit den ausgezeichnetsten Gnaden beschenkt wurde. Vor seinem Tode befahl er allen seinen Ordensbrüdern ausdrücklich, diese in ganz außerordentlicher Weise von Jesus Christus und seiner h. Mutter auserwählte Kapelle in hohen Ehren zu halten.¹⁾ Im Jahre 1221, Anfangs Oktober, hatte der h. Franziskus in derselben eine Erscheinung Jesu Christi, der allerheiligsten Jungfrau und einer großen Schaar himmlischer Geister, und richtete während derselben durch die Vermittelung Mariens an den göttlichen Heiland selbst die Bitte, Allen, die nach reumütiger Beichte die Kirche unserer lieben Frau von den Engeln, oder Portiuncula, besuchen würden, einen vollkommenen Ablass zu bewilligen. Der Sohn Gottes erhörte die Bitte seines treuen Dieners, unter der Bedingung jedoch, daß derselbe von dem damals regierenden Papste Honorius III., der sich eben in Perugia, nicht weit von Portiuncula aufhielt, die Bestätigung dieses ihm bewilligten Ablasses nachsuche. Honorius gab in der That noch in demselben Jahre diese Bestätigung; aber erst zwei Jahre später, nämlich im Jahre 1223, bewilligte er denselben auf ewige Zeiten, und setzte ihn, wie dies Jesus Christus in einer zweiten Erscheinung dem h. Franziskus als seinen Willen kundgethan hatte, auf den 2. August fest, angefangen von der ersten Vesper, d. h. dem Nachmittage des Tages, an welchem der h. Apostelfürst Petrus sich von seinen Ketten befreit sah. — Dieser Ablass wurde am 1. August desselben Jahres 1223 auf Befehl des Papstes von den Bischöfen von Assisi, Perugia, Lodi, Spoleto, F. Ligno, Nocera und Gubbio feierlich in der Kirche unserer lieben Frau von den Engeln verkündigt, nachdem zuvor der h. Franziskus selbst eine feurige Rede gehalten hatte.

Das ist der Ursprung des Portiuncula-Ablasses, dessen Wahrheit Niemand ohne große Verwegenheit in Zweifel ziehen kann, wie der gelehrte Papst

¹⁾ Sie wurde in der Folge in eine sehr schöne Kirche umgewandelt, und am 22. März 1754 von Benedict XIV. zur Würde einer Patriarchal-Basilika erhoben.

Benedict XIV. in seinem berühmten Werke *De Synodo dioecessana* lib. XIII. cap. 18 n. 4. 5. 8. sagt.

Dieses große Vorrecht, welches man den Portiuncula-Ablass oder Ablass del sacro perdono nennt²⁾, wurde in der Folge von mehreren Päpsten, namentlich von Gregor XV. (Bulle *Splendor paternae gloriae* vom 4. Juli 1622), auf alle Kirchen der drei Orden des h. Franziskus³⁾ ausgedehnt. Gregor XV. schreibt nebst der zur Gewinnung des Ablasses schon erforderlichen Beichte auch noch die h. Kommunion vor. Nur für den Ablass, der durch den Besuch des Portiuncula-Kirchleins selbst am 2. August gewonnen wird, ist die h. Kommunion nicht vorgeschrieben.

Nach einem Breve Innocenz XI. vom 22. Januar 1669 kann der Portiuncula-Ablass den Verstorbenen zugewendet werden.

Dieser Portiuncula-Ablass hat das Eigentümliche, daß man ihn *toties quoties* gewinnen kann, d. h. mehrere Male an demselben Tage, nämlich so oft als man von der Vesper des ersten bis zum Abend des zweiten August, in der Absicht, den Ablass zu gewinnen, die Portiuncula-Kirche, oder jede andere, welche ihn für sich hat, besucht. Mit den Besuchen und den Gebeten nach der Meinung des Papstes muß man die Beichte und Kommunion verbinden. Die h. Beichte und Kommunion ist seit dem allgemeinen Decrete vom 6. Oktober 1870 schon am Vorabende, d. h. den ganzen Tag unmittelbar vor dem Portiunculatage gestattet, nicht aber schon zwei Tage vor demselben, außer wo die Ausdehnung des Indultes vom 12. Juni 1882 (gemäß der Antwort der h. Ablasscongregation vom 28. Sept. 1838) ausdrücklich erbeten worden ist. Diejenigen, welche gewöhnlich wenigstens wöchentlich beichten, brauchen es für Portiuncula nicht eigens zu thun,³⁾ wohl aber Jene, die nicht wöchentlich zu beichten pflegen, aber doch innerhalb der Woche vor Portiuncula gebeichtet haben. (Antwort vom 12. März 1855.) Der Kirchenbesuch aber kann am Vorabende erst nachmittags von der ersten Vesper an begonnen werden.

¹⁾ Leben des h. Franz von Assisi, von P. Caudibus Chalippe, Recollecten, im 4. Buche. — Im 3. Bande der deutschen Bearbeitung von Reiching, Regensburg 1855, S. 255 f. gde, findet man sehr ausführliche Aufschlüsse über den Portiuncula-Ablass. Vgl. Augsburger Pastoralblatt 186. S. 238; 1863. S. 237; 1864. S. 255 und Münster. Pastoralblatt 1871. S. 79.

²⁾ Diese drei Orden sind: 1) Der Orden der Mindern-Brüder, welchen Namen der heilige Stifter seinen Kindern aus Demut gab. 2) Der Orden der Klarissinen oder der Schwestern der heil. Klara, welche anfangs auch die armen Frauen genannt wurden. 3) Der dritte Orden, der anfangs Orden der Brüder und Schwestern der Buße hieß — Auch die Kapuziner haben dieses Vorrecht.

³⁾ Das Indult vom 9. Dezember 1763, kraft dessen diejenigen, die wenigstens wöchentlich beichten, ohne neue Beichte alle Ablässe gewinnen können, die im Laufe der Woche zu gewinnen sind, ist bekanntlich vom heil. Stuhle auch für unsere Gegend auf die regelmäßig einmal innerhalb zweier Wochen abgelegte Beichte ausgedehnt worden. (D. R.)

Da man nach der Erklärung des Papstes Innocenz XI. vom 7. März 1678 auch den Portiuncula-Ablass für sich selbst nur einmal vollkommen an einem Tage gewinnen kann, so vergessen wir nicht, die übrigen Male den Ablass in christlicher Liebe den armen Seelen zuzuwenden.

Kraft einer Antwort vom 10. Februar 1819 (die vom Papste Pius VII. am 24. Mai bestätigt wurde), haben die Kirchen, welche ehemals als Franziskaner-Kirchen den Portiuncula-Ablass besaßen, dieses Vorrecht verloren, seitdem diese Ordensleute jene Kirche verlassen haben. Will man also dasselbe noch fernher haben, so muß man es vom h. Stuhle erneuern lassen.

In den Kirchen, welche gegenwärtig noch einem Ordenszweige des h. Franziskus angehören, wird der Ablass am 2. August gewonnen; ebenso in jenen andern Kirchen, welche vom Papste diese Günst, gewiß eine der kostbarsten Gnaden aus dem Schatze der göttlichen Barmherzigkeit, erlangt haben.¹⁾

¹⁾ Anders verhält es sich natürlich, wenn der Apostolische Stuhl das Privilegium des Portiuncula-Ablasses einer Kirche ausdrücklich für einen andern bestimmten Tag gewährt hat. So wird beispielsweise in der Wappfarrkirche hier selbst kraft Breves Pius VII. vom 18. November 1808 dieser Ablass am zweiten Sonntag im August gewonnen.

Glockensagen.

III. Der größte Feind der Glocken ist der Teufel. Weil mit dem wahren Glauben auch diese nach Deutschland kamen und denselben, so zu sagen, einläuteten, sowie seitdem stets die Herzen an Gott und göttliche Dinge erinnern, hat er mit allen bösen Geistern eine gewaltige Schen vor ihrem Klange. Wie nach der Sage, soweit der Ton des christlichen Glöckleins reicht, die Niesen erschraken und sich von ihren Felsköpfen über die Thäler hinweg einander zuriefen, daß es unheimlich werde in der Gegend, die Berge aber sich über den breiten Grenzfluß hinübersetzen ließen und klagten, daß der Glockenklang des neuen Glaubens sie verschünche, („Lebt die alte Schellenküh noch?“ so fragte der ausgewanderte Niese die auf seine Insel hinüber gekommenen Schweden), so erging es auch dem Teufel; er mußte ja als rechter Geist des Heidentums in mancher Beziehung an die Stelle der Niesen und Zwerge treten. Er zürnte, da man die christlichen Kirchen baute, und nach manch einer hat er mit einem schweren Felsblock geworfen. Noch toller wurde er, da er zuerst die Glocken hörte. So lange man die Glocken nicht taufte, hatte der Böse Gewalt über sie, und manchmal ist er gegenwärtig unter großem Getöse auf und davon mit flogen und hat sie in Sümpfe, in tiefe Pfühle, in „Schwallköpfer“ oder „Hellepütte“ gestürzt. — Die Warendorfer Glocken, welche man zu weihen vergessen hatte, schlenbert er, hohnlachend in Feuer und Rauch durch die Lüfte fahrend, eine halbe Stunde weit in einen sehr tiefen Kolk. Wirft man ein Geldstück in diesen Kolk, so hört man deutlich

das dumpfe Läuten der versunkenen Glocken.¹⁾ — Von einer Glocke der Abtei Riechstein erzählt man dasselbe. Diese Glocke läutet in der Christnacht um 12 Uhr und an den Quatembertagen; wer sie hört, stirbt noch in demselben Jahre. — Auch in Lüdinghaus, Damm und Laer flog der Teufel mit der Glocke in tiefe Pfühle, in denen sich denn auch Eingänge zur Hölle finden sollen; zu Mohringen bei Göttingen stürzte er sie in den sogen. Opferteich, an dem einst heidnische Opfer dargebracht wurden. — Erbittert über die Frömmigkeit des h. Benedikt, zertrümmerte der Satan durch einen Steinwurf die kleine Glocke, mit welcher der Mönch, der den Heiligen in der Einöde mit Nahrung versah, seine Ankunft anzumelden gewohnt war. — Eine Glocke in Sigolsheim hält der Volksglaube für den Schrecken der bösen Geister und will in der Nacht, wenn sie zum Sturme gezogen wird, gehört haben: „O wehl d' Sejelzemer Susann brüllt.“ — Sind die Glocken getauft und haben einen christlichen Namen erhalten, dann sind sie der Gewalt des Bösen entzogen. Doch ist es auch schon vorgekommen, daß eine getaufte Glocke fortgeflogen ist. Als eine Braut durch das Städtchen Enger ihrem Bräutigam entgegen fuhr, läutete eben eine Glocke, bei der das Mädchen als Patin gestanden hatte. Da rief die Braut in Scherz und Uebermut: „Komm, Patchen, komm!“ Und die Glocke flog vom Turm herunter und setzte sich auf den Brautwagen hinter die Braut. Hier blieb sie, bis man nach Westererger kam, da flog sie in einen nahe liegenden Abgrund, welcher der Raumpott heißt. Da liegt sie noch jetzt. Seitdem muß, wenn eine Hochzeit durch Enger kommt, die Braut vor dem Orte absteigen und erst jenseits sich wieder aufsetzen.

IV. Wenn Schiller, der zwar schön, aber mehr philosophisch-betrachtend die Bedeutung des Glockenklanges hervorgehoben hat, von der Glocke sagt, sie sei „selbst herzlos, ohne Mitgefühl“, so entspricht das keineswegs der Auffassung unserer sinnigen Vorfahren. In weiter Ferne wird die Totenglocke vernommen von jenen, die dem Verstorbenen einst nahe gestanden. Die Glocken, die da hoch über dem irdischen Treiben als „Nachbarinnen des Donners“ schweben, scheinen dann auch von den höheren Mächten berührt zu werden und sprechen wie Gottesstimmen, wie eine Mahnung von Oben. Von selbst erkönten die Kaiserglocken in Speier, als fern im Bittlicher Land der unglückliche Heinrich IV. verschied. Glocken läuten von selbst, um einem Angeklagten seine Unschuld zu bezeugen; von selbst rührten sich die Stränge an dem Geläute zu Werden, als der heilige Gründer des Klosters, Ludgerus, im

¹⁾ Ziehnert Preußens Volksagen 1, 218. Vielleicht hat der Unkennt, der aus solchen Tiesen dem Glockenklange oft sehr ähnlich herausschallt, den Anlaß zu solcher Sage gegeben. — Daß Glocken wirklich vom Turme herunterfallen, ist kein seltenes Ereignis. Vor einigen Jahren wurde eine Glocke in eine Missionsgemeinde nach Schleswig geliefert, einige Monate darauf fiel sie, weil die Krone gebrochen war, aus dem Dachreiter über das Dach hin herunter und legte sich einem spielenden Kinde vor die Füße.

Münsterland verschied. In Avignon, als noch die Päpste dort residirten, hörte man eine Glocke von selbst anschlagen, wenn ein Papst sterben sollte. Als die Gebeine des h. Isidor in Madrid erhoben wurden, läuteten alle Glocken der Stadt von selbst. — Eine Glocke zu Bililla in Aragonien läutet jedesmal, wenn ein Unglück droht oder ein großes Ereigniß bevorsteht, ohne menschliches Zuthun oder eine sonstige natürliche Ursache, wie Erdbeben oder Wind, einige Monate vorher an zu läuten, und zwar so, daß, wenn ein Unglück kommen soll, der Klöppel nur an derjenigen Seite anschlägt, von wo dasselbe zu erwarten ist. Otto führt in seiner Glockenkunde S. 99 mehrere darauf bezügliche, wie es heißt, geschichtlich feststehende Thatsachen aus den Jahren 1435—1601 an. Beim letzten Male versammelten sich ca. 4000 Menschen, welche Zeugen des wunderbaren Läutens waren. — Als im Jahre 1062 zu Altenburg in Flandern während der Hungersnot ein während der Nacht Gestorbener auf der Straße gefunden wurde und der Priester Godobert bei der Beerdigung dieses Unbekannten nicht wollte läuten lassen, läuteten die Glocken von selbst. — Am 24. October 1610 erkündten die Glocken der Pauluskirche außerhalb der Mauern Roms, als man in der Nähe der Kirche Reliquien aufgefunden hatte. — Als die Nonnen zu Lieu bei einem Ueberfall der Hunnen durch den wunderbaren Schutz des h. Gommars gerettet worden waren, läuteten gleich darauf alle Glocken der Stadt von selbst; zum Andenken daran läutet man noch alle Jahre am Feste des Heiligen abends von 5—10 Uhr mit allen Glocken. — Als man in Grünwettersbach vom katholischen zum lutherischen Glauben abgefallen war, wollte man das Angelus-Geläute abschaffen, aber die Glocken läuteten mehrere Tage nacheinander um diese Stunde von selbst, worauf das Geläute wieder eingeführt wurde, welches auch bis heute noch fortbesteht.

V. Die Sage von dem Lehrling, der eine Zeit lang acht haben soll auf die siedende Glockenspeise, damit der Meister unterdes einen kühlen Trunk thue, der aber trotz aller Warnung zum Guffe schreitet und ihn vorrefflich ausführt, dann aber von dem eiferfüchtigen Meister ermordet wird, findet sich an manchen Orten. Die Magdalenglocke oder Armesünderglocke zu Breslau ist durch Wilhelm Müllers schönes Gedicht bekannt geworden. Zu Rempe in Holstein erstach der Glockengießer den Jungen, der so voreilig sein Meisterstück gemacht hatte; nun läutet die Glocke immer fort:

Schad' um den Jungen! Schad' um den Jungen!
Auch zu Bergen auf der Insel Rügen ermordete der Meister aus Neid seinen Lehrling, der eine schöne Glocke gegossen hatte, und begrub ihn unter dem Schweinsstoben seines Hofes. Die Glocke gab er für sein Werk aus und erhielt sie reichlich bezahlt. Als sie aber zum ersten Male geläutet wurde, da sang sie:

Schade, schade,
Dat de junge dot is!
He liggt begraven
Innern swinstaben,
Schade, schade,
Dat de junge dot is.

So wurde das Verbrechen verraten und gerächt. — Im Jahre 1452 erhielt die Gemeinde Bramsche an der Ems für ihre Pfarrkirche zwei neue Glocken, die in demselben Jahre auf dem Gehöfte des Gutes Spiek gegossen wurden. Als kurz vor dem Guffe ein Fräulein des Gutes Spiek mit einer Schürze voll silberner Geschirre herbeikam und dieselben in den Glutkessel warf, damit die Glocken einen schönen Klang bekämen, wurde der Glockengießer, Wilhelm mit Namen, darüber sehr froh, ließ seinen Gesellen beim Glutkessel und eilte zum Dorfe, um sich an einem Freudentrunke zu laben. Zurückgekommen, fand er die Glocken schon von dem Gesellen gegossen. Hierüber geriet er in Wut und wollte dem Gesellen einen derben Schlag versetzen. Dieser wich aus und floh, wurde aber in der Nähe der jetzigen Köttereibeck, im Kringe Bramsche, von dem Meister eingeholt und ermordet. Alles schauerte vor einer solchen That. Der unglückliche Mörder wurde jedoch von dem Gute Spiek in Schutz genommen, denn dieses war eine Freistätte und hatte früher das Recht bekommen, einen seidenen Faden um das Dorf anzuspinnen. Was von dem Faden eingeschlossen wurde, hieß Krings, innerhalb dessen ein jeder Verbrecher auf ein Jahr und sechs Monate Schutz finden konnte, worauf alsdann gewöhnlich, wie es auch hier geschah, eine Begnadigung einzutreten pflegte. — In der Nähe von Osterkappel steht ein altes steinernes Kreuz, wo ebenfalls ein Glockengießer seinen Gesellen beim Guffe getödtet haben soll.

VI. Einige Sagen verschiedenen Inhalts mögen den Schluß bilden:

In Italien findet man vielfach als Glockenschrift: *montem sanctam spontaneam, honorem deo et patriae liberationem,*²⁾ welche man der Grabchrift entnommen, die der h. Agatha von den Engeln gestellt wurde und zwar zunächst mit Rücksicht auf den Schutz, den die Heilige den Einwohnern von Catania bei den wiederholten Ausbrüchen des Aetna zuteil werden ließ. Mehrmals geschah es, daß bei solchen Ausbrüchen die Steine bis an die Stadtmauer geschleudert wurden und der glühende Lavaström alles verheerend sich immer mehr der Stadt näherte. In solchen Fällen nahmen die Bewohner der Stadt ihre Zuflucht zur h. Agatha, trugen den Schleier, womit die heiligen Gebeine derselben bedeckt waren, in einer Prozession dem feurigen Strome entgegen und jedesmal stand er augenblicklich still und, was noch wunderbarer ist, er zog sich im Angesichte des ganzen Volkes zurück.

Kaiser Sigismund (1414—1437) ließ eine 225 Str. schwere Glocke gießen, welche seinen Namen erhielt; dieselbe hing beim Aufziehen an einer so künstlichen Winde (Flaschenzug), daß des Kaisers Tochter Elisabeth sie mit einer seidenen Schnur in die Höhe ziehen konnte.

Die Beerbten von Mesum und Salzbergen wollten zu gleicher Zeit die vom Meister Michael von Dörpke im Jahre 1620 neugegossenen Glocken von der Gießstätte abholen. Die Mesumer merkten

²⁾ Deutsch: Einen freien heiligen Sinn, Ehre Gott und Befreiung dem Vaterlande.

aber halb, daß die Salzberger Glocken einen schöneren Ton hatten, als die ihrigen. Daher machten sie die Salzberger Bauern betrunken und gaben ihnen die Mesumer Glocken statt der ihrigen mit, ohne daß jene es merkten.

In Basel-Lüne wurde im Jahre 1786 eine Glocke von Gebr. Freymy (auf dem sogen. Delgeberg) gegossen. Als der Guß beginnen sollte, eilten viele Neugierige herzu und manche hatten von ihrem silbernen Schmucke oder Geschirre etwas mitgebracht, was in den Ofen geworfen wurde. Dann forderte der Meister (ein Reformirter) die Anwesenden auf, jeder möchte „nach seiner Art“ ein kurzes Gebet sprechen, damit der Guß gelänge. Und er gelang. Als man aber die Glocken zum Kirchturme schaffen wollte, da reichten die vorhandenen Pferde mit ihren Kräften nicht aus. Man wußte sich aber zu helfen. Die Anwesenden spannten sich selbst vor die Glocken, hauptsächlich aber legten die Schulkin-der Hand mit an und mit schwachen Händen brachten sie fertig, was die Kräfte der Pferde nicht vermocht hatten.

Von einem Schiffe wurde um 1820 aus dem Dollart eine Glocke heraufgewunden, welche vom Schiffsanker erfaßt war. Die lutherische Gemeinde von Warshauer fehn in Ostfriesland kaufte sie und hing sie in den neuerbauten Turm auf. Auf der Glocke stand das Bild der Mutter Gottes. Als die Glocke zum ersten Male geläutet wurde, läutete man ohne Aufhören mit aller Macht und soll im Uebermüthe gesagt haben: „Wir wollen der Maria den Rock heiß machen“. Da plötzlich kommt ein schriller Ton und die Glocke war gesprungen.

Als zu Stargard in Pommern die Glocken gegossen wurden, da nahm man, wie die Sage berichtet, Schlangenfett hinzu, um das Glockengut, das sich zum Gusse nicht bequemem wollte, desto leichter zu zwingen.

In Bernau bringt ein jeder seiner Gabe; da kommt auch ein altes Weib und läßt eine lebende Schlange in den Guß mit einlaufen. Und wie man nun mit der neuen Glocke läutet, da findet man, so weit der Glockenschall reicht, überall tote Schlangen, und fortan können in dem Bereich des Glockenklanges keine Schlangen leben.

Das Schweigen der Glocken in den drei letzten Tagen der Charwoche deutet die rheinische Kinderwelt dahin, daß sie am Grünen-Donnerstag nach Rom fliegen und vom Papste mit „Weiß und Milch“ gespeist werden. Nachher machen sie ihm aber so viel Geräusch, daß er sie wieder nach Hause zurück-schickt. Die Marienglocke in Aachen nimmt auf diese Reise gerne ein Stückchen Tuch mit, welches die Kinder bei der Abreise ihr in die Luft zuwerfen und von welchem sie gerne ein Kleid wünschen; fliegt dies Stückchen Tuch hoch in die Luft, so daß es unsichtbar wird, dann bringt die Glocke das Kleid für Ostern mit.

Eine Impfung.

Walbesel ist ein Delikt. Wenn man ein menschliches Wesen Walbesel nennt, so ist dies eine Beleidigung. Darüber kann es keinen Zweifel geben. Und daß Herr Johann Brenneisl einem dickleibigen

Herrn dieses Wort zugerufen hatte, unterlag ebenfalls keinem Zweifel; ein Duzend Gäste vom „Alpenjäger“ hatte es gehört. Der fette Herr zwängte sich zwischen zwei Tischen durch im Gasthausgarten und schien hierbei Herrn Brenneisl einen heftigen Stoß versetzt zu haben, denn Herr Brenneisl stieß einen lästerlichen Fluch aus, griff nach seinem rechten Oberarme und rief sodann dem beleidigten Herrn zu: „Können's denn net auffschau'n, Sie Walbesel?“ Der dicke Herr taumelte förmlich zurück ob dieser Ansprache. „Wieso . . . Walbesel?“ kenchte er. „Weil's einer sein,“ erwiderte Herr Brenneisl kurz, und setzte sich nieder. Der Beleidigte ging wortlos von dannen, so daß es den Anschein hatte, als ob es Herrn Brenneisl gelungen sei, ihn vollständig zu überzeugen. In Wirklichkeit aber erkundigte er sich bei dem Wirte nach Namen und Wohnort Herrn Brenneisls und machte schon am nächsten Tage das Bezirksgericht zum Rächer seiner Ehre. Als Herr Brenneisl nach vierzehn Tagen die Vorladung in Sachen Emanuel Liebl, emerit. Notar, contra Johann Brenneisl, Hausmeister, empfang, hatte er bereits vergessen, daß sein Gewissen mit einem Walbesel belastet sei. Der Gegenstand der Vorladung ward ihm erst klar, als er im Amtsgebäude den dicken Herrn antraf, welcher bei seinem Anblicke durch mehrmaliges Schnauben verriet, in welch' heftiger Gemütsbewegung er sich befinde.

„Aber lieber Herr,“ sagte Herr Brenneisl zutraulich, „Sie werden doch nicht wegen neulich . . .“ Der dicke Herr ließ ihn nicht aussprechen. „Walbesel,“ schnaubte er, „Walbesel . . . öffentlich . . . vor mehreren Leuten . . . meine Ehre . . . oh nein . . . Crempel . . . Walbesel muß bestraft werden.“

Sie wurden beide vor den Richter gerufen. Was Herr Brenneisl gegen die Klage vorzubringen hätte, fragte der Richter. Herr Brenneisl schaute den Richter freundlich an und nickte mit dem Kopfe.

„Sie geben sich also schuldig?“
„Ja, mit mildernde Umständen,“ sagte Herr Brenneisl.

„Was soll das heißen?“
„Daß ich geimpft worden bin,“ antwortete Brenneisl. Der Richter betrachtete ihn mit zweifelvollen Blicken. „Na, na, ich bin kein Narr, Herr Rat,“ fuhr Brenneisl, die Blicke richtig deutend, fort, „ich hab' alle Fünfe beisammen, aber ich sag' Ihnen nochmal, die Impfung is Schuld, sonst nix, und wann Sie mich's erzählen lassen wollen, so werden Sie gleich begreifen, wie sich die Geschichte zusammenreimt.“

„Aber fassen Sie sich gefälligst kurz.“
„Natürlich, Herr Rat, natürlich, ich bin, ich bin ja gewöhnt von meine Parteien aus, daß ich mit ein Wort zuviel rede. Also die Sache war so. Vor ein paar Monat' schon predigt meine Alte in mich 'nein: Schani, laß Dich impfen! Laß mir Ruh, sag' ich zu ihr, mit dem Impfen macht man den kleinen Kindern Freud', nit aber so einen alten Walbesel, wie ich einer bin . . . (zum Kläger gewendet) na sehen Sie, jetzt müßt ich mich selber anklagen — der Mensch hat halt seine Lieblings-ausdrück' (fortfahrend): Aber die Predigeret hat

nit aufgehört, bis ich endlich schwach worden bin und gesagt hab': Fir Grammatikanten noch einmal, so laß' ich mich halt impfen! Aber nit mit Kinderrümpfe, oder wie man da sagt, meint meine Alte. Na, sag' ich, ich werd' mir schon eine bejahrte Kuh aussuchen. Ich habe mir nämlich vorgestellt, daß man in einen Marstall geht und sich das Stück Vieh aussuchen kann, von dem man geimpft werden will. Derweil, wie ich ins Impf-Institut komm', liegt ein einziges Kalberl auf'm Tisch und plärret, das arme Vieh . . ."

"Sollte sich Ihre Verantwortung nicht kürzer fassen lassen?" bemerkte hier der Richter, "das Benehmen des Kalbes scheint mir denn doch nicht zur Sache zu gehören."

"Bitte um Entschuldigung, Herr Rat, aber das Kalberl ist ja das wichtigste bei der Impfung, und die Impfung ist mein wichtigster Milderungsgrund. Also, daß ich Ihnen sag', das Kalberl plärret, und die Kinder, die da waren, plärren auch, und der Doktor plärret auch allweil: "Es thut nit weh!" — Kurz, mir ist ganz komisch worden. Endlich kommt die Reih' an mich. Sie wollen alsdann auch refasziert werden? fragt der Doktor. Ja, sage ich, aber wird denn das Kalberl nit zu jung sein für mich? Darauf lacht er und meint: Ja, glauben's denn für Ihnen wird man einen alten Auerochsen daherlegen? Das hat mich gepackt. Na, na, sag' ich, deswegen brauchen Sie mir ja noch keinen blinden Wüstenhund zu schimpfen — und bald wären wir streitend geworden. Ich habe mich nur zurückgehalten, weil ich mich gefürchtet habe, er thut mir was an mit'n Lanzett. Inwährendem er mir den ersten Stich giebt in den Arm, sehe ich, daß an der Wand eine Menge Figuren tanzen. Herr Doktor, sage ich, ich brauche auch so eine Zerstreung nit, das ist für die Kinder. Er redet gar nit, hat mir aber aus Rache zwei Impfstich abziehen wollen, indem er mir nur viere gegeben hat. Ah, da hab' ich mich aber um mein Teil angenommen. Was, sage ich, nur vier Stich um zwei Gulden, das ist kein Geschäft, gleich geben Sie noch ein paar darauf. Er hat seine Schmutzeret auch eingesehen und mir die zwei Impfstich noch darauf gegeben, daß es sechs waren, drei auf jeden Arm. Was soll ich Ihnen lang erzählen — nach acht Tagen krieg' ich Ihnen Schmerzen in die Arme, daß ich hätt' schreien mögen, und wie's grad' am ärgsten war, stößt mir der Herr da im Gasthaus auf den rechten Arm. Ich hätt' ihn zerretzen mögen, so hat er mir wehe gethan, und es ist eben noch ein Wunder, daß die Geschichte so gut ausgegangen ist, mit einem bloßen W a l d e s e l, was halt mein Sprichwort ist."

Der Richter wendete sich nunmehr an den dicken Herrn mit der üblichen Frage, ob derselbe einem Ausgleich gegen Ehrenerklärung abgeneigt sei. Wider Erwarten zeigte sich der Kläger hierzu bereit und gab nach Unterzeichnung des Protokolls folgende kurzatmige Erklärung seiner plötzlichen Milde: "Waldesel entschuldbar — Schmerz widerwärtig — weiß das seit drei Tagen — selber geimpft worden — Sehnen geschwulst — Jammer! O Impfwang! — O Impfwang!"

Charaden.

I.

Drei Silben.

Die ersten Zwei trägt Jeder auf dem Kopf,
Das Dritte wird gar oft zum Furcherstöcker;
Und saßt das Ganze, Leser, Dich beim Schopfe,
Erkennt Du's bald als tücht'gen Tanzeslehrer,
Zumal im Walzen, drin Du stink' Dich drehst,
Wozu der Lehrer selbst Dir pfeift und bläst.

II.

Die erste eini in Kampf und Streit
Gab Schutz den alten Recken.
Doch macht sie heut' sich nur noch breit
An Mauern, Thür' und Ecken.

Wer machte nicht erschrocken Halt,
Vor meiner zweit und driten,
Vor jenem Tier so mißgestalt',
Von niemand gern gelitten.

Ist auch das Ganze mehr beliebt,
Bleibt es doch jenes Schwester,
Die erste sie als Schutz umgiebt,
Als Schutz wie keiner fester.

Auflösung der Charade in Nr. 28:

Buchdrucker.

Wichtige Lösungen gingen ein von H. Sch.; W. Fr.; S. Fl.; Fr. B. D.; Fr. A. B.; Fr. Chr. Fl. von hier; H. L. von Glehn; Wirt Fr. M. von Niederkassel; R. St. von Süchteln; Fr. D. N. von Grefeld. Außerdem wurden uns sieben falsche Lösungen zugegestellt.

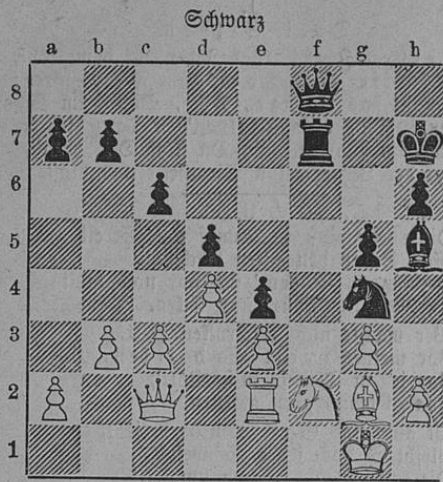
Schach.

Partie Nr. 33.

(Originalpartie des Sonntagsblattes.)

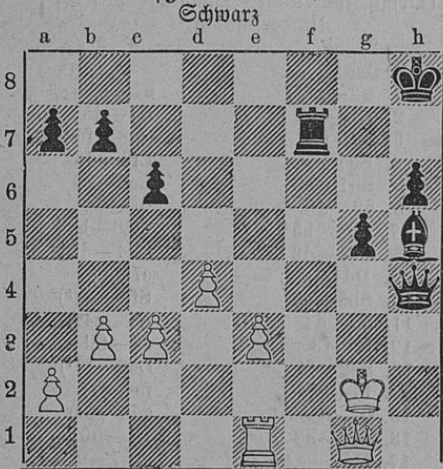
Unregelmäßig.¹⁾

N N.	W. W.	S. S.
	Weiß	Schwarz
1.	g2—g3 ²⁾	e7—e5 ³⁾
2.	Lf1—g2	d7—d5
3.	e2—e3	Sg8—f6
4.	Sg1—e2	Lf8—d6
5.	Sb1—c3	Lc8—e6
6.	d2—d3	0—0
7.	Sc3—b5 ⁴⁾	Ld6—b4†
8.	Lc1—d2	Lb4—d2†:
9.	Dd1—d2:	e7—e6
10.	Sb5—c3	Sf6—d7 ⁵⁾
11.	d3—d4	e5—e4 ⁶⁾
12.	f2—f3	f7—f5!
13.	Se2—f4	Lc6—f7 ⁷⁾
14.	f3—e4:	f5—e4:
15.	0—0	g7—g5 ⁸⁾
16.	Sf4—h3	h7—h6
17.	Dd2—e2	Sd7—f6
18.	Tf1—f2	Lf7—h5
19.	De2—d2	Kg8—h7 ⁹⁾
20.	Ta1—f1	Sb8—d7
21.	b2—b3	Dd8—e7
22.	Sc3—d1	Tf8—d8
23.	Kg1—h1	Sf6—g4
24.	Tf2—e2 ¹⁰⁾	Ta8—f3 ¹¹⁾
25.	Sd1—f2	Sd7—f6
26.	c2—c3	Tg8—g7
27.	Dd2—c2 ¹²⁾	Tg7—f7
28.	Sf2—g4:	Sf6—g4:
29.	Tf1—f7†:	Tf8—f7:
30.	Sh3—f2	De7—f8
31.	Kh1—g1



- Schwarz**
- Weiß**
- Stellung nach dem 31. Zuge von Weiß.
- | | |
|--|------------------------|
| 31. | Sg4-h2: ¹³⁾ |
| 32. Lg2-e4 \ddagger : ¹⁴⁾ | d5-e4: |
| 33. De2-e4 \ddagger : | Kh7-g8 |
| 34. g3-g4: ¹⁵⁾ | Sh2-f3 \ddagger |
| 35. Kg2-h1 | Tf7-e7 |
| 36. De4-d3 | Sf3-e1 |
| 37. Te2-e1: | Df8-f2: |
| 38. Dd3-f1: ¹⁶⁾ | Df2-h4 \ddagger |
| 39. Kh1-g2 | Dh4-g4 \ddagger : |
| 40. Kg2-h1: ¹⁷⁾ | Te7-f7 |
| 41. Df1-g1 | Dg4-h4 \ddagger |
| 42. Kh1-g2 | |

Aufgabe Nr. 63.



Schwarz

Weiß

Stellung nach dem 42. Zuge von Weiß.
Schwarz giebt in 3 Zügen Matt.¹⁸⁾

Anmerkungen.

- 1) Diese Partie wurde am 20. April 1881 im hiesigen Schachverein von zwei Mitgliedern desselben gespielt.
- 2) Obwohl nicht geradezu falsch, doch wenig empfehlenswert, da das weiße Spiel nur langsam und vorsichtig entwickelt werden kann.
- 3) Die richtige Antwort; Schwarz bildet rasch ein starkes Bauern-Centrum.
- 4) Voreilig und deshalb zu Zeitverlust führend, vgl. den 10. Zug.
- 5) Um das Vorrücken des f-Bauern zu ermöglichen.

6) Besser als 11. . . . e5-d4; Weiß steht schon sehr beengt.

7) Der Läufer übt dem Springer gegenüber stets dann die grtmglichste Wirksamkeit aus, wenn er in derselben geraden Linie durch zwei Felder von ihm getrennt steht.

8) Dieser Zug, der, wenn zur Unzeit geschehend, wegen Gefährdung des Knigsflgels zum Partieverluste führen kann, ist an dieser Stelle gefahrlos und von auszeichneter Angriffstrke.

9) Der schwarze Königsflügel ist jetzt ganz sicher-gestellt.

10) Unrichtig wäre 24. Tf2-f5 wegen 24. Lh5-g6.

11) Schwarz beherrscht jetzt die offene Turmlinie, die ihm durch Abtausch nicht würde genommen werden können.

12) Schon jetzt plant Weiß ein eventuelles Opfer des Läufers gegen zwei Bauern auf e4, um seinen gedrängt stehenden Figuren mehr Freiheit zu verschaffen.

13) Einleitungszug der zum Sieg führenden Schluß-kombination.

14) Auf 32. Kg1-h2: folgt natürlich 32. Lh5-e2: nebst 33. Tf7-f2:

15) Es scheint, als ob Weiß einen der beiden bedrohten Offiziere ohne Entgelt nehmen werde; die Folge lehrt das Gegenteil.

16) Auf 38. Dd1-e4 \ddagger folgt einfach 38. Kg8-h8.

17) 40. Kg2-f2, Te7-f7 \neq .

18) Die Lösung wird auch weniger geübten Spielern nicht schwer fallen.

Lösung von Aufgabe Nr. 60.

Der richtige Zug ist 50. Lg8-a2. Nimmt Weiß den Läufer 51. Ta1-a2, so gewinnt Schwarz durch 51. e2-e1 D; 52. T a2-a7; De1-c3 \ddagger u. f. w. — Gleichwohl ist für Schwarz Remis nicht zu erzwingen, da auf 50. Lg8-a2 einfach 51. Ta1-h1, La2-g8; 52. Th1-h8! geschieht, worauf das Spiel nicht, wie in Anmerkung 9 zu Partie Nr. 26 irrig behauptet ward, zu Remis, sondern zu Gewinn für Weiß führt. Es folgt nämlich 52. e2-e1 D; 53. Th8-g8 \ddagger ; De1-e5; 54. Tg8-e8 \ddagger ; Kd8-e8; 55. Kf6-e6!, Ke8-d8!; 56. Ke6-f7, Kd8-e8; 57. Kf7-e7, Ke8-b8; 58. Ke7-d7 und gewinnt mit dem Bauern e7. Würde Schwarz im 50. Zuge anstatt Lg8-a2 Lg8-e6 ziehen, so dürfte Weiß weder den Bauern a7 mit dem Turm, noch den Läufer e6 mit dem Könige nehmen, da Schwarz durch 51. e2-e1 D gewinnen würde. Der richtige Zug 50. Lg8-e6 wurde angegeben von: Abonnent F. und A. R. in Elberfeld.

Berichtigung.

In Partie Nr. 37 ist durch ein Versehen des Setzers der 21. Zug mit dem 22. vertauscht worden; es ist zu lesen 21. Tg4-g6 \ddagger ; h7-g6; 22. Dd3-g6 \ddagger ; zc. — Die Endstellung dieser Partie (Problem Nr. 61) ist eine drei zügige nicht eine sechs zügige Aufgabe.

Briefkasten.

Abonnent F. in Elberfeld und C. C. in Unterbach. Lösung von Nr. 62 ist richtig.

F. v. H. hier und Abonnent F. in Elberfeld: Vier- und sechs zügige Lösungen sind richtig.

Haus H. bei Rath: Es folgt 1. Ke5-f4, nicht 1. Th8-h5.

A. R. in Elberfeld: Empfangen Sie meinen besten Dank und Gr. — Abonnement des Sonntagsblattes geht nicht an.

Sonntagsblatt.

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. F i n f.

Druck u. Verlag der Aktien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt“ in Düsseldorf.

Nr. 32.

Sonntag, den 6. August.

1882.

Behter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heil. Lukas XVIII, 9—14.

Inhalt: Jesus belehrt einige eingebildete Juden durch das Gleichnis vom betenden Pharisäer und Zöllner, daß man demütige und bußfertige Gesinnungen annehmen müsse, wenn man Gottes Liebe und Wohlgefallen verdienen wolle.

* * *

Von dem Gegenstande des Gebetes.

Schon der h. Kirchenlehrer Basilius sagt, wir Menschenkinder sollten uns erinnern, daß wir Kinder Gottes seien. Daher sollten wir Gott um Dinge bitten, welche solcher Kinder und eines solchen Vaters würdig sind. Begehre jene Dinge, welche des Königs und des Gottes würdig sind. Den Kindern Gottes geziemt es nicht, alles ohne Unterschied zu begehren; Gott geziemt es auch nicht, alles ohne Unterschied zu geben.

Durchsuchen wir nun einmal das Leben Christi, des Sohnes Gottes, so finden wir, daß er zeitliche Dinge durchweg für nichts achtete. Die äußerste Armut, Verachtung von der Welt, Hunger und Durst, Schmerzen des Leibes und Betrübniß der Seele, das war es, was er für sich auserwählte. Wenn ihm Geld und Reichthum, Ehre und Ansehen, Wohlsein und Vergnügen, sinnliche Freuden und Ergötzlichkeiten große Güter zu sein erschienen hätten, so würde er zweifelsohne solche hochgeschätzt und für sich gewählt haben, da Er die ewige Weisheit war und alle Dinge nach ihrem wahren Werte zu schätzen wußte. Wenn wir Christenmenschen daher solche zeitliche Güter so hochachten, so ernstlich jederzeit verlangen, so inständig von Gott durchs Gebet begehren wollen, heißt das nicht offenbar den Sohn Gottes gleichsam eines Fehlers bestrafen wollen, als wenn er nicht gemußt hätte, wie gut diese waren? Ist das nicht ein Zeichen unseres Unverstandes, wenn wir aus demselben viel Wesen machen, woran der Allerheiligste Herr gar keine Güte fand? —

Alexander der Große, wie Plutarch von ihm meldet, hatte dem Perillus 50 Talente Silber geschenkt. Perillus aber entschuldigte sich höflichkeitshalber, eine so große Summe Geldes anzunehmen, und sagte: 10 Talente wären schon genug für ihn. Wie? antwortete Alexander, einem Könige gemäß:

Dir ist es zwar genug, zu empfangen, aber mir nicht genug zu geben. Bedenken sollst du, daß ich ein König bin. — Desgleichen antwortet Gott einem Christen, welchem er das Zeitliche, daß dieser mit heftiger Begierde in seinem Gebete verlangt, abschlägt: Dir, Getziger, wäre es zwar genug, wenn ich deine Kisten mit Geld, deine Keller mit Wein anfüllte, aber mir ist es nicht genug, dieses zu geben. Dir, Ehrsuchtiger, wäre es zwar genug, wenn ich dich vor der Welt erheben und bei allen Menschen beliebt machen würde; aber mir ist es nicht genug, zu geben. Dir, eitles Weltkind, wäre es schon genug, wenn ich dir ein langes, ruhiges, gemächliches, freudenvolles Leben verleihen möchte? Ja freilich, alsdann würdest du einen Himmel auf dieser Welt zu haben vermeinen, und dich um ein ewiges Himmelreich wenig bekümmern; aber mir ist nicht genug, dergleichen dir zu geben. Solche geringfügige Gaben anzuteilen, ist meiner unendlichen Weisheit und Heiligkeit, meiner unendlichen Freigebigkeit nicht genug. Wenn du dennach, o Mensch, nichts Besseres haben willst, als dieses, so gehe hin, deine Bitte werde ich nicht erhören.

Willst du beten, sagte der heil. Ambrosius, so halte um etwas Großes an; begehre die ewigen und nicht die vergänglichen Güter. Begehre übernatürliche, wahre, himmlische Güter, die unschätzbaren Gaben seiner göttlichen Gnaden, Verzeihung deiner begangenen Sünden, Besserung des Lebens, Reinheit des Gewissens, Eifer im Dienste Gottes, standesmäßige Tugenden, das sind Güter, welche mit dem Leben nicht endigen. Solche Waren bietet dir der große Gott zum Kaufe an ohne Geld, zu empfangen ohne Maß, wie viele du deren nur verlangen wirst. Diese sind jene Schätze, welche dir Jesus Christus, unser Heiland, mit so großer Mühe, mit seinem kostbaren vergossenen Blute, mit dem erlittenen Tode am Kreuze erwarb. Und nun muß er leider sehen, daß du hiervon so wenig Gebrauch machest, je daran kaum denkst, sondern allein nach dem Eitlen, nach dem Nichtseufzest. Sollte ihn dieses nicht mit Recht beleidigen?

Aber werden Einige einwenden: Christus hat ja alles zu geben versprochen, was wir immer in seinem Namen begehren werden? Was ihr immer

den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird er euch geben. Zeitliche Wohlfahrt, Gesundheit des Lebens, Abwendung eines Schadens und Unglückes und dergleichen mehr gehört ja unter das Alles; solche Dinge begehren ist ja auch nichts Uebelers. Der heil. Augustinus antwortet hierauf: Wo man aber etwas anderes begehrt, da wird nichts begehrt, und versteht dieses von denjenigen Dingen, welche zu dem ewigen Leben nicht ersprießlich sind. Nicht zwar, fährt er fort, daß es ganz und gar keine Sache wäre, sondern weil es im Vergleiche eines so großen Gutes, wie das ewige Leben ist, für nichts zu achten ist, was man immer anderes begehrt und verlangt. Und deswegen hält doch Christus sein gegebenes Wort, obgleich er uns so nichtswürdige Sachen abschlägt; er hat nämlich alles versprochen, was wir von ihm bitten werden, um hiermit seine Freigebigkeit anzuzeigen, daß er uns auch das allerkostbarste Gut nicht abschlagen wolle, wenn wir es in seinem Namen begehren werden. Ja, Er, der große Gott, will sich selbst uns gänzlich schenken, wenn wir ihn zu besitzen verlangen. Um die zeitliche Wohlfahrt, Gesundheit des Leibes, um Glück und dergleichen Gott zu bitten, ist auch nichts Uebelers, noch Unzulässiges; freilich, auch um diese Güter will Gott gebeten sein, da wir auch durch ein solches Gebet ihm die Ehre geben, und uns als in allem seine bedürftigen Geschöpfe, ihn aber als den liebreichsten Vater, als den allgemeinen Herrscher aller Dinge, als den reichsten, mächtigsten, gütigsten und freigebigsten Herrn erkennen. Deshalb pflegt die katholische Kirche ebenfalls öffentliche Bettage anzustellen um Abwendung der Krankheiten, des unfruchtbaren Wetters, der Theuerung, des Krieges, um Erlangung des allgemeinen Friedens und dergleichen. Aber dieses allein und nichts mehr begehren wollen, das ist zu schlecht für die Freigebigkeit Gottes; dieses zuerst bitten, und also heftig darnach trachten und verlangen, als wenn du nach den himmlischen Seelengütern geringe Begierde hättest; also seufzen nach jenen, daß du damit gern zufrieden sein wollest, und dich in ihrem Genuße glücklich schädest; also sie verlangen, daß du unbillig, trostlos, betrübt werdest, im Falle sie ausbleiben sollten, das wäre eine unnütze, ungeziemende und unwürdige Bitte an die höchste Majestät Gottes.

Willst du um das Zeitliche dein Gebet verrichten, so beobachte wenigstens die rechte Ordnung, welche dir Christus in dem Vater unser vorschrieb, wo die erste Bitte: Geheiligt werde Dein Name; die zweite: Zukomme uns Dein Reich; die dritte: Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden; die Verleihung des täglichen Brotes aber die vierte; die Erlösung von dem Uebel die allerletzte Bitte, heißt. Suchet also zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, sagt er anderswo, so wird euch dies alles gegeben werden. Im dritten Buche der Könige lesen wir, daß Gott der Herr dem jungen Salomon alles zu begehren anbot, was er nur verlangte. Der Herr erschien dem Salomon bei der Nacht im Traume und sprach: Begehre was du willst, daß

ich dir geben soll. Salomon besann sich, was er nun thun sollte, und beehrte endlich nichts mehr, als die Weisheit, um das Gute von dem Bösen zu unterscheiden, und das Volk Gottes zu regieren. Siehe, sagte mit höchstem Wohlgefallen der Herr: siehe, so habe ich dir gethan nach deinem Worte, und dir ein weises und verständiges Herz gegeben, so daß keines Gleichen nicht vor dir gewesen und nach dir nicht aufstehen wird. Aber dieses nicht allein; auch das, um was du nicht gebeten, habe ich dir gegeben: Reichthum nämlich und Ehre, so daß niemand keines Gleichen gewesen unter allen Königen in den vorigen Tagen. Von allen wirst du geehrt werden, der allerglücklichste Mensch der ganzen Welt sollst du sein, und zwar darum: weil du solches begehrt hast, und nicht gebeten hast um langes Leben, noch um Reichthum, noch um deiner Feinde Seele, sondern um Weisheit gebeten hast, um im Gerichte zu entscheiden. Hättest du statt der Weisheit mich um Ehren und Reichthümer gebeten, so würdest du weder das eine, noch das andere bekommen haben, nun aber schenke ich dir alles zusammen. Siehe, o Christ, also macht es Gott noch immer, wenn man in Gebete um etwas Wichtiges anhält, und unter denjenigen Dingen, die man begehrt, die rechte Ordnung beobachtet.

Es verwunderte sich demnach seiner, wenn sein Gebet mehrmals nicht erhört wurde; die rechte Ordnung hat er nicht gehalten; schlechte unnütze Dinge hat er vorangesetzt. Die Erde hat in seiner Einbildung mehr gegolten, als der Himmel; die Wohlfahrt seines Leibes hat mehr Senfzer und Begierden verdient, als das Heil seiner Seele; er hat es gemacht, wie einst der König Jeroboam. Dieser streckte die Hand aus nach einem Propheten Gottes, und wollte ihn ungeachtet der göttlichen Drohungen ergreifen; aber sogleich ward ihm zur Strafe seiner Vermessenheit die Hand lahm. Da verdorrte seine Hand, die er wider ihn ausgestreckt hatte, und er konnte sie nicht wieder an sich ziehen. Kaum hatte er gemerkt, daß er von der Gerechtigkeit Gottes getroffen sei, da wandte er sich zum Propheten, und bat ihn, er wolle doch bei Gott für ihn bitten, aber um was? Siehe vor dem Angesichte des Herrn keines Gottes, sprach er jammernd, und bitte für mich, daß mir meine Hand wieder gegeben werde. Sehet die große Thorheit dieses Königs, spricht hierüber Theodoret wegen des Schadens an der Hand ist er betrübt und bekümmert, aber den Schaden seiner Seele achtet er nicht. Hätte er nicht zuerst bitten sollen, der Prophet wolle für ihn flehen, daß ihm Gott seine Vermessenheit und begangene Sünde verzeihen wolle! Doch nein! daran dachte er nicht, seine kranke Hand ging vor; die Seele vergaß er ganz. — Geschieht nicht dasselbe noch heut zutage bei vielen Christen. Werden wir oder die unsrigen aus Anordnung Gottes mit einem zeitlichen Schaden betroffen, kommen schlimme Zeiten über uns, dann wehklagen wir sogleich und rufen Gott und die lieben Heiligen im Himmel an, daß Er alle Strafen von uns abwenden möge. Dabei denken wir nicht an unser Seelenheil, ja dieses macht uns die geringste Sorge

und Bekümmerniß. O, wie fehlen wir so sehr in der Hauptsache, suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, daran ist mehr, daran ist alles gelegen. Beten wir, verrichten wir gute Werke um Erlangung christlicher Tugenden, um wahre Uebereinstimmung in allen Umständen in den Willen Gottes, um die Gnade, seinen heiligen Willen allezeit zu erfüllen; beten wir öffentlich mit der christlichen Kirche: daß Du unsere Gemüther zu den himmlischen Begierden erheben wollest. Haben wir das erst gethan, alsdann können wir auch Gesundheit, zeitliche Wohlfahrt, Glück und Segen von Gott begehren.

Merken wir aber noch, daß auch dieses letztere zu keinem andern, als zu unserm letzten Ziele gerichtet werden muß. Der heil. Augustin giebt uns hier eine schöne Lehre: Wenn ihr aber zeitliche Sachen begehret, also lauten seine Worte, so begehret sie in gewissem Maße, und mit Furcht überlasset es ihm, daß er sie, wenn sie nützen, gebe; wenn er aber weiß, daß sie euch schaden sollten, nicht gebe. Denn was schade oder nütze, da weiß der Arzt und nicht der Kranke. So sollen und müssen wir auch in unserm Gebete die ganze Sache dem weisen Gott überlassen. Der Christ soll z. B. beten: Du siehst, o Herr! daß ich schwach, elend in Krankheit und Schmerzen bereits so lange Zeit hier gelegen, Du kannst ja auch leicht helfen, wenn Du mir willst! weißt Du nun, daß die Gesundheit mir nützlich sein werde, um Dir desto eifriger zu dienen, und meine ewige Seligkeit zu erwerben, ach, dann bitte ich Dich, mache mich gesund; ist mir aber zu diesem Ziele die Krankheit besser, wohlhan, o Herr! ich nehme sie von Deiner Hand an; gib mir Geduld, damit ich dieselbe, so lange es Dir gefällig sein wird, zu Deiner Ehre erdulden möge. Besser ist es mir, daß ich durch Krankheiten und Schmerzen des Leibes zum Himmel aufsteige, als in Gesundheit zur Hölle fahre. Du siehst, o Herr! wie sauer und kümmerlich ich mich mit meinen Kindern ernähren muß, in welcher heimlichen Not ich bin, wie ich verachtet, verfolgt, unterdrückt werde. Wende doch diese Not, diese Armut, dieses Unglück von mir und den Meinigen ab, bei Dir ist ja alles möglich! damit ich Dir desto eifriger dienen und meine Seligkeit erlangen kann. Dienet mir aber dieses Glück, diese Wohlfahrt, dieser Nutzen zum Himmel nicht, o Herr! Dein heiliger Wille geschehe! Es ist mir besser, hier eine kurze Zeit Hunger und Kummer zu leiden, als dort in der Ewigkeit arm zu sein; besser allhier von den Menschen gedemüthiget und verachtet, als aus Deiner Gnade und Freundschaft ausgeschloffen zu werden. Gib mir die Gnade, daß ich auch in diesem armen Zustande durch keine Sünde von Dir abweiche, sondern fortfahre, Dich zu loben und zu preisen; mit einem Worte: willst Du mir zeitlichen Unterhalt geben, so bitte ich Dich darum, jedoch nicht anders als mit den Worten der heiligen Kirche: Damit wir, durch gegenwärtige Hülfsmittel hinlänglich unterstützt, vertraulicher die ewigen Güter verlangen. Ich will Dich bitten, wie Du uns gelehrt hast; Du wollest mich befreien von

dem, was mir schädlich zu sein Du erkennst: Erlöse uns vom Uebel. Das ist jenes Gebet, welches den Himmel durchdringt; welches der höchsten Majestät Gottes, welches dem allmächtigen Gott eine süße Gewalt anthut; welches nicht allein die göttliche Gnade und himmlischen Güter, sondern auch oft die zeitlichen in größtem Maße an sich reiht.

Bestrebe dich daher, mein Christ, stets und um jeden Preis in der Freundschaft Gottes zu verbleiben. Wenn du in dieser bist, so hast du doch alles, wenn dir auch alles andere genommen wird. Hast du alles auf der Welt, aber Gottes Gnade allein nicht, so hast du nichts. Suche diese jederzeit in dir zu erhalten, und begehre weiter nichts mehr.

Ueber Heiligenbilder und Gnadenbilder.

In den ersten christlichen Jahrhunderten finden wir keine Bilder in den Kirchen. Der Gebrauch derselben war jedoch bloß darum verboten, damit die Christen den Vorwurf der Juden, sie beteten, wie die Heiden, Götzen statt des einzigen wahren Gottes an, entgingen, damit den Juden, die gegen alles, was im heidnischen Kulte sich vorfand, einen so großen Widerwillen hegten, nicht gleich beim Eintritte ins Christentum ein unnötiges Hemmnis in den Weg gestellt würde, und die neubekehrten Heiden nicht heidnische Begriffe in die Verehrung der Bilder hineinbringen. Hierin liegt auch der Grund, aus welchem der heilige Irenäus die Gnostiker, weil sie Bilder hatten, auf schärfste tadelt.

Als im Laufe der Zeit die Zahl der christlichen Tempel zunahm, die Christen reicher, die Tempel herrlicher, die Ceremonien vielfältiger wurden, und man nun auch die Begriffe von Gott und der Verehrung der Heiligen allgemein so bestimmt und sicher auffaßte, daß jene Befürchtungen gänzlich verschwanden, da fing man auch an, Bilder in den Kirchen anzubringen, nicht allein, um mit denselben die Tempel zu schmücken, sondern auch und zumest, um dem sinnlichen Menschen eine Stütze darzubieten, sich zum Geistigen, Religiösen zu erheben und sich das Geschichtliche seiner Religion zu vergegenwärtigen, damit so, wie Gregor der Große sagt, dasjenige, was an die Kirchenwand gemalt ist, denen, die nicht lesen können, zum Anschauen diene.

Das ganze Altertum war sehr geneigt zur Verehrung und Verherrlichung seiner Helden durch Statuen. So fand man in Rom und Athen die Bilder großer, um ihre Nation wohlverdienter Männer zahlreich aufgestellt, bei deren Errichtung man zugleich die Absicht hatte, durch den Anblick dieser Statuen, welche von der Meisterhand der Künstler eine Art von Leben empfangen hatten, die Mit- und Nachwelt zu ähnlichen Großthaten anzufeuern, welchen jene diese Auszeichnung verdankten. Diese Sitte hat ihren Grund in der Natur des Menschen. Es liegt nämlich tief im bessern Menschen begründet, das Andenken verehrter oder geliebter Personen in allem dem zu bewahren, was

von ihnen herrührt, was irgendwie an sie erinnert. So schreibt einer der größten Weisen des Altertums: „Selbst die Orte, die mit den Fußstapfen derjenigen, welche wir lieben oder bewundern, bezeichnet sind, bringen in uns, ich weiß nicht, wie, eine gewisse Bewegung hervor. Ich muß aufrichtig von mir bekennen, daß unser geliebtes Athen, nicht sowohl wegen der prächtigen Werke und Denkmäler der seltensten Kunst, als vielmehr wegen des Andenkens der großen Männer für mich äußerst anziehend ist, so zwar, daß es mir sehr interessant ist, zu bemerken, wo jeder pflanzte zu wohnen, zu sitzen, zu disputieren; ihre Gräber haben für mich große Reize, so daß ich dieselben wieder und wieder betrachte.“

Von dem Gesichtspunkte aus und zu dem Zwecke wollten auch die Christen nach erfolgter Ruhe von Verfolgungen, dem Andenken an ihre Martyrer und Helden im Glauben durch Aufstellung ihrer Bilder mehr Kraft und Bedeutung geben. Alle sollten durch dieselben zur Nachahmung der Tugenden angepornt werden. Und es wurde hier der Zweck nicht verfehlt, da in den Bildern der Martyrer oft die stille Größe und Würde des christlichen Heldenmutes meisterhaft sich aussprach und es so vor Augen stellte, wie schon in diesem Leben die Tugend durch erhabene Ruhe und himmlische Heiterkeit belohnt wird. — Mag sich nun auch dann und wann, hier und da in die Verehrung der Bilder Aberglauben eingeschlichen haben, die Kirche hat dies nie verschuldet, sie hat stets alles Abergläubische verdammt. So lesen wir in der zwanzigsten Sitzung der tridentiner Synode: „Man soll nicht glauben, daß in irgend einem Bilde eine geheime Kraft sich befindet, oder daß man von dem Bilde selbst etwas erbitten oder auf das Bild ein Vertrauen setzen darf; dies wäre heidnischer Wahn; denn die Heiden setzten einst ihre Hoffnung auf Bilder. Die Ehre, die man dem Bilde erzeigt, muß sich auf denjenigen beziehen, der durch das Bild vorgestellt wird, so daß wir durch die Bilder, die wir verehren, Christum anbeten und die Heiligen verehren, deren Abbildung sie sind.“

Wenn nun also in keinem Bilde eine geheime Kraft ist, und somit kein Bild an sich heiliger sein kann, als das andere, wie ist denn aber beim katholischen Volke der Name Gnadenbilder angekommen und von der Kirche geduldet worden?

Es geht hier, wie es zu gehen pflegt: dunkle Ausdrücke erzeugen irrige Begriffe, und das um so leichter, wenn der irrige Begriff des zweideutigen Wortes den blinden Neigungen zusagt, was bei dem Worte „Gnadenbild“ wirklich der Fall ist, da viele im Religiösen zu jeder Zeit gern das Wundervolle sehen. Sieht man aber auf den wahren Begriff dieses Wortes, wie denselben die Religionslehrer erklären, so fällt alles Abergläubische fort, und die katholische Kirche kann in dieser Beziehung kein Tadel treffen. Wir haben erwähnt, daß es vernünftig ist, die Bilder der Heiligen zu verehren. Daß nun vor diesen Bildern ebenso gut, wie an jedem Orte der Erde, Wunder geschehen können, ja Wunder geschehen sind durch Gottes Hand, wer will das läugnen?

Wissen wir doch, daß durch den Schatten des heiligen Petrus Kranke genesen, daß die Berührung des Saumes am Kleide Jesu heilende Kraft hatte, und daß im alten Testamente viele Wunder durch die Arche des Bundes von Gott gewirkt wurden. Konnte nun nicht der Schatten Petri für den, der dadurch geheilt wurde, ein Gnaden Schatten genannt werden? Ebenso verhält es sich aber mit den Gnadenbildern der Katholiken. Wie sollte nicht ein Bild, das zur Hebung und Belebung des Glaubens, der vom Heilande einst geforderten Bedingung seiner wunderbaren Hilfe beigetragen und vor dem, die göttliche Barmherzigkeit ansehend, irgend ein Christ die Gnade des Herrn erfahren und die Erhöhung seiner Bitten gefunden hat, für diesen Christen Gnadenbild genannt werden können und dürfen, nicht als ob dieses Bild an und für sich mächtig sei, Wunder zu thun, sondern weil sein Anblick zur Erhöhung und Mehrung des Vertrauens, um dessen willen von Gott Hilfe kam, gebietet hat, und weil gerade vor ihm die Gnade des Himmels sich erwies? Nennt man ja mit Recht die Zeit und den Ort, in der und an dem uns ein unerwartetes, außergewöhnliches Gut zu teil wurde, eine Gnadenzeit und einen Gnadenort, obwohl diese Zeit und dieser Ort an und für sich eine Zeit und ein Ort sind wie alle anderen.

Mit der Sichel, mit der Sense.

„Noch einmal faltet mir den Hippogryphen, Ihr Mäuen,
Zum Ritt ins alte, romantische Land!“

Doch nein! Es ist ja nicht alt, das herrliche Land, dessen fertile, unabsehbare Ebenen sich vor meinem geistigen Auge dehnen in der Erinnerung jederzeit, mit doppelter Gewalt aber Jahr für Jahr in den Tagen des reichen Segens, wenn die hochgeschwungene Sense im Felde blinkt und vor ihrer Schärfe die Halme der närenden Brotsucht in dichten Schwaden zur Erde sinken. Nein, sie ist nicht alt geworden, die Kornkammer des Ungarlandes, was immer man sagen und klagen möge über Raubbau und Mißwirtschaft, die auf ihrem gesegneten Boden getrieben werden. Ihre Fluren verjüngen sich neu und immer neu, so oft die milden Tage des fröhlich keimenden Frühlings erscheinen, sie überkleiden sich neu und immer neu mit schimmerndem Mehrgolde, so oft die heißen Tage des reisenden Sommers ins Land ziehen.

Die Romantik freilich, die ist zum guten Teil dahin, dort, wie überall. Eine romantische Geschichte, halb Liebes-Idylle, halb Räuber-Ballade leuchtet wie ein letztes Abendglühen aus einer der letzten Epochen jener heute verwundenen Zeit in den Erzählungen des Banater Volkes zu uns herüber. Die nachstehenden Zeilen versuchen schlecht und recht nachzuerzählen.

Es war in einem der ersteren vierziger Jahre, am ersten Sonntag im Juli. In dem handels-thätigen, wohlhabenden Flecken Neu-Orad an der Maros herrschte buntes, lautes, vielfältiges Leben.

Von den Gebirgen der Torontal und des Biharer Landes, des östlichen Marossthales und der angrenzenden Siebenbürger Gebirge waren die unzählbaren Schwärme von Schnittern niedergestiegen und lagerten nun auf ihrem Zuge nach Brot in die süd- und westwärts gelegenen Ebenen des Weizenlandes hier im Flecken und der Umgebung als auf ihrer ersten Etappe. Zu Fuß und zu Wagen, die Männer das Arbeitsgeräthe auf der Schulter, die Weiber und halbwüchsigen Kinder das nötigste Geräthe: einen Kochtopf und eine Kürbisflasche mit Wasser und als kärglichen Mundvorrat für einige Tage einen Laib der schweren, trocknen Malai auf dem Rücken, so kommen sie alljährlich einhergezogen, fröhlich, jauchzend und singend, aller Hoffnung voll; fortan giebt es ja wieder harte zwar, aber lohnende Arbeit und die Arbeitszeit über ein Leben in Fülle und Ueberfluß: nahrhaftes Kornbrot und Speck, der so köstlich mundet, ob auch zuweilen die Ration unter dem Messer des Kastners ein wenig knapp ausgefallen und die Qualität unter der Hitze des Tages ein wenig ranzig geworden ist und Rafie, der kühlt am Tage und wärmt des Nachts, wenn er auch etwas schal und fufelig schmeckt. Und nach gethauer Arbeit giebt's dann Brot für den harten Winter und fröhliche Heimkehr in die Berge. In der Regel pflegt die Invasion dieses genügsamen, weiterharten Schnittervolkes schon etwas früher stattzufinden, in der letzten Juni-Woche, etwa um St. Peter und Paul herum; allein heuer war ein kühler Sommer gewesen und die Ernte etwas verspätet.

Durch das bunte, fröhliche Gewimmel der lagernden Schnitter gingen die Landwirte auf und nieder, die der Arbeitskraft bedürftig aus weitem Umkreise hieher kommen, ihre Pakke zu schließen: Der vornehme, zuweilen etwas prokige Herrschaftsdirektor des reichbegüterten Magnaten jener Zeit. Er ist nur des Vergnügens wegen gekommen, das Schauspiel einer Völkerwanderung en miniature sich wieder einmal zu besehen; den Handel mit den Renten schleicht der Wirtschaftsschreiber und der Jupan, die in seinem Gefolge da sind. Der behäbige, gestrenge, meist nicht wenig hochfahrende Gutswalter des angesehenen Táblabiró; der wohlsituierte immer vielbeschäftigte Pächter; selbst der mehrfach begüterte Grundholde, der die Arbeiter nicht für seine eigene Ernte dingt, sondern um mit ihnen seiner Frohnpflicht zu genügen.

Die Arbeitssuchenden stehen in Gruppen zusammen; der Älteste, der Führer der Karawane, unterhandelt mit dem Arbeitgeber; die Söhne und Schwieger söhne, die Weiber und Töchter und Kinder des ganzen mit in den Schnitt gezogenen Hauses drängen sich offenen Mundes rings umher.

Und nun beginnt ein Feilschen und ein Makeln und ein Handeln, zäh und ausdauernd. Wiederholt droht sich die Verhandlung ganz und gar zu zerschlagen, aber endlich wird man etwa in der Mitte der Differenz doch einig; das junge Volk ringum jauchzt laut auf, der Handel ist geschlossen. Der Mieter streckt die Rechte — nicht zum bekräftigenden Handschlag aus, den pflegte man in

jenen Zeiten mit dem hörigen Bauern nicht zu wechseln —, sondern in die Tasche, überzählt die Häupter der rasch sich rangierenden Kompagnie und reicht dem Alten für jeden Kopf seiner Leute je einen Groschen-Schein als Angeld, als Wegzehrung und Relutium der vom Momente des Abschlusses an gebührenden Naturalverpflegung für den Reisetag nach der Tanya. Der gestrenge Herr fährt heimwärts, die gedungene Kompagnie aber zieht der nächsten Csárda und nach vertrunkenem Angelde weiter ihrem Bestimmungsorte zu, wo sie des Nachts unter fröhlichem Gesange eintrifft, um vor dem nächsten Morgenrauen ins Feld zu eilen mit der Sichel, mit der Sense.

Auch der Gutswalter des Freiherrn v. L...i hatte sich am obengenannten Tage die benötigte Anzahl Schnitter gedungen und schickte sich eben an, den Heimweg anzutreten. Der behäbige, wohlgenährte alte Herr pfauchte ganz gewaltig in der Blühhitze des Sommermittags und hüllte sich wie zum Schirme in dichte Dampfswolken, die er aus seinem schweren, silberbeschlagenen Meerschammpfeifenkopfe sog. Als er so durch den tiefen Straßenstaub des Maros-Ufers dahinkuckte, um den Gasthof zu erreichen, wo er seinen Wagen eingestellt hatte und nun vor der Heimfahrt noch einen erfrischenden Imbiß zu nehmen gedachte, trat ihn weit abseits von den Lagerplätzen der übrigen Schnitter ein junger Rumäne an. Die Milche in der Hand, den Kopf gesenkt, fragte er in der unterwürdig-verlegenen Weise dieser Leute:

„Brauchst Du Schnitter, Herr?“

Der Verwalter erwiderte auf die, den Vormittag über wohl hundertmal gehörte Frage mit einem unwirschigen „Nein“. Im Weitergehen schaute er jedoch auf; sein Blick fiel auf den vor ihm stehenden Mann und er hielt unwillkürlich inne.

„Woher bist Du, Bursche?“ fragte er.

„Aus Szekelthe im Hunyader Komitat, Domnule,“ war die Antwort.

Es ist durchaus nichts seltenes unter den Walachen Siebenbürgens, den Ardeleani, wie sie allgemein genannt werden, hünenhafte Männer von harmonischem, ebenmäßigem Gliederbau und überraschendem Adel des Gesichtsausdruckes zu finden. Der Verwalter war an derlei Erscheinungen gewöhnt, aber diese machte ihn gleichwohl schier betreten. Der junge Schnitter — er mochte etwa fünf-, sechsundzwanzig Jahre zählen — war das Modell eines Herkules, wie sich's der Künstler in den Momenten seiner glücklichsten Inspiration wünschen mag; der Blick des großen dunklen Auges, der Schmuß des blichten, lang abfallenden, nachtschwarzen Haares bekundeten die romanische Abkunft.

Der Verwalter betrachtete den bescheiden vor ihm dastehenden Burschen erst wohlgefällig, dann forschend, endlich fast betreten. Der Teint des markigen, dunkel umbarteten Gesichtes, des muskulösen Halses, der halb bloß getragenen, mächtigen Brust, des sehnigen Armes, der von dem zurückfallenden, weiten Ärmel des Hemdes nur halb bedeckt war, verriet allerdings den Bauernburschen; aber wie umrahmten die blüteweißen Säume dieses zwar

grob, aber schneeigen Hemdes diesen Hals, diese Brust, diesen Arm! Solche Wäsche tragen doch wohl die rumänischen Schnitter nicht, die beim Auszug von dahel ihr Hemd mit Talg durchtränken, um . . . nun um eben ohne Wäschewechsel die ganze, wochenlange Arbeitskampagne hindurch unbelästigt auszulangen. Dazu saßen die vielknöpfige rote Weste so knapp und zierlich an dem Körper und die plumpen Spanken so proper an den Füßen.

„Du bist allein?“ forschte der Verwalter nach einer Weile. „Wie willst Du irgend etwas unternehmen? Warum hast Du Dich nicht einer Kompagnie angeschlossen?“

„Ich und mein Weib, Herr,“ erwiderte der Rumäne und wies mit einer fast galanten Handbewegung nach einem Busche, der am Rande des Weges grünte. Tief im Schatten desselben, unter den überhängenden Zweigen saß auf einem Baumstumpf ein junges Weib. Sie erhob sich auf den Wink des Gatten und trat bescheiden und unbefangen an dessen Seite. Dieses Weib war so ganz und recht die Ergänzung dieses Mannes: blühend und kräftig wie er, schön an sich und noch sichtlich verschönt durch das holbe Glück einer jungen Liebe, voll gewinnenden Abels, voll bescheidenen Stolzes.

War der Verwalter anfangs betreten gewesen, so war er jetzt geradezu verlegen. Er rang sichlich nach einem Worte, das er sagen könnte und es kam ihm völlig willkommen, als der junge Arbeiter seinerseits anhub:

„Wir sind zu Zweit, wie Du siehst, Herr, und rüstige Leute, in der Feldarbeit wohl bewandert. Wenn Du uns eine kleine Partie von vier oder fünf Jochen ausscheiden wolltest, so möchten wir sie wohl zu Deiner Zufriedenheit bewältigen.“

Der Verwalter war froh, daß ihm im Augenblicke irgend etwas zu sagen einfiel; er beeilte sich den Bescheid zu geben:

„Es ist gut. Sollt ein Stück für euch besonders haben, im Szabanyer Ausschnitt. Das Getreide ist reif und muß morgen an die Sense. Trefft mir auch rechtzeitig ein; der Szpau wird euch anweisen.“

Damit ging er seines Weges. Nach ein paar Schritten aber wandte er sich — warum, wußte er wohl selber nicht — wieder um und rief zurück:

„Könnst ins Wirtshaus zur Rose kommen und mit dem Szaswagen nach der Bukta fahren. Macht aber rasch; in einer halben Stunden geht's fort!“

Als er zurückblickte, half der junge Rumäne seinem schmucken Weibe eben das Reisbündel in weißem Tinnentuche aufhaken. Dabei fielen die Ärmel ihres Hemdes zurück und ließen zwei volle, runde Arme von alabastrerner Weiße sehen und mit den Zipseln des Bündeltuches, die um den Hals geknotet werden mußten, hantierten eine Paar feine, schmale, wohlgepflegte Hände.

Der Alte schüttelte den Kopf und brummte vor sich hin: „Wie das die Sichel führen und die Garben binden will, das ist mir denn doch nicht recht klar.“ Auf dem Heimweg stiegen ihm noch mancherlei Bedenken auf. Ueber die Entlohnung war auch nicht ein Wort gesprochen worden; daran hatte der Walache feltamerweise ganz und gar vergessen. Und

ebenso unbegreiflicher Weise hatte er selber vergessen, nach Namen und Ausweis der Leute zu fragen. Indessen, der Handel war nun einmal geschlossen und als er am nächsten Morgen ins Feld geritten kam, meldete ihm der Szabza unter anderem, daß junge walachische Paar, welches den kleinen Szabanyer Ausschnitt angewiesen erhalten habe, sei rüstig in voller Arbeit. Damit war's gut und der Verwalter dachte nicht weiter an die Sache, zumal er alsbald anderes zu denken bekam. Die Post brachte ein Schreiben des Gutsherrn, welches für die nächsten Tage dessen Ankunft ankündigte. Die Anwesenheit der Gutsherrschaft in der Zeit der drängendsten Arbeit ist niemals besonders förderlich, Baron L. . . i aber war vollends ein wunderlicher Kauz, der zu solcher Zeit in der That seinen Leuten und seinen eigenen Interessen auf Schritt und Tritt im Wege stand. Es ist nicht ohne Interesse, bei dieser Gelegenheit von dem Manne so nebenher ein Wort zu sagen.

Baron L. . . i war seinerzeit einer der angesehensten Herren im Banat. Seine Felder dehnten sich vom Nordrande bis an die Spitze des fruchtbaren Temeser Komitats, seine Forste an den Hängen des Marosgebirges bis nach Soborsin und die siebenbürgische Grenze hinein. Im Kongregations-saale war sein Wort von Ausschlag gebendem Gewicht, bei seinen Untertanen war er verrufen und gefürchtet als ein tyrannischer Autokrat der schlimmsten Sorte. Wer von seinen Grundholden vor den Herrentag seiner Patrimonial-Gerichtsbarkheit gefordert war, erschien nur mit Zittern und Zagen. Zwar waren ihm offene Ungerechtigkeit, so die eigennützige Bauernschindererei fremd, aber er war streng und hart bis zur Grausamkeit, stolz, wild und jähzornig bis zum Exzeß. Sein Andenken war noch der jüngeren, schon befreiten Bauerngeneration ein Schrecken. Die unbändige Gewaltthätigkeit seines Gemüths hatte sogar sein eigener, erstgeborener Sohn schwer empfunden. Der junge Baron, er hieß Luigi, nach seinem Großvater, von dem er auch äußerlich den vollen Typus der welschen Herkunft seines Hauses geerbt hatte — die L. . . is waren italienischer Abstammung — Baron Luigi war im Auslande erzogen, dann auf Reisen geschickt worden und nach jahrelanger Abwesenheit erst um die Zeit seiner Großjährigkeit in den Schoß der Familie zurückgekehrt, die gewöhnlich auf einer ihrer Waldherrschaften im Marossthal residirte. Nach einigen Wochen Aufenthalt daselbst war ihm die Heimat lieb und teuer geworden, lieber und teurer aber als alles die schöne Milena, das holdselige Töchterchen des rumänischen Popen von Szekisfy. Der edelgestimmte junge Mann hatte seiner Liebe kein Hehl und trat, wohl mehr jung, als klug, ohne weiteres seinen Vater mit dem Ansinnen an, er wolle Milena zur Freifrau Luigi L. . . i machen. Der alte Herr wollte sich erst schütteln vor Lachen; dann, als der junge Mann immer dringender wurde, ward er ernst, endlich unwirsch und zuletzt zornig.

Eines Nachmittags saßen Vater und Sohn in der Halle des Kastells und führten wieder erregte

Zwiesprache über dieses Thema. Da kam die Katastrophe zum Ausbruche. Der alte Herr war des Tages eben heiter gestimmt und verfiel in den spöttisch cynischen Ton, der so ein wenig in seinem Naturel gelegen war. Er warf dem Sohne in wüsten Worten vor, daß er eine Mißheirat beabsichtige. Der junge Mann war bis ins Tiefinnerste verwundet und verletzt. Er wurde bitter, der Alte brauste auf und die Szene, mit der diese Unterredung schloß, war fürchterlich. Neben dem Stuhle des Alten lag eine Sichel und eine Sense, die ein Heger kurz zuvor einem Waldfrevler abgenommen und als Beweisstücke vor den Herrn gebracht hatte. Der Baron, außer sich vor Wut, faßte schließlich nach der Sichel und schleuderte sie gegen den Sohn. Als dieser dem Wurfe gewandt ausgewichen war, faßte der Alte die Sense und stürzte auf Luitz los. Der junge Baron entfloh, verließ das Schloß und die Gegend und war seither nicht wieder gesehen worden. Den Bopen von Szeksthe und seine Tochter vertrieb der Baron von Amt und Haus, seinem Sohne aber hatte er unter Schelten und Verwünschungen die Sichel und die Sense auf den Kastellhof nachgeworfen mit den Worten: Das solle sein einzig Erbe sein; damit solle er zu seiner Schönen gehen, und wenn sie ihn so nehme, so möge er sie nur immerhin heiraten und mit diesem seinem Vermögen ernähren!

Das junge romantische Pärchen — Advenie und Milena hießen die Leute — förderten rüstig an dem ihnen zugewiesenen Felde. Im tiefstverborgenen Winkel der romantischen Balje Szadanului hatten sie sich eine Bombhütte errichtet, wie die Schmitter pflegen, um nach des Tages Arbeit ein Obdach über ihrem Ruhelager aus frischem Gras zu haben. Die jungen Leute lebten still für sich hin und hielten mit niemandem Verkehr; aber sie selber ließ niemand ungeschoren. Ihr appartees, verschlossenes, durch eine nicht wegzuleugnende Bornehmheit von allen absteigendes Wesen machte sie allen geheimnisvoll, unheimlich und endlich entschieden verbächtig. Sie hatten aller Mißgunst gegen sich und schon nach wenigen Tagen war es bei der ganzen Schmitterkolonie der Gemarkung ausgemachte Sache, der Advenie sei ein verkappter Räuber, der sich Gott weiß in welcher unholder Absicht in der Gegend aufhalte. Der Mann war einigemale des Abends ins nahe Dorf gegangen und hatte dort gegen bare Bezahlung bessere Lebensmittel eingekauft; das gab den Gerüchten noch mehr Nahrung. Das junge Ehepaar schien indessen von all dem nichts zu merken und nichts zu wissen; sie arbeiteten wacker in ihrem ausgestreckten Feldstücke fort und am fünften oder sechsten Tage konnten sie die Anzeige machen, wenn das Wetter günstig bleibe, hofften sie zum Abend fertig zu sein. Da wollte es das Unglück, daß am selben Tage zur Zeit der Mittagsruhe im Felde einer benachbarten Schmitterkompagnie einige Fruchtkrenze in Feuer aufgingen. Nun kannte die Erregung der Leute keine Grenze mehr. Sie beschuldigten laut Advenie der Brandlegung und drangen mit Sensen und Knütteln auf seine Hütte ein. Er aber stand am schmalen Zugange seiner

Behausung, deckte diese und sein Weib und erwehrte sich der Wütenden, bis die herrschaftlichen Panduren herbeikamen, um ihn und Milena ins Dorf, vor den anwesenden Guts- und Gerichtsherrn zu schleppen. Er erklärte, ohne weiteres folgen zu wollen; als aber einer der Panduren mit Stricken an ihn herantrat, ihn zu fesseln, trat er dem Manne mit hochgeschwungener Sense so imponierend, so hoheitsvoll und zugleich so drohend entgegen, daß die Leute unwillkürlich zurückwichen und sich begnügten, ihn und Milena in die Mitte zu nehmen und nach dem Dorfe zu eskortieren.

Man hatte dem Baron von dem Vorgefallenen bereits Bericht erstattet. Er saß in der Halle des Kastells, die Angeschuldigten zu erwarten. Als Advenie, mit Milena an der Hand, über die Schwelle trat, verfärbte sich der Baron, sprang mit einem lauten Aufschrei von seinem Stuhle auf und streckte die Arme vor sich hin, wie um ein schreckhaftes Gesicht abzuwehren. Advenie aber trat voll edlen, ehrerbietigen Anstandes vor den Freiherrn hin und sprach mit weicher, schier stehender Stimme:

Mein edler Herr und Vater, Ihr sehet, daß ich es nötigenfalls allerdings wohl vermag, mein Weib mit dem Erbe zu ernähren und auch zu wehren. Ich und die Freiin v. L . . . i, wir bitten um kein weiteres Erbe, als nur um Eure Verzeihung, um Euren Segen und Eure Liebe.

Milena sank mit stehend gefalteten Händen in die Knie.

Nest und Schluß sind bald erzählt. Sie finds, wenn wir hinzufügen, daß Milena die Stamm-mutter der heute auf dem väterlichen Erbe blühenden jungen Generation derer von L . . . i ist.

(G. P. L.)

○ Gedanken der Heiligen für alle Tage des Jahres.

6. August. Wahrhaft, wer sich Gott ergiebt, ist der klügste Speculant; er giebt hin, was er doch nicht behalten kann, und empfängt dafür, was er nimmer verlieren kann. (Heil. Laurentius Justiniani.)

7. August. Höret mich, ihr Armen: Was fehlt euch, wenn ihr Gott habet? Höret mich, ihr Reichen: Was habet ihr, wenn ihr Gott nicht habet? (Heil. Augustinus.)

8. August. Wenn wir alles vor den Augen des Richters thun, welcher alles sieht, werden wir uns angetrieben fühlen, gerecht und gottselig zu leben. (Derselbe.)

9. August. Der Weg zum Himmel ist steil und unwegsam; du wirst leichter hingelangen, wenn du alles verachtest und von dir wirfst, als wenn du dich mit Vielem belastest. (Heil. Bernhard.)

10. August. Den Mörder, der uns nach dem Leben trachtet, sieht man an der Wut, die aus seinen Augen funkelt; an den Waffen, die er in den Händen trägt, erkennt man deutlich seine Absicht. Gegen den Sünder, der durch seine ärgerlichen Beispiele unserer Seele den Tod bringt, ist es nicht so leicht, sich in Sicherheit zu stellen, weil man

seine Angriffe nicht gewahr wird. (Heil. Chrysostomus.)

11. August. So oft der Zorn in deinem Innern auflockern will, bezähme dein Gemüt, überwinde dich selbst, verschiebe den wilden Ausbruch. Bist du ruhig geworden, dann handle, wie du willst. (Heil. Gregor.)

12. August. Heil uns, die wir zu der Heerde gehören, welche der große Hirt sich mit seinem Blute erkaufte und gemacht hat zu seinen Auserwählten. (Heil. Chrysostomus.)

Schach.

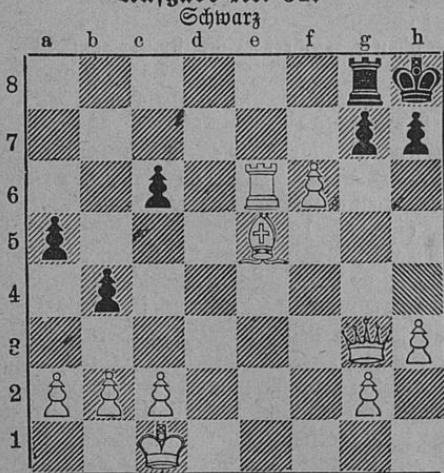
Partie Nr. 39.

(Originalpartie des Sonntagsblattes.)

Abgelehntes Königsgambit.¹⁾

W. N.	S. N.
1. e2—4	e7—e5
2. f2—f4	d7—d5 ²⁾
3. e4—d5:	e5—e4 ³⁾
4. Sb1—c3 ⁴⁾	Sg8—f6
5. Dd1—e2	Lf8—d6
6. d2—d3	Lc8—g4
7. Sg1—f3 ⁵⁾	Ld6—b4
8. Le1—d2	Lb4—c3:
9. Ld2—c3:	0—0
10. d3—e4:	Sb8—d7
11. 0—0—0	Tf8—e8
12. e4—e5	Dd8—e7
13. h2—h3	Sf6—d5: ⁶⁾
14. Td1—d5:	Lg4—f3:
15. Dd1—f3:	c7—c6
16. Td5—d6	Sd7—f8
17. Df3—g3	a7—a5 ⁷⁾
18. Lf1—e4	b7—b5
19. e5—e6 ⁸⁾	f7—e6:
20. Le4—e6†:	Kg8—h8 ⁹⁾
21. f4—f5	Sf8—e6:
22. Td6—e6:	De7—f7
23. Th1—e1	Te8—e6:
24. Te1—e6:	b5—b4
25. Lc3—e5	Ta8—g8
26. f5—f6	Df7—g6 ¹⁰⁾

Aufgabe Nr. 64.



Weiß

Stellung nach dem 26. Zuge.
Weiß kündigt Matt in drei Zügen an.

Anmerkungen.

¹⁾ Die nachfolgende Partie ist am 2. Mai vorigen Jahres im Schachverein hier selbst von zwei Mitgliedern desselben gespielt worden.

²⁾ Auf 2. . . . e5—f4: (angenommenes Königsgambit) kann Weiß sowohl mit 3. Lf1—e4 (Läufergambit) als auch mit 3. Sg1—f3 (Springergambit) fortfahren und erlangt schnell starken Angriff. Die Ablehnung des Königsgambits kann auch durch 2. . . . Lf8—c5 geschehen, worauf Weiß nicht 3. f4—e5 ziehen darf wegen 3. . . . Dd8—h4† und 4. . . . Dh4—e4:

³⁾ Statt dieses Zuges, der indes nicht falsch genannt werden kann, geschieht in der Regel und korrekter 4. . . . Dd8—d5: mit der Fortsetzung 5. Sb1—c3, Dd5—e6!; 6. Sg1—f3!, e5—f4†; 7. Ke1—f2.

⁴⁾ Ueblicher ist 4. Lf1—b5† oder 5. c2—c4, aber auch der Zug im Texte ist empfehlenswert.

⁵⁾ Dieser Zug ist mindestens so gut wie der im Handbuch von Bilguer empfohlene 7. De2—c3.

⁶⁾ Ein zweckloses Offiziersopfer.

⁷⁾ Die folgenden Bauernzüge von Schwarz geschehen in der Absicht, die Postierung der weißen Läufer in den den Königswingel beherrschenden Diagonalen zu hindern.

⁸⁾ Droht Matt durch 20. Dg3—g7†.

⁹⁾ Auf 20. . . . Sf8—e6: folgt natürlich 21. Td6—e6: worauf des drohenden Matts wegen der Turm nicht genommen werden darf.

¹⁰⁾ Auch jetzt darf, wie leicht ersichtlich, der Turm nicht genommen werden. Auf 26. . . . g7—f6: aber folgt 27. Le5—f6†; Df7—f6; 28. Dg3—g8†; Kh8—g8; 29. Te6—f6:

Lösung von Aufgabe Nr. 61.

Weiß Schwarz

- I) 1. Lg7—h8 Le5—f8 oder De8—f8
2. Tg1—g7† Kh7—h8:
3. Df6—h5 †
- II) 1. . . .
2. . . . D oder Lf8—g7:
3. Df6—g7 †

Nichtig angegeben von J. v. S. hier und A. K. in Oberfeld.

Lösung von Aufgabe Nr. 62.

Weiß Schwarz

1. Le4—b1† Dh1—e1:
2. Lg5—h6 †

Nichtig angegeben von: Abonnent J in Oberfeld; C Esser in Unterbach; M. Baues in Corschenbroich; Schmitz in Millich; M. B. in Eller.

Briefkasten.

Schm in Millich: Die sechszügige Lösung ist richtig. J. K. hier und M. B. in Corschenbroich: Nach 1. Df6—h6†, Kh7—g8; 2. Lg7—h8† geschieht 2. . . . De8—g6, worauf Matt im dritten Zuge nicht erzwungen wird.

J. K. hier und S. S. bei Rath: Bei Aufgabe Nr. 62 geschieht auf 1. Le4—h1: nicht 1. . . . Ta1—e1: sondern 1. . . . Ke5—f5, auf 1. Lg5—h6†, Dh1—h5; 2. Le4—b1 aber 2. . . . Dh5—e2.

J. v. S. hier: Lösung von Nr. 63 ist richtig.

Σ

Sonntagsblatt.

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. Finl.

Druck u. Verlag der Aktien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt“ in Düsseldorf.

Nr. 33.

Sonntag, den 13. August.

1882.

Elfter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heil. Markus VII, 31—37.

Inhalt: Jesus heilt wunderbarerweise einen Taubstummen und wird aus diesem Anlasse vom Volke laut gepriesen.

Der Ablass.

In jeder Sünde, der lässlichen sowohl als der Todssünde, unterscheidet man zweierlei: die Schuld und die Strafe. Die Schuld oder die Beleidigung ist die durch die Sünde Gott zugefügte Unbill, infolge deren der Mensch ein Gegenstand des göttlichen Mißfallens wird; die Strafe ist die Züchtigung, welche Gott auch bei Vergebung der Sündenschuld über den Sünder zu verhängen das Recht hat. Die Todssünde zieht eine ewige, in der Hölle zu erleidende Strafe nach sich, ohne Linderung und ohne Hoffnung auf Erlass. Die lässliche Sünde verdient keine ewige, wohl aber eine zeitliche Strafe. Es ist wahr, daß der Sünder beim Empfange der Losprechung, oder indem er einen Akt der vollkommenen Liebe erweckt, vermittelst der göttlichen Gnade eine so innige Reue über seine Sünden haben kann, daß Gott ihm die Schuld und alle Strafen, die er verdient hat, die ewige und die zeitliche, gänzlich nachläßt; gewöhnlich aber ist die Rechtfertigung des Sünders nicht mit dem gänzlichen Nachlaß der seitens der göttlichen Gerechtigkeit geforderten Strafe verbunden. Es ist wahr, indem Gott dem Sünder seine Freundschaft wiedergiebt, läßt er ihm auch die ewige Strafe nach; indes unterwirft er ihn dennoch zeitlichen Strafen, wodurch er, wie Bourdaloue bemerkt, seine Weisheit zugleich mit seiner Barmherzigkeit offenbart.

Die nach Vergebung der Schuld noch zurückbleibende zeitliche Strafe, welche auf die Sünde gesetzt ist, muß entweder in diesem Leben durch Werke der Genugthuung, oder in dem andern durch die Leiden des Fegefeuers getilgt werden.

Nun gerade hier ist es, wo Gott durch eine Wohlthat, deren Wert und Größe nicht ausgesprochen werden kann, die aber, wie Bourdaloue sagt, imstande ist, den ganzen Neid der Hölle gegen die Menschheit zu erregen, kraft der Ablässe uns diese Strafe nachläßt. Der Ablass ist nämlich nichts anders, als der Nachlaß die-

ser zeitlichen Strafe, welche nach bereits vergebener Sünde noch übrig geblieben ist.

Durch den Ablass wird also keine Sünde, weder eine große noch eine geringe, auch wird durch denselben nicht die ewige, sondern einzig und allein die zeitliche Strafe nachgelassen. Heißt es auch bisweilen in den Ablassschreiben der Päpste, daß sie eine Nachlassung der Sünden gewähren, so ist das Wort Sünde, wie auch sonst öfter, in der Bedeutung von Sündenstrafe oder von Ueberbleibsel der Sünde verstanden. In der That ist ja auch dann erst die Sünde vollständig vergeben, wenn mit ihr der letzte Rest ihrer Strafe beseitigt ist.

Der Ablass befreit uns nur dann von den zeitlichen Strafen, wenn vorher die Sünde selbst getilgt ist. Nicht sichert er im Voraus Straflosigkeit für zukünftige Frevel zu, sondern erst, wenn wir durch aufrichtige Buße Verzeihung unserer Sünde erlangt haben, erst dann kann uns durch den Ablass auch die zurückgebliebene Strafe erlassen werden.

Die Erteilung der Ablässe ist nicht eine einfache Losprechung von den verdienten Strafen unserer Sünde, sondern sie geschieht dadurch, daß uns die Genugthuungen Christi und der Heiligen zugewandt werden. Christus der Herr selbst, sagt Grötken*) hat überreichlich für alle unsere Sünden Genugthuung geleistet. Er hat es aber auch uns verdient, daß wir mit ihm unsere geringeren Sündenstrafen abbüßen, daß wir für dieselben in seiner Kraft Genugthuung leisten können. Jegliches gute Werk sogar, das wir in Gott verrichten, jegliches Leid, das wir in Gott erdulden, ist für uns zugleich verdienstlich und genugthuend; das heißt, wir erwerben uns dadurch ein wahres Verdienst vor Gott und büßen damit auch die Strafen unserer Sünden ab. Nun hat aber die allerseligste Jungfrau Maria vieles gethan und gelitten, sie hat also auch vieles gebüßt, und doch hatte sie keine Sünde. Es haben ferner die Heiligen in derselben Weise viel mehr gebüßt, als zur Nachlassung ihrer eigenen Sündenstrafen nötig war. Wo bleiben alle diese Genugthuungen? Sind sie vergeblich? Nein. Wir Christen sind vielmehr alle

*) Rath. Volkscatechismus p. 677.

in Christo Ein Leib, wir sind die Eine große Familie Gottes, deren Haupt Jesus, unser Herr, ist. In dieser Familie kommen die Werke des einen Gliedes dem andern mit zugute.

Alle diese Genugthuungen Christi und der Heiligen bilden einen herrlichen und unerschöpflichen Schatz, der fortwährend denen zugute kommt, welche in der Gemeinschaft mit Gott leben. Die Verdienste der Heiligen werden aber nicht in dem Sinne den unendlichen Verdiensten des Erlösers zugerechnet, als wenn letztere nicht ausreichten oder ergänzt werden müßten, sondern das ist eben der Ruhm unseres Heilandes, daß er es uns verdient hat, mit ihm und in seiner Kraft auch selbst für unsere und anderer Sünden büßen zu können. *)

Dieser Schatz der Genugthuungen bewirkt nicht, daß wir von selbst aller Sündenstrafen ledig seien, sondern es muß uns durch die heilige Kirche, welcher Gott ja überhaupt alle Gnadenschätze anvertraut hat, Anteil an denselben gewährt werden. Das geschieht durch den Ablass. Wenn uns also ein Ablass erteilt wird, so wird nicht einfach unsere Strafe aufgehoben, sondern die Genugthuungsverdienste Christi und der Heiligen werden uns so zugerechnet, als wären sie unsere Buße.

Immer setzte die Kirche bei Erteilung ihrer Ablässe voraus, daß die Gläubigen, welche derselben sollen teilhaftig werden, durch aufrichtige Buße mit ihrem Gott sich versöhnt haben. Denn dem Sünder, der noch in der Sünde verharrt, kann keinerlei Nachlassung der Strafe zu gute kommen.

Immer wird die Gewinnung eines Ablasses an die Verrichtung bestimmter guter Werke geknüpft. Die Verrichtung dieser Werke ist dann die Bedingung, welche genau von dem erfüllt werden muß, der Nachlassung seiner zeitlichen Sündenstrafen erlangen will.

Hätte er Buße geküßt und die vorgeschriebenen Werke zu verrichten angefangen, wäre aber, bevor er mit denselben zu Ende gekommen, wieder in schwere Sünde gefallen, so würde er keines Straferlasses teilhaftig werden. Er müßte daher in diesem Falle, ehe er die letzte der auferlegten Bedingungen erfüllt, von neuem durch aufrichtige Buße sich Verzeihung seiner Sünden erwerben.

Zu den vorgeschriebenen guten Werken gehört gewöhnlich, daß man eine Zeit lang nach der Meinung des heiligen Vaters bete. Sind diese Gebete nicht genau bestimmt, so kann man beliebige wählen. Durgweg genügt es alsdann, fünf Vater unser und Begrüßt seist du Maria oder die Litanei vom Namen Jesu oder Aehnliches andächtig zu beten. Ist auch die Beichte vorgeschrieben, so muß sie selbst von demjenigen abgelegt werden, der sich seiner schweren Sünde schuldig weiß, es sei denn, daß er die Gewohnheit habe, alle acht Tage, (oder wie bei uns, alle 14 Tage) zu beichten.

Auch den armen Seelen im Fegfeuer können Ablässe zugewandt werden, jedoch, weil sie nicht mehr unter der Gewalt der Kirche stehen, nicht unmittel-

bar, sondern nur fürbittweise. Das heißt, die Gläubigen, welche die zur Gewinnung des Ablasses erforderlichen Bedingungen erfüllen, können Gott bitten, daß er diesen Straferlass nicht ihnen, sondern den Seelen der Verstorbenen im Fegfeuer anrechnen möge. Jedoch nicht alle Ablässe können so den Seelen der Verstorbenen zugewandt werden, sondern nur jene, von denen der heilige Vater das ausdrücklich erklärt.

Die Ablässe sind entweder vollkommene oder unvollkommene. Durch jene werden die zeitlichen Sündenstrafen ganz, durch diese nur zum Teil nachgelassen. Wer eines vollkommenen Ablasses wirklich teilhaftig geworden, der würde, falls er gleich nachher stirbt, sofort in die Freuden des Himmels aufgenommen. Er kann aber darum nicht hoffen, schon hier auf Erden von allen Leiden befreit zu werden. Denn viele Leiden werden uns nicht oder nicht bloß zur Strafe, sondern auch zur Prüfung und als Mittel zu unserer Vervollkommnung zugesandt. Uebrigens müßte, wer Erlass aller und jeder Strafe erlangen wollte, auch von aller, selbst läßlicher Sünde frei sein. Denn so lange nicht jede Sünde getilgt, wird auch nicht jede Strafe weggenommen. Darum mögen manche einen vollkommenen Ablass gewinnen und dennoch, weil ihr Herz noch an kleineren Sünden hängt, die Strafen eben dieser Sünden zu büßen haben. Die Kirche erläßt ihnen dann nur so viele Strafen, als ihnen überhaupt erlassen werden können, aber nicht auch diejenigen der noch nicht gesühnten läßlichen Sünden.

Die unvollkommenen Ablässe werden noch heute nach den früher gebräuchlichen Kirchenbüßen berechnet. Da heißt es z. B., für dieses oder jenes gute Werk werde ein Ablass von hundert Tagen oder von sieben Jahren und sieben Quadranten bewilligt. Das bedeutet dann, es werde so viel zeitliche Sündenstrafe erlassen, als durch die frühere Kirchenbuße von ebenso viel Tagen und Jahren und Quadranten konnte abgebüßt werden. (Eine Quadrante ist eine vierzigstägige Bußzeit.)

Der Gebrauch der Ablässe ist den Gläubigen von großem Nutzen. Denn, ist die Wohlthat einer Befreiung von verdienten Strafen etwa eine geringe? Der Sünder, wenn er auch durch Buße mit seinem Herrn und Gott sich versöhnt hat, trägt doch immer noch schwer an der Last der verdienten Züchtigung. Er ist zwar wieder in Gnaden aufgenommen, er wird nicht ewig verworfen, aber er muß noch büßen, er muß noch die Schuld abtragen, welche ihm von seinem Sündenleben übrig geblieben. Welche Erleichterung, auch von dieser Last befreit zu sein! Wie atmet die Brust frischer, wie schlägt das Herz freudiger, wenn auch diese Schuld hinweggenommen! Daher kommt es auch, daß die Ablässe den Bußeifer und die Frömmigkeit der Christen so mächtig anregen. Die Befreiung von der alten Straflast giebt eben neuen Mut, sich in Frömmigkeit dem Dienste des so erbarmungsreichen Gottes zu widmen. Zudem wissen ja alle, daß sie nur nach würdiger Buße einer solchen Wohlthat teilhaftig werden. Auch drängt die Dankbarkeit das wahrhaft bekehrte Herz, sich nicht wieder in die alten Fesseln zu schlagen.

*) Siehe Bossuet, Betrachtungen für die Zeit des Jubeljahrs p. 5.

Des Gesellenvaters Kolping Jugendjahre.

Eine Selbstbiographie.

Als die Gymnasialzeit Kolpings zu Ende ging, galt es, das Abiturienten-Examen zu machen und das Zeugnis der Reife zu den höheren Studien zu verdienen. Zu diesem Zwecke und behufs Zulassung zur Maturitäts-Prüfung mußte von den Primanern ein Gesuch eingereicht, in demselben der bisherige Lebensgang geschildert und der künftige Beruf bezeichnet werden. Wohl alle, die damals mit Kolping auf der Schulbank saßen, werden sich unzweifelhaft recht kurz gefaßt haben, weil ihr Lebensschiff im ruhigen Wasser, ziemlich bequem dahingefegelt war und mit Klippen und Untiefen selten zu kämpfen gehabt hatte. Anders lag die Sache bei Kolping. Sein bisheriger Lebenslauf war ja ein großes Stück Menschengeschichte und zugleich ein bedeutungsvolles Blatt aus der Geschichte der Naturschöpfung Gottes mit den Menschen. Sein Aufsatz wurde aus diesem Grunde nicht nur ein umfangreicherer, sondern auch ein jeden Leser in tiefster Seele ergreifender. Er ist überschrieben „Curriculum vitae“ und datiert vom 25. Februar 1841. Kolping schreibt an seine Lehrer folgendes:

„Wenn es für den Schüler eines Gymnasiums, der im Begriffe steht, die Anstalt, die ihn sozusagen großgezogen hat, zu verlassen, nicht schwer werden dürfte, einen kurzen Abriss seines Lebens in die Hände seiner Lehrer niederzulegen, so finde ich doch eine Schwierigkeit in dem Umstande, daß ich erst in einem Alter in die Anstalt aufgenommen worden bin, worin andere dieselbe zu verlassen pflegen. Ein ganzer Lebensabschnitt liegt außer diesem Zeitpunkt, und dieser ist zu wichtig in seinen Folgen, zu reich an Erfahrungen gewesen, als daß er nicht auf die jüngste Periode meines Lebens einen merklichen Einfluß ausgeübt hätte, als daß ich ihn bei der Zusammenstellung meiner Begegnisse im Leben übergehen sollte. Liegt doch darin der Schlüssel zu meinem ganzen Benehmen, zu meiner Haltung, zu meiner künftigen Wirksamkeit. Denn, in der That, noch bevor ich die Schwelle unseres Gymnasiums überschritten hatte, hatte ich schon ein eigenes Leben in seinen Tiefen durchgelebt, hatte schon mit dem Leichtsinne eines Knaben Kartenhäuser gebaut, mit dem Feuer eines Jünglings große Pläne entworfen, Hoffnungen gehegt und sie verschwinden sehen; hatte schon mit dem Ernst eines Mannes, möchte ich sagen, auf die zusammengestürzten Pläne geschaut und mich an dem Spiel des Lebens satt gesehen. Was nun aber den Uebergangspunkt aus jener in vielfacher Beziehung für mich wichtigen Lebenszeit bildet, was mich zu dem Entschlusse führte, von neuem gleichsam die Knabenjahre zu beginnen, das muß ich in seinen Hauptmomenten in meiner Erzählung mit berühren; es würde sonst kein Zusammenhang in das Ganze kommen; man würde zwar die Ergebnisse wissen, aber die Beweggründe deshalb doch nicht entdeckt haben. Wenn meine Erzählung auch die gewöhnliche Grenze eines Aufsatze derart über-

schreiten sollte, so wolle man mir das verzeihen; gerade alltäglich sind ja auch meine Begegnisse nicht, und wenn ich meinen verehrten Lehrern die notwendigsten Aufschlüsse über mein Bestreben, mein Handeln und Wollen darlege, so werden Sie darin gewiß nur den Beweis finden, wie viel Zutrauen der scheidende Schüler zu Ihnen hegt.

„Im Jahre 1813, den 8. Dezember, wurde ich zu Kerpen, einem Marktsteden des Kreises Bergheim, geboren. Meine Eltern waren stille, ehrbare Leute, deren ganzes Vermögen in einer zahlreichen Familie bestand, deren Unterhalt ihnen vollauf zu thun gab. Die Schafherde meines Vaters, ein Häuschen mit Garten und einigen Stückchen Land bildet noch bis heute das treu bewahrte Erbe unserer Ahnen. Worauf aber doch meine Eltern mit emsiger Sorge acht hatten, war die Erziehung ihrer Kinder; den Unterricht durften diese um keinen Preis verabsäumen. Dies kam mir, als dem Jüngsten, noch besonders gut zu statten, da die übrigen Geschwister bereits den Eltern in den häuslichen Verrichtungen aushelfen konnten, ich aber nur auf die Schule hingewiesen war. Schon früh regte sich eine große Lernbegierde in mir, die mein Lehrer, ein in jeder Hinsicht ausgezeichnete Mann, wohl zu wecken und anzufeuern verstand. Die glücklichsten Stunden meines Lebens habe ich unter seinen Augen zugebracht, wenn er mit der Liebe eines Vaters seinen aufstrebenden Schülern die Lebensgeschichten großer Männer erzählte, oder ihnen Kenntnisse mittheilte, die, wenn sie auch außer dem Kreise einer gewöhnlichen Landschule lagen, doch dem wißbegierigen Knaben so willkommen waren. Aber gerade dadurch wurde jener Trieb nach einer höhern Ausbildung in meine Seele gepflanzt, den ich später nicht mehr unterdrücken konnte. Mit dem vollendeten zwölften Jahre aber begannen meine Eltern zu rathschlagen, was nun künftig meine Bestimmung sein sollte, denn die letzte Klasse meiner Schule war durchgemacht und für mich also da nichts mehr zu thun. Wohl hätte ich gern mein Studium fortgesetzt, aber dazu konnten sich meine Eltern nicht entschließen; denn woher sollten sie die Mittel nehmen, einen solchen Plan auszuführen? Zudem war niemand, der ein solches Unternehmen in seinem Schutze genommen hätte, und ohne fremde Mithilfe war es schlechterdings nicht möglich. Das Nächstbeste war, ein Handwerk zu erlernen, weil dann für mein künftiges Auskommen am besten gesorgt schien. Selbst bei der Wahl eines solchen mußte ich nun auf die Verhältnisse meiner Eltern Bedacht nehmen, da ich nicht verlangen konnte, daß sie für mich größeren Aufwand machen sollten, als für meine übrigen Geschwister. Ich entschloß mich also, wenn auch mit schwerem Herzen, das Schuhmacherhandwerk zu erlernen. Bald war ein Meister in meiner Heimat gefunden, und ich trat, noch nicht volle 13 Jahre alt, meine Lehre an. Aber während derselben zeigte sich, wonach der Geist am meisten verlangte, denn die einzigen Verweise meines Lehrmeisters erhielt ich nur wegen meiner Leseleidenschaft, die ich in jedem freien Augenblicke zu befriedigen suchte.

Dabet hegte ich doch noch immer eine große Meinung von meinem Stande, und mein ernstliches Bestreben ging dahin, mich in diesem von niemanden übertreffen zu lassen. Die Lehre war indes überstanden, ich von manchen Banden frei, die meine geheimsten Wünsche gefesselt gehalten hatten; nun konnte ich, hatte die Feierstunde geschlagen, nach Herzenslust lesen und den Kreis meiner Kenntnisse erweitern. Unglücklicherweise konnte ich nur höchst mittelmäßige, oft sogar nur schlechte Volksbücher aufstreifen; aber wie sich der Körper an schlechte und grobe Speise gewöhnt, wird ihm keine andere geboten, so mußte sich auch der Geist nur mit dem begnügen, was ihm zunächst lag. Durch dieses zweifache Bestreben nach geistiger und körperlicher Ausbildung, wobei eines natürlich die Oberhand gewinnen mußte, legte ich den Grund zu einer mir anfangs selbst unerklärbaren Anselosigkeit, deren Grund ich aber allmählich einzusehen begann. Mein Wissen genügte mir nicht, meine Fertigkeiten in meinem Fache schienen mir nach der Vorstellung, die ich davon hatte, nicht hinzureichen, des Dorflebens wurde ich überdrüssig, weil ich mich in jeder Hinsicht gehindert glaubte; also entschloß ich mich, die Städte in der Umgegend zu besuchen, um auf größeren Werkstätten vollkommenerer Arbeit, gebildete Menschen zu suchen, um wenigstens den Studien nahe zu sein, die ich im Grunde des Herzens über alles liebte. Acht Jahre lang bin ich von einer Stadt zur andern gewandert, habe in mancher Werkstätte gearbeitet, viele Menschen kennen gelernt, das Leben von guten und bösen Seiten angeschaut, und am Ende, als ich über alles mir genaue Kunde verschafft hatte, fand ich mich selbst tief in ein Verhältnis verwickelt, das mir nur zu deutlich zeigte, wie unglücklich ich geworden war. Denn, wenn ich auch in meinem Fache die nötigen Fertigkeiten erlangt hatte, um mich in den ersten Werkstätten um Arbeit bewerben zu können, wenn ich auch wirklich bis zur höchsten Stufe in Jahresfrist zu gelangen hoffte, so hatte ich auch mit diesem Umstande die Ueberzeugung gewonnen, daß ich mich entweder auf dieser Höhe nicht halten durfte, daß ich wieder tief hinabsteigen mußte, wollte ich Ruhe in meinem Innern begründen, oder daß ich mich lebenslänglich an Ketten schmieden mußte, vor denen das Herz sich empörte. Gebildete hatte ich gesucht, rohe Gemüter, meist schon in ihrem tiefsten Innern verdorben, die sich der größten Entfittlichung nicht schämten, hatte ich gefunden. Bildung war mein Augenmerk, als ich wohlgenut durch die Thore einer benachbarten Stadt hindurch schritt; und anstatt in meiner Umgebung auf Bildung zu treffen, fand ich nur krasse Unwissenheit, zwar eine äußere Abgeschliffenheit, aber dafür die geistige Erbärmlichkeit auch über die Mäßen groß. Glend war ich, wenn ich mich an meine Umgebung angeschlossen, mit ihr lebte und mit gleichem Leichtsinne des Schöpfers kostbarste Gaben verschleuderte; unglücklich, wenn ich es versuchte, mich von ihnen los zu machen, um meinen eigenen Weg zu gehen. Das letztere war fast nicht möglich, da das genannte Geschäft durchaus ein enges Zusammenleben bedingt.

(Fortf. folgt.)

○ Gedanken der Heiligen für alle Tage des Jahres.

13. August. Was vergangen ist, das laffet uns auf Rechnung der Gnade Jesu Christi vergessen, und wandeln wir mit unermüdetem Fortschreiten freudig den Pfad der Tugend, gleichsam als beträten wir erst jetzt den so langen Weg.

(Heil. Ignatius.)

14. August. Wie Christus aus Liebe für uns gestorben ist, so sollen auch wir billigermaßen aus Liebe zu ihm sterben.

(Heil. Bruno.)

15. August. Kein Heiliger lebte in der Welt ohne Kreuz und Plage.

(Gottsel. Thomas von Kempen.)

16. August. Der Geist des Sünders wird um so mehr verfinstert, als er das Uebel seiner Blindheit weniger erkennt. Nicht sehen, ist die Strafe des Sünders, so lange er noch lebt; aber nicht sehen können, ist die Strafe des Gottlosen, der in jener Welt verdammt ist. (Heil. Gregor.)

17. August. Der Anfang der Strafen einer Seele, die sich von Gott als dem wahren Lichte entfernt, ist die Blindheit. Sowie die Finsternisse die Augen verdunkeln, ebenso verdunkeln die Sünden den Geist, und lassen ihn weder das Licht, noch sich selbst sehen.

(Heil. Augustinus.)

18. August. Fraget mich nicht, was die Verstockung sei, denn wer bei dem bloßen Worte nicht erschrickt, von diesem wollte ich beinahe behaupten, daß er sich schon in dem erschrecklichen Zustande befindet; denn nur ein verhärtetes Herz kann an der Hartberzigkeit keinen Absehen haben, weil es alles Gefühl verloren hat.

(Heil. Bernhard.)

19. August. Wo Nichtschmerz und Mäßigung fehlt, da verliert sich selbst das Gute in das Böse.

(Heil. Ignatius.)

Neußerst angenehm!

Humoreske von E. von Wald.

Meine Studienzeit war beendet, zugleich hatte ich bei den greißwalder Jägern ein fröhliches Jahr als einjährig Freiwilliger verlebt und kehrte nun auf kurze Zeit als wohlbestallter Referendarius und königlich preussischer Unteroffizier mit dem Qualifikationsattest zum Reserveoffizier in das Gletternhaus zurück.

Ein glücklicher Zufall wollte, daß ich, ehe ich irgend ein Kreisgericht durch meine ausgezeichneten juristischen Kenntnisse beglückte, meiner ferneren Militärpflicht genügend und erneut meine Fähigkeit zur Beförderung zum Offizier darlegen konnte.

Wenige Tage nach Abgang von der Universität wurde ich bei einem thüringischen Infanterieregiment zu einer sechswohentlichen Dienstleistung zu diesem Zweck eingezogen.

Unverzüglich reiste ich nach meinem neuen Bestimmungsort ab, meldete mich bei meinen Vorgesetzten und schneller als ich dachte, trug ich wieder stolzes Königs Roß.

Die Offiziere des Regiments waren äußerst lebenswürdig gegen mich und zogen mich zu ihren ge-

selligen Zusammentreffen freudlichst heran, so daß ich mich bald heimlich unter ihnen fühlte.

Der Morgen war dem strammen „rechts um! links um!“ gewidmet, bei Tische einte uns das würzige Aroma der Maibowle und die Nachmittage verlebten wir im schattigen Kastnogarten. Ungezwungen verkehrten hier Militär- und Civilpersonen, besonders die Juristen und die Gutsbesitzer der Umgegend. Der alte, joviale Kreisgerichtsdirektor Hammer war Präses des Kegellubs, er schob eine prächtige Kugel, leerie so manchen Schoppen und erheiterte die Gesellschaft durch seinen köstlichen Humor.

Ich wurde ihm natürlich vorgestellt und er erkannte in mir den Sohn meines Vaters, seines alten Studiengenossen und Corpsbruders. Er freute sich herzlich, führte mich nach beendeter Partie zu seiner Frau und Tochter, die im Kreise einiger Damen unter der Veranda dem echt thüringischen Mokka fleißig zusprachen.

Frau Direktor Hammer war noch immer eine hübsche Frau, kannte meine gute Mutter, begrüßte mich aufs herzlichste und forderte mich freundlich auf, wenn es meine Zeit erlaubte, sie zu besuchen.

„Keine steifen Bistten, lieber Herr von Otten, nicht wahr? Wenn Sie den Abend nicht besser unterzubringen wissen, so kommen Sie ungeniert zu uns und trinken bei uns eine Tasse Thee!“

„Brrr! — brrr!“ brumte der Herr Gemahl. „Sie bekommen auch etwas anderes, alter Freund, haben Sie nur keine Bange! — Frau! Du verschüchtest uns ja den angenehmsten Besuch mit deinem Thee!“

Wir lachten über das drollige Gesicht des Herrn Direktors, ich danke für die gütige Aufforderung und beschloß zugleich, da ich in den blauen Augen der blonden Agnes, des Direktors sechzehnjährigen Töchterleins, die Bestätigung zu lesen glaubte, daß ihr mein Erscheinen am häuslichen Theetisch durchaus nicht unangenehm sei, wirklich in den nächsten Tagen einen Ueberfall zu wagen.

Gedacht — gethan!

Einige Tage waren vergangen und ich hielt es nun an der Zeit, einen Abend bei Direktors zu verleben.

Ich rief meinen Burschen — vulgo Puzkammeraden, wie mir mein gestrenger Herr Hauptmann und Kompagniechef bei passender Gelegenheit bemerkbar zu machen wußte, und schickte ihn am Nachmittage zur Frau Direktorin mit dem Auftrage, mich, wenn es den Herrschaften angenehm sei, für den Abend dort anzufagen.

Gottlieb Feuerstade hatte nach einer langen Erklärung endlich begriffen, kehrte auch nach einer Viertelstunde verschämt lächelnd zurück und kündete mir mit einem gewissen strahlenden Gesicht an, daß mein Besuch präzis $\frac{1}{4}$ auf 9 Uhr, „äußerst angenehm“ sei.

Wir erschien die Stunde, $\frac{1}{4}$ auf 9 Uhr, zu einem gemüthlichen, abendlichen Zusammensein etwas zu spät und vornehm gewählt, ich dachte aber weiter nicht darüber nach, hüllte mich rechtzeitig in meinen Extrarock Nr. 1, half dem Minusbärtchen durch

Schwarzwachs etwas nach, noch einige Tropfen new mown hay ins Taschentuch und auf die Brust geträufelt und fort ging's zu meinen Freunden, kaum wollte ich mir selbst zugestehen, nicht ohne eine gewisse Freude, die niedliche Agnes wiederzusehen.

„Von diesen zarten Händen,“ dachte ich, „lässest du dir selbst eine Tasse Thee einschenken!“

Entfernungen gab es in T. nicht, bald war das Haus erreicht. An der geöffneten Hausthür stand eine weibliche Gestalt, augenscheinlich ein dienendes Wesen; sie geleitete mich in den nur matt erleuchteten gewölbten Hausflur, sagte leise, etwas verschämt und zögernd „guten Abend!“ schritt die Treppe hinauf und bedeutete mir zu folgen. Unbefangen that ich dies und meine Schritte hallten kräftig auf dem Steinpflaster nieder.

„Bst! bst! um Gotteswillen, bst!“ flüsterte geheimnisvoll das Mädchen. —

Befremdet blickte ich sie an.

„Ich bin hier doch recht bei —“

„Jawohl, jawohl! nur bst—bst!“ sie legte dabei bedeutsam den Finger auf den Mund.

„Mein Gott! ist jemand krank, so will ich sofort wieder gehen —“ ich dämpfte unwillkürlich meine Stimme.

„Nein, nein! Nur leise: kommen Sie, Herr Unteroffizier.“

Dabei ergriff sie meine Hand und zog mich unter fortwährenden Zeichen, ja recht vorsichtig aufzutreten, die Treppe hinauf.

Ich war erstaunt, und wußte mir das sonderbare Benehmen nicht zu erklären.

Wir waren oben, schnell griff sie nach der Klingel, hielt sie fest, damit sie ja nicht schellte, öffnete die Gatterthür und ehe ich's mich versah, schob sie mich in die Küche.

Die Herrschaft klingelte, schnelligst beförderte sie mich noch eine Thür weiter; zu meinem nicht geringen Erstaunen stand ich in ihrer Stube, vor einem sauber, nett gedeckten Tisch, nur spärlich zwar beleuchtet von einem Licht im Halse einer leeren Champagnerflasche.

Kaum hatte ich Zeit, mich über das Eigentümliche der Situation recht zu besinnen, so kam sie schon zurück.

„Es war noch nichts, sie sind noch nicht fertig, sie essen noch, der Herr wollte nur noch etwas Butter! — Ich freue mir —“ sie sagte es halb lichernd, sanft erröthend, „ich freue mir zu sehr, Herr Unteroffizier, nee! diese Ehre —“ sie strich die Falten ihrer Schürze glatt.

Offenbar erwartete sie jetzt irgend eine Artigkeit von mir, mit einem Schläge wurden mir die Verhältnisse klar, das verschämte Gesicht des braven Feuerstade, der freundliche Empfang der Köchin — denn zu dieser Kunst gehörte sie, es war nicht zu verkennen — famos!

Die Verwechslung war nicht übel. Wie konnte auch Friedrich, der biedere Friedrich, denken, daß sein Herr Unteroffizier die Herrschaft und nicht die Köchin besuchen wollte!

Der ganze Leichtsinns des alten Corpsstudenten

und des grünen Jägermannes erwachte wiederum in mir und schnell fand ich mich in die eigentümliche Lage, die eigentümlichste, in der ich je gewesen.

„Sehr freundlich, liebes — ja! Wie heißen Sie denn aber aber?“

„Hannchen!“ flüsterte sie, den Blick zur Erde senkend.

„Das ist ja ein allerliebster Name! Hannchen — Hannchen!“

Ich dachte nicht an das Gefährliche meines Aufenthaltes und erhob die Stimme zu ihrer natürlichen Höhe. Sie sah mich so vielsagend, so flehend an, damit die da drinnen, — wie sie ihre Herrschaft nannte — um Gotteswillen keinen Wind bekämen.

Jetzt schlüpfte sie hinaus — im Umsehen füllte sich die improvisierte Tafel mit allen Resten der vergangenen Woche, bunt ohne Wahl standen die herrlichsten Gemüse zu meiner Disposition. —

„Dim! bim! — schon wieder verlangte man nach Hannchen.“

Schnell folgte sie dem Rufe, doch freudestrahlend kehrte sie zurück und brachte auf einer Schüssel einen duftenden Eierkuchen mit grünem Kopfsalat und Specksauce, ihr zugebacktes Abendbrot, heraus und setzte das herrliche Gericht mit unnachahmlichem Stolz vor mich hin. Das gute Hannchen! Was thut man nicht aus Liebe für einen Herrn Unteroffizier!

Die Liebe geht durch den Magen! so denkt das gute Kind.

Das Ganze war mir zu komisch. Hannchen, die übrigens noch ein ganz hübsches Mädchen war, sah mich so bittend an, der Hunger regte sich wirklich bei mir, der Eierkuchen duftete auch gar zu verführerisch und — hatte ich einmal A. gesagt, durfte auch das B. nicht fehlen — kurzum, ich speiste das Backwerk faktisch auf und trank mit größtem Wohlbehagen das Seidel Bier, das sie dem Küchenschrank entzauberte.

Sie setzte sich auf den einzigen vorhandenen Stuhl, der ihr wohl sonst zur Waschklosette diente und welcher in der äußersten Ecke des kleinen Zimmers stand; ihre kräftigen Arme, sonst so arbeitsthätig, ruhten müßig in dem Schoße, effektiv flachen sie von der blendend weißen Schürze ab, voll und ganz hatte sie mir ihr feuergeröthetes, gutmütiges Gesicht zugekehrt, glücklich hing ihr großes wasserblaues Auge an ihrem Herrn Unteroffizier, dessen Bauwerkzeuge taktmäßig auf- und abgingen, leise bewegte sie den Kopf und knüpfte sicherlich an meinen guten Appetit die süßesten Träume für die eigene Zukunft.

Da naht das Schicksal.

Die Stubenthür klappt, es nähern sich Schritte, die Küchenthür wird geöffnet. — Dank der Entschlossenheit Hannchens geht der Kelch vorüber. — Mit wunderbarer Geistesgegenwart legt sie mir ihre kräftige Hand fest auf den Mund, mit einem Zuge bläst sie das Lichtstumpfen aus, öffnet die Kammerthür und spricht ruhig und gelassen mit der Frau Direktorin über das morgende Essen. Regungslos sitze ich im Nebenzimmer und Höre die Dispositionen für den morgenden Tag.

Die kalten Bratwürste, die ich eben in Angriff nehmen sollte, spielen beim Frühstück des Herrn Gemahls keine ganz unbedeutende Rolle.

Gute Nacht, mein Herz, ich gehe fort! ruft vom Flur her der Herr Direktor.

Schlaf wohl, komm nicht so spät, Alter! Wo gehst du denn heute hin?

Ich will in den Löwen, es giebt heute Abend frischen Matrant und Krebse!

Ein Händedruck, ein Kuß, und der Herr Direktor geht die Treppe hinunter; die Frau des Hauses hat ihren Küchencrat beendet, verläßt das Heiligthum und nur Bello, der schwarze, unzertrennliche Begleiter seines Herrn, stößt und schnuppert an der Kammerthür.

Komm, Bello! Komm! ruft ich on halb auf der Treppe sein Herr.

Bello kommt nicht, er schnüffelt weiter.

Willst du wohl gleich — marsch! marsch! so eiferte Hannchen, klatscht in die Hände, stößt ihn mit einigen Fußtritten wieder auf richtige Wege und schwerfällig trottet das wohlgenährte Tier die Steinfliesen hinunter.

Ich atmete in meinem Gefängnis, was mir die Liebe zwar mild zu verschönern suchte, hoch auf. So wenig höflich es war, gleich nach beendeter Mahlzeit aufzubrechen, so war die Sache doch jetzt ungemütlich, daß ich ernstlich an den Rückzug dachte. Ach! der war nicht so leicht.

Hannchen jammerte, da sie noch viele Reste von den Resten auf der Tafel sah, daß mirs nicht geschmeckt hätte, sie brachte hinter dem Vorhang, der ihre Kleider barg, auch noch ein Restchen Rotwein hervor und wollte vom Fortgehen gar nichts wissen.

Nur noch ein Viertelstündchen! Ich muß nur noch den Aufwasch besorgen, das Wasser ist schon heiß und wenn —, sie stockte und sah mich schelmisch an, wenn Sie mir vielleicht gütigst beim Abtrocknen helfen würden, dann geht es schnell, ich bin dann frei, dann können wir noch etwas promenieren. Ach bitte, bitte! Sie brauchen wirklich nichts zu fürchten!

Ich wollte mich aber, so idyllisch ich mir auch die Abtrocknenszene dachte, doch nicht länger halten lassen.

Nur noch ein Stückchen Butterbrot und Käse, nicht wahr? 's ist Limburger, vorzüglich! Der Herr ist niemals andern!

Ich ließ mich bewegen; der Herr Direktor war Kenner, das merkte ich wohl.

Ich hielt nun inne im gastronomischen Vertilgungskampf — ich war gesättigt.

Gesegnete Mahlzeit, mein liebes Hannchen! Es hat mir vortrefflich geschmeckt! So, nun muß ich aber fort!

Sie schmolte, sie sah mich so flehend an und eh' ich's mich versah, hatte sie mir die neue Küchenschürze zum Schutze beim Abtrocknen der Teller schnell vorgebunden.

Unten wurde die Hausthür geöffnet, schwer und unheilvoll kreischend drehte sie sich in den Angeln, es nahen Mannerschritte, sie kamen herauf, die Glocke an der Treppe erklang, ich weiß nicht, mich

beschlich ein wunderbares Unbehagen, ich hörte; es war der Herr Direktor, und Gott sei's geklagt! natürlich mit Bello, der sich unwiderstehlich zur Kammerthür hingezogen fühlte.

Wiederum lag feucht und schwer Hannchens Hand auf meinem Mund, verloschen war das Licht, die Thüre knarrte und mit ungeheurer Gewandtheit schlüpfte der Vorstand der Küche hinaus.

Guten Abend, Herr Direktor! Nun? schon wieder da? Haben sie etwas vergessen? Ich werde ihn gleich bringen! Marsch Bello! Pfui doch! Pfui!

Nun, gar nichts, Hanne!

Die Stimme der Hausfrau schlug an mein Ohr: Ach Karl, du bist's? Ich wußte gar nicht, wer uns noch so spät besuchte!

Ist denn Herr von Otten vielleicht hier? Mir wurde es eiskalt.

Herr von Otten? stötete eine sanfte Stimme und ich fühlte, wie dunkelrot ich wurde, Herr von Otten! Nein! Der ist nicht hier, Papa! Wie komisch! wie soll denn Herr von Otten jetzt zu uns kommen? so sagte Agnes, die blonde Agnes mit den blauen, sanften Taubenaugen. Ich fühlte ordentlich, wie streng, wie vorwurfsvoll sie auf mir ruhten.

Hanne! Hast du den Herrn Referenden von Otten nicht gesehen? Ist er denn überhaupt heute Abend gar nicht hier gewesen?

Nein, Herr Direktor, ich habe den Herrn überhaupt noch nie gesehen! Bei mir war niemand!

Es ist mir unbegreiflich! sagte der Direktor, ich ging bei Ottens Wohnung vorüber, ich wollte ihn auffordern, mit in den Böden zu gehen, der Bursche stand an der Thür, ich frug ihn nach seinem Herrn, und er sagte mir, der sei ausgegangen. Auf weiteres Befragen antwortet er: dort in die breite Straße, ins Haus zu einem Direktor ist er gegangen, den Namen hatte er vergessen. Es kann aber nur hier sein, denn einen andern Direktor giebt's doch hier gar nicht in der Straße! Er hat mich bestimmt abholen wollen und das Haus verfehlt. Na, gute Nacht, Kinder, wir werden ja sehen! —

Er schickte sich zum Gehen an.

Gott sei gedankt, ich war gerettet! Jetzt aber wollte ich keinen Augenblick mehr bleiben.

Bello, komm hier!

Ja, Bello denkt über diesen Fall ganz anders. Das Ungetüm fängt an zu krähen, er knurrt, er läuft zu seinem Herrn, ich höre deutlich den Ton der Krallen auf dem steinernen Boden, er kehrt zurück, ich kann es nicht mehr aushalten, das linke Bein ist mir eingeschlafen, ich rühre mich nur ein ganz klein wenig und doch zu viel, wütend bellt er los und springt wie wahnsinnig an der Thüre in die Höhe bis an die Klinke.

Was ist denn nun in aller Welt da drin? und mit einem furchtbar jähen Ruck öffnet, ehe Hannchen es verhindern, ehe sie den Geliebten mit ihrer Körperfülle heldenmüthig decken kann, die kräftige Hand des Hausherrn die Kammerthür und leuchtet, gefolgt von Weib und Kind mir mit der Küchenlampe voll und unbarmherzig hell ins bleiche Antlitz.

Ich schweige. Ich höre nur das Ausschreien dreier weiblichen Stimmen, den siegestrunkenen Anschlag Bellos, des vermaledeiten Rötters, und ich befinde mich draußen auf der Straße, gehüllt in Nacht und ewige Finsternis.

Hinter mir hohnlacht der Herr Direktor und Friedrich Feuerstade philosophiert am andern Morgen über eine neue blaue Küchenschürze.

Manches Jahr ist seit jener Scene nun schon vergangen; ich bin Regierungsrat, die Epauletten habe ich längst erlangt, ein Stern hat sich schon darauf herabgesenkt, ein sanfter Mondschein lichtet schon den Scheitel; mein gutes, blondes Weib mit noch immer schönen, blauen Taubenaugen hält mit der alten Hanne, die meine Schwiegermutter ihr als Küchensattotum mit in unsere Ehe gab, wichtige Beratung über den morgenden Speisezettel. Sie kommen nicht damit ins Reine, wie so oft.

Fritz, was willst du denn morgen essen? Man weiß auch nie, was man kochen soll, bitte, bitte, Fritz, sage es doch!

Ich lege das Gesicht in möglichst ernste Falten, der Gegenstand ist doch auch gar zu wichtig, ich sinne eine Weile nach, dann öffne ich den Mund und sage salbungsvoll:

„Gierfuchen mit Salat und Specksauce, doch so gut wie damals, als —“

Die alte Hanne hat längst die Küchenschürze prustend vor das Gesicht genommen und stürmt hinaus, wir essen am andern Tage vergnügt das Gericht, was ich zum erstenmal unter dem Dache meiner Schwiegereltern verzehrte. Auch Hanne, die alte Hanne, bekommt ihr Teil, was sie allein verSpeist, denn ach! schon längst findet sich kein Herr Unteroffizier, es mit ihr zu teilen, die Kinder aber können es nicht unterlassen, dem schwarzen Bello, dem Enkel oder Urenkel jenes heimtückischen, verrätherischen Bello, manch gutes Stückchen davon abzugeben. („Der Beobachter.“)

Charade.

Vier Silben.

Sichtbar bald und bald verschwunden,
Aber da zu allen Stunden,
Heute groß und morgen kleiner,
Schneller wandelt sich wohl keiner,
Heute kleiner, morgen groß,
Solcher Wechsel ist das Loß
Meiner ersten, ohne Frage,
Seit dem Anfang aller Tage.
Meine zweite, dritt' und vierte
Manchen Wand'rer schon verwirrte,
Manchen auch befiel ein Wanken,
Den sie plötzlich hielt umfangen,
Aber wie sie kommt geschlichen,
Also ist sie auch entwichen
Wenn sich ihr genast der Feind,
Der an jedem Tag erscheint.
Größ're Macht jedoch entfaltet
Sie, sobald das Ganze wanket,
Das, wie die Gelehrten künden,
Dann die erste macht verschwinden,
Doch nur stets für kurze Zeiten
Wird die Herrschaft ihr entgleiten.

Rinderrätsel.

Die seltsame Reisegesellschaft ft.
Es reisen ihrer vier in einem Wagen
Weit fort von hier. Ich will euch sagen,
Wie sie ausseh'n und sind; dann sagt mir geschwind,
Wie sie heißen, die da reisen:

Der eine ist ein plumper, vierschrötiger, finsterner,
verschlossener Bursche; die andere ist rund am gan-
zen Leibe; ihre Nachbarin hängt sich jedem gern
an den Arm und dann ist noch so ein spindeldür-
res langes Ding dabei mit einer mächtigen Kri-
noline.

Nun nenne mir schnell die vier.

Auflösungen der beiden Charaden in Nr. 31.

1. Wirbelwind.

2. Schildkröte.

Wichtige Lösungen gingen uns zu von H. Sch., C. B.,
J. Schm., M. N., H. Gl., F. Sch., Th. V.,
M. Bl., H. St. von hier; R. G., Gerresheim;
Eisgesellschaft bei Fr. D., Erkrath; N. B., Bieren-
feld; H. L., Geln; P. G., Jtter; F. N., Him-
melgeist; Fr. W. M., Kaldenkirchen; Fr. M.,
Niedercaffel; H. N. und Fr. C. M., Lohausen;
E. S., Berge-Vorbeck; M. L., Grevenbroich.

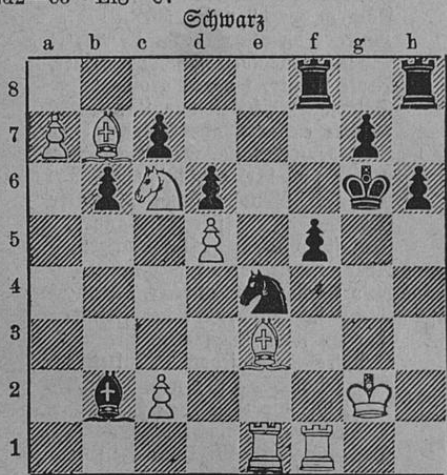
Schach.

Partie Nr. 40.

(Originalpartie des Sonntagsblattes.)

Läufergambit.¹⁾

N. N.	K. D.	N. N.	K. D.
Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2-e4	e7-e5	18. a2-a4	Sc6-e5
2. f2-f4	e5-f4:	19. a4-a5	Se5-f3: a)
3. Lf1-c4	Dd8-h4†	20. Lb5-e2	Sf3-h2†:
4. Ke1-f1	Sg8-f6 ²⁾	21. Kf1-g2	Sh5-f6
5. Sg1-f3	Dh4-h5	22. Kg2-h2:	Sf6-e4:
6. Sb1-c3	d7-d6	23. Kh2-g2	h7-h6
7. d2-d4	Lc8-g4 ³⁾	24. a5-a6	b7-b6
8. Lc1-f4:	Lg4-f3:	25. Sa7-c6†	Kd8-e8
9. Dd1-f3:	Dh5-f3:	26. Le2-b5	Le7-f6
10. g2-f3: 4)	Sf6-h5	27. Sc6-b8†	Ke8-e7
11. Lf4-d2	Sb8-c6	28. a6-a7	Lf8-b2:
12. Sc3-b5	Ta8-c8	29. Ta1-e1	f7-f5 ⁷⁾
13. d4-d5	Sc6-e5	30. Lb5-a6	Ke7-f7
14. Lc4-e2	Se5-g6 ⁵⁾	31. Sb8-c6	Kf7-f6
15. Sb5-a7:	Tc8-a8	32. La6-b7	Ta8-f8
16. Lc4-b5†	Ke8-d8	33. Th1-f1	Kf6-g6
17. Ld2-e3	Lf8-e7		



Stellung nach dem 33. Zuge.

- | | | | |
|----------------|----------------------|--------------|---------|
| 34. Le3-h6: 9) | g7-h6 | 45. Sb8-a6 | Ta1-g1 |
| 35. Te1-e4: | f5-e4: | 46. Da8-g8† | Kg6-f6 |
| 36. Tf1-f8: | Th8-f8: | 47. Dg8-h8† | Tg1-g7 |
| 37. Sc6-b8 | e4-e3 | 48. Dh8-h6†: | Kf6-f7 |
| 38. a7-a8D | Tf8-f2† | 49. Dh6-e6† | Kf7-f8 |
| 39. Kg2-g1 | Tf2-c2: | 50. Le2-h5 | Ld4-g1† |
| 40. Lb7-a6! | e3-e2 | 51. Kh2-h1 | Tg7-e7 |
| 41. La6-e2: | Lb2-d4 ⁹⁾ | 52. De6-h6† | Te7-g7 |
| 42. Kg1-f1 | Te2-c1† | 53. Dh6-h8† | Tg7-g8 |
| 43. Kf1-g2 | Te1-g1† | 54. Dh8-f6# | |
| 44. Kg2-h2 | Tg1-a1 | | |

Dauer zwei Stunden.

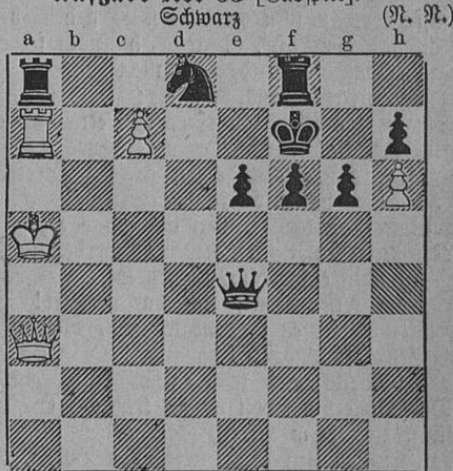
Anmerkungen.

- 1) Nachfolgende Partie wurde am 23. Mai dieses Jahres im hiesigen Schachverein von zwei Mitgliedern desselben gespielt.
- 2) Nicht unrichtig, aber weniger üblich als 4. . . . g7-g5, 4. . . . d7-d5 oder 4. . . . d7-d6.
- 3) Schwarz giebt den genannten Gambitbauern im Interesse rascherer Entwicklung absichtlich wieder auf.
- 4) Das weiße Spiel ist jetzt entschieden vorzuziehen.
- 5) Es drohte 15. f3-f4 nebst Gewinn eines Springers.
- 6) Abtausch eines Springers gegen drei Bauern.
- 7) Auf 29. . . . Ta3-a7: würde 30. Sb8-c6† nebst 31. Sc6-a7: folgen.
- 8) Elegant und entscheidend.
- 9) Besser würde der Läufer e2 wiedergewonnen; allein auch dann gäbe es keine Rettung mehr.

Berichtigung.

Im Diagramm der Aufgabe Nr. 64 in voriger Nummer ist auf g6 die schwarze Dame vergessen, ein Versehen, welches von denjenigen Lesern, welche die Partie, deren Endergebnis jene Aufgabe bildet, durchgespielt haben, leicht erkannt worden sein wird.

Aufgabe Nr. 65 [Subspiel].



(Anderfßen.) Weiß
Weiß zieht an und giebt in drei Zügen Matt.

Lösung von Aufgabe Nr. 63.

- | Weiße. | Schwarz. |
|----------------|-----------------------------|
| I) 1. | Lh5-f3† |
| 2. Kg2-f1 | Dh4-h3† |
| 3. Kf1-f2 | Lf3-d1, Lf3-g4 oder Lf3-h5# |
| II) 1. | |
| 2. | |
| 3. Dg1-g2 | Dh3-g2# |

Nichtig angegeben von S. v. S. hier, Rektor C. G. in Unterbach, Schmitz in Millich.

Sonntagsblatt.

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. F i n f.

Druck u. Verlag der Aktien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt“ in Düsseldorf.

Nr. 34.

Sonntag, den 20. August.

1882.

Zwölfter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heil. Lucas X, 23—37.

Inhalt: Jesus preist seine Jünger über das Glück der empfangenen Offenbarungen selig, bekräftigt das Gebot der Gottes- und Nächstenliebe als unerläßliche Bedingung zum Eingang in das ewige Leben und erklärt die Nächstenliebe durch die Parabel vom barmherzigen Samaritanen.

Fest der Aufnahme Mariä in den Himmel.

Die meisten Feste, welche die Kirche der heiligen Jungfrau gewidmet hat, stehen mehrtheils in einer näheren Beziehung zu dem Gotteswerke der Erlösung, als zu der Jungfrau selbst, so z. B. Mariä Verkündigung, Reinigung u. s. w. Eigentlich bleiben nur zwei der Jungfrau gewidmete Feste übrig, die hauptsächlich auf sie selbst und die von ihr erworbene Herrlichkeit Bezug haben, und von welchen das eine dem Andenken ihrer herben Leiden und Schmerzen, das andere ihrer Aufnahme in die Fülle der Seligkeit geweiht ist. Das erste dieser Feste soll an die stiltliche Verkündung uns erinnern, welche sie während ihrer irdischen Pilgersfahrt und mitten in den schmerzlichsten Geschicken und Prüfungen erworben, das andere an die himmlische und ewige Verkündung, zu welcher sie am Ende ihrer Erdenbahn erhoben wurde. Nachdem Christus die Welt verlassen hatte, lebte Maria anfangs in der Gemeinde von Jerusalem, bis die Apostel den Wanderstab ergriffen und in die Ferne zogen. Von dem Sohne, den Christus ihr am Kreuze zum Erbsatze gegeben, trennte sie sich nie, sie begleitete den Apostel Johannes auf seinen Wanderungen und wohnte mit ihm längere Zeit in Ephesus. Glückliche Gemeinde, in der die holdselige Mutter des Herrn ihre letzten Jahre zubrachte! Als sie der Nähe ihres Zieles inne geworden, wollte sie, wie es in glaubwürdigen Ueberlieferungen aufbehalten, vor ihrem Hinscheiden die Heimat noch einmal sehen, wo ihre Ahnen gelebt, wo sie die höchsten Wonnen und das tödtlichste Leid erfahren. Auf dieser weiten und beschwerlichen Reise wurde sie gleichfalls von Johannes begleitet. Wie wehmütig und ergreifend mußten damals die Empfindungen sein, als sie Galiläa und Samaria durchwanderte, wo jeder Schritt sie an irgend eine Begebenheit aus dem Leben ihres

Sohnes erinnerte! Je lebendiger jetzt wieder in ihr das Andenken an den geliebten Sohn wurde, desto größer wurde ihr Verlangen, aufgelöst zu werden, um bei ihm zu sein. Der göttliche Wille kam ihrer stillen, doch mächtigen Sehnsucht entgegen. Die große Liebe trennte sanft ihre Seele vom Körper; daher die Väter unser Fest Entschlummerung (dormitio) Mariä nannten. Nun wurde sie aufgenommen in die Herrlichkeit und Glorie Gottes. Ihre Worte: „Selig werden mich preisen von nun an alle Geschlechter“, gingen da glänzend in Erfüllung, denn jetzt ist sie die Königin Himmels und der Erde. Sie steht von den leuchtenden Scharen der Apostel, der Martyrer, Bekenner und Jungfrauen sich umgeben, die sämtlich die Krone ihrer Verherrlichung bilden; doch außer diesen hat sie noch einen weiten Kreis von Verehrern auf Erden, die zu ihr hinausblicken und auf sie vertrauen. Und wer sollte sich auch nicht gern mit Vertrauen einer so gütigen, milden und mächtigen Mutter nahen und empfehlen?

Der Introitus der Festmesse heißt: „Freuen werden wir uns alle im Herrn, indem wir einen festlichen Tag zu Ehren der seligsten Jungfrau Maria begehen. Ueber ihre Aufnahme in den Himmel frohlocken die Engel und preisen den Sohn Gottes.“ In der Epistel ist auf die heil. Jungfrau angewendet, was im Buche Jesus Sirach (24, 11.—20.) die Weisheit von sich spricht. Das Evangelium des Festes ist aus Lucas 10, 38.—42. genommen und das Wort des Erlösers auf sie angewendet: „Maria hat den besten Teil erwählt, der ihr auch nicht genommen werden soll.“ Wer möchte an der Wahrheit dieses Wortes zweifeln? Keiner, der mit uns ihr hohes, reines, heiliges und wunderbares Leben vom Anfange bis zum Ausgange beobachtet und in seiner Seele tief beherzigt hat, so wie sie selber das Leben ihres göttlichen Sohnes. Sie hat wahrlich den besten Teil erwählt, darum preisen sie selig alle Geschlechter und sind selbst im Innersten erhoben durch diesen Preis der ewigen Jungfrau und der ewigen Mutter.

An diesem Tage geschieht auch die Kräutersegnung, und zwar deshalb: 1. die Erntezeit, die Reise der Kräuter und Früchte hat angefangen; der katholische Christ, wie er sich nie an den Tisch setzt zum dankbaren Genuße der Gaben Gottes, er

habe denn zuvor gebetet, so hält er es auch für Sünde, von den neuen Früchten zu genießen, bevor er die Erstlinge vor den Altar gebracht hat; 2. der Dank für empfangene Gaben macht uns würdig und fähig für neue; darum giebt die heilige Kirche die gepflanzten Kräuter und Früchte gesegnet zurück, empfiehlt uns mit Hab und Gut aufs neue in Gottes Schutz, und wir erwarten von ihm vertrauensvoll, die angefangene Ernte auch glücklich vollenden zu können; 3. im Genusse zeitlicher Güter sollen wir aber die ewigen nicht verlieren; daher geschieht diese Segnung gerade am Mariä-Himmelfahrtstage. Die Mutter Gottes war arm dem Leibe nach, aber reich an der Seele; dafür empfängt sie heute von ihrem Sohne den unverwelklichen Blumenkranz. Das hält uns auch vor das heutige Evangelium vom Einen Notwendigen. Wir sollen nicht mit Martha allzu sorgfältig für das sein, was wir essen und trinken, sondern darauf bedacht sein, mit Maria uns Schätze für den Himmel zu sammeln; unser Leben soll immer den Wohlgeruch des Guten an sich tragen, gleich den duftenden Kräutern, die heute Gott dargebracht werden.

Das Grab der Mutter Gottes.

Die Feier des Tages, an dem Maria mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen wurde, führt uns zu der denkwürdigen Stätte, wo ihr heiliger Leib, wenn auch nur auf kurze Zeit, im Grabe ruhte. Geht man aus Jerusalem durch das St. Stephans Thor, vor welchem der Ueberlieferung gemäß der erste Diakon der christlichen Kirche gesteinigt wurde, so kommt man bald auf einen Pfad, der ins Thal zum Bache Cedron hinabführt. Ueber diesen Bach führt eine steinerne Brücke, die nur aus einem einzigen Bogen besteht. Einer alten Sage zufolge soll hier eine hölzerne Brücke gestanden haben, und aus den Balken dieser Brücke hätten die Juden das Kreuz gezimmert, an welchem Christus Blut und Leben für uns hingegeben. Einige Schritte jenseits der Brücke finden wir linker Hand das Heiligtum, welches in uralter Zeit von den Christen Jerusalems über der Stelle erbaut wurde, wo die hl. Apostel den reinsten Leib der seligsten Jungfrau in ein Felsengrab, gleich dem ihres göttlichen Sohnes, einsetzten. Es war aber nicht Gottes Wille, daß dieses matellose Gefäß der Gnade ein Raub der Verwesung würde; am dritten Tage vereinigte sich ihre heiligste Seele auf den Willen ihres Sohnes wieder mit ihrem Leibe, und so durchdrang sie die Felswände und stieg in wunderbarer Schönheit und Glorie, von den Chören der Engel und Heiligen begleitet, zum Himmel auf, wo sie von der allerheiligsten Dreifaltigkeit zur Himmelskönigin gekrönt wurde und den Thron der Gnade und Erbarmung bestieg.

Wie nämlich die altkirchliche Ueberlieferung, die hauptsächlich durch den hl. Johannes Damascenus vertreten wird, berichtet, so lebte die seligste Jungfrau nach der Himmelfahrt Jesu, ihres göttlichen Sohnes, zumeist in Jerusalem in der Nähe der

heiligen Orte, welche ihr leidender und sterbender Sohn geheiligt hatte. In einem Hause auf dem Berge Sion, das später von den Christen verehrt wurde, soll sie gewohnt haben; erst nach dem Tode der seligsten Jungfrau scheint der hl. Johannes nach Ephesus gezogen zu sein. Als dann die Zeit herankam, wo der göttliche Heiland seine Mutter zu sich in den Himmel rufen wollte, seien auf inneren Antrieb des hl. Geistes die in der ganzen Welt zerstreuten Apostel noch einmal nach der Stadt Davids gekommen, um den letzten Segen und die letzten Worte derjenigen zu empfangen, die gewürdigt worden, das Heil der Welt zu bringen. Und so starb denn die liebe Mutter Gottes, umgeben von diesen heiligen Zwölfboten und den ersten Christen von Jerusalem. Ihr heiliger Tod war aber nicht die Folge einer gewöhnlichen Krankheit und Altersschwäche, sondern einzig das Uebermaß der Liebe, und die mächtige Sehnsucht nach ihrem lieben Sohne trennte ihre reinsten Seele von dem unversehrten Leibe. Groß war die Trauer der Apostel und der Gemeinde, und sie bereiteten dem heiligen Leichnam nicht fern von der Grotte, in welcher der Heiland Blut geschwitzt, ein in Felsen gehauenes Grab. Darein legten sie den heiligen Leib, ganz ähnlich, wie Jesus Christus zu Grabe bestattet worden war. Es wollte aber der Herr die Glorie seiner Mutter offenbaren und fügte es, daß der hl. Thomas, der durch seinen Zweifel die Auferstehung Christi am kräftigsten beglaubigte, auch die Himmelfahrt Mariä offenkundig machte. Es soll nämlich dieser hl. Zwölfbote, der von Indien, wo er das Evangelium predigte, einen gar weiten Weg nach Jerusalem hatte, zum Tode der seligsten Jungfrau zu spät gekommen sein. Als er ankam, war sie bereits jenseits des Cedrons im Grabe. Da erfaßte ihn aber eine große Sehnsucht, wenigstens das tote Antlitz der lieben Gottesmutter noch einmal zu schauen, und auf seine Bitten hin öffneten die Apostel die Grabhöhle. Aber wie staunten sie, als sie den Leib nicht mehr im Grabe fanden, sondern nur die schön gefalteten Grabtücher und viele wunderschöne Rosen, die einen süßen Wohlgeruch verbreiteten! Nun erkannten sie, daß der Herr seine Mutter vom Tode erweckt und mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen habe, und sie fielen nieder betend und jubelnd, und priesen Gottes Größe und die Herrlichkeit der Himmelskönigin.

Selbstverständlich blieb diese Stätte in den Augen der Christen im heiligen Andenken, und ein Geschlecht sagte dem andern: „Hier hat der Leib der seligsten Jungfrau eine kurze Weile geruht, bis er in den Himmel aufgenommen wurde.“ Aber auch sonst schon wäre dieser Ort heilig gewesen, weil eine Ueberlieferung die Gräber ihrer hh. Eltern, Joachim und Anna, und ihres reinsten Bräutigams, des hl. Joseph, ganz in die Nähe des Grabes Mariä verlegt. Ob nun diese hh. Personen wirklich in Jerusalem gestorben und hier gewissermaßen ihre Familiengruft hatten, oder ob die Christen später ihre Reliquien hierhin übertrugen, oder ob nur Altäre zu ihrer Ehre hier errichtet wurden

und so später der Glaube entstand, sie seien hier begraben, das läßt sich mit Bestimmtheit nicht angeben. Bald nach dem Tode der seligsten Jungfrau wurde Jerusalem durch die Römer von Grund aus zerstört, und es gingen drei stürmische Jahrhunderte über seine christlichen Heiligthümer hin. Als endlich mit Konstantin und seiner heiligen Mutter Helena eine Zeit des Friedens kam, beeilten sich die frommen Christen, auch über dem Grabmale Mariä eine Kirche zu bauen. Von dieser Kirche berichtet schon der hl. Johannes von Damaskus an die griechische Kaiserin Pulcheria und der griechische Mönch Chryllus; sie nennen das Heiligthum ein „bewunderungswürdiges, ehrwürdiges“, und sagen ausdrücklich, es stehe neben Gethsemani über dem Grabe, in welchem der Leib Mariä geruht hatte. Was diese frommen Männer vor 1300 Jahren geglaubt haben, dürfen wir auch glauben. Etwas später giebt auch ein deutscher Heiliger, der hl. Willibald, Zeugnis für das Grab Mariä. Im Jahre 740 machte er eine Wallfahrt nach Jerusalem, da zeigte man ihm am Fuße des Delberges das leere Grab Mariä. Der schöne Tempel aber stand damals schon nicht mehr; denn der Kalife Abdel Melek hatte die kostbaren Marmorsäulen abbrechen und nach Mekka bringen lassen, daß sie daselbst dem Heiligthume Mohameds, der Kaaba, zur Zierde dienen sollten. Als aber die Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon die Sarazenen aus Jerusalem verjagt hatten, wandte sich die Andacht sofort wieder auch diesem Heiligthume zu. Der fromme Heib übergab es der Gut von Benediktinern aus Clugny in Frankreich, und diese bauten eine Abtei am Bache Cedron neben dem Grabe der seligsten Jungfrau. Der obere Teil des Thales Cedron heißt Josaphat, und so wurde diese Abtei „St. Maria im Thale Josaphat“ genannt.

Ein deutscher Pilger, Johann von Würzburg, der im Jahre 1150 die heiligen Stätten besuchte, erzählt, das Grab Mariä sei mit weißen Marmorplatten überkleidet und mit Zieraten von Gold und Silber geschmückt. Auch schrieb er sich einen Vers auf, der in lateinischer Sprache am Grabe angebracht war, und der auf deutsch also lautet:

„Hier dehnt Josaphats Thal sich, von wannen zum
Himmel der Pfad führt.
Hier ward Maria begraben, die gänzlich dem
Herrn vertraute;
Hier begann den erhabenen Flug zum Himmel die
Keine,
Sie, der Gefangenen Heil, ihr Leben, ihr Licht,
ihre Mutter.“

Bald nach der Wallfahrt Johanns von Würzburg vertrieb Saladin im Jahre 1187 die Kreuzfahrer aus Jerusalem. Bei dieser Gelegenheit zerstörten die Moslim das Kloster im Thale Josaphat, verschonten aber die Grabkirche und das Grabmal, weil sogar Mohamed in seinem Koran, d. h. in der mohamedanischen Bibel, mit Ehrfurcht von Maria, der Mutter Jesu Christi, spricht. So blieb bis auf unsere Tage dieses Heiligthum in den Händen der Türken. Die Franziskaner-Patres versahen daselbst den Gottesdienst. Damit waren aber

die Russen nicht zufrieden. Am Palmsonntage 1757 reizten sie die griechischen Pilger zu einem Aufstande und warfen die guten Franziskaner mit Gewalt hinaus, vergaßen dabei auch nicht, die goldenen und silbernen Lampen zu stehlen, welche die Verehrung frommer Fürsten an dieser heiligen Stätte gestiftet hatte. Es gelang jedoch den Katholiken nicht, einen Schlüssel zur Kirche zu erhalten. Wer gegenwärtig die Grabkirche der Mutter Gottes besuchen will, muß sich bei dem russischen Popen den Schlüssel und die Erlaubnis holen, das Heiligthum betreten zu dürfen. Eine Treppe führt auf einen großen Hofraum, der mit unebenen Steinplatten gepflastert ist. Durchschreitet man diesen Platz, so findet man sich dem gothischen Portale gegenüber, dessen Säulenkapitälé und Frieße aus Marmor gearbeitet, aber teils durch die Länge der Zeit, teils durch die Bosheit der Menschen arg beschädigt sind. Das Thor selbst ist halb vermauert. Tritt man ein, so hat man eine breite, einst prachtvolle Marmortreppe von 47 Stufen hinabzusteigen. Die Treppe ist dunkel, denn die Fenster sind vermauert, und von außen durch das Erdreich versperrt. Von dieser Treppe aus führte früher zur rechten Hand eine jetzt zugemauerte Thür und ein Gang nach der Grotte, in welcher der göttliche Heiland Blut geschwigt hat; jetzt geht man von dem Hofraume aus nach diesem Heiligthume. Rechts und links von der Treppe sind die Grabkapellen der hh. Joachim und Anna und des hl. Joseph. Früher gehörten sie den Katholiken, aber die frechen Griechen haben die Franziskaner auch hier vertrieben.

Am unteren Ende der Treppe angelangt, befinden wir uns in einer geräumigen, kreuzförmigen Kirche; sie ist etwa 40 Meter lang und 8 Meter breit. Die Wände sind gut gemauert; der östliche Teil, das Schiff der Kirche, ist in den Felsen gehauen. Licht und Luft empfängt diese teilweise unterirdische Kirche nur von der Treppe her und durch eine cisternenähnliche Oeffnung, die über dem Grabe durch das Felsgewölbe gesprengt ist. So würde es sehr dunkel sein, wenn nicht zahlreiche Lampen wenigstens das Grab erhellen. Dasselbe ist rundum von der Felswand abgelöst, so daß es gewissermaßen eine kleine Kapelle bildet. Ueber der Graböffnung selbst liegt eine Marmorplatte; das war früher der Altar der Katholiken; jetzt aber lesen die griechischen Popen daselbst die Messe. Auch die übrigen Sekten, die Syrier, Armenter, die Koppen, haben an verschiedenen Stellen ihre Altäre; ja, sogar die Türken haben unmittelbar neben dem Grabe ihren Gebetsplatz — nur die Katholiken sind gänzlich aus diesem ehrwürdigen Heiligthum verdrängt. Möchte bald die Zeit kommen, wo auch sie wieder freien Zutritt zu der Grabkirche der Mutter Gottes erhalten!

Von der ehrwürdigen Stätte ihres Grabes erheben wir den Blick zu ihrem erhabenen Throne im Himmel, auf welchen sie nach kurzer Grabesruhe mit Leib und Seele erhoben wurde. O freuen wir uns über ihre himmlische Herrlichkeit und wünschen ihr Glück zu der glänzenden Krone, die ihr jung-

fränkisches Haupt schmückt. Empfehlen wir uns alle Tage und vorzüglich heute an ihrem Ehrentage in ihren mütterlichen Schutz und machen uns ihrer Fürbitte würdig durch ein reines frommes Leben. Dann haben wir den Tod und das Grab nicht zu fürchten. Dann kommt auch für uns die Stunde, wo unser Leib zur seligen Auferstehung vom Grabe wird auferweckt werden von Jesus, der Maria, seine Mutter, auferweckt und zum Himmel aufgenommen hat.
(„Wstf. Kbl.“)

Pater Gustache.

Die Chronik der abscheulichen Niedermezelungen, Schlächtereien und Justizmorde in der ersten französischen Revolution enthält auch manche verbürgte, höchst seltsame Rettung. Die folgende dürfte in deutschen Landen weniger bekannt sein.

Ein naher Anverwandter der, erst vor einigen zwanzig Jahren in sehr hohem Alter in Paris verstorbenen Frau, welche eine bedeutende Rolle in diesem ergreifenden Drama spielte, hat selbst mitgeteilt, was wir hier erzählen.

Am 2. September 1792, dem Tage des fürchterlichen Blutbades in den Pariser Gefängnissen, hörte Frau Marguerite Bizard, die junge Gemahlin eines vermöglichen Pariser Bürgers, daß sich ihr Beichtvater, der ehrwürdige, von Jung und Alt hochverehrte Pater Gustache unter den Hingemordeten im Karmeliterkloster befinde.

Pater Gustache, welcher vor seinem Eintritte in den Orden Pierre Goffe hieß, und der Sohn eines königlichen Hofbedienten war, wurde von allen, die ihn kannten, geliebt und hochgeachtet. Auch Frau Bizard verehrte ihn mit dankerfülltem Herzen. Er hatte ihre anfänglich sehr unglückliche Ehe in eine glückliche verwandelt, er hatte aus ihrem leichtsinnigen, lockeren, zur Verschwendung geneigten Gatten einen ehrbaren Bürger, einen wackeren, treuen Gemannt gemacht. Marguerites Dank war grenzenlos, aber ebenso grenzenlos ihr Entsetzen und ihr Schmerz bei der Nachricht von dem gräßlichen Ende ihres „ange gardien“, ihres Schutzengels, wie sie ihn nannte.

Frau Marguerite Bizard war eine Pariser vom ehesten Schläge, ihr Schmerz konnte sich mit der bloßen Klage, mit dem fruchtlosen Jammer nicht abfinden und beruhigen, es mußte etwas geschehen. Ihr Entschluß war bald gefaßt. Konnte sie dem Hingemordeten nicht mehr helfen, so wollte sie wenigstens den Märtyrer im Tode ehren und ihm eine würdige Grabstätte bereiten.

In dem Hause ihres Gatten wohnte ein zu jener Zeit in Paris wohlbekannter und vielgesuchter Wundarzt, Herr Macaire Frammont, ein intimer Freund des Pater Gustache. Mit diesem hielt Frau Marguerite Rat, wie man in den Besitz des Leichnams gelangen könne, welchen sie inzwischen in einer Kellergrube des Hauses zu verbergen beabsichtigte, bis die Zeitverhältnisse eine christliche und anständige Beisetzung der Leiche gestatten würden. Doktor Frammont beschloß, den Versuch zu machen, den Leichnam unter dem Vorwande anatomischer Expe-

rimente anzukaufen, was niemanden an ihm, dem Wundarzte, auffallen, noch sonst in jener Zeit einen gefährlichen Verdacht erwecken konnte. Mit Freuden ging Frau Marguerite auf diesen Plan ein, und Doktor Frammont ergriff ohne Säumen Hut und Stock, um ihn zur Ausführung zu bringen. Er wußte seinen Standpunkt wohl zu wählen und begab sich dorthin, wo man die Karren mit den Niedergemetelten an ihm vorüberführen mußte, um die Leichname ihrer letzten gräßlichen Ruhestätte, der „Goffe“, einer großen tiefen Steingrube, zuzuführen, in welche sie haufenweise hinabgeworfen wurden.

Das Glück begünstigte ihn und schon auf einem der nächsten Karren erblickte er die Leiche seines unglücklichen Freundes, erkennbar an dem ihm zugewendeten edlen, blutbesudelten Antlitze. Entschlossen trat er an den Karren und beehrte schlau im allgemeinen einen Leichnam für sein anatomisches Kabinett kaufen zu wollen. Im Nu hatte ihm die betrunkene, vertierte Menge der Mörder oder Septembriren, wie man sie nachher nannte, umringt.

„Bist von unserem Metier, Bruder Blutzapfer!“ rief eines der Schenksale, „und sollst darum auch brüderlich bedient werden. Aber höre, mit einem ist es nichts, alle mußst du nehmen, unsere ganze Fracht, die wir da broben haben, wohlgezählte zehn Stücke, und jedes bekommst du um ein wahres Spottgeld, um einen vollwichtigen alten Louisd'or, das einzige, was wir von der alten Zeit noch brauchen können.“ Einen inneren Schauer überwindend, erwiderte Doktor Frammont im Tone glücklich nachgeahmter Frivolität: „Ihr seid zu gütig, meine Brüder, und ich gehe auf Eueren Vorschlag ein. Hier sind zehn Louisd'or, jedoch benötige ich für den Augenblick nur einen Kadaver und bitte ich euch, mir die übrigen einstweilen in der „Goffe“ zu deponieren.“ Diese Aeußerung wurde mit rohem Gelächter belohnt, das Geld genommen und dem Doktor die Auswahl freigestellt. Unter einem geschickten Vorwande bezeichnete er die gewünschte Leiche, welche er ohne Anstand erhielt und sogleich in seine Wohnung im Hause des Herrn Bizard übertragen ließ.

Sobald er Frau Marguerite von dem Gelingen seines Wagnisses unterrichtet hatte, begab sich dieselbe mit ihm in seine Wohnung, um das Antlitz des verehrten Mannes noch einmal im Tode zu sehen und die weiteren Anstalten zur einstweiligen Unterbringung der Leiche einzuleiten. Wie groß war aber das Erstaunen der Frau und des Doktors, als sich bei ihrem Eintritte in das Gemach Pater Gustache von dem Brette, auf welchem er lag, zwar mit blutbespritztem Angesichte und besudeltem Gewande, sonst aber frisch und gesund erhob, auf seine Kniee niederstürzte und mit hocherhobenen Händen dem Himmel für seine Rettung zu danken anfing. Auf das freudigste überrascht, sanken auch die beiden Zeugen dieser erhabenen Scene in ihre Kniee, ihr Dankgebet mit dem des geretteten Freundes vereinigend, welcher sich endlich erhob, sich in die wärmsten und innigsten Dankesäußerungen gegen beide ergoß und ihnen Aufschluß über seine Rettung gab.

„Schon hatte,“ begann er, „die Mordgier der verblendeten, halb wahnstinnigen, halb trunkenen Ungehener viele meiner Brüder und Leidensgefährten hingeschlachtet und zu meinen Füßen hingestreckt, schon hatte ich, jeden Augenblick ein gleiches Los gewärtigend, meine Seele Gott empfohlen, als mir plötzlich eine Stimme, süß und mild wie eine Kindestimme, deutlich die Worte ins Ohr flüsterte: „Seid fromm wie die Tauben und klug wie die Schlangen.“ — Ich horchte erstaunt und abermals rief nach kurzer Pause dieselbe Stimme, wie in der Höhe verklingend: „Wirf dich unter die Toten!“ Ich that es und es half. Dort lag ich unter blutigen, zuckenden Reichnamen, zu denen jeden Augenblick neue hinzukamen und mich über und über mit ihrem Blute begossen. Dort lag ich eine lange fürchterliche Zeit, bis mir das Bewußtsein schwand und ich erst dann wieder zu mir selbst kam, als der fürchterbare Transport anfing. Gott gab mir die Kraft, meine Rolle fortzuspielen und so ward ich als Toter zu den Toten gezählt und mit auf den Karren geladen. Alles hätte mir inzwischen wenig genützt und ich würde in die „Fosse“ geworfen, dort mein unfehlbares Ende gefunden haben, wenn ihre nie zu vergeltende Güte mich nicht gerettet hätte.“

Wir haben dieser wahren Begebenheit nur noch hinzuzufügen, daß Pater Gustache mit Hilfe seiner Freunde seine Flucht aus Frankreich glücklich bewerkstelligte, daß er in der Restaurationsperiode wieder nach Paris zurückkehrte und dort, seinem frommen Berufe gewidmet, noch einige Jahre in der Gesellschaft seiner edlen Beschützer verlebte, bis der Tod kurz vor dem Sturze der Bourbonen, wirklich an ihn herantrat. Frau Bizard that nun, was sie sich schon vor so vielen Jahren in den fürchterlichen Septembertagen vorgenommen hatte, und bereitete ihrem geistlichen Lehrer und Freunde eine würdige letzte Ruhestätte auf dem Pere Lachaise, der großen Totenstadt von Paris.

Des Gesellenvaters Kolping Jugendjahre.

Eine Selbstbiographie.

(Fortsetzung.)

Und wer würde sich auch sonst an den Schuster angeschlossen, wenn er auf eine höhere Bildung Anspruch machen kann? Das Bewußtsein meiner unglücklichen Lage wurde noch schmerzlicher, als ich durch die Leserei, der ich mich nie entwöhnen konnte, ganz andere Begriffe über den Menschen, seine Bestimmung, über die Würde einer höhern Bildung erlangte. Ich fand mich vereinsamt mitten unter meinen Standesgenossen, an eine Lebensweise gebunden, die mir allmählich Grauen einflößte, und doch keinen Ausweg vor mir, aus diesem Labyrinth zu entkommen. Ich war nahe 22 Jahre alt, hatte die Grundlage zu meinem äußern Fortkommen gelegt; schon freuten sich die Eltern, mich bald versorgt zu sehen, und ich war rat- und hilflos. Un-

ter dieser Volkshefe konnte ich nicht sitzen bleiben, nicht mein ganzes Leben unter den obwaltenden Umständen verkümmern lassen; und aus dem Verhältnisse heraustraten, von neuem eine andere, mir mehr zusagende Lebensweise beginnen, war ein Unternehmen, das ebenso gewagt als gefährlich war. Was beginnen? Ohne Mittel, ohne Hilfe nur mir selbst überlassen! Die besten Jugendjahre hatte ich an die Erstrebung eines Zieles gesetzt, das um so weiter von mir rückte, je näher ich ihm zu kommen glaubte. Mein Stand und die Bildung, zu der ich mich, der eigenen Führung überlassen, hinaufschwingen wollte, waren unvereinbar, das war mir klar geworden. Auf Eines mußte ich verzichten, wenn ich Zufriedenheit und Ruhe finden wollte. Ein Handwerker, der zu viele Kenntnisse besitzt, die nicht zu seinem Gewerbe gehören, bringt's in demselben nie oder doch höchst selten weit. Die Erfahrung davon hatte ich oft gemacht und die bösen Folgen mehr wie einmal bedauert. In dieser Hinsicht war mir mein Schicksal klar. Wenn ich nun aber mein Gewerbe aufgab und mit ihm alle Vorteile meines Fortkommens, Kenntnisse, an denen ich zehn Jahre lang mit Mühe gesammelt hatte, was sollte ich dann beginnen? Wenn ich mein Gewerbe niederlegte, mußte ich doch in Rücksicht meiner Bildung gewinnen, sonst war dieses ja nutzlos. Daß ich noch studieren würde, das Gebäude meiner Bildung von Grund aus neu aufzuführen müßte, fiel mir damals noch nicht ein, und ich würde damals meine spätere Stellung wohl auch belächelt haben. Doch war dieses wohl das geringste Hindernis. Ein anderes, weit größeres, drückte meinen Geist nieder und verbitterte mir das Leben noch mehr. Was sollte mein armer, alter Vater sagen — die Mutter war vor einigen Jahren gestorben — wenn ich nun mein Gewerbe aufgab, und er an mir auf lange Zeit eine Stütze verlor, deren er so sehr bedurfte? Noch keines von meinen Geschwistern war versorgt, und schon bedurfte es gesanter Kräfte, das sinkende Hauswesen aufrecht zu erhalten. Eine höhere Stimme, als meine Wünsche, gebot mir Gehalt in meinen Entwürfen. Ich suchte mich zu beschwichtigen, aber die Freude des Lebens war zerstört und nur schlecht vermochte ich mich in dem alten Geleise zu halten. Es bedurfte noch zur Vollenbung meiner unglücklichen Lage des Gedankens, daß mein Alter mir nicht mehr gestattete und in der Folge mir gar nicht gestatten würde, meinen Stand ändern zu können. Also in dem Leben lang diese Kette herumzuschleppen, die mich jetzt schon so herb drückte, mein Leben lang in dem Schmutze sitzen zu bleiben, der mich schon lange angeekelt hatte, der Gedanke wurde mir unerträglich. Kölns erste Werkstatt hatte ich erreicht, saß in einem Kreise, nach dem sich so viele vergeblich bewarben, aber noch erhebt mein Inneres, wenn ich an die schrecklichen Tage denke, die ich dort mitten unter der Lieberlichkeit und Versunkenheit von Deutschlands Handwerks-Gesellen zugebracht habe. Man wird vielleicht die Schilderung von meinen Standesgenossen für allzugrell halten; aber ich könnte, wenn es hier an der

Stelle wäre, Belege dazu liefern, welche die gewöhnlichen Begriffe davon übersteigen. Schätze sich Jeder glücklich, der nie so etwas sah und hörte, der nie mit solchen Menschen in Berührung kommt!

„Mein Unglück, und das war meine Lage doch sicher, war auf dem Höhepunkt; halb sollte es besser werden. Hatte ich meine Ruhe und Zufriedenheit eingebüßt, war mein Glaube an die Menschheit wankend geworden, so sollte ich reichlich entschädigt werden, sollte wieder Menschen finden, nach denen ich lange vergeblich umgesehen hatte. Die Vorsehung führt die Wege des Menschen oft wunderbar, auch ich habe das deutlich erfahren. Angestrengte Arbeiten, Nachtwachen und mein ruheloser Gemüthszustand hatten im Frühjahr 1836 mir eine Krankheit zugezogen, zu deren Heilung ich nach dem Rate des Arztes auf einige Zeit meine Arbeit bei Seite legen und die frische Landluft genießen sollte. Ich ging nach Hause, besorgt, was die Meinen über meine Lage sagen möchten; denn ich hatte mich entschlossen, ihnen alles offen zu erklären. Man bemerkte meine trübe Stimmung, und ich machte auch kein Hehl daraus. Anstatt aber dort auf Widerstand zu treffen, fand ich nur die aufrichtigste Theilnahme, und selbst mein alter Vater meinte, wenn ich mit meinem Stande nicht zufrieden sei, so solle ich nur nach meinem Gutdünken mich nach einem andern umsehen; seine Zustimmung hätte ich, da er überzeugt sei, daß mich Gott zum besten leiten würde. Das war genug, um gleich einen Plan zur Reise zu bringen, mit dem ich mich lange herumgetragen hatte. Schon in Köln war mir ein Schriftchen von einem Pfarrer aus unserer Nachbarschaft in die Hände geraten, dessen Geist mir einen teilnehmenden, verständigen Mann anzudeuten schien. Auch vermehrte die Schilderung seines Charakters, die ich zu Hause leicht erhalten konnte, meine Achtung und mein Vertrauen zu ihm; ich entschloß mich, an ihn zu schreiben, ihm meine Lage zu schildern und mir wenigstens einen guten Rat zu erbitten. Auch verhehlte ich ihm meinen Wunsch nicht, Theologie zu studieren, wenn anders diese Studien noch durchzuführen möglich sei. An Hindernisse, Schwierigkeiten, tausend andere Sachen, die mit meiner großen Bitte zusammenhängen, dachte ich weniger, als daß man an der Wahrhaftigkeit meiner Worte zweifeln, oder doch mit Mißtrauen den Handwerksgelesen betrachten würde, der mit solch einem wunderlichen Antrage heranrückte. Doch mußte jedenfalls dem edlen Pfarrer mein Schreiben sonderbar vorkommen, und er wünschte mich zu sprechen. Mit welchen Gefühlen ich zu ihm eilte, zu ihm, von dem ich Erlösung aus meinen Banden erwartete, der mir die Bahn eines neuen Lebens vorzeichnen sollte, kann ich unmöglich schildern.

„Bald stand ich ihm gegenüber; seine Freundlichkeit, seine Güte machte mir Mut, ich gestand ihm meine hilflose Lage, und er hatte nur Worte der Aufmunterung, des Trostes. Zuerst zeigte er mir die Wichtigkeit und Schwierigkeit meines Unternehmens; aber als er mich bereit fand, auch

das Härteste über mich zu nehmen, wenn es nur zum Ziele führe, da bot er mir die Hand zur Hilfe, zur thatkräftigen Freundschaft an und machte mir vollends Mut, jede Fessel zu zerbrechen, die mich an mein Gewerbe band. Mit welcher Vegetierung ich nun meine Studien beginnen würde, hatte der sachkundige Mann wohl eingesehen; auch daß mir das sehr schädlich sein könne; er gab mir deshalb den Rat, meiner Verpflichtung in Köln bis auf den letzten Tag nachzukommen, während dieser Zeit aber in den Freistunden zu einem von ihm bestimmten Lehrer zu gehen, um dort die Anfangsgründe der lateinischen Sprache zu erlernen. Man kann sich denken, mit welcher Freude ich schied und wie ich mich bestrehte, recht viel in kurzer Zeit zu lernen. Der Menschenfreund, den ich zuerst gefunden, sollte sich an mir nicht getäuscht haben. Noch fast zwei Monate blieb ich in der Werkstätte, setzte meine Arbeit fort und suchte in den Abendstunden lateinische Deklinationen und Konjugationen einzulüben. Im Anfange hielt es außerordentlich schwer, die notwendigsten Begriffe einzuprägen; mein Lehrer erklärte mir nichts und meist war ich mir selbst überlassen. Aber der gute Wille und die Ausdauer legte doch endlich, und die Formen begannen, mir geläufiger zu werden. Darauf begab ich mich um Ostern nach Hause, wo ich dann in den Nachmittagsstunden den nur eine Stunde entfernten Pfarrer besuchte. Wenn etwas bei dem Gange des Unterrichts versehen ward, so war es meinerseits die allzugroße Eile, mit der ich, die Anfangsgründe zu wenig beachtend, nach der Hauptsache strebte. Die Folgen davon habe ich noch lange nachher empfunden. Den Sommer über wurden meine Studien mit rastlosem Eifer fortgesetzt, ich arbeitete des Morgens, und die Nachmittage waren den Studien gewidmet. Ich hegte die schönsten Hoffnungen. Da störte ein Befehl der geistlichen Oberbehörde, die den geistlichen Freund nach einer entfernteren Pfarrei versetzte, meine Pläne wieder. Dadurch wurden meine Studien zerrissen und ich war wieder in eine bedrängte Lage geraten. Mit dem Freunde ziehen konnte ich nicht, hatte er doch selbst kaum sein Auskommen, und wer sollte nun meine Studien leiten? Doch mein Freund blieb in seiner gütigen Fürsorge nicht zurück; er empfahl mich einem jungen Geistlichen meiner Pfarre, der auch mit der größten Bereitwilligkeit meinen Unterricht übernahm und mir ihn unentgeltlich, gern und mit der redlichsten Gewissenhaftigkeit erteilte. Bei diesem Herrn, Theodor Wollersheim, wurden meine Studien zuerst nach dem Plane des Gymnasiums eingerichtet. Mit unermüdblicher Geduld suchte er mir außer der Form auch das Wesen der Sache beizubringen, und nur zu leid that es mir, wenn ich's in dem Einem oder Andern versah. Schwer mußten mir die Studien werden, das lag in der Natur der Sache.

(Fortf. folgt.)

○ Gedanken der Heiligen für alle Tage des Jahres.

20. August. Es giebt kein Glied des Leibes, durch welches uns der Teufel so oft und so leicht betrügen und verderben kann, als durch eine unbezähmte Zunge und einen unverwahrten Mund. Durch diese entstehen bei uns zahllose Fehler und Vergehen. Wie leicht man durch die Zunge sündigen kann, hat der weise Strach mit den Worten ausgedrückt: „Viele sind gefallen durch die Schärfe des Schwertes, aber doch nicht so viele, als durch ihre Zunge zugrunde gingen. (Heil. Chrysostomus.)

21. August. Halte deine Zunge ab vom Bösen. Die Sünde, welche mit der Zunge begangen wird, ist beinahe die allgemeinste und mannichfaltigste. Unkeusche Reden und Possen, thörichtes Geschwätz, unanständige Worte, Verleumdungen und noch weit mehr Uebel sind Werke der Zunge.

(Heil. Basilus.)

22. August. Ihr möget sein, wo ihr wolleth, zu Hause oder auf Reisen, bei der Mahlzeit oder in Gesellschaften, so habet Acht, daß ihr keine häßlichen oder unreinen Worte hervorbringet, sondern redet euren Nächsten zu, daß sie sich jederzeit befehlen, gute, ehrbare und erlaubte Gespräche zu führen.

(Heil. Augustinus.)

23. August. Unser Herz ist ein Altar, auf dem die Opfer der Tugenden Gott dargebracht werden.

(Heil. Bruno.)

24. August. Aus der Demut quillt nur Gutes im reichlichsten Maße; aus der Hoffart sprudelt nur Blend. Liebst du den Hochmut, so wirst du den bösen Geistern, liebst du die Demut, so wirst du dem Herrn Jesus zugehören. (Heil. Ephräim.)

25. August. Nicht das viele Wissen, sondern das Verkosten und Schmecken der Dinge im Innersten stillt der Seele Verlangen. (Heil. Ignatius.)

26. August. Gott ist ein scharfsichtiger Kenner: die Liebe, welche durch Werke sich offenbart, schätzt er höher, als jene, welche nur mit Worten sich kundgiebt.

(Derselbe.)

* Ueberführt.

Drei Reisende, welche mit einander die Nacht im Postwagen zubringen mußten, sahen voraus, daß an den Schlaf nicht zu denken sein würde und kamen überein, sich gegenseitig die Zeit durch Erzählungen zu verkürzen.

Der Eine von ihnen, ein alter Soldat, welcher die Welt gesehen und allen Gefahren des Krieges getrotzt hatte, sprach von seinen Feldzügen mit solcher Lebendigkeit und auf so unterhaltende Weise, daß seine Gesellschafter ganz bezaubert gewesen wären, wenn er nicht die unglückselige Gewohnheit

gehabt hätte, seine Mitteilungen fortwährend mit Betenerungen und Schwüren zu begleiten. Nachdem er geendet, wendete sich das Gespräch zu dem, der bis jetzt das Schweigen nicht gebrochen hatte. Es war dies ein alter ehrwürdiger Mann; er begann also:

Es sind ungefähr zwanzig Jahre, meine Herren, als ich auf dieser Straße reiste, in einer Nacht, schwarz wie tausend Trompeten, Pfeifen und Geigen, und es ereignete sich etwas, Trompeten, Pfeifen und Geigen! Ich glaube wirklich, Trompeten, Pfeifen und Geigen! daß es an dieser Stelle der Straße war. Die Post rollte wie gewöhnlich dahin, Trompeten, Pfeifen und Geigen! als wir plötzlich aufgeschreckt wurden durch ein Geräusch von Reitern, die uns nachsetzten wie Trompeten, Pfeifen und Geigen! Wir vernahmen ganz deutlich die Stimmen: Haltet! haltet! — Trompeten und Pfeifen und Geigen, sagte ich zu meinen Nachbarn, wir sind von Räubern verfolgt. — Trompeten und Pfeifen und Geigen! Das ist nicht möglich, schreien die Mitreisenden! — Pfeifen und Geigen, rief ich, es ist leider zu wahr. Indem ich zum Fenster hinaussah, gewahrte ich, Trompeten, Pfeifen und Geigen, daß die Reiter uns erreicht hatten. Sogleich hielt der Wagen, Trompeten und Pfeifen!“

Hier ging dem Soldaten die Gebuld aus.

— Sie verzeihen, mein Herr, sagte er, wenn ich Sie unterbreche, aber, bei meiner Seele, was haben denn Ihre Teufels Trompeten und Pfeifen und Geigen mit Ihrer Geschichte zu schaffen?

— Mein Herr, erwiderte der Greis, Ihre Frage befremdet mich. Haben Sie denn nicht bemerkt, daß diese Worte für meinen Bericht ganz so notwendig sind, als die Schwüre und Fluchworte, die Sie so reichlich in Ihre Beschreibungen eingereicht haben?

Darauf herrschte Stillschweigen. Sodann ergriff aber der Soldat die Hand des Greises und sprach: „Mein Herr, ich danke Ihnen für die Teilnahme, die Sie einem fremden Menschen zugewendet haben, und für Ihre heilsame Lehre. Ich hoffe, daß sie nicht nutzlos sein wird.“

Schach.

Lösung von Aufgabe Nr. 64.

(mit schwarzer Dame auf g6)

	Weiß	Schwarz
I. 1)	f6—g7†:	Dg6—g7:
2)	Dg3—g6†:	Tg8—g7:
3)	Te6—e8 †	
II. 1)	...	Tg8—g7:
2)	Te6—e8†	Dg6—e8:
3)	Dg3—g7 †	

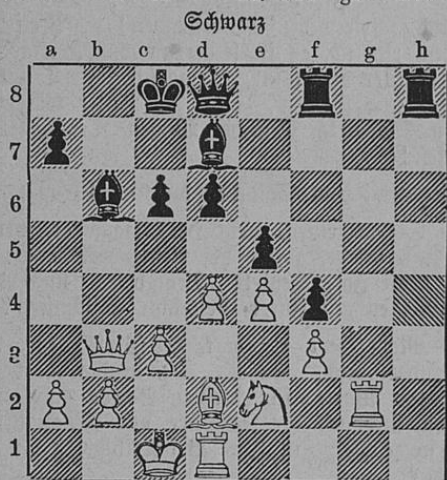
Richtig angegeben von J. v. S., hier; Schmitz in Müllich; Rektor C. Esser in Unterbach.

Partie Nr. 41.¹⁾

(Originalpartie des Sonntagsblattes.)

Wiener Partie.²⁾

Herr Ab. Keller aus Ulberfeld.	Herr Zufertort aus London (blindlings).	Herr Ab. Keller aus Ulberfeld.	Herr Zufertort. aus London (blindlings).
Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2-e4	e7-e5	13. Le3-d2	Sd4-c6
2. Sb1-c3	Sb8-c6	14. Dd1-h5†	g7-g6
3. Lf1-c4 ³⁾	Lf8-c5	15. Dh5-h7:	0-0-0
4. d2-d3	d7-d6	16. f2-f3	Tf8-h8
5. h2-h3 ⁴⁾	f7-f5 ⁵⁾	17. Dh7-f7 ⁷⁾	g6-g5
6. Le4-g8:	Dd8-f6 ⁶⁾	18. Sg1-e2	Td8-f8
7. Sc3-d5!	Df6-d8	19. Df7-b3	g5-g4
8. Sd5-c7:	Dd8-c7:	20. La4-c6:	b7-c6:
9. Lg8-b3	Th8-f8	21. d3-d4	Lc5-b6
10. Le1-e3	Sc6-d4	22. 0-0-0	g4-h3:
11. Lb3-a4†	Lc8-d7	23. Th1-h2	h3-g2:
12. e2-c3	f5-f4	24. Th2-g2:	Dc7-d8 ⁸⁾



Weiß

Stellung nach dem 24. Zuge.

25. d4-e5:!	d6-e5:	38. Dc6-d5†	Kd3-e2
26. Ld2-f4:!	e5-f4:	39. Kb1-c2	Tf2-f3:
27. Tg2-g7	Lb6-e3†	40. Dd5-h5	Ke2-f2
28. Kc1-b1	Th8-h2	41. Ke2-d3	Tf3-g3
29. Td1-d7:	Dd8-d7: ⁹⁾	42. Kd3-e4	Kf2-g2
30. Tg7-d7:	Kc8-d7:	43. Dh5-e2†	Kg2-g1
31. Db3-b7† ¹⁰⁾	Kd7-d6	44. b2-b3	Tg3-g2
32. e4-e5†	Kd6-e5:	45. De2-d1†	Kg1-h2
33. Db7-e7†	Ke5-d5	46. a2-a4	Tg2-g3
34. De7-f8:	Th2-e2:	47. b3-b4	Kh2-g2
35. Df8-e7	Te2-f2	48. Dd1-e2†	Le3-f2
36. De7-d7†	Kd5-c4	49. Ke4-f4:	Tg3-c3:
37. Dd7-c6†:	Kc4-d3	50. De2-d2	Te3-g3 ¹¹⁾

Anmerkungen.

1) Die nachfolgende hochinteressante Partie, deren Mitteilung wir der Gefälligkeit des Führers der weißen Steine verbanken, ist bisher nicht veröffentlicht. Sie wurde gespielt auf dem internationalen Schachkongress zu Wiesbaden im Juli 1880 in der von dem Londoner Schachmeister Zufertort gegebenen Blindlingsproduktion. Gleichzeitig mit dieser Partie spielte Herr Zufertort noch elf andere Partien, sämtlich ohne Ansicht des Brettes, von welchen er keine verlor. — Am 26. Juli dieses Jahres hat Herr Zufertort auf seiner Rückreise

vom Wiener Meisterturnier, auf welchem er — wie wir seiner Zeit berichteten — mit Herrn Mackenzie den dritten und vierten Preis teilte und den Spezialpreis erwarb, den Kölner Schachklub besucht und daselbst acht gleichzeitige Blindlingspartien geführt, von welchen er sechs gewann, zwei remis machte, keine verlor.

2) Die Wiener Partie führt ihren Namen von dem zweiten Zuge (2. Sb1-c3), welcher zuerst von dem Wiener Schachmeister Hompe mit Erfolg angewandt wurde.

3) Zu sehr interessanten Varianten würde der gewagte Zug 3. f2-f4 führen.

4) Bis zu diesem Zuge einschließlich wurden die weißen Steine von Herrn Vanquier Wiener aus Wiesbaden geführt, der mit dem 6ten Zuge die Partie an Herrn Keller abgab.

5) Ein sehr kühner Zug, dessen Korrektheit wir aber bezweifeln. Die Fortsetzung zeigt, in welchem hohen Grade der Blindlingspieler die Partie beherrscht.

6) Schwarz bietet das Opfer eines Offiziers an, um — falls Weiß den Läufer zu retten sucht — mittelst 7. . . . f5-e4: nebst folgendem Th8-f8 einen sehr starken Angriff zu erlangen.

7) Besser als 17. Dh7-g6, wonach der schwache Punkt g2 dem Angriff der Türme ausgesetzt worden wäre. Weiß hat jetzt zwei Bauern gewonnen und steht bei vorsichtiger Verteidigung hinlänglich sicher. Einer der gewonnenen Bauern geht freilich bald wieder verloren.

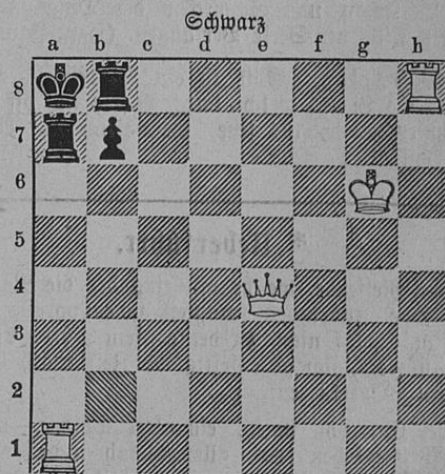
8) Ein Fehler, den der Anziehende energisch ausnützt.

9) Auf 29. . . . Th2-h1 würde 30. Kb1-c2 folgen.

10) Hiermit beginnt das äußerst schwierige Endspiel, beim welchem die Gewandtheit, mit welcher der in entscheidenden Nachteil geratene Meister sich gegen seinen energischen Verfolger verteidigt, Bewunderung verdient.

11) Nach diesem Zuge war die Partie von den zwölfen allein noch übrig geblieben und wurde auf den Vorschlag des die Notation besorgenden Herrn Dr. Schmidt aus Dresden als „remis mit Gewinnansicht für Weiß“ abgebrochen.

Aufgabe Nr. 66 von Th. Berlin.



Weiß

Weiß zieht an und giebt in zwei Zügen Matt.

Sonntagsblatt.

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. F i n k.

Druck u. Verlag der Aktien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt“ in Düsseldorf.

Nr. 35.

Sonntag, den 27. August.

1882.

Dreizehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heil. Lukas XVII, 11—19.

Inhalt: Jesus heilt auf dem Wege von Samaria nach Jerusalem zehn Aussätzige, von denen aber nur ein Einziger, ein Samariter, für die empfangene Wohlthat dankt.

Von zehn Aussätzigen, welche geheilt worden, kehrt nur ein einziger wieder zurück, um seinem Wohlthäter Dank zu sagen. Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten war eben zu allen Zeiten eine seltene Erscheinung. Wird uns ein Leid zugefügt, sagte vor Zeiten Thomas Morus, Kanzler von England, so graben wir's in Marmor ein, damit es niemals möge vergessen werden; Wohlthaten allein werden in den Staub eingeschrieben, um von dem ersten Windlein wieder abgeweht zu werden. Und mehr noch gilt dies von den Wohlthaten, die wir aus Gottes Hand empfangen, als von denen, die wir der Menschengunst verdanken. Undank gegen Gott, den höchsten und freigebigsten Wohlthäter, lastet auf dem Gewissen der meisten Menschen. Ein Wort über seine Abscheulichkeit.

Worin besteht die Undankbarkeit? Wer Wohlthaten empfangen hat und nichts dafür wiedergibt, verdient darum doch nicht gleich den Namen des Undankbaren; wenn nämlich die Wiedervergeltung außer seiner Kraft liegt, er sich jedoch als Schuldner demütig bekennt und seinen Wohlthäter ehrt und lobt und liebt, so verdient er voll und ganz das Lob, ein dankbarer Mensch zu sein. Von dem Fremdling in unserm heutigen Evangelium wird nicht berichtet, daß er Christo bei seiner Rückkehr eine vergeltende Gabe dargereicht hätte; aber er fand lobende Anerkennung bei dem göttlichen Herrn, weil er kam, um mit lauter Stimme Gott zu preisen, und auf sein Angesicht niedergeworfen, dem Herrn Dank zu sagen. So besteht denn die Undankbarkeit hauptsächlich nicht in dem Mangel an wirklicher Vergeltung, sondern in dem Mangel an Erkenntlichkeit. Nach der Lehre des heil. Thomas von Aquin kann dieselbe eine dreifache sein; 1) man erkennt den Wohlthäter und die Gabe nicht an; 2) man vergißt die Wohlthat und sagt keinen Dank für selbe; 3) man vergilt die empfangene Wohlthat durch Unbilden. Wenn Undankbarkeit gegen die Menschen von jeher zu den

schwärzesten Lastern gezählt wurde, wenn schon ein Schriftsteller des Altertums sagen durfte: Nichts schlimmeres und verhaßteres kann der Erdboden tragen, als einen undankbaren Menschen, so ist Undankbarkeit gegen Gott vollends eine abscheuliche Sünde und eine der Gott am meisten verhaßten Sünden. Nichts mißfällt Gott dem Herrn so sehr, sagt der heil. Bernard, zumal an den Kindern der Gnade, als die Undankbarkeit. Das heutige Evangelium giebt uns einen unleugbaren Beleg dafür. Die Frage des Heilandes, die einen gewissen Unwillen verrät: Wie, sind ihrer nicht zehn gereinigt worden, wo sind denn die übrigen neun? wird von den Erklärern der heil. Schrift in besagtem Sinne ausgebeutet. So oft Gott der Herr, sagen sie, sich den Anschein giebt, als wisse er nicht um eine bestimmte Sache, deutet er es auf einen ungemein hohen Jorn und Haß Gottes diesbezüglich. „Die Undankbaren sind beim Herrn so verhaßt, als kenne er sie nicht.“

Die Ursache dieses ungemein großen Mißfallens der Undankbarkeit bei Gott, fügt der heilige Bernard gleich bei: „Denn die Undankbarkeit versperrt den göttlichen Gnaden und Wohlthaten den Weg; wo sie sich aufhält, da findet die Gnade keinen Zutritt.“ Sie verschließt gleichsam mit Gewalt Gott dem Herrn die Hände, daß sie ihre Freigebigkeit nicht zeigen, ihren Segen nicht spenden können. „Die Undankbarkeit, sagt derselbe Heilige, ist jener schneidende Wind, welcher den Brunnen der Güte, den Thau der Barmherzigkeit, den Bach der Gnaden austrocknet.“ Worte, welche ihr volles Verständnis erst dann finden, wenn man erwägt, daß das Herz Gottes darnach verlangt, den Seinen aus dem Meere der Gnaden in seinem lieberfüllten Herzen in reichen Strömen mitzutheilen.

Die Häßlichkeit dieser Sünde erhellt überdies daraus, daß sie Gott dem Herrn gerade denjenigen einzigen Tribut, welchen er von seinen vernünftigen Kreaturen erwartet, nämlich Erkenntlichkeit, Ehre und Liebe, vorenthält. Um dieses Unrecht seinem undankbaren Volk vorzuhalten, begehrt der Herr durch seinen Propheten David öffentlich Gehör in jenen Worten: Höre mein Volk, ich will zu dir reden; Israel, ich will dir zeigen, was du zu thun hast. Ich bin dein Gott, dein Gott bin ich; dafür sollst du mich anerkennen; dein Gott, von dem

du hast, was du bist, alles was du besitzt, ist mein Geschenk; alles was du wünschst und hoffest, kann du nur von meiner freigebigen Hand erwarten. So ist es denn billig und recht, daß ich dafür Vergeltung empfangen. Aber was wirst du mir geben können? Deiner Kirchen und Tempel bedarf ich nicht: denn der Erdbreis und seine Fülle ist mein. Schlacht- und Brandopfer? Ich will aus deinem Hause keine Kälder annehmen; denn alle Tiere der Wälder sind mein und das Vieh auf den Bergen. Deine Schätze und Reichthümer bedarf ich nicht; denn des Feldes Pierbe ist bei mir. Wohin du dich umschaust, du wirst nichts finden, um es mir anzubieten zur Vergeltung der dir von mir erwiesenen Wohlthaten; denn alles ist vor dir schon in meinem Besitz. Nur Eins giebt es, was ich deinem freien Willen überlassen habe und was ich von dir empfangen kann: Erkenntlichkeit, Dank, Ehre und Liebe für meine Gütthaten; dieses Eine erwarte ich: Opfere Gott dein Lobopfer; es wird mich ehren". O über den undankbaren Menschen, der diesen geringen von Gott erwarteten und ihm gewiß gebührenden Tribut nicht darbringt, den er stets in seiner Macht hat, ob Reich oder Arm, den er jeden Augenblick darbringen kann, ohne die geringste Einbuße, ohne jegliche Beschwerde.

Menschen kann man nicht so leicht befriedigen für einen von ihnen uns erwiesenen Dienst. Mit großen Opfern zuweilen muß man ihre Dienstleistung aufwiegen und nicht selten muß der gefüllte Säckel ihnen zuerst eingehändigt werden, ehe man sie bereit findet, uns heizustehen. Aber der Herr, sagt der heil. Augustinus, fordert keine Belohnung, sondern nur Erkenntlichkeit und Ehrenbezeugung. Und dies nicht einmal hat er von den Seinen zu erwarten, die er mit seinen Gunstbezeugungen überschüttet; selbst dieses Geringe schlägt ihm die Undankbarkeit ab.

Selbst die stummen, leb- und sinnlosen Geschöpfe bringen täglich diesen Tribut ihrem Schöpfer dar. „Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes, und das Firmament verkündet die Werke seiner Hände. Es loben den Herrn alle seine Werke und preisen ihn in Ewigkeit. Alle Geschöpfe danken ihm; denn er ist gut und seine Barmherzigkeit währet ewig.“ Ihre wunderbare mannigfache Natur, ihre Schönheit, ihre Zweckmäßigkeit, ihre Kräfte und ihre Wirkungen sind lauter Zungen, mit welchen sie den Menschen zurufen: Siehe so hat dich Gott geliebt, zu deinem Nutzen und Dienst, zu deinem Bedürfnis und deinem Vergnügen sind wir alle erschaffen; preise, lobe und ehre den Schöpfer, deinen Wohlthäter. Und der vernünftigste Mensch ist es allein, der zum Lobe und zum Dank Gottes nichts beitragen will.

Wenn es Undank ist, den Wohlthäter und seine Gutthat nicht als solche anzuerkennen, wie viele Undankbare giebt es dann, die mit ausgezeichneten Kräften und Gütern des Geistes und des Leibes gesegnet sind, denen es aber nicht in den Sinn kommt, daß sie dies alles von Gott empfangen und daher auf ihn zurückzuführen haben! Auf die Vor-

fahren oder den eigenen Fleiß oder gar das blinde Glück führt man alles zurück. Aller ihrer Güter bedienen sie sich, wie jene unreinen Tiere, die den ganzen Tag den Boden umwühlen, um die üppige Sichelmaß zu verkosten, bis sie sich völlig gesättigt niederlegen, ohne nur einmal zu dem Sichelbaum aufzuschauen, der so freigebig ihnen dieselben gespendet. Wenn es Undank ist, die empfangenen Wohlthaten zu vergessen, wie viele Undankbare giebt es, auf die die Klage des Herrn Anwendung findet: So lange bis sie etwas empfangen, küssen sie die Hand, die es ihnen geben soll und reden demütig in ihren Verheißungen. Kaum aber haben sie empfangen, und sie vergessen ihrer Wohlthaten und der Wunder, welche sie dieselben hat sehen lassen. Wollte man diejenigen Christen auffuchen, welche auch nur einmal im Tage, besonders am Abend vor der nächtlichen Ruhe bei Erforschung ihres Gewissens, der vielfältigen von Gott empfangenen Wohlthaten sich erinnern und ein Dankgebet zum Himmel senden, man würde leider aus hundert kaum einen einzigen finden. Wenn es Undank ist, und zwar der häßlichste, der schwärzeste Undank, die Wohlthaten mit Bösem vergelten, wie viele Undankbare giebt es dann, die jener falschen Schlange gleichen, welche gegen den sie erwärmenden und zum Leben wieder erweckenden Busen den tödtlichen Giftbiß führen, in deren Hände die göttlichen Wohlthaten, die leiblichen und die geistigen, die Werkzeuge sind, um Gott den Herrn schwer zu beleidigen. Wie manche giebt es noch, die mit freier erhobener Stirne sagen können; Ich habe meinen Gott, meinen besten Vater und größten Wohlthäter niemals mit einer Todsünde beleidigt! oder die wenigstens, nachdem des Herrn Barmherzigkeit sie von ihrem ersten Falle wieder aufgerichtet, nicht wieder einen erneuten Mißbrauch von den Gnadengütern Gottes gemacht haben. Wie muß der Heiland heute klagen über die undankbaren Christen, wie einst über jene undankbaren Geheilten: Sind ihrer nicht zehn geheilt? Wo sind die übrigen neun, denen im Sakrament der Buße Heilung gewährt wurde von dem tödtlichen Aussatz, mit denen ihre Seelen behaftet waren? Da sind nur wenige, die sich dankbar erweisen, die sich fürderhin befehlen, durch desto eifrigern Dienst meine Liebe und Freundschaft zu bewahren; nur wenige sind, die nicht zu ihren vorigen Sünden und Lasten zurückkehren. Nur aus Mitleid habe ich ihre Augen erleuchtet, daß sie ihren traurigen Seelenzustand erkannten, ihre Herzen erweicht zu übernatürlicher Reue, das Band ihrer Zunge gelöst und liebevoll zu ihnen gesprochen: Gehet hin, zeigt euch den Priestern und offenbart ihnen ohne Rückhalt euer Gewissen, sie werden euch in meinem Namen von dem Aussatz befreien. Und so gereinigt haben sie an meinem Tisch mit meinem Fleisch und Blut sich genährt und den Schatz aller Güter meines heiligsten Herzens noch mit auf den Weg durch dieses Leben bekommen. Aber wo sind sie nun? Zu ihrem alten Sündenleben sind sie zurückgekehrt, nicht zu mir. In ihrem alten Hochmut stecken sie wiederum, in ihrer alten Eitelkeit, in ihrem Geiz, ihrer Ungerech-

tigkeit, ihrer Unlauterkeit, ihrer Unmäßigkeit, in ihrer alten Gewohnheit zu fluchen, zu verlämbden, zu lästern. Ja tiefer haben sie in den Schlamm sich hineingewühlt. Das ist der Dank, den ich von ihnen empfangen.

Aber mögen sie so nur fortfahren; eine solche Undankbarkeit wird auch mir schließlich die Geduld benehmen. „Das sagt der Herr und Gott: Weil du meiner vergessen hast und mich mit meinen Wohlthaten hinter deinen Rücken geworfen hast, so sollst du auch nun dein Laster (d. h. die Strafe für d. L.) tragen!“ Welche Strafe er aber dabei im Auge hat, läßt er verkünden durch den Propheten Jesias: „Ich will mich über das Haus Israel nicht mehr erbarmen, sondern seiner ganz und gar vergessen.“ Die bitterste Drohung und die entsehlteste Strafe; denn sie ist gleichbedeutend einer ewigen Verwerfung.

Sollte der Vorwurf der Undankbarkeit auch dich treffen, so mache ohne Säumen dein Verschulden wieder gut. Warst du bisher den Gutthaten Gottes gegenüber nicht erkenntlich so sei es fürderhin, so oft er ein neues Kreuz und neue Widerwärtigkeiten auf deine Schultern legt; trage es mit Geduld und denke: Mir geschieht recht, weil ich für das Gute nicht gedankt habe. Laß keinen Tag vorüber gehen, ohne für die göttlichen Wohlthaten, die er dir gebracht, bei andächtigem Abendgebet dem Schöpfer deinen Dank gezollt zu haben. Hast du bisher Gottes Wohlthaten mit Sünde vergolten, sei fernerhin um so eifriger im Dienste deines Herrn; laß kein Wort aus deinem Munde kommen, kein Werk deiner Hände geschehen, keinen Gedanken dein Herz beschäftigen, ohne nicht dies alles durch eine übernatürliche Meinung zu Gottes Lob aufzuopfern und so nach des Apostels Mahnung Gott dem Herrn ein immerwährendes Lobopfer darzubringen. Gott, der sich an Vergeltung nicht übertreffen läßt, wirds dir ewig lohnen.

Des Gesellenvaters Kolping Jugendjahre.

Eine Selbstbiographie.
(Schluß.)

Ich hatte schon zu viel in der Welt um mich geschaut, war dadurch zum Nachdenken angeregt worden, und der Verstand konnte sich nur mit großer Mühe mit diesem Formenwesen, an das er nie gewohnt gewesen, befassen. Doch war ich bis zum Herbst des Jahres 1837 so weit vorgerückt, daß ich in die Tertia unseres Gymnasiums konnte aufgenommen werden. Mangelte auch noch manches meinem Wissen, so habe ich es der Güte meiner Lehrer zu verdanken gehabt, daß ich mit den besten Zeugnissen diese Klasse beim Jahreschlusse verlassen konnte. In Köln war ich endlich wieder, das ich mit so hoher Freude verlassen hatte. Hier hatte ich Jahre lang meiner Erlösung entgegengehofft, hatte hier so manche trübe, verbitterte Stunde verlebt, hier fand ich mich endlich wieder, und zwar in einem Verhältnisse, das ich früher oft mit fin-

nendem Geiste betrachtet, in das ich mich oft gewünscht hatte, aber einen vergeblichen Wunsch, wie so viele andere, zu hegen glaubte. Ich war zwar wieder zum Knaben geworden, mußte mich Gesetzen unterwerfen, die gewiß auf mich nicht berechnet waren; aber warum sollte ich mich nicht diesen fügen, warum nicht von der untersten Stufe an aufsteigen zu einem Ziele, das glänzend, fest und bestimmt mir vorschwebte? Dieses Verhältniß war nicht das Geringste, was mich kummerte, vielmehr lagen mir andere Hindernisse im Wege, deren Beseitigung mir mehr Mühe, Arbeit, Sorge und Kummer gemacht hat, die noch meine freie Thätigkeit hemmen und den frischen Sinn nicht aufkommen lassen, der zu den Studien so unumgänglich notwendig ist. Diese Hindernisse machte die Sorge um meinen Unterhalt; denn jetzt galt es nicht mehr zu arbeiten, sondern zu studieren und zu leben. Die beiden letzteren Teile waren übrig geblieben und die Haupterwerbsquelle mußte aufgegeben werden. Obwohl meine Freunde mir anfangs nach Kräften fortzuhelfen versprochen, dies auch redlich thaten, bis ich mit den eigenen Kräften auslangen würde, so fühlte ich doch bald, daß dies unbilliges sei, wenn ich mich bloß auf die Hilfe derer, die bis dahin mir so viel Liebe erwiesen hatten, verlassen sollte. Zudem hatten diese kaum selbst ihr Auskommen. Von Hause aus aber durfte und konnte ich aus leicht erklärbaren Gründen nichts erwarten, würde auch nichts genommen haben, und war folglich auf mich selbst und die Güte eines Verwaltungsrates der Stiftungsfonds hingewiesen. Von diesem erhielt ich im Jahre 1838 eine Stiftung von 52 Thalern, und da die Güte meiner Lehrer mir auch das freie Schulgeld zukommen ließ, so war die Erschwingung der übrigen Kosten doch noch immer möglich, wenn ich auch darüber manches andere, vielleicht wesentlich Notwendige, verlor. Als ich aber um Ostern des Jahres 1839 an den Blattern schwer erkrankte, dadurch längere Zeit unfähig war, meine Studien fortzusetzen, darauf in die Obersekunda versetzt wurde, meine sonstigen Hilfsquellen rein versiegten, und, um das Maß der Sorgen voll zu machen, durch einen Beschluß des Ober-Schulkollegiums die Freistelle mir genommen wurde, da galt es, den ganzen Mut zusammen zu nehmen, um im Geleise zu bleiben. Wie gütig war die Gottheit, daß sie mir die Masse von Schwierigkeiten, die sich mir auf meiner heiß ersehnten, aber mühsamen Bahn entgegen stellten, nicht auf einmal zeigte, daß sie die Binde allmählich von meinen Augen löste, während ich schon die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte! Aber wenn nun auch nicht alles nach Wunsche ging, wenn manches halb vollendet, manches ganz unberührt liegen blieb, wenn der ermüdete, abgeplagte Körper dem immerfort treibenden Geiste den Dienst versagte; wenn der Geist selbst endlich sich in allen Formen nicht mehr zurechtfinden konnte, so wird man dafür noch immer eine Entschuldigung finden, jedenfalls nicht den Stab darüber brechen. Mag sich der glücklich preisen, den die Sorgen des Lebens in seinem Wirkungskreise nicht hemmen! mir

ist bis jetzt ein solches Glück nicht zuteil geworden; ich weiß aber auch aus Erfahrung, von welchen Folgen eine solche Lage ist. Mehr wie einmal bin ich im Leben in gedrückten Verhältnissen gewesen, habe mehr wie einmal gefühlt, was der verliert, der zu seiner Ausbildung, die ihm am Herzen liegt, nicht die nötigen Mittel herbeischaffen kann; aber noch nie ist dieses mir so schmerzlich auf die Seele gefallen, als in den letzten Jahren, da, als ich den Wert der zu erwerbenden Kenntnisse erst ganz begriff und um des täglichen Unterhaltes willen meine Zeit, meine Kräfte und meine Gesundheit aufopfern mußte. Im Jahre 1838 befiel mich ein gefährlicher Bluthusten, der sich im folgenden Jahre wiederholte und selbst jetzt wiederzukehren droht. Vorsichtig muß ich noch mit mir selbst umgehen, und übermäßige Arbeit kann und darf ich jetzt nicht über mich nehmen. Nun bin ich jetzt durch den Drang der Umstände genötigt worden, mit der Bitte zur Aufnahme zum Abiturienten-Examen bei meinen verehrten Lehrern einzukommen, und ihre Güte ist meinen Wünschen und Gründen zugekommen. Mit vielem Danke nehme ich die Gewährung meiner Bitte an, und wenn ich überhaupt während meiner Gymnasialzeit mich der schonenden Rücksicht meiner Lehrer zu erfreuen gehabt habe, so hoffe ich auch, das bevorstehende Examen unter ihrer Leitung glücklich zu bestehen. Ist dieses glücklich bestanden, dann beginnt der dritte Lebensabschnitt für mich, in dem ich freier und thätiger für meinen künftigen Beruf wirken kann. Seit vierzehn Jahren, der schwersten Zeit meines ruhelosen Lebens, ist die Sorge nicht von mir gewichen, bald aber, so hoffe ich, wird sie mich wenigstens in dieser drückenden Gestalt verlassen. Für meine akademischen Studien ist gesorgt, ein heiteres Leben und mithin ein thätigeres wird dann beginnen, es wird sich dann zeigen, daß ich die Erwartungen meiner Gönner und Wohlthäter nicht täuschen, das Zutrauen und die Liebe meiner Lehrer, die ich stets in dankbarem Angedenken halten werde, nicht ungerechtfertigt lassen werde. Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich die alten Tage meines Vaters noch mit Ruhe und Freude krönen könnte, wie glücklich, wenn es mir gelingen würde, ein nützliches, thätiges Mitglied der Kirche und des Staates zu werden! Mein redliches Bestreben wenigstens, das meine Vorgesetzten bis dahin nicht an mir werden verkannt haben, möge die Gewähr meiner aufrichtigen Gesinnung sein! Und so empfehle ich mich meinen verehrten Lehrern zu gütigem Angedenken.

Köln, den 25. Februar 1841.

Ab. Kolping."

* Die Gnadenstätte zu den heiligen drei Brunnen in Trafoi in Tirol.

Von Beda von Ballheim.

Die letzte Dekade des Passionsspiels in Oberammergau lockte auch mich unter die Scharen der dorthin Pilgernden.

Man hat über diese in unserer Zeit absolut ein-

zigen Spiele, ihre künstlerische und kulturelle Bedeutung viel geschrieben; eine Vermehrung müßiger Worte ist nicht meine Absicht. Der Kritik im gewöhnlichen Sinne dürfte überdies meines Erachtens keine Berechtigung zur Beurteilung einer Erscheinung zuerkannt werden, deren durchaus ethische Grundlage das dramatische Gewand nur darum zum Ausdruck einer aus innerer Heiligung fließenden Dankbarkeit für göttliche Hilfe wählte, weil daselbe dem Drange der Seele die reichste Aeußerung gestattet. Dieser Grund ist es auch, der in unserer an tiefen Empfindungen armen Zeit dem Oberammergauer Passionspiel seinen riesigen Erfolg verschaffte, und Gleichgültigkeit, Neugierde, Tadelsucht, spöttischen Scepticismus der tiefen innern Erschütterung ebenso unvermeidlich unterwarf, wie das gläubige Herz, den einfach frommen Sinn, die wahre geistige Erkenntnis.

Innerlichst bewegt von der allmächtigen Wahrheit des erlösenden Schmerzes, welche hier, mehr ein Bild der Erinnerung, denn eine schauspielrische Darstellung, meine Seele in Jordan-Fluten heiligster Erhebung getaucht hatte, wanderte ich durch die Berge Oberbayerns und Tirols einem Punkte zu, welcher längere Zeit schon für mich der Gegenstand sehnlicher Anziehung gewesen.

Im Südwesten der Tiroler Bergwelt, an der Grenze von Oesterreich, Italien und der Schweiz, steigen in gewaltiger, massiger Lagerung die Ortler-Alpen empor. Mächtige Dolomit-Felsen mit steil abstürzenden Eiskämmen umspannen die weiten Gletscher- und Schneefelder, welche als wunderbare und wundervolle Gewandung die obersten Stufen dieser Gebirgsgruppe umkleiden, — eine Welt eisigen Ernstes, ohne Laut, als den der abbrechenden Firnlasten und stürzenden Lawinen, eine schauerlich großartige Wildniß voll Wechsel in den Gestalten bei aller Monotonie in den Farben.

Wenn die Frühlingssonne mit mildem Loden den lauen Föhn aus dem Süden ruft, dann beginnt unter ihrem Lächeln selbst die unnahbare Härte der Felsen teilweise zu schmelzen, und zahllose Thränen rinnen in Bächen und Stürzen wild und gewaltig wie die Leidenschaft von ihnen hernieder. Zu Füßen des Ortler, südwestlich von dem Dörfchen Trafoi, in stillem, einsamem Thale, unfern der berühmten Stillsferjoch-Strasse, entquellen dann auch drei Strahlen kalten, wunderthätigen Wassers. Das sind die heiligen drei Brunnen im Schutze der Mutter Gottes von Trafoi, — das Ziel meiner Wanderung.

Der Weg zu ihnen ist die herrlichste aller Alpentouren, die von Oberbayern nach Italien führen; keine andere häuft in solch allmählicher, künstlicher Steigerung alle Reize überwältigender Naturschönheit um die Straße des Reisenden. Durch die romantischen Bergzüge Oberbayerns, über Füssen (Hohenschangau), Neutte, Vermos steigt man aufwärts durch wachsende Schönheit, um über den entzückenden Fernpaß Tirol, das Land der gottgetreuen Herzen, zu betreten. Bei Imst nähert sich die Straße dem in jugendlicher Kraft daher brausenden

zun, dessen Lauf sie nun folgt, teils in die senkrechten Felswände gesprengt, teils auf gemauerten Dämmen. Die malerischen Reize des engen Thales erreichen ihren Höhepunkt bei dem Finstermünzpaß (1137 Meter hoch), wo tief unten der genannte Fluß mit gewaltiger Kraft aus dem Engadin hervorströmt. Wenn man hinter dem Dörfchen Nauders, das im Frühjahr 1880 durch Feuerbrunst fast gänzlich zerstört ward, die Reschen-Scheitelschritten überschritten, öffnet sich zum erstenmale der Massenvorhang, und die majestätische Eiswelt des Ortler füllt den Horizont. Unweit des Dörfchens Reschen entspringt die Gisch, welche dann die Seen der Malter Haide durchfließt. Im Thale dieses Flusses berührt die Straße nun Nals, Glurns, Lartsch, eine Kette reizender Ortschaften, oben an die Berge geklebt zahllose Burgen und Kirchlein, — ein ewig wechselndes Bild, das Herz und Sinne mit wachsendem Entzücken beaterig aufzunehmen. Bei Spondinig zweigt die Stilfserjoch-Straße von dem längs der Gisch führenden Wege nach Meran und Bogen ab. Das Thal des Trafoibaches steigt hinter Brad in engen Felswindungen steil empor, oft so schmal, daß die Straße kaum neben dem brausenden Wasser Platz findet. Hoch oben über ihr gleich dem Nest eines Ablers, liegt das Dorf Stils (Stelvio), von dem sie den Namen hat. Bei Gomagoi (gemina aqua) öffnet sich das wilde Sulbenthal, aus welchem der Sulbenbach mit stäubendem Rausen in den Trafoibach stürzt. Endlich Trafoi mit seinen wenigen Häusern, 1690 Meter über dem Meerespiegel.

Ein verheißungsvoller Morgen zog über die Tabarette-Wand, welche das Trafoier vom benachbarten Sulbenthal trennt, als ich, am Tage nach meiner Ankunft, den drei Viertelstunden von Trafoi entfernten Gnadenort aufsuchte. Eine kristallhelle Luft und ein tiefblauer Himmel lagen über den mit wunderbarer Klarheit nahe gerückten Bergriesen. Es war ganz still von Menschenwesen, als ich, von der Straße absteigend, den Fußpfad betrat, welcher durch Wiesen und Tannewälder sich abwärts senkt. Bald stand ich auf der Thalsohle. Voll geschäftiger Eile über Felsstrümmen springend, kommt der Trafoibach in mehreren Armen daher gebraust. Eine primitive Brücke aus zwei übergelegten, durch die Masse glatten Balken, der ein schwankender Baumstamm als Geländer dient, führt über den tosenden Gisch. Wieder Wald und Wiesengrund, eine zweite Brücke, eine dritte — und Ziel lag vor mir.

Es war ein ergreifendes Bild: die dunkeln Massen des Stilfserjochs, die blauen, glänzenden Eisfelder des Monte Cristallo, des Trafoier und Unter Ortlerferners; mitten aus dieser eisigen Welt hervorspringend die schwarze, fast senkrecht abfallende Kalkfelswand des Madatsch (Montaggio), der dicht in den Thalgrund hineinragt, welsch letzterer, aus dem graven Schotter der Moräne bestehend, neben den schäumenden, milchweißen Streifen des Baches wie ein gewaltiger See vorweltlicher Spinnengebe erscheint. Und drüben, am eigentlichen Fuß des Ortler, umgeben von einigen Tannen, das Kirchlein Marias zu den drei Brunnen. Ringsum

kein Laut als das unaufhörliche Rauschen der Wasser und ab und zu das majestätische, weithin hallende Donnern der Lawinen. An dieser Stelle begreift man den frommen, gläubigen Menschenstimm, der mit ganzer Kraft seines Wesens die Hand erfaßt, mit welcher die Erlösung die Seele über den Bann aller irdischen Schrecken und Gefahren hebt.

Ich überschritt den letzten Arm des Baches, um zu den Füßen der Himmelkönigin zu eilen. Das gut gehaltene, sauber gegen den dunkeln Hintergrund absteckende Gotteshaus liefert einen um so angenehmeren Beweis für die Sorgfalt und Liebe, mit welcher es gepflegt wird, als der rings mit Holzstücken und geknickten Nesten bedeckte Boden einen Begriff von der mächtigen, nie ruhenden elementarischen Zerstörung giebt, die hier übermächtig waltet. Die verschlossene Thür der Kirche dagegen macht einen verstimmenden Eindruck auf den Pilger, welcher, aus der Ferne kommend, der heiligen Jungfrau gerade in dieser Umgebung doppelt nahe sein möchte. Das ruhige Urteil weist allerdings auf die unbedingte Notwendigkeit einer derartigen Bewahrung des Heiligthums hin, da eine ständige Aufsicht des gänzlich unbewachten Kirchleins dementalen nicht wohl zu beschaffen ist. Ich wandte mich zu den heiligen drei Brunnen, die sich — ein scharfer Kontrast zu dem schmucken Gotteshause, das die Statue Unserer Lieben Frau von Trafoi birgt — unweit desselben in einer halb versunkenen Holzhütte befinden. Den Statuen Christi, Mariä und des hl. Johannes entquillt je ein Strahl des wunderthätigen Wassers aus der Brust.

Der Anschein der Vernachlässigung dieses Ortes neben dem neu restaurierten Kirchlein macht den unabwieslichen Eindruck eines redlichen, frommen Willens, welcher einen harten Kampf mit der Ohnmacht äußerer Mittel besteht, um ein Heiligthum zu erhalten, das durch seine Erscheinung gerade an dieser Stelle so erbaulich ist.

Wie viele, viele Seelen giebt es gewiß in der weiten katholischen Christenheit, welche mit der Reise in die großartige Alpenwelt gern den Zweck einer heiligen Pilgerfahrt verbinden würden, deren Wirkung inmitten dieser hehren Natur besonders nachhaltig sein müßte! Aus den Jügen der Reisenden, welche alljährlich über die Stilfserjoch-Straße nach Italien oder durch das Binschgau nach Meran und Bozen ziehen, kommen nur verzeltete Waller zu diesem stillen Orte der „Hilfe der Christen“, der doch selbst dem profanen Touristen den reichsten Genuß landschaftlicher Schönheit im frappierenden Kontrast der Idee bietet. Wie manchem Bewunderer der Bergwelt, wie mancher gläubigen Seele dürfte ein Hinweis auf diesen außerhalb Tirols fast unbekanntem Gnadenort willkommen sein!

Diese und ähnliche Gedanken bewegten mich, als ich auf dem Bänken am Kirchlein saß und meine Blicke über die Umgebung desselben schweifen ließ. Freilich müßte der Zugang zu dem Heiligthume, trotz der Schwierigkeiten, welche sich hier der Erhaltung von Wegen und Brücken entgegenstellen, den Fremden, und besonders den Frauen, erleichtert werden. Sollte es nicht möglich sein, Scherf-

lein zu diesem Zweck zu sammeln, diesen alten eigenartigen Wallfahrtsort weiteren Kreisen gewissermaßen neu zu erschließen? Ist es doch zweifellos, daß zahllose und wunderbare Segnungen von solchen alten und neuen Bildnissen der Gottesmutter ausgehen und die durch dieselben angeregten Andacht reiche Gnadenerweisungen auf die Verehrenden herabzieht. Solche Bilder haben ihre heilige Mission, und nicht ohne Absicht hat die Vorsehung des Herrn ihre Offenbarung an bestimmten Orten zugelassen, daß dort Seine Gnade durch sie ausströme. Und welche Stätte wäre geeigneter, an die göttliche Absicht der Offenbarung zu glauben, als diese!

Solche Erwägungen waren es, welche in mir den Entschluß festigten, dem allmählichen, durch unsere materialistische Gegenwart nur zu sehr begünstigten Vergessen derselben, soweit es in meinen Kräften steht, vorzubringen. Meine Absicht brachte mich in natürlicher Folge in Verbindung mit dem Seelsorger des Dorfes, welchem der einsame Gnadenort zugehört, dem hochw. Herrn Anton Schöpf, Lokalbenediciaten zu Trafoi. Dessen freundlichem Entgegenkommen verdanke ich die nachstehenden Mitteilungen über S. Maria ad tres fontes, welche ich hierdurch einfließen zur Kenntnis des größeren Publikums bringe, bis es mir vergönnt sein wird, auf Grund eingehender Forschungen eine umfassendere Arbeit über den Gegenstand zu veröffentlichen.

Das Dunkel der Vorzeit webt seine Schatten um den Augenblick der ersten Gnadenoffenbarung in der Eiswelt des Trafoier Grundes. Eine Urkunde des von Karl dem Großen um das Jahr 800 gestifteten Benediktinerinnenklosters zu Münster in Graubünden aus dem 13. Jahrhundert und die im Thale selbst umgänglichen Ueberlieferungen erzählen, daß eine Klosterfrau, Agnes von Sinz, die am Gründonnerstage mit den übrigen Nonnen zur hl. Kommunion ging, sich aber im Bewußtsein einer verborgenen Sünde unwürdig fühlte, mit dem heiligen Leibe auf der Zunge in ihre Zelle eilte und ihn in einem Tuche verbarq. Als sie später in ihrer Ratlosigkeit dasselbe öffnete, war der blutige Abdruck einer Kindesgestalt darin sichtbar. Voll Schreck und Entsetzen bekannte sie nun dem Beichtvater des Klosters ihren Fehler und das Gericht des Himmels. Sie floh aus dem Kloster in das Sulbenthal, wo sie nach dortigen Ueberlieferungen in strenger Buße ihr Leben beschloß. Nach der Urkunde in Münster soll sie später wieder in ihr Kloster zurückgekehrt sein. Der Beichtiger P. Johannes aber brachte das wunderbare Tuch und vermutlich auch das uralte Gnadenbild der Mutter Gottes, das aus S. Maria, eine halbe Stunde von Münster, stammen und Eigentum der Voltschen Familie gewesen sein soll, in die Ginde von Trafoibach. Hier führte er, sich der Versöhnung des beleidigten höchsten Gutes opfernd, inmitten jener damals gewiß noch schrecklicheren Wildnis, ein der Verehrung desselben und der Gottesmutter geweihtes Leben, bis er später, vielleicht auf göttlichen Befehl, mit dem heiligen Tuche nach Münster zurückkehrte. Dort wurde dasselbe verwahrt, bis es 1499 dem Brande zum Opfer fiel, der die ursprüngliche Klosterkirche

damals zerstörte. Die in Münster vorhandene Stiftung „zum heiligen Blut“ giebt noch von dem Tuche Zeugnis. Einer andern Tradition zufolge sei P. Johannes als Einsiedler in dem Trafoier Thale gestorben und an einer Stelle begraben, die noch heute „zum heiligen Leib“ heißt.

Nach dem Tode des frommen Mannes wurde wahrscheinlich der Ort seines Wirkens von den spärlichen Bewohnern der Umgegend vergessen. Aber die Mutter Gottes hatte sich zur Stätte göttlicher Gnadenerweise nicht ohne Absicht diesen Erdenwinkel erwählt, welcher in den Schrecken seiner eifrigen Stürme und Stürze doppelt des Lichtes und der Wärme himmlischer Liebe bedurfte.

Einmal schlug ein armer Holzhauer in der Nähe der Stelle, wo P. Johannes gelebt hatte, die Art in einen Tannenbaum. Da hörte er aus den Zweigen eine liebliche Stimme: „Hacke nur zu, doch hacke mich nicht!“ Voll Schreck und im Gefühl himmlischer Nähe sank der Mann auf die Kniee, und als er demütig aufzublicken wagte, schaute das Antlitz der Mutter Gottes auf ihn nieder. Die Statue, welche noch jetzt an der Gnadenstätte verehrt wird, stand oben in den Ästen. (Schluß. f.)

○ Gedanken der Heiligen für alle Tage des Jahres.

27. August. Thue viele der kleinsten Dinge. (Sel. Johannes Berchmanns.)

28. August. Thue viel, sprich wenig. (Derselbe.)

29. August. Es ist eine unerträgliche Unverschämtheit, daß da, wo die Majestät sich erniedrigte, ein Würmchen aufschwillt und sich aufbläst. — Nichts ist dem Auge Gottes so zuwider, als die Hoffart. Sie hat viele Engel aus dem Himmel gestürzt und die ersten Menschen aus dem Paradiese vertrieben. (Hl. Bonaventura.)

30. August. Das ist das Wesen einer heiligen und wahren Liebe, daß sie durch die Ausübung zunehme, und daß sie, je mehr sie arbeitet, an sich thätiger werde. (Hl. Chrysostomus.)

31. August. Niemand schmeichle sich, in der Ausübung der Tugend weit zu kommen, der seine Brüder nicht wahrhaft liebt. (Hl. Cyrillus.)

1. Sept. Wer die Liebe nicht hat, ist ein Werkzeug des Widersachers, verirrt sich auf alle Abwege und weiß nicht, daß er in der Finsternis dahinwandelt. (Hl. Ephraim.)

2. Sept. Wir sollen um das Wohl und Wehe unserer Brüder so besorgt sein, wie um unser eigenes, und an ihren Freuden und Leiden so Anteil nehmen, als beträfen sie uns selbst. (Hl. Augustinus.)

Ein Mann von Wort.

Humoreske von Bernhard Stawenow.

„Ah! . . . schönen guten Tag, Herr Doktor!“ sagte der gemütliche Bahnhofsinспекtor in Sprottan jedesmal zu mir, wenn ich in früheren Jahren dort den Zug verließ und auf den Perron trat.

„Einen schönen guten Tag, Herr Inspektor!“

ermüdete ich dann immer, ihm kordial die Hand reichend.

„Wollen wohl sehen, was der alte Erbonkel macht?“ fuhr der andere darauf regelmäßig etwas leiser mit pfiffigem Augenzwinkern fort, indem er verstohlen, bloß für mich bemerklich, mit Daumen und Zeigefinger die Bewegung des Gelbzählens nachahmte.

Ich nichte verständnisinnig, denn der Inspektor wußte ja, daß ich mich in beständiger Klemme befand, und daß der Onkel immer mein Rettungsanker war, der die Börse öffnete und mich aus den Händen der Gläubiger befreite, wenn auch freilich erst manchmal nach einigem Hin- und Herreden. Warum sollte ich mich also vor dem Inspektor genieren?

Eigentlich war mein Onkel von Bennowitz ein alter wunderlicher Kauz, aber gut war er dabei doch. Denn außer daß er mir immer aus einer momentanen Verlegenheit half, hatte er auch einmal im Kreise seiner Freunde, die sich darüber wunderten, daß ich, obgleich vermögenslos, gar keine sichere Staatskarriere einschläge, welche mir für mein Alter eine feste Pension in Aussicht stellte, erklärt, daß er schon für mich in seinem Testamente sorgen werde, damit ich nicht dereinst vielleicht Hunger und Not zu leiden brauchtel.

Da außer seinem reichen Bruder, mit dem er aber nicht gut stand, ich nun der nächste Verwandte meines Onkels war, so verstand es sich nach diesen Worten von selbst, daß er jenen enterben und mir sein nicht unbeträchtliches Vermögen ganz und gar zuwenden wolle. Deshalb nannte ihn auch der Bahnhofsinspektor meinen „Erbonkel“.

Früher hatte er unweit Sprottau ein hübsches Rittergut besessen und bewirtschaftet. Allein nach dem Tode seiner geliebten Aede, seines einzigen Töchterchens, hatte der alte Witwer sein Gut, welches ihm nun so sehr vereinsamt vorkam, samt allem lebenden und toten Inventar verkauft und war nach Sprottau gezogen. Nur sein Lieblingsspferd, einen alten, kleinen Grauschimmel, namens Bise, hatte er mit in die Stadt genommen, und zwar aus einem ganz besonderen Grunde.

Sprottau besaß nämlich damals ein ganz miserables Straßenpflaster, auf welchem mein Onkel sich einstmals — als er noch sein Gut besessen und zu einem vergnügten Beisammensein mit dem Kreisrichter, dem Landshyndikus und dem Bürgermeister von Sprottau in die Stadt gekommen war — so gewaltige Hühneraugen in den paar Stunden Umherbummelns auf der Straße geholt hatte, daß er sich damals vorgenommen, keinen einzigen Schritt mehr per pedes apostolorum auf jenem holperigen Pflaster zu thun. Und mein Onkel Bennowitz war ein Mann von Wort. Was er einmal zu sich oder zu einem anderen gesagt hatte, das hielt er, selbst wenn es ihm auch hernach innerlich schwer fallen sollte.

So kam es denn, daß er alle seine Wege nun in dem Städtchen zu Pferde abmachte. Sogar den kleinen Sprung nach der Kneipe ritt er alle Abende hoch zu Roß, um mit dem Kreisrichter,

Landshyndikus und Bürgermeister die obliqaten vier Stunden Whist zu spielen. Regelmäßig fünf Minuten vor 7 Uhr mußte sein Bursche Johann ihm die Bise unter dem Thorwege seines Hauses bereit halten und beim Aufsteigen behülflich sein. Und während mein Onkel dann langsam den Sträßendamm hinunter bis zum „schwarzen Adler“ ritt, eilte Johann zu Fuß dicht an den Häusern entlang dorthin, um seinem Herrn da beim Absteigen zu helfen und die Bise in den Stall zurückzuführen, wo sie bis fünf Minuten vor 11 Uhr blieb, um dann leer wieder zum Hotel geführt zu werden, damit der Onkel zurückreiten könne. Wie gesagt, punkt 7 Uhr erschien er immer im „schwarzen Adler“, und punkt 11 Uhr rüstete er sich stets wieder, selbst wenn das Spiel nicht zu Ende war. Das wußte ein Jeder.

Unfomehr fiel es daher auf, als die alte Schwarzwälder Uhr des Gasthofes sieben schlug und mein Onkel nicht wie gewöhnlich eintrat. Ich war gerade an diesem Tage in Sprottau zu Besuch und bereits gegen sechs von meinem Onkel fortgegangen, um erst noch einen Brief zur Bahn zu bringen, von wo ich dann direkt nach dem Gasthofe mich gewandt hatte, da ich mit dem Onkel, wegen seiner Manie zu reiten, ja doch nicht zusammen gehen konnte.

„Nun?“ sagte der Kreisrichter, als die sieben Schläge verklungen waren, mit verwundertem Tone, „der Herr v. Bennowitz scheint heute auszubleiben.“

„Ihr Onkel ist doch nicht etwa krank geworden?“ wandte sich der Landshyndikus gegen mich.

„Als ich ihn vor einem Stündchen verließ, war er noch wohl und munter und wollte wie gewöhnlich um sieben Uhr nachkommen,“ antwortete ich.

„Gmh!“ räusperte sich der Bürgermeister, ohne daß ich verstand, was er damit sagen wollte.

(Schluß folgt.)

Charade.

Zweifilbig.

Wenn Dich das Erste trifft, so magst Du manchmal zagen,
 Doch wirst Du's leicht, wenn Du das Zweite hast, ertragen,
 Und fühlst Dein Herz, wirst Du das Ganze nicht vermessen,
 Wenn, was Du innig liebst, Dir plötzlich ward entrisen.

Auflösung der Charade in Nr. 33:

M o n d s i n s t e r n i s .

Des Kinberrätsels:

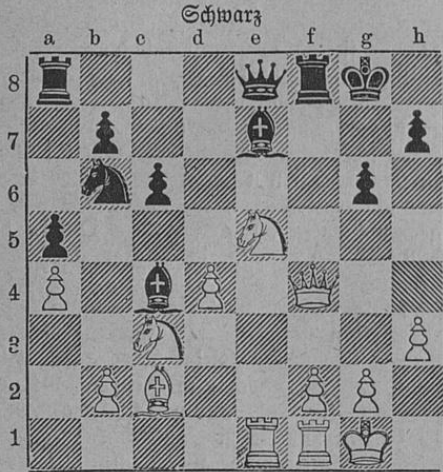
Reisekoffer, gerollte Reisebede, Reisetasche, Regenschirm.

Richtige Lösungen gingen uns zu von: C. B., H. Sch., H. C., J. Schl., F. Sch., Fr. Th. F., J. Kr., B. v. Bl., von hier; M. N. von Derendorf; Fr. M. G. von Münster i. W.; Trina in Hochentkrich; P. G. in Jtter; Wwe. N. in Lohausen.

Schach.

Partie Nr. 42. Damengambit.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. d2—d4	d7—d5	11. 0—0	Sf6—d5
2. e2—c4 ¹⁾	d5—c4 ²⁾	12. a2—a4	a7—a5
3. e2—e3 ³⁾	e7—e5 ⁴⁾	13. Sf3—e5	Lc8—e6
4. Lf1—c4:	c5—d4:	14. Lb3—c2 ⁷⁾	f7—f5
5. e3—d4:	Sg8—f6	15. Dd1—e2	f5—f4
6. Sb1—c3	Lf8—e7	16. Le3—d2	Dd8—e8
7. Sg1—f3	0—0	17. Ta1—e1 ⁸⁾	Le6—f7 ⁹⁾
8. Le1—e3	c7—c6 ⁵⁾	18. De2—c4	g7—g6
9. h2—h3	Sb8—d7	19. Ld2—f4:	Sd5—f4:
10. Le4—b3 ⁶⁾	Sd7—b6	20. De4—f4:	Lf7—c4



Stellung nach dem 20. Zuge.

21. Df4—h6!	Le4—f1: ¹⁰⁾	26. Sg6—f4! ¹²⁾	Lf1—d3
22. Le2—g6:	h7—g6:	27. Te1—e6†	Kf6—g5
23. Se5—g6:	Sb6—c8 ¹¹⁾	28. Dh7—h6†	Kg5—f5
24. Dh6—h8	Kg8—f7	29. g2—g4	
25. Dh8—h7	Kf7—f6		

Anmerkungen.

1) Von den beiden ersten Zügen (1. d2—d4 d7—d5; 2. e2—c4) hat das Spiel den Namen. Das Opferangebot des c-Bauern ist korrekt, da bei Annahme desselben der verlorene Bauer stets wiedergewonnen wird.

2) Besser lehnt Schwarz das Gambit mittelst 2... e7—e6 ab. Der gewonnene Bauer läßt sich nicht behaupten.

3) Die beste Fortsetzung; auf 3. e3—e4 würde ebenfalls 3... e7—e6 folgen, worauf nach 4. d4—d5, f7—f5 das weiße Bauernzentrum leicht gesprengt werden könnte.

4) Auf 3. ... b7—b5 (zur Verteidigung des eroberten Bauern) geschieht 4. a2—a4 mit folgenden Fortsetzungen: 4... a7—a6; 5. a4—b5; a6—b5; 6. Ta1—a8; oder 4... c7—c6; 5. a4—b5; c6—b5; 6. Dd1—f3 und gewinnt den Thurm a8 oder wenigstens den (auf b7 zwischenziehenden) Läufer e8; oder endlich 4... b5—a4; 5. Lf1—c4; Le8—d7; 6. Sb1—c3 worauf Bauer a4 mit vorzüglicher Stellung vom Anziehenden erobert wird.

5) um den d-Bauern aufzuhalten; es kam aber auch 8... Le8—g4 in Betracht. Das Spiel des Anziehenden ist schon jetzt wegen besserer Entwicklung bei weitem vorzuziehen.

6) Schwarz beabsichtigt 10... Sd7—b6, Weiß zieht deshalb den Läufer zurück, damit er nicht ange-

griffen wäre; der Vorteil dieses vorzeitigen Rückzuges besteht darin, daß ein Zwangszug vermieden wird, indem ein Zug, der demnächst erforderlich werden könnte, aus freier Entschliebung zu einer Zeit geschieht, wo er tatsächlich noch nicht erforderlich ist.

7) Droht gelegentlich Dd1—h5.

8) Bedroht den Läufer e6 der nach Abzug des Springers e5 doppelt angegriffen sein würde.

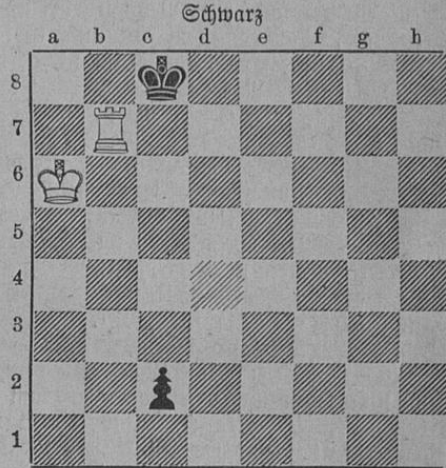
9) Schwarz giebt den Bauern f4 absichtlich preis, da er Gewinn eines Thurmes gegen einen Läufer erzielt.

10) Mit der Eroberung dieses Thurmes erlangt Schwarz zwar numerisch hinreichenden Ersatz für den im 17. Zuge geopfertem Bauern; er hat aber die Stärke des von dem Anziehenden nunmehr inszenierten Angriffes unterstützt.

11) Nach 23. ... Le7—f6!; 24. Te1—e8; Tf8—e8; 25. Kg1—f1: stehen die Offiziere der beiden Parteien gleich, werden aber die Königsflügelbauern für Weiß den Gewinn entscheiden. Der im Text geschehene Zug (23. ... Sb6—c8) führt zu unabwendbarem schleunigen Verlust.

12) Es drohen nun zwei gleich verderbliche Schachz durch 27. Sc3—e4 mit sofortigem Matt und durch 27. Te1—e6.

Lösung von Aufgabe Nr. 67 [Endspiel].



Weiß zieht an und macht das Spiel in zwei Zügen remis.

Weiß.	Schwarz.
I) 1. Da3—e7†	Kf7—e7:
2. c7—c8 S††	Ke7—e8
3. Sc8—d6 #	
II) 1. ...	Kf7—g8
2. De7—g7 #	

Die richtigen Lösungen von Nr. 65 sandten ein: S. v. S und D. hier; Abonnent F. in Elberfeld

Briefkasten.

F. C. D. hier. Die Antwort auf Ihre Anfrage werden Sie wohl aus obiger Lösungsnotation entnehmen. Gardez bei Bedrohung der Dame anzufügen ist nicht üblich, daher die Bedrohung der Dame auch in der Notation nicht zum Ausdruck gelangt.

Abonnent F. in Elberfeld. Lösung von Nr. 66 ist richtig.

S. A. hier. Auf 1. e7—d8: D† folgt Ta8—a7†:

B. M. hier. Sie irren; die Aufgabe ist unter dem Pseudonym: „Der Ungenannte von Lille“ zuerst in der Berliner Schachzeitung erschienen und rührt von Th. S. her; auch steht der König auf g6!

Sonntagsblatt.

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. F i n f.

Druck u. Verlag der Aktien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt“ in Düsseldorf.

Nr. 36.

Sonntag, den 3. September.

1882.

Vierzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Matthäus VI, 24—33.

Inhalt: Jesus warnt seine Jünger vor der zu ängstlichen Sorge für das Irdische, ermuntert sie zum Vertrauen auf Gottes Vorsehung und ermahnt sie vor allem, nach Frömmigkeit und Tugend zu streben.

* * *

Zum Schutzengel-feste.

Kirchenhymnus.

Engel preisen wir heut, Menschen zum Schutz verleihe; Unser schwachen Natur gab sie der Vater bei, Hoch vom Himmel gesandt, daß wir den Ränken nicht Opfer werden des argen Feinds!

Dem, empörend sich einst, stürzte der Engel tief, Auch verlierend mit Recht Ehre, vordem sein Schmuck; Drum, von Reid nun erfüllt, sucht er vom Himmel fern Die zu halten, die Gott beruft.

Wächter-Engel, hieher mögest Du eilen doch, Abzuwenden vom Land, dem Du ein Schützer seist, Seelenkrankheit sowohl, als auch was Ruhe nicht Gönnet seiner Bewohnerschaft!

Frommes, kindliches Lob schalle der Trinität, Deren ewige Gottwesenheit dreifach auch Hält, regieret das All und die in Herrlichkeit Herrscht nun und in Ewigkeit! Amen!

Es ist katholische Lehre, daß einem jeden Menschen bei seinem Eintritte in diese Welt ein Engel vom allgütigen Gott als Beschützer beigelegt werde, der ihn durch das Leben geleitet, bis das Herz des Schütlings bricht, unaufhaltsam ihn schirmend in den zahllosen Gefahren der Seele und des Leibes, immerdar bittend für ihn beim lieben Gott, immerdar ihn mahnend zum Guten, um so ihn zum ewigen Heil zu führen. Es ist ein tröstlicher und erhebender Gedanke für jeden von uns, daß wir mit den Engeln des Himmels gleichsam zu einer Stadt, zu einem Volke, zu einem Reiche verbunden sind, daß sie vom Himmel zu uns herniedersteigend mit uns einen steten liebevollen, freundschaftlichen, geistigen Verkehr unterhalten. Ist das nicht Grund genug, in Dankbarkeit und Liebe diese heiligen Schutzengel zu verehren und zu lieben? Ist das nicht Grund genug, die Güte Gottes zu preisen, der die Fürsten des Himmels, seine Vertrauten selbst beauftragt, uns arme hinfällige Geschöpfe zu

begleiten, zu schützen, ja auf den Händen zu tragen? Und wenn uns nun die Kirche heute das Fest der heiligen Schutzengel bereitet, so geschieht es eben nur aus dem Grunde, daß wir in der Betrachtung dieses Verkehrs mit ihnen, heute ganz besonders sie verehren und ihnen danken, daß wir aber Gott den Herrn preisen und ihm danken besonders für diesen Beweis seiner Liebe. Zu diesem Behufe möchte eine kurze Erwägung hier ihre Stelle finden über die Wahrheit, daß die Schutzengel immerfort Gottes Boten bei uns, daß sie aber auch beständig unsere Boten bei Gott sind.

Als Boten Gottes umschweben sie unsichtbar uns immerdar. In zahllosen Gefahren unseres Leibes eilen sie zu unserm Schutze herbei, damit wir mit unversehrter Kraft zu Gottes Ehre und unserer Mitmenschen Heil wirken, so lange Gott es will. So führten Engel den Boten samt seiner Familie aus dem lasterhaften Sodom, bevor das Feuer des Himmels es mit allen Einwohnern vertilgte. So rettete Raphael dem jungen Tobias zu wiederholtenmalen das Leben. So schützte ein Engel die drei hebräischen Knaben im Feuerofen von Babylon. Ein Engel behütete Judith, da sie ins Lager der Assyrer ging, so lange sie dort weilte, und als sie mit dem Haupte des Oberfeldherrn Holofernes in die Stadt Bethulia zurückkehrte. Engel dienten Judas und seinem Heere zu Führern: „Zwei von ihnen nahmen den Makkabäer in die Mitte und beschirmten ihn mit ihren Waffen, daß er unversehrt blieb; gegen die Feinde aber schleuderten sie Pfeile und Blitze . . . so daß sie in voller Verwirrung dahin fielen. Ein Engel erschien im Gefängnisse dem h. Petrus, sprengte dessen Ketten, täuschte die Wachsamkeit der Hüter und entzog den Gefangenen der Wut des Herodes. Und die tägliche Erfahrung wiederholt sie uns nicht unzählige Male dieselbe Lehre? In wie vielen Lebensgefahren schweben nicht Tag für Tag kleine, unbedachtame Kinder! Wie viele würden unkommen oder verstümmelt werden, wenn nicht schützende Engel sie behüteten?

Sie beschützen uns in den Gefahren der Seele. Eine noch weit größere Sorge als für unsern Leib tragen die h. Engel für unsere unsichtbare Seele, weil die Gründe, warum sie uns

lieben, hauptsächlich auf letztere Bezug haben. Zudem machen die himmlischen Geister über die Menschen nur auf Befehl Gottes, der in allen seinen Anordnungen vor allem das Heil der Seele bezweckt. Wir dürfen mithin keinen Augenblick zweifeln, daß die heil. Engel vorzüglich darum zu Schutzgeistern der Menschen bestimmt wurden, damit die Seele ihrer Schützlinge gerettet werde. Zur Stunde der Versuchung, wenn der Höllefeind auf uns eindringt, wird uns demnach „der Engel des Herrn umlagern und erretten.“ „Denn, bemerkt der h. Hilarius, „unsere Schwäche vermöchte der so großen und vielfachen Arglist der bösen Engel schwerlich zu widerstehen, wenn nicht die guten Engel uns beschützten.“ Dieselben stärken uns im Kampfe, warnen uns vor den Einflüsterungen des Versuchers, entdecken uns seine Schlingen und schrecken uns ab vom Bösen. Als Balaam, ein falscher Prophet, sich aufgemacht hatte, das Volk Gottes zu fluchen, trat ihm ein Engel mit gezücktem Schwerte entgegen und sprach zu ihm: „Ich bin gekommen, dir zu widerstehen, weil dein Weg verkehrt und mir zuwider ist.“ Besonders in der Todesstunde, wo der böse Feind seine Angriffe verdoppelt, um den für die Ewigkeit entscheidenden Sieg zu erringen, werden die seligen Geister, wie einst zum Gottmenschen im Delgarten, so auch zu uns hütretend, werden im letzten Strette die Gewalt der Hölle brechen und unsere siegreiche Seele frohlockend in den Himmel, in den Vater Schoß Gottes, tragen, wie sie die Seele des armen Lazarus in den Schoß Abrahams getragen haben.

Sie ermahnen uns zum Guten. — Es ist den guten Engeln eigen, die Seele des Menschen zu erleuchten und zu belehren, ihr Mut und Kraft einzufößen, auch durch geistlichen Trost, durch sanfte Einsprechungen, durch Ruhe und erquickenden Frieden jegliche Pflichterfüllung zu erleichtern und alle Hindernisse des Fortschrittes in der Tugend zu entfernen.

Und diesen himmlischen Schutz, dieses Licht und diese Stärke bringen sie uns gedrängt von der barmherzigen Liebe, durch die sie Gott so ähnlich sind, die sie aber im Himmel selbst nicht ausüben können; denn dort können sie nicht Betrübte trösten, weil es dort keine Trauer mehr giebt; nicht Arbeitende unterstützen, weil dort alle Arbeit beendigt ist; nicht Gefangene erlösen, weil dort nur vollkommene Freiheit herrscht; nicht Fremde aufnehmen, weil dort alle im Vaterhause sind. Die Stätte, wo allein sie in Nachahmung ihres Gottes ihre barmherzige Liebe ausüben können, ist diese Erde. Hier in diesem Thale der Thränen sehen sie nur Kämpfende, denn dieses ganze Leben ist ein Kampf; nur Belastete, denn alle sind durch die Bande dieses sterblichen Lebens niedergebückt; nur Unwissende, denn alle sehen hier nur wie durch einen Spiegel rätselweise und sie erkennen nur stückweise; nur Hungernde und Durstende, denn wie der Hirsch nach der Wasserquelle, so dursteten alle nach Glückseligkeit. Hierhin, auf diese Erde also eilen sie, diese hilfreichen glückseligen Geister, um ihre barmherzige Liebe auszuüben und gleichsam als Gottes

Abgesandte uns die Gaben des Himmels zu überbringen.

Wie die Schutzengel als Boten Gottes vom Himmel zur Erde herabsteigen, so steigen sie als unsere Boten von der Erde zum Himmel wieder hinauf, mit unseren Anliegen beschwert: unsere Wünsche und Gebete, unsere Almosen und guten Werke, die so gut sie auch sein mögen, doch immer noch zu mangelhaft und unwürdig sind, um von Gott angenommen zu werden, unsere uns durch so viele Not abgepreßten Seufzer und Bußthänen, alle diese unsere Anliegen nehmen sie mit sich hinauf, um sie als kostbares Rauchwerk vor dem Thron Gottes niederzulegen. So sprach Raphael zu Tobias: „Als du mit Thränen betetest, da brachte ich dein Gebet vor den Herrn“, d. h. ich vereinigte vor Gottes Thron meine Bitten mit den deinen, unterstützte sie durch meine Fürsprache. In denselben Sinne heißt es auch: „Es stieg auf der Rauch des Rauchwerks von den Gebeten der Heiligen aus der Hand des Engels vor Gott.“

Und nun, schreibt ein Gottesgelehrter zur Lehre von den Schutzengeln, wenn ein König dieser Erde einem armen Unterthanen, der fern von der Heimat unter vielen Gefahren umherirrt, einen seiner vornehmsten Höflinge zuschickte mit dem Auftrage, denselben schützend und schirmend an seinen Hof zu führen, würde wohl ein solcher Unterthan Worte genug finden, seinem gütigen Fürsten den Dank des Herzens auszusprechen! Und doch ist dieses nur ein schwaches Bild der Güte des himmlischen Königs gegen uns im Thale der Thränen schmachtenden Menschenkinder. Darum sei Lob, Ehre und ewige Dankagung dem Allerhöchsten, daß er jedem aus uns einen Engel zum Beschützer und Wegweiser ins himmlische Reich gegeben hat.

Aber diesem Schutze und dieser Hülfe unseres Engels entsprechen von unserer Seite auch Pflichten gegen ihn. Insbesondere liegt uns ob, daß wir ihn dankbar und kindlich verehren, daß wir uns seines Schutzes würdig machen und nicht durch Sünde ihn zwingen, sein Angesicht von uns abzuwenden, und aus unserm Beschützer und Verteidiger bei Gott, unser Ankläger zu werden. Der Herr selbst gebietet uns: „Siehe ich sende meinen Engel, daß er vor dir herziehe, habe acht auf ihn und höre seine Stimme und gedenke nicht, ihn zu verstimmen“. Rufen wir ihn denn täglich an um seinen Schutz, morgens und abends und so oft eine Not oder Gefahr des Leibes oder der Seele uns droht. Gedenken wir aber auch selbst, das was wir an ihm verehren, nachzuahmen, sichtbare Schutzgeister denen zu sein, mit welchen wir umgehen, schützende Engel durch Wachsamkeit und Hülfe in Gefahr, tröstende Engel durch liebevollen Zuspruch und milde Gaben, leitende Engel durch Rat und Ermahnung, Warnung und Ermunterung. Dann werden wir mit unserm Engel und den Engeln derer, an denen wir Schutzgeisterstelle vertreten, „das Angesicht des Vaters schauen, der im Himmel ist.“

* Die Gnadenstätte zu den heiligen drei Brunnen in Trafoi in Tirol.

Von Beda von Ballheim.

(Schluß.)

Von nun an war Maria der Segen und Trost der Gegend. Auf ihren Wunsch, wie man wohl annehmen darf, spendete der starre Fels das Wasser zur Genesung der Kranken. Es war, wie der mir in einer Abschrift vom Jahre 1833 vorliegende, vermutlich aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammende „Kurze Bericht von der berühmten Wallfahrt und dem Gnadenbild der Mutter Gottes bei den drei Brunnen in Trafoi“ erzählt, Anno 1229, wo der fromme Hirt Moritz N. mit bewegtem Staunen vor dem dreifachen Quell stand, der plötzlich vor ihm aus der Steinwand sprudelte, in jedem Strahl ein Kreuz mit sich führend. „Von himmel herab sendt's Kombe auch in Wahrheit die heilige Engl die heilige 3 Creiz herunter getragen,“ sagt das erwähnte Dokument. In dem Entzücken, mit welchem das unbefangene und einfach fromme Gemüth die Offenbarungen des göttlichen Willens aufnimmt, griff der arme Mann hastig nach den Kreuzen. „Das Eine in rechter handt gehalten, sprechndt: dieses Creiz verehre ich auf Stillß in Sanct Ulrichs Gottshaus, alwo es bis heindtigen Tag hochverehrt auf den Tabernackl aufbehalten vnd bey den Processionen auf der Fahnstang herumgetragen würdt.“

Das einen halben Meter hohe Kreuz aus Messing ist in der That noch heute in Stillß vorhanden; die erwähnte Kirche ging bei dem Brand, der im Jahre 1862 den ganzen Ort verheerte, zu Grunde, wurde aber, dank der rastlosen Bemühungen des hochw. Herrn Martin Blahger, damals und noch lange Zeit nachher Pfarrprovisor daselbst, herrlich wieder aufgebaut, so daß sie für die schönste im weiten Umkreise gilt.

„Das Andere heilige Creiz ist auf Münster in Sanct Joannes Baptistta Kirch verehrt vnd übertragen worden.“ Von diesem zweiten Kreuz waren keinerlei Nachrichten aufzutreiben; in den Akten des schon genannten Benediktinerinnenklosters zu Münster in Graubünden soll sich keine Erwähnung davon finden. Wohl steht daselbst neben der Klosterkirche ein bescheidenes, uraltes Kirchlein, das noch jetzt die „Kreuzkirche“ heißt, doch hat es diesen Namen zweifellos von der Bauform.

„Mit dem dritten Creiz hat sich der hirt in etwas besunen, wo selber es hin haben wolte, ist ihm es widerumben in Wasser verschwunden.“ Die Darstellung des Hirten, der neben den Quellen knieend in jeder Hand ein Kreuz hält, während das dritte im Wasser vorbeischwimmt, findet sich vielfach auf den im Wallfahrtskirchlein aufgehängten Votivtafeln.

„Wer also von den 3 Wasser Stramm oder Brunnen getrunken,“ fährt der Bericht fort, „ist von fieber auch vnterschiedlichen Krankheiten, neben dem die Besoffnen Versohnen, erlöbdt vnd gesund worden. Weiters sind vnterschiedliche Wunderzeichen

geschehen: man höret leithen auf das Prächtigste Muscicae in diesen Wälden gnadenorth.“

Das wunderthätige Wasser der heiligen drei Brunnen, welches bei Beginn und Fortdauer der warmen Witterung nach Verhältnis derselben strömt, bei eintretender Kälte augenblicklich ganz verstopft, steht im ganzen Vintschgau noch heute in hohem Ansehen; zahllose Votivtafeln, Krücken, Stöcke u. s. w. geben Zeugnis von seiner übernatürlichen Heilkraft. Die Pilger pflegen stets von allen drei Quellen zu trinken, um die Wallfahrt vollkommen zu erfüllen.

Die Statue S. Maria ad tres fontes, in deren Schutz das Wunderwasser steht, stellt die heilige Jungfrau mit dem Jesuskindelein auf dem Arme dar. Sie ist einen Meter hoch, aus Holz geschnitten, in der Fastenzeit blau, sonst rot bekleidet. Während des Winters befindet sie sich in dem Gotteshause des Ortes Trafoi, am Pfingstdienstag wird sie dann in das Kirchlein bei den heiligen drei Brunnen — „Gintrafoi“ (hinter Trafoi), wie der Volksmund sagt — übertragen, am Michaelstag wieder zurückgeholt. Bei diesen feierlichen Gelegenheiten trägt die Mutter Gottes ein weißes, reich mit Gold gesticktes Atlaskleid und einen blauen, ebensolchen Mantel, welche der jetzige Lokalbeneficiat anschaffte. Bei diesen beiden Processionen, so wie am Tage der Apostel Jakobus und Bartholomäus kommen besonders viele Wallfahrer zur heiligen Stätte. Das Patrociniums-Fest wird an Mariä Heimsuchung gefeiert.

Die Reihe der bei dem Gnadenorte und später im Dorfe Trafoi thätig genesenen Geistlichen beginnt, soweit sie sicher zu ermitteln war, mit dem Nachfolger des Frater Merzins, Sebastian Theiner. Derselbe war zu Brad, am Eingang des Trafoier Thales, geboren, kämpfte als Offizier in Frankreich und gelobte in einer Schlacht, wenn ihm das Leben erhalten bleibe, wolle er Priester werden und bei den heiligen drei Brunnen seine Tage beschließen. Er lebte daselbst 1752—85 theils von eigenen Mitteln, theils von der Wohlthätigkeit frommer Freunde, versah die seelsorglichen Verrichtungen und hielt auch Schule. Ihm folgte 1786, von der Landesregierung ernannt, Benedikt Moser von Burgets, der 1790 in das Dorf Trafoi übersiedelte, 1794 starb. Es reihen sich an: Peter Thöni von Stillß, welcher 1797 Pfarrer in Agums wurde; Jakob Siller von Kratsch, 1798 während einiger Monate Provisor; sodann 1798—1847 Anton Frank (der noch bis 1852 als Deficient in Trafoi lebte); 1847—1873 Johann Giomara aus Tarasp in Graubünden. Wegen Priesterangel blieb die Stelle dann durch fünf Vierteljahre unbesetzt, bis am 29. November der jetzige überaus thätige Lokalbeneficiat Anton Schöpf von Sulden installiert wurde.

Am St. Michaelstage ist „Unsere Liebe Frau von Trafoi“ wieder in das Kirchlein des Beneficiats übertragen worden. Einjam und dem from-

1) Siehe d. Art. Heiligenbilder und Gnadenbilder in Nr. 32 d. Bl. (D. N.)

men Waller unzugänglich liegt jetzt der stille Gnadenort in der Wildnis des Felsenthales, einsam im starren Schweigen des Todes, unter der in kalter Majestät glänzenden Kuppel des Winterdomes, inmitten der traumhaft furchtbaren Gestaltungen der Eiskolosse; einsam, wenn das wilde Frühlingslied der Stürme das Thal durchtozt, brausende Bäche von den Höhen herabrasen und das Dröhnen der stürzenden Schneelasten seine Werbe-Salben in den Auferstehungsstaumel der Natur donnert, — bis am Pfingstfeste die Mutter Gottes dahin zurückkehrt.

Mögen diejenigen, welche so glücklich sind, im Winter oder im Frühjahr Reisepläne für den nächsten Sommer entwerfen zu können, sich erinnern, daß sich mit einer Tour nach der Schweiz, Tirol oder Italien leicht eine kleine Pilgerfahrt in das stille Thal an der Stillsferjoch-Strasse vereinigen läßt! —

Dies der eine Zweck dieser Zeilen; ein anderer geht dahin, zu Spenden aufzufordern, deren Ertrag es ermöglicht, im kommenden Jahre den Weg nach dem Gnadenorte thunlichst zu ebnen, eine ständige Aufsicht des Heiligtums zu beschaffen und endlich einen kleinen Fond zu sammeln, aus welchem eine entsprechende würdige Umkleidung des wunderthätigen Wassers erstehen könne.¹⁾

Möchten doch schon während der Zeit, wo des Winters Gewalt die heiligen drei Brunnen in der Brust des Berges gefangen hält, die Quellen milbthätiger Spenden reichlich aus frommen Herzen fließen, und die eigenartige, in ihrer Art einzige Wallfahrtsstätte im Trafoier Thal in Zukunft von recht zahlreichen Pilgern aufgesucht werden!

¹⁾ Gütige Beiträge wolle man an den hochw. Herrn Lokal-Beneficiaten P. Schöpf in Trafoi (Tirol) gelangen lassen.

○ Gedanken der Heiligen für alle Tage des Jahres.

3. September. Groß ist die Würde der Seelen, so groß, daß einer jeden gleich beim Eintritt ins Dasein ein Engel als Beschützer beigegeben wird. (Heil. Hieronymus.)

4. September. Wie schwach wir auch sind, wie weit und gefährvoll der noch übrige Lebensweg sein mag: unter der Obhut der beschützenden Engel haben wir nichts zu fürchten. Diese treuen, klugen, mächtigen Begleiter werden nicht zulassen, daß wir über unsere Kräfte versucht werden. (Heil. Bernhard.)

5. September. So oft eine heftige Versuchung oder schwere Trübsal dich bedroht, rufe deinen Schutzhengel, deinen himmlischen Führer und Beschirmer an; erhebe deine Stimme und sage ihm: Herr rette mich, ich gehe zugrunde. (Derselbe.)

6. September. Die bösen Geister fürchten nichts mehr, als das Vertrauen auf Christus. Nur die Zaghaften fürchten den Teufel; deshalb kann er nur ihnen Schrecken einjagen. (Heil. Antonius, der Einsiedler.)

7. September. Es ist dem bösen Feinde eigen, alle Kraft und allen Mut zu verlieren, sobald derjenige, welcher im Kampfe gegen seine Anfechtungen begriffen ist, herzhafte und unerschrocken widersteht. Wenn aber der Versuchte gleich anfangs in Angst gerät, sich fürchtet und den Mut verliert, so giebt es kein Tier auf Gottes Erdboden, welches ungestümer, grimmiger und hartnäckiger dem Menschen zuweilt, als Satan es thut, um denselben seinen höllischen Absichten gemäß zu verderben. (Heil. Ignatius von Loyola.)

8. September. Wir müssen sehr auf den Verlauf unserer Gedanken acht haben: Wenn Anfang, Mitte und Ende derselben ganz gut sind (d. h. an sich gut sind und nur zu Gutem führen), so ist das ein Zeichen, daß sie vom guten Geiste kommen. Wenn aber im Verlaufe dieser Gedanken, die der Geist eingiebt, Etwas vorkommt, das die Seele zum Bösen antreibt, oder vom Guten, welches sie zu thun sich vorgenommen hatte, abhält, oder sonst etwas, das dieselbe entmutigt, beängstigt oder verwirrt, ihr den früheren Frieden und die Ruhe benimmt, so ist das ein klares Zeichen, daß dies Alles vom bösen Geiste, dem Feinde unseres Heiles kommt. (Heil. Ignatius von Loyola.)

9. September. Laß dich nicht in Schrecken setzen, wenn du das Wort hörst: Wehe der Welt um der Aergernisse willen; Liebe nur das Befehl Gottes und du wirst durch dieses Schreckenswort nicht getroffen. (Heil. Augustinus.)

Ein Mann von Wort.

Humoreske von Bernhard Stawenow.

(Schluß.)

So saßen wir alle Viere stumm da, ein jeder mit seinen Gedanken über die Ursache der Unpünktlichkeit meines Onkels nachdenkend, als plötzlich des letzteren Stimme sich draußen auf dem Hausflure gewaltig raiſonierend hören ließ und er gleich darauf polternd zu uns ins Gastzimmer trat.

„Na, was giebt's?“ fragte der Bürgermeister, dem Erregten neugierig entgegengehend.

„Was es giebt?“ erwiderte mein Onkel unwillig. „Auf eurem infamen Pflaster kann man sich Hals und Beine brechen! Trotte da ganz gemächlich auf meiner Liſe die paar Schritte hierher, rutscht das arme Tier plötzlich auf dem niederträchtigen Pflaster aus und zerschlägt sich bald die Kniegelenke! . . . Wahrhaftig!“ fuhr er in wehmüthiger Aufwallung stoßend fort, „wenn . . . wenn meine Frau und meine Ahele nicht dort drüben auf dem Kirchhofe lägen, ich wäre schon lange in eine andere Stadt gezogen.“

„Aber, lieber Bennisch! . . .“ wollte der Bürgermeister, welcher ein alter Kriegskamerad meines Onkels war, denselben unterbrechen, aber der Onkel ließ ihn gar nicht zu Worte kommen.

„Bürgermeister! Ihr seid für die öffentliche Sicherheit in diesem Neste verantwortlich,“ sagte er. „Ich verlange von Euch, daß Ihr dafür sorgt, daß die Stadt neu gepflastert wird.“

„Ihr habi gut reden, mein lieber Bennewitz,“ entgegnete der Bürgermeister. „Was hilft mein Wille, wenn alle anderen im Magistrate dagegen sind. . . . Habe schon oft genug in den Sitzungen plaidiert, bin aber noch nie durchgedrungen.“

„Einer allein kann da nichts ausrichten, Onkel, wo die ganze Majorität entgegen ist,“ fügte ich erklärend hinzu. „Wenn Du Bürgermeister von hier wärest, Du könntest es auch nicht bestimmen und durchsetzen, daß die Stadt neu gepflastert würde.“

„Was?“ brauste der Onkel auf, der durch meine Worte, die ich in wohlmeinester Absicht, um ihn zu beruhigen, gesagt hatte, noch heftiger geworden war. „Ich könnte es nicht bestimmen und durchsetzen, daß Sprottau neu gepflastert würde? Ich sage Dir, dazu brauche ich gar nicht mal Bürgermeister hier zu sein, und das werde ich Euch beweisen!“

„Was?“ fragte der Kreierichter. „Bennewitz Ihr wollt es verordnen und durchsetzen, daß Sprottau neu gepflastert wird.“

„Ja, das werde ich,“ entgegnete der andere bestimmt.

„Nanu!“ dachte ich, „da bin ich doch neugierig, wie er das machen wird!“

Denn daß der Onkel stets ein Mann von Wort war und alles genau erfüllte, was er sich einmal vorgenommen, das hatte ich schon vorhin angedeutet.

Aber wir sollten noch mehr des Außergewöhnlichen von ihm an diesem Abend erleben.

Der Onkel schob nämlich die inzwischen gegebenen und sonst regelmäßig von ihm genommenen Karten abweisend zurück und erklärte, heute Abend wegen des Argers nicht spielen zu wollen, sondern nach Hause zurückzukehren.

„Nesse,“ sagte er zu mir, „Du bist wohl so gut und gehst nach Hause, um den Johann mit der Lise zu rufen.“

„Sehr gerne,“ antwortete ich und sprang die sechs Häuser entlang bis zur Wohnung des Onkels, aber weder im Stalle noch irgend sonstwo war dort der Johann zu finden.

„Er wird zu den Seiltänzern gegangen sein, um sich den Abend zu vertreiben, da der gnädige Herr ja sonst immer erst um 11 Uhr abgeholt werden,“ meinte das Mädchen.

„Das fehlt auch gerade noch!“ dachte ich. „Wenn ich nun ohne Pferd nach dem Gasthofs zurückkomme, wird des Onkels Laune gewiß nicht besser werden.“

„Doch . . . die Lise steht ja noch vollkommen gefattelt vor ihrer Krippe im Stalle angebunden! Wie wär's, wenn ich sie selbst hinüber bis zum Gasthofs führte?“

Gedacht, gethan. In einigen Minuten hielt ich mit dem Tiere unter dem Thorwege des „schwarzen Ablers,“ wo der Onkel alsbald heraustram. Natürlich bemerkte er sofort die Abwesenheit des Dieners, sowie das Faktum, daß ich selbst die Lise gebracht.

„Nun . . . Wo ist Johann?“ fragte er.

„Er war nicht zu Hause, Onkel,“ entgegnete ich. „Er soll bei den Seiltänzern sein.“

„Was? Bei den Seiltänzern? Warte, dem werde ich es anstreichen, ohne meine Erlaubnis des Abends seine Schlenbergänge zu gehen!“

Und während ich wieder nach Hause zurückkehrte, wandte er sein Pferd dem Schützenplatze zu, wo seit einigen Tagen eine reisende Seiltänzer- und Kunstreiter-Gesellschaft eine große Holzbude aufgeschlagen hatte und allabendlich ihre Vorstellungen gab, die besonders von dem niederen Bürger- und Arbeiterstande besucht wurden.

Unter anderem besaß die Truppe einen höchst störrischen alten Esel, den die sogenannten Clowns jedesmal in der großen Zwischenpause mit einer Rede an das anwesende Publikum vorführten.

Wer diesen Esel bestiege — sagten sie — und einmal glücklich auf seinem Rücken um den abgesteckten Platz innerhalb des Darstellungsraumes herumritte, solle 500 Mark Belohnung haben.

Bei den ersten Vorstellungen hatten sich natürlich eine Anzahl Leute aus dem Publikum gefunden, die den Mitt unternommen und das Geld verdienen wollten; allein der sehr halsstarrige und auf das Kunststück wahrscheinlich dressierte Esel hatte sie alle gleich nach dem Aufsteigen so unsanft wieder abgeworfen, daß sie statt des erhofften Geldes nur Beulen und Pfüffe ernteten.

Jetzt eben hatte die große Pause begonnen, und die Clowns hatten — wie an den früheren Abenden — zu dem Mitle auf dem Esel, der sogleich erscheinen würde, das Publikum aufgefordert; aber niemand wollte heute, durch die früheren Beispiele flug gemacht, riskieren, das Wagnis zu unternehmen.

„Nun? Will es Keiner versuchen? Nur mutig!“ antworteten die Clowns. „Der Esel ist ja gar nicht so böse!“

In diesem Augenblicke wurde plötzlich die Eingangsthüre zu der Bude aufgerissen und mein Onkel der sein Pferd draußen zum Halten abgegeben hatte, trat, — wie wir wissen nach seinem Johann suchend — polternd und mit suchtelnden Armen in den Darstellungsraum.

„Ich werd' ihn schon kriegen!“ rief er, sich nach allen Seiten umsehend, mit lauter Stimme. „Wo ist er denn?“

„D nicht so hitzig, mein Herr!“ erwiderte einer der Clowns, den herumrasenden Onkel beim Arme nehmend. „Zimmer abwarten!“ „Der Esel wird sogleich kommen!“

„Was? Der Esel?“ brauste mein Onkel auf. Herr, wie können Sie sich unterstehen, meinen Diener so zu titulieren Wenn er auch tausendmal ein nichtsnutziger Bursche ist, so haben Sie doch noch lange nicht das Recht, solche Verbalinjurien über ihn hier vor versammeltem Kriegsvolke — Publikum wollt ich sagen — loszulassen. Wissen Sie, daß Sie damit auch mich beleidigen?“

„Wa wa was?“ fragte er dann.

„Ja ja! Morgen werden Sie ein Weiteres von mir hören!“ entgegnete mein Onkel und eilte wieder aus der Bude hinaus, aber unglück-

Itäherweise nicht durch die Thüre, durch die er her-
eingekommen, sondern durch die andere, die nach
dem Ankleideraume der Gesellschaft führte.

Hier stand schon der vollständig gefattelte Esel
bereit, von einem Manne der Truppe gehalten, um
in die Manege geführt zu werden.

Mein Onkel, in der Rage das Tier für seine
Rtse ansehend, schwingt sich auf seinen Rücken und
nimmt die Zügel, aber in demselben Augenblicke
setzt auch der Esel an und stürmt mit seinem Reiter
durch die nur angelehnt gelassene Thüre in den
Darstellungsraum.

Hurrjeh! War das ein Gejauchze von den Zu-
schauern! So etwas hatten sie noch nie gesehen:
der gnädige Herr von Bennewitz auf dem Seil-
tänzer-Esel!

Aber nur kurz sollte die Freude sein, denn mein
Onkel teilte nur allzubald das Schicksal seiner Vor-
gänger auf dem Rücken des Langohrs und lag
ehe er's sich versah und die Situation recht begrif-
fen, lang ausgestreckt in dem Sande der Manege,
während der Esel, froh, seine Bürde wieder los
zu sein, lustig umhersprang und mit den Hinter-
füßen hoch in die Luft schlug, daß es nur eine
Art hatte.

Ich hatte es mir unterdessen in der Wohnung
des Onkels recht bequem gemacht und war eben
dabei, mir die zweite von seinen langen Pfeifen
anzubrennen, als er ganz echauffert und humpelnd
hereintrat.

„Nun, Onkel? Schon zurück?“ fragte ich. „Hast
Du den Johann gefunden?“

Doch der Onkel antwortete mir gar nicht.

„Nuh!“ machte er bloß stöhnend, indem er sich
wie erschöpft in seinen Lehnstuhl fallen ließ und
dabei leise fühlend, seine beiden Beine und den
Rücken betastete.

„Hast Du vielleicht wieder Malheur gehabt?“
fiug ich nach einer Weile von neuem an, indem
ich meiner Stimme einen möglichst mitfühlenden
Klang gab.

„Jawohl Malheur fürchtbares Malheur!“
polterte der Onkel. „Hätte mir bei diesem Sturze
Hals und Beine brechen können.“

„Das infame Pflaster!“ wagte ich anzurufen,
indem ich natürlich, ohne eine Ahnung von seinen
Erlebnissen in der Bude zu haben, dachte, er wäre
mit seiner Rse auf der Straße gestürzt.

Aber mein Ausruf hatte nicht den gewünschten
Erfolg. Ich glaubte des Onkels Aerger abzulei-
ten, indem ich sein Lieblingsthema berührte und
mit ihm zusammen auf das Pflaster des Städt-
chens schimpfte; allein ich hatte mich gewaltig geirrt.

„Hat sich was Pflaster!“ brauste der
Onkel auf. „Die Bestie das infame sibirische
Bieh warf mich einfach ab! Morgen will
ich aber auch dafür sorgen, daß das widerpenfliche
Tier aus der Stadt gebracht wird, ehe es noch ein
Malheur anrichtet.“

„Nun, Onkel, vielleicht hatte es heute Abend bloß
seine Mucken es war doch sonst immer so

sanft!“ erlaubte ich mir zu widersprechen, zumal
ich mir gar nicht denken konnte, daß das alte ruhige
Pferdchen so ohne Grund plötzlich wild und wider-
penflich geworden sein sollte. „Hente Mittag, wäh-
rend Du schliefst, hatte ich mich aufgesetzt und einen
kleinen Spozierritt mit ihm gemacht da ging
das Tier ganz ruhig und willig.“

„Was?“ rief der Onkel. „Du bist hente auf
dem Bieh geritten, ohne daß es Dich abwarf?“

„Ja wie ich schon sagte.“

„Und hast Du die fünfhundert Mark Belohnung
richtig bekommen?“ forschte der Onkel weiter.

„Welche fünfhundert Mark denn?“ entgegnete
ich, den Onkel ängstlich anblickend, in der Meinung,
er habe am Ende infolge seines Sturzes etwas
am Kopfe gestitten.

„Nun, die ausgesetzten fünfhundert Mark!“

„Keinen Pfennig!“ antwortete ich, ohne zu wissen,
was er wollte.

„Nun sieht man, daß die Leute die reinen Be-
trüger sind,“ belferte mein Onkel. „Gewiß streuten
sie vor den Vorstellungen dem Tiere auch bloß
Pfeffer unter den Schwanz! Aber mein Fall
soll ihnen teuer zu stehen kommen!“

Es giebt Momente im Leben, wo man ein dum-
mes Gesicht macht. Ein solcher Moment war jetzt
für mich eingetreten.

„Aber Onkel wovon redest Du
denn?“ stotterte ich endlich.

„Nun, von dem verdamnten Esel bei den Seil-
tänzern!“

O, jetzt ging mir ein Licht auf. Ein Wort gab
das andere und bald hatte sich unser Mißverständ-
nis aufgeklärt.

Am nächsten Tage reiste ich, nachdem es mein
Onkel glücklich durchgesetzt hatte, daß den Seil-
tänzern jedwede weitere Vorstellung am Orte ver-
boten war, von Sprottan wieder fort, da meine
Taschen wieder aus des Onkels Schatulle mit je-
nem edlen Metall gefüllt waren, ohne welche wir
arme Menschen eigentlich große Nullen sind.

Aber anstatt direkt nach Berlin in mein Studier-
stübchen zurückzukehren und meine dringendsten
Schulden mit dem neu eingeheimsten Mannon zu
bezahlen, dampfte ich frisch, froh, fromm, frei
nach dem Rhein, besuchte dort mehrere Freunde
und lebte volle fünf Monate lang herrlich und in
Freuden.

Endlich, zu Anfang des Oktober, kehrte ich wie-
der in mein Junggesellenstübchen zurück, wo die in-
zwischen für mich eingegangene Korrespondenz sich
gewaltig angehäuft hatte. Briefe in allen Größen
und Farben lagen da auf meinem staubigen Schreib-
pult und harrten meiner Lektüre.

„Drrr! Fast alles Rechnungen oder Mahn-
zetteln!“ murmelte ich, indem ich die Kowverts
der Reihe nach öffnete. „Kenne die meisten schon
auswendig! Möchte übrigens bloß wissen, warum
die Leute noch das Porto für diese Dinger unnütz
fortwerfen. Daß so oftmalige Gemahntwerden
macht Einen bloß dickhäutig; und dort das

lange Schreiben mit dem großen Gerichtsiegel nebst Aktenzeichen und Journal-Nummer außen unter der Adresse brauche ich erst gar nicht nachzusehen . . . das Format kenne ich schon so genau . . . ist 'mal wieder die Klage eines allzu ungestümen Gläubigers, der gar nicht warten kann und nun noch die Gerichtskosten obenein wird zu tragen haben!"

Und schlumm! flog es uneröffnet in den Papierkorb.

"Aber hier . . . was ist das?" Ein Brief mit dem Poststempel Sprottau und von der Hand des befreundeten Landshyndikus geschrieben?

Hastig war das Rouvert geöffnet. Doch erblickend ließ ich es wieder sinken, als ich die Zeilen durchflog.

"O, mein Gott!" murmelte ich bloß, und zwei Thränen drängten sich unwillkürlich in meine Augen.

Nachdem ich mich von der unerwarteten traurigen Nachricht erholt hatte, las ich noch einmal das Schreiben. Es lautete:

"Sprottau, 15. Juli 187*.

Mein lieber Herr Doktor!

Andurch entlebige ich mich der trüben Pflicht, Ihnen mitzuteilen, daß Ihr Herr Onkel, der frühere Mittergutsbesitzer und Rittmeister a. D. Egon v. Bennewik, heute früh in meinem Beisein an einem hitzigen Fieber sanft verschieden ist. Die Beerdigung findet den 18. d. Mts., nachmittags drei Uhr statt.

Mit tiefem Beileid

Ihr

Dr. Wurft, Landshyndikus."

"Also tot!" murmelte ich. "Tot! . . . Du guter alter Onkel!"

Doch Jugend und Leichtfinn halfen bald über den ersten Schmerz hinweg, und schon am anderen Tage hatte ich mich so weit gefaßt, daß ich — zu meiner Schande sei es gesagt — alle Konsequenzen, welche dieses Ereignis für mich haben mußte, ruhig überlegte.

"Um!" reflektierte ich bei mir. "Es ist doch infam, daß ich erst jetzt, zehn Wochen nach dem Todesfalle, nach Hause komme und das Schreiben finde! Was müssen nur die Sprottauer gedacht haben, daß ich mich nicht einmal zum Begräbniß meines Wohlthäters einfand? . . . Das Beste ist, ich fahre morgen gleich hinüber und entschuldige mein Ausbleiben. Dann kann ich am Ende auch gleich das Testament öffnen lassen und den gesamten Nachlaß des Verstorbenen in Empfang nehmen! Herrje! Wie wird mir das vorkommen, wenn ich mit einem Male so reich bin! . . . Mein erstes soll aber auch dann gleich nach meiner Rückkunft hier sein, daß ich meine sämtlichen Gläubiger befriedige . . . Will doch 'mal sehen, wieviel Schulden ich eigentlich habe."

Und ich suchte alle die eingegangenen Rechnungen

zusammen. Dabei fiel mein Blick auf die Klage, welche ich vorhin uneröffnet in den Papierkorb geworfen hatte. Ich nahm sie jetzt wieder heraus und löste das große Gerichtsiegel, um nach der Summe zu sehen, aber — o Gott! — das ist ja gar keine Klage!

Das ist ja eine amtliche Abschrift von dem Testament des Onkels Bennewik, welche das Gericht zu Sprottau mir einen Monat nach dem Begräbnistage, also jetzt vor sechs Wochen bereits, auf Bestimmung des Verstorbenen zugestellt hatte.

Und was für ein Testament! Ich ward ganz starr beim Lesen, und mein Gesicht verlängerte sich um das Doppelte.

Nanu? wirst Du fragen, lieber Leser. Ich denke der Onkel hatte versprochen, in seinem Testamente für Dich zu sorgen, daß Du niemals in die Lage kommen solltest, etwa Hunger und Not zu leiden? Und der Onkel brach nie sein Wort?

So ist es auch, freundlicher Leser, aber denke Dir, wie er für meinen Lebensabend gesorgt hatte! Er hatte mich in das „Alte Männer- und Frauen-Spital" zu Sprottau eingekauft, wo ich nun neben den verlassenen Armen der Kommune freies Unterkommen nebst Verpflegung für mich finden konnte, sobald ich es wollte; sein ganzes übriges Vermögen aber hatte er der Stadt Sprottau vermacht unter der Bestimmung, daß dafür die Straßen neu zu pflastern und stets in gutem Zustande zu halten seien, worauf natürlich Magistrat und Stadtverordnete sofort eingegangen waren.

Wenn ich jetzt wieder nach Sprottau komme, welches alle Jahre einmal am Todestage des alten Onkels geschieht, wo ich sein Grab frisch betränge, dann begrüßt mich, wie früher, stets der gemüthliche Bahnhofszinspektor mit den Worten:

"Ah! . . . Schönen guten Tag, Herr Doktor!"

Auch ich antworte dann, wie sonst, ihm kordial die Hand drückend, mein althergebrachtes:

"Schönen guten Tag, Herr Inspektor!"

Aber statt der früheren Frage: Wollen wohl sehen, was der alte Erbonkel macht? fährt der Wiedermayer jetzt pffiffig lächelnd fort:

"Wollen wohl mal wieder ihren Altestitz in unserem Spital besichtigen und auf Ihrem Pflaster ein bißchen spazieren gehen?"

Saja! Auf dem Pflaster, welches inzwischen von dem Gelde hergestellt ist, das erst mir von meinem Onkel vermacht war, bis ich ihn damals im „Schwarzen Adler" durch meine Rede zu der unseligen Aeußerung trieb, daß er eine Neupflasterung der Stadt durchsetzen könne und werde. Da konnte er, als ein Mann von Wort, nach seiner Ansicht nicht wieder zurück und mußte diesem Ausspruch sowie seiner früheren Aeußerung: er werde schon in seinem Testamente dafür sorgen, daß ich nicht dereinst mal Hunger und Not zu leiden brauche, nicht anders zusammen gerecht zu werden, als daß er es machte, wie ich es oben erzählt habe.

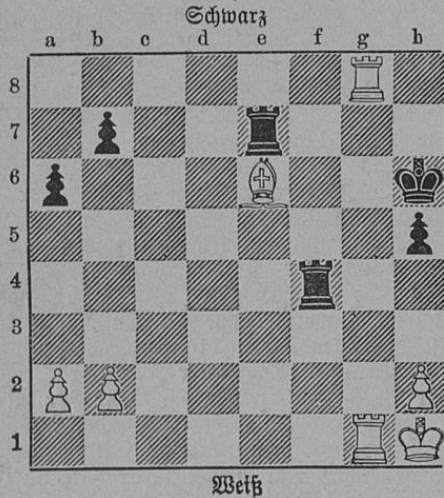
Schach.

Partie Nr. 43.

Sicilianisches Spiel¹⁾

Weiß	Schwarz	Weiß	Schwarz
P. Morphy	L. Paulsen	P. Morphy	L. Paulsen
1. e2—e4	c7—c5 ²⁾	19. Df3—e4	Dh4—g5
2. d2—d4	c5—d4:	20. g2—g3	f4—f3
3. Sg1—f3	e7—e6	21. Sb3—d2!	Lb6—d8 ³⁾
4. Sf3—d4:	Lf8—c5 ³⁾	22. Sd2—f3:	Dg5—h6
5. Sd4—b3 ⁴⁾	Lc5—b6	23. Tf1—g1	Ld8—f6:
6. Sb1—c3	Sg8—e7	24. e5—f6:	Sg7—e8
7. Lc1—f4	0—0	25. Ld6—f4	Se8—f6:
8. Lf4—d6!	f7—f5	26. De4—c6:	Dh6—f4:
9. e4—e5 ♚	a7—a6	27. De6—c8†:	Ta8—c8:
10. Lf1—e2	Sb8—c6	28. g3—f4:	Te8—c2:
11. 0—0	Tf8—f7	29. Ta1—c1	Te2—f2:
12. Kgl—h1	f5—f4	30. Tc1—c8†	Sf6—g8
13. Sc3—e4	Se7—f5	31. Sf3—e5	Tf7—g7
14. Le2—h5 ⁵⁾	g7—g6	32. Se5—g6†:	Kh8—h7
15. Lh5—g4	Sf5—g7	33. Sg6—f8†	Kh7—h6
16. Dd1—f3	h7—h5	34. Sf8—d7:	Tg7—d7:
17. Lg4—h3	Dd8—h4	35. Te8—g8:	Tf2—f4:
18. Se4—f6†	Kg8—h8	36. Lh3—e6	Td7—e7

Aufgabe Nr. 68.



Stellung nach dem 36. Zuge.
Weiß gibt in vier Zügen matt.

Anmerkungen.

1) Die nachfolgende Partie wurde im vierten und letzten Turniergehänge des ersten amerikanischen Schachkongresses zu Newyork 1857 gespielt. Die beiden Meister, die die jüngsten Kongreßteilnehmer waren (Morphy zählte damals 22, Paulsen 24 Jahre) hatten um den ersten und den zweiten Preis einen Stüchtkampf auszufechten, in welchem Morphy oblagte. Wir veröffentlichen die Züge nach dem Buche: Paul Morphy, Skizze aus der Schachwelt von Dr. Max Lange—Leipzig, Zeit u. Comp.

2) Nach diesem Zuge, welcher die Sprengung des feindlichen Bauerncentrums und die Erhaltung der eigenen Mittelbauern bezweckt, wird die Partie benannt.

3) Hier ist 4. . . . Sb8—c6 zwar nicht besser aber gebräuchlicher.

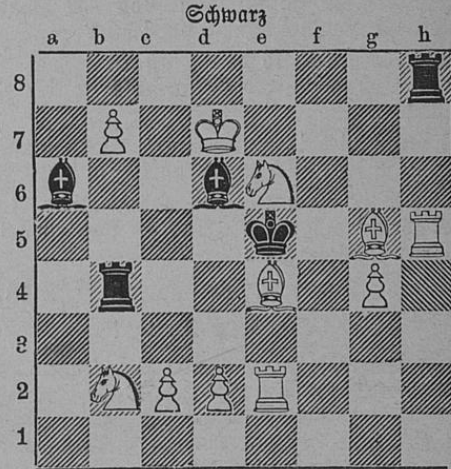
4) Natürlicher erscheint 5. Le1—e3.

5) Geschieht in der Absicht, durch Verlockung des g-Bauern den feindlichen Königsflügel zu schwächen.

6) Schlecht wäre, wie leicht ersichtlich, 21. . . . Dg5—d2: wegen 22. De4—g6:, worauf Turm f7 nicht mehr zu retten ist, da durch 23. Dg6—h7# beziehentlich nach 22. . . . Tf7—f6:; 23. e5—f6: durch 24. Dg6—g7# Matt droht.

Aufgabe Nr. 69 von Herrn Ad. Keller in Eberfeld.

(Originalproblem des Sonntagsblattes.)



Weiß zieht an und gibt in zwei Zügen Matt.

Die vorstehende Aufgabe verdankt, wie der Herr Verfasser uns mitteilt, ihre Entstehung dem Studium der von Hagenschen Aufgabe Nr. 62 in Nr. 30 des Sonntagsblattes, an welche ihre äußere Form erinnert, während die Problemidee eine wesentlich andere ist.

Lösung von Aufgabe Nr. 66.

- | | |
|---------------------|------------------------|
| Weiß. | Schwarz. |
| 1. De4—h1 | Ta7 oder Tb8 beliebig. |
| 2. Dh1, Tb1 od. Th8 | gibt Matt. |

Nichtig angegeben von F. v. H., hier; Abonnent F. in Eberfeld; Schmitz in Millich.

Briefkasten.

F. v. H. hier: Wir werden über die Priorität der beiden Aufgaben — die von uns mitgeteilte datiert aus dem Jahre 1852 — Nachforschung anstellen und über das Ergebnis gelegentlich Mitteilung machen.

Nabenhotel in Luzern und F. v. H. hier: Wir bitten vorstehende Notiz sowie Bemerkung unter F. v. H. im vorigen Briefkasten zu vergleichen.

Abonnent F. in Eberfeld: Ihr Vorschlag sucht einer schlimmen Sache die beste Seite abzugewinnen. Solche Scherzaufgaben sind in den letzten Jahrgängen der Deutschen Schachzeitung wiederholt erschienen. Lösung von Nr. 67 ist richtig.

Sonntagsblatt.

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. F i n t.

Druck u. Verlag der Aktien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt“ in Düsseldorf.

Nr. 37.

Sonntag, den 10. September.

1882.

Fünfzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Lukas VII, 11–16.

Inhalt: Jesus erweckt am Stadthore zu Naim den einzigen Sohn einer armen Witwe zum Leben.

Zum Feste Mariä Geburt.

Vergißmeinnicht.

Wer hilft, wenn in des Lebens Stürmen
Das Herz vor Angst und Leid dir bricht;
Wer ist dir Führer, wird dich schirmen,
Wenn selbst sich trübt der Seele Licht?
Wenn dann im Drange der Verjüngung
Die Hölle wütend dich umringt
Und so, im Kampfe mit der Neigung,
Dich nur noch deckt des Glaubens Schild?

Wer stärkt, wenn du, bereits ermüdet,
Nun halb erschöpft am Wege liegst;
Dein Herz sich immer mehr betrübet,
Du weder Trost noch Rettung siehst?
Wenn deiner Feinde Zahl sich mehret,
Nings um dich dröhnt ihr Wutgeschrei,
Doch niemand deine Seufzer höret;
Wer steht in solcher Not dir bei? —

Wer tröstet dich, wenn schuldbeladen
Du dich erblickst, an Tugend arm,
Umsonst du suchst des Richters Gnaden:
Daß zürnend er sich dein erbarmt?
Weißt du, wer hilft, wer stärkt und tröstet,
Wenn's dir an Licht und Kraft gebriecht,
Wer dich aus aller Not erlöset,
Dich liebt und deiner nie vergißt? —

Schau' auf die Mutter mit dem Kinde!
Sie ist's die jedes Leid verflücht,
Die dich bewahrt vor Tod und Sünde,
Wenn kindlich fromm du zu ihr stehst.
Maria hilft in allen Nöten,
Sie stärkt im Kampfe und giebt Licht;
Sie rettet jeden, der da betet:
„Maria, o vergiß mein nicht!“

H. C.

Während das Dasein der meisten Menschen nur in engeren und beschränkteren Kreisen eine wohlthätige Wirksamkeit ausübt, ist hingegen Marias Eintritt ins Orbenleben ein Ereignis, an welchem alle Menschen ohne Ausnahme sich zu erfreuen Ursache haben. So wird heute von der Kirche in den Tageszeiten uns zugerufen: „Lasset die Geburt der seligsten Jungfrau mit Freude uns feiern, durch

welche das Heil der Welt den Gläubigen erschienen ist, deren glorreiches Leben der irdischen Welt das Licht gebracht, deren Demut der Herr voll Huld angesehen, die, wie der Engel ihr verkündet, den Heiland der Welt empfangen.“ Schon hierdurch werden wir belehrt, daß wir zugleich mit dem Geburtstage der Mutter Christi auch jenen unserer eigenen Mutter feiern; denn dies ist sie nach der Ordnung des höheren Lebens. Den Geburtstag der Mutter Christi ehret die Kirche durch die Lesung des Stammbaumes Christi, weil an und mit demselben auch die Abkunft Mariä dargestellt ist. Daher singt die Kirche ferner heute: „Die Geburt der glorreichen Jungfrau aus der Linie Abraham, hervorgegangen aus dem Stamme Juda, die Erlauchte aus der Familie Davids.“ Und weiter: „Aus königlichem Geschlechte entsprossen, leuchtet Maria, nach deren Fürbitte wir inständig verlangen.“

Warum wird nun Gewicht darauf gelegt, daß sie von hohen und königlichen Ahnen abstammt? Genügt es nicht vollkommen, um ihre Würde auszusprechen, daß wir bei den schlichten Worten des Evangeliums stehen bleiben: „Maria, aus der geboren ward Jesus, der genannt wird Christus?“ Wozu also ward die Mutter ihm erwählt als eine Jungfrau vom königlichen Stamme? Ohne Erlöser kann die gefallene Menschheit nicht gedacht werden, und schon die ersten Stammeltern mußten unter dem Segen der Erlösung stehen. Daher mußten nach den Gesetzen der allmählichen Entwicklung des Menschengeschlechtes bis zu dem Zeitpunkte, da es des neuen Umschwunges fähig wurde, das Erlösungswerk einen eigentümlichen Gang nehmen und in einer eigens dazu erwählten Familie eine Linie sich durch die Zeiten schlingen, aus welcher zuletzt derjenige entsproß und leiblich hervortrat, der bisher als Logos und Gottessohn, in bloß geistigem Verbande, das Ganze erhalten hatte. Darauf bezieht sich die Weissagung: „Es wird ein Zweig hervorgehen aus der Wurzel Jesai (aus Davids Geschlechte) und eine Blume darauf erblühen, auf welcher der Geist Gottes ruhen wird.“

In dem heutigen Evangelium (Matth. 1, 1.—14.) ist diese Familienlinie nachgewiesen, die von Abraham, dem Vater der Gläubigen, durch die drei hauptsächlichsten Zeitalter der Geschichte Israels fortgeht. Zwar kommen in der letzten Reihe im-

mer dunklere Namen vor, bis endlich Josef, der nächste Verwandte der Jungfrau, so wie diese selbst, fern davon, als Glieder einer Königsfamilie zu glänzen, vielmehr einem dürftigen und untergeordneten Stande angehören. Der wahre König der Menschheit also tritt seiner menschlichen Abkunft nach als Sohn einer Jungfrau in die Welt, die in gerader Linie der letzte Sprößling des erlauchten Hauses war; als Teilnehmer an der ganzen Last des Elendes, die der Mensch auf sich gewälzt, als Welkerlöser, als Knecht Gottes und Führer zur wahren Herrlichkeit, hat er die Niedrigkeit und Armut dem irdischen Prunkte vorgezogen. So ist nun Maria eine fürsichtige Jungfrau. „Im Menschengeschlechte“, sagt der heilige Petrus Damiani, „wird jener adelig genannt, welcher unter seinen Ahnen berühmte und glänzende Namen aufzuweisen hat. Die seligste Jungfrau hingegen, obgleich von erlauchtem Vätern entsprossen, hat doch eine viel größere Herrlichkeit des Abels von Jenem empfangen, der auf ganz neue und einzige Weise aus ihr geboren wurde, und so adelig sie war als die Tochter der Könige, so ist sie doch erlauchter noch als Mutter des höchsten Königs.“ Und der heilige Justinus der Martyrer sagt: „Seliger ist die heilige Jungfrau zu preisen um ihrer Tugend willen, durch welche sie ihrer Auserwählung sich würdig machte, als um dieser Auserwählung selbst willen, die ihr die Wunder einer so erhabenen Mutterchaft verliehen.“ Gewiß, wenn wir diese verschiedenen angedeuteten Gedanken heute recht tief beherzigen, so werden wir innigen Anteil nehmen müssen an der Freude der Kirche über die Geburt Marias.

Ein Wort über die sittliche Verkommenheit vieler Knaben in den ersten Jahren nach ihrer Entlassung aus der Schule.

Treten die Knaben aus der Schule, so berechtigt ihre Mehrzahl zu den schönsten Hoffnungen; denn ihr Geist ist hinreichend gebildet, um sich mit Erfolg irgend einem Berufe des bürgerlichen Lebens zu widmen; ihr Gemüt ist aufgeschlossen und empfänglich für die Religion und Tugend; ihr Wille ist unter der sorgfamen Leitung der Schule stark und kräftig geworden, um für den Wandel auf dem Wege der Gottesfurcht sich zu entscheiden; — sie sind im Geiste, Gemüte und Willen auf das Gute gerichtet. Wenn diese Richtung doch für und für bleibe, welch großen Gewinn würde das bringen! Gewiß kann man den Familien, der Kirche und dem Staate nichts besseres wünschen, als daß der Same des Guten, welchen die Schule in das Herz der Jugend ausgestreut hat und der unter ihrer Pflege bereits aufgegangen ist, auch nach dem Abgange der Schuljahre fortfahre, sich zu entwickeln, zu gedeihen, und seine Früchte trage. Allein, wie oft findet dieser Wunsch keine Erfüllung! Kaum sind etliche Jahre nach der Entlassung aus der Schule verfloßen, so bieten schon gar viele Knaben einen sehr traurigen Anblick dar; der Beschauf der Sünde nämlich ist über ihr Herz hingefahren und

hat die Blüte der Tugend zerstört; man sieht keine roten, blühenden Wangen mehr, das Laster hat sie gebleicht; man gewahrt keinen heitern, fröhlichen Sinn mehr, mit der Unschuld ist zugleich die Heiterkeit des Gemütes geflohen, und man bemerkt keine Begeisterung mehr für das Eine, was not thut, und kein feuriges Streben mehr, in allen Dingen den Willen Gottes als Regel und Richtschnur für das Leben und Handeln anzuerkennen, wohl aber ein Ringen nach falscher Freiheit, nach Unabhängigkeit von aller Autorität, — Wollust, Rohheit, Freiheitsdurst und Schwindel haben die Stelle der heiligen Unschuld, des edlen Sinnes und des kindlichen Gehorsams eingenommen.

Aber worin liegt der Grund dieser Verwilderung vieler Knaben, von der fast jeder Tag uns neue Beispiele vorführt? — Ohne Zweifel zum größten Teile darin, daß die Entlassung der Knaben aus der Schule deren Leitung und Erziehung durch den Seelsorger in der Regel beschließt. So lange sie der Schule angehören, stehen sie zu dem Seelsorger in einem innigen Verhältnisse; dieser betreibt, in Verbindung mit den Eltern und Lehrern, ihre christliche Erziehung, ihre Erziehung in der Furcht und Ermahnung des Herrn. Namentlich ist er in den beiden letzten Schuljahren, in der Zeit der Vorbereitung der Knaben für die erste heilige Kommunion bemüht, ihre Herzen für das Christlichgute zu gewinnen und sie mit Liebe zur Religion und Kirche zu erfüllen. Sein Wirken ist nicht fruchtlos; der Same des göttlichen Wortes, den er ausstreut, geht auf und bringt gute Frucht; seine Jünger wenden sich mit Abscheu von dem Bösen ab und offenbaren in Wort und Werk Gottesliebe und Gottesfurcht. Allein sind dieselben aus der Schule ausgetreten, so pflegt der erziehlige Einfluß des Seelsorgers zum größten Teile oder gar ganz aufzuhören. Sie gehen dann ohne den bisherigen Hirten in die Welt hinein und in das Leben, welches so reich an Versuchung und Verführung ist. Wie darf man nun hoffen, daß sie alle immerfort den rechten Weg halten und sich nicht abbringen lassen auf die breite Straße der Sünde, zumal da sie gerade in der Lebensperiode sich befinden, in welcher ihr Herz dem Verführer so leicht zugänglich ist und sich ihm sobald hingiebt? Einigen, leider vielen, wird die Selbstständigkeit und die Freiheit von der Zucht des Seelsorgers, welche man ihnen unklugerweise einräumt, zum Verderben gereichen — und wer kann sich darüber wundern?

Wie ganz anders aber würde es um unsere Jungen stehen, wenn die der Schule entlassenen Knaben nicht sofort der sorgfamen Hirtenpflege ihrer Pfarrer und deren Stellvertreter entzogen wären! Dann würden bloß seltene Fälle der Verwilderung sich zeigen, dann würden ohne Zweifel die meisten, fast alle Knaben, geführt von ihren Seelenhirten, die vielen Gefahren, welche die Jugendzeit für die Sittlichkeit bringt, siegreich bestehen und flecken- und makellos in das Lebensalter hübergehen, in dem der Mensch an Geist und Willen hinreichend erstarkt ist, um das, was zeitlich und ewig frommt

und nutzt, von dem, was schadet und verdirbt, selbst zu unterscheiden und jenes zu wählen, dieses aber zu verwerfen. Darum, soll es anders und besser werden, so suche man das Verhältnis, welches während der Schulpflichtigkeit zwischen den Knaben und der Seelsorgsgeistlichkeit herrscht, das Verhältnis des Schülers zum Lehrer, des Jünglings zum Erzieher, des Kindes zum Vater, im wesentlichen auch über die Schuljahre hinaus zu erhalten. Wir verkennen es nun nicht, daß die Erfüllung dieser Forderung ihre Schwierigkeiten hat, weil in den Köpfen der nicht mehr schulpflichtigen Jugend alsbald der Gedanke der Großjährigkeit auftaucht, der gegen Abhängigkeit, fremde Ueberwachung und Leitung sie widerwillig macht. Jedoch wenn man klug und weise zu Werke geht, wenn man insbesondere sich hütet, durch eine gar zu ängstliche Bevormundung der Jüglinge das Gefühl ihrer Großjährigkeit zu kränken, so wird das genannte Hindernis leicht überwunden werden. Was von seiten des Seelsorgers zu thun ist, um sich den erzieherischen Einfluß auf die Kinder auch noch nach deren Entlassung aus der Schule zu bewahren und zu sichern, gehört nicht hierher. Allein was hilft alles Bemühen des Seelsorgers, wenn nicht die Eltern der Jüglinge ihn wacker und thätig unterstützen? In deren Hand liegt es hauptsächlich, ob der Geistliche den Kindern auch nach ihren Schuljahren noch das ist, was er ihnen während derselben war, nämlich ihr Führer und Wegweiser, oder nicht, und ob diese ihm willig folgen oder nicht. Deshalb ist es wohl keine überflüssige Sache, wenn wir Euch, katholische Eltern, die Pflichten vorhalten, die Ihr zu erfüllen habt, damit auch Eure heranwachsenden Pfleglinge unter der heilsamen Leitung und Führung ihres Seelenhirten verbleiben und dieser sie durch die für ihre Tugend und ihr Glück gefahrvolle Jugendzeit siegreich hindurchgeleite.

Erweiset erstlich selbst vor den Augen Eurer Kinder dem Pfarrer und seinem Stellvertreter die ihm schulbige Achtung und Ehrfurcht. Diese Pflicht stellen wir mit Recht oben an; denn wenn der Geistliche auf Eure Kinder heilsamen Einfluß ausüben, in der That ihr Hirt sein soll, dem sie mit Liebe und Vertrauen sich anschließen und folgen, so thut nichts mehr not, als daß er bei ihnen in Achtung und Ehren stehe. Das aber wird der Fall nicht sein, wofern Ihr selbst vom Gegenteile das Beispiel gebet; die Gleichgültigkeit oder gar Mißachtung, welche Ihr gegen den Geistlichen an den Tag legt, wird auf Eure Kinder übergehen — und das ermahnende, ermunternde, warnende Wort desselben wird dann bei ihnen ohne Furcht bleiben; ja, sie werden sich von ihm abwenden und seine Hirtenstimme nicht mehr hören. Darum, Eltern! bemüht Euch, durch Euer eigenes gutes Beispiel Eure Kinder mit tiefer und wahrer Hochachtung gegen ihren Seelsorger zu erfüllen; redet nie grundlos übel von ihm; wo Ihr Ursache zum Tadel habt, da werde der Tadel nie laut vor den Ohren der Kinder; Euer ganzes Benehmen gegen den Priester

drücke Eure innere Hochachtung aus und leite die Kinder an, auch den Mann zu verehren, der da berufen ist, sie auf den Weg der Tugend und Gottesfurcht zu führen und auf demselben sie zu erhalten. — Leider scheint dieses nicht von allen Eltern gehörig gewürdigt zu werden; ist auch, gottlob! die Zahl derjenigen gering, die sich einer offenbaren Verachtung der Geistlichen, der Stellvertreter und Gesandten Christi, nicht schämen, so giebt es doch viele, welche sich dem Priester möglichst fern halten, denen er eine gleichgültige Person ist, so daß sie nur alsdann mit ihm in Berührung kommen, wenn sie seiner nöthigen Dienstleistungen nicht entbehren können. Die notwendige Folge dieser Ferne zwischen Eltern und Seelsorger ist die, daß auch die Kinder, sobald die Schule sie nicht mehr mit ihrem Hirten tagtäglich zusammenführt, sich allmählich ihm entfremden und seiner Führung sich entziehen.

Dann ziehet den Seelsorger zu Rate, wo es sich um die Zukunft Eurer Kinder handelt. Sollen diese z. B. ein Handwerk lernen, so benehmet Euch mit ihm über die Wahl desselben, und ist dasselbe bestimmt, so nenne er Euch den geeigneten Lehrmeister oder gebe sein Urtheil über den von Euch gewählten. Oder wünschet Ihr, daß sie sich der Wissenschaft widmen, so berichte er Euch über ihre Fähigkeiten zum Studiren, welche Studienanstalt den Vorzug verdiene etc. Auf solche Weise wird mancher Nachtheil für Eure Kinder verhütet und werden diese zugleich dahin gebracht, daß sie sich, obwohl über die Schuljahre hinaus, von dem Seelsorger noch abhängig und in ihm den Mann erkennen, der an ihrem Lebensglück liebevollen Anteil nimmt, dessen mahnende, warnende, ratende Stimme sie darum auch nicht verachten.

Ferner, sind Eure Kinder in Gefahr, Fehltritte zu thun, oder haben sie solche gethan, so nehmet sofort die Hilfe des Seelsorgers in Anspruch. Er kennt am besten die Mittel, um die auf dem Tugendwege Wankenden zu halten, daß sie nicht fallen, und die Gefallenen wieder aufzurichten, und sein Wort, das Wort der Liebe und des Ernstes aus dem Munde des gottgesandten Seelenfreundes und Hirten, wird in der Regel dort noch Kraft haben und Eindruck machen, wo Eure Bitten, Mahnungen und Drohungen kein Gehör mehr finden. Ueberdies aber auch räumt Ihr so dem Seelsorger die Stelle ein, welche er Euren Pfleglingen gegenüber einnehmen soll. Wie sehr ist es zu beklagen, daß manche Eltern, namentlich in den vornehmen Ständen, dieses so wenig oder gar nicht beachten! Sie meinen, des Rates und Beistandes von seiten des Geistlichen bei der Besserung ihrer Kinder nicht zu bedürfen, oder falsche Scham hält sie ab, ihm von den Fehlern der Ihrigen Kenntniß zu geben.

Weiter sorget dafür, daß Eure Kinder in der Pfarrkirche ihre religiösen Bedürfnisse befriedigen, namentlich daß der Pfarrer oder der Kaplan ihr Beichtvater sei. Denn wo das nicht geschieht, da lockert

sich das Band zwischen dem Pfarrer und den Kindern und muß es sich zuletzt gänzlich auflösen.

Endlich sehet mit Ernst darauf, daß Eure Kinder sich willig den Anordnungen fügen, durch welche der Seelsorger seine Verbindung mit denselben unterhält. Unter diesen Anordnungen aber gebührt der erste Platz den sonntäglichen Kirchenkatechesen und der monatlichen heiligen Kommunion. Darum laffet es nie zu, daß diese ohne gewichtigen Grund von Euren Zöglingen versäumt werden.

Wo Ihr, christliche Eltern, in dieser Weise dem Seelsorger hilfreich entgegenkommt, da wird die heranwachsende Jugend sich demselben nicht entfremden und seiner Leitung sich nicht entziehen können, da wird sie den Tugend- und Heilsweg, welchen sie unter seiner Leitung in der Schule betreten hat, der Schule entlassen, von ihm geführt fortwandeln — zu Eurer Freude und ihrem eigenen Segen.

Nathanael.

CVC. Kath. Erziehungswesen in England

für die mittleren und höheren Stände.

Kaum irgendwo sonst weist die Geschichte ein erhabeneres Beispiel auf, was die vereinten Kräfte entschlossener Männer zu leisten vermögen, als die Geschichte der Erziehung der katholischen Jugend Englands, deren Einrichtungen sich vollständig aus freiwilliger Thätigkeit und ohne jede Mitwirkung der englischen Regierung aufgebaut haben. Vor etwas weniger als neunzig Jahren besaß die kathol. Kirche hierzulande keine einzige Erziehungsanstalt für Söhne der höheren und mittleren Stände und nur eine einzige Schule für arme Kinder. Neunundneunzig Prozent der katholischen Bevölkerung war gezwungen, ihre Kinder in protestantischen Schulen erziehen zu lassen, und nur der kleinste Rest war in der glücklichen Lage, seine Söhne nach Frankreich senden zu können, wo die Klöster in St. Omer, Douay und andere besondere Vorkehrungen für englische Zöglinge getroffen hatten. Wie mit einem Schlage hat sich dies heutzutage alles geändert, nicht nur braucht niemand mehr ins Ausland zu gehen, um seinem Glauben gemäß erzogen werden zu können, sondern die katholische Kirche besitzt im Verhältnis zu der Zahl ihrer Mitglieder mehr Schulen, die mit ihr in engster Verbindung stehen, von der Geistlichkeit überwacht und von den Bischöfen geleitet werden, als irgend eine andere Kirche in England. Den Grund zu diesem herrlichen Werke legte eine Anzahl aus Frankreich während der Revolution von 1789 vertriebener Katholiken, namentlich Klostergeflüchteten. In der That, es ist eine merkwürdige Fügung des Himmels, daß während 200 Jahre früher unter der Regierung der herrschsüchtigen und fanatischen Elisabeth katholische Familien ihres Glaubens wegen aus England flüchten mußten, deren letzte Nachkommen später wieder dahin zurückkehrten, um der Mutterkirche zu ihrer heutigen Größe zu verhelfen. Diesem Umstande verdankt das von Douay über den Kanal herüber verlegte „College of St. Guthbert“ in Usher nahe bei Durham seine Entstehung.

Die Emancipation der Katholiken im Jahre 1829, aber weit mehr noch die Wiedereinführung einer Hierarchie in England vor etwa 30 Jahren, deren Glieder seither, Generalen gleich, die kampfbereiten Schaaren zum Siege führten, gaben dem katholischen Schulwesen einen ungeahnten Aufschwung. Mit Recht konnte der damals vor den Bischöfen gelegentlich ihrer ersten Synode predigende Cardinal Newman begeistert ausrufen: „Der Winter ist vorüber, der Regen hat aufgehört, die Blüten zeigen sich im Lande und der Feigenbaum reift seine herrlichen Früchte heran.“ Mit steigender Schnelligkeit entstanden nun kleine Schulen, diese erweiterten sich in große; aus den großen Schulen wurden kleine „Colleges“. Heute zählt man von der letzteren Art eine Kombination von Universitäten und Gymnasien, im ganzen 15 mit nahezu 2000 Schülern. Heben wir darunter nur einige hervor: Ueber alle anderen ragt die große Jesuitenschule in Stonhurst, Lancashire empor, die den katholischen Knaben der höheren Stände die berühmte protestantische Stonschule gegenüber dem Schlosse Windsor, die Erziehungsanstalt der Blüte Englands, ersetzt. Eine andere hohe Schule, welche von dem katholischen Adel des Landes besonders frequentiert wird, ist die vom Cardinal Newman im Jahre 1859 gegründete und von ihm seither geleitete berühmte Schule der Oratoristen in Egbaston, aus welcher u. a. der Herzog von Norfolk, das um das katholische Schulwesen hochverdiente Haupt des katholischen Laienelementes Englands, hervorgegangen ist. Eine Eigentümlichkeit dieser Schulen ist hier der Erwähnung wert, weil sie sich vorteilhaft von einer in den übrigen protestantischen Schulen herrschenden Unsitte abhebt. Während nämlich in den letzteren die Vakanten meist 4 Monate vom Jahre dauern, sind sie in den ersteren auf 9 Wochen beschränkt und werden mit rigoroser Strenge eingehalten.

Ein Beispiel, wie viel auch für die Mittelklassen geschieht, giebt die von Dr. Vaughan, Bischof von Salford, in Manchester errichtete Schule, welche den den Geschäften sich widmenden katholischen Knaben Gelegenheit bietet, sich in ihren speziellen Fächern auszubilden, und die den deutschen Gewerbeschulen, sowie den écoles spéciales des arts et manufactures in Frankreich nachgebildet sind. Um seinen Zweck besser zu erreichen, hat sich der hochw. Bischof mit einem aus praktischen Geschäftsleuten bestehenden Comité umgeben, die ihm ratend und helfend zur Seite stehen. In London verdanken die mittleren Stände der besonders auch auf dem Gebiete des Schulwesens rastlosen Thätigkeit Sr. Eminenz des Cardinal-Erzbischofs Manning das herrlich im Westen gelegene Colleg, das, aus kleinen Anfängen hervorgegangen, heute ca. 100 darin wohnende und eine gleiche Zahl es täglich besuchende Schüler hat.

In der That, die katholische Kirche kann stolz sein auf dieses Resultat. Während mit Ausnahme der Vereinigten Staaten und Oesterreichs alle anderen Regierungen katholische Erziehung in ihren Ländern fast zur Unmöglichkeit machen, öffnet das protestantische England seine Arme alle denen, die

Ihre Söhne in dem Glauben ihrer Väter erziehen lassen wollen, und von dieser Gelegenheit machen jetzt schon viele Deutsche wie Franzosen Gebrauch, die namentlich in englischen Jesuitenkollegien ihren Studien obliegen; und daß diese vortrefflich gelehrt sind, beweist schon der Umstand, daß sie mit der Universität London in intimen Beziehungen stehen und von ihr ihre Grade erhalten. Aber auch die deutschen Jesuiten, die aus ihrem Vaterland verjagt sind, haben sich auf dem ihnen geschenkten, im Norden Englands gelegenen Landsitze darauf vorbereitet, deutsche Knaben nach den Grundsätzen ihrer Religion zu unterrichten.

Mögen diese Schulen auch in Zukunft alle blühen und gedeihen, möge das leuchtende Beispiel Englands auch in anderen Ländern Nachahmung finden. [Leider mehren sich nur die Anzeichen, daß auch in England der Staat mehr und mehr seine kalte Hand auf die Schulen ausstrecken will. Geschicht das, dann wird auch dort manche Blüte geknickt werden. Vorläufig aber sind allerdings die englischen Schulverhältnisse rosig gegen die auf dem Festland.]

○ Gedanken der Heiligen für alle Tage des Jahres.

10. Sept. Die Undankbarkeit ist die Scheidewand zwischen Schöpfer und Geschöpf; der Damm, welcher den Bach von der Quelle trennt; die Wolke, welche das Licht der Sonne verfinstert. Derjenige ist einer Gutthat unwürdig, der sich dafür undankbar erzeigt. (Heil. Bernhard.)

11. Sept. Ich geniesse keinen Trost, so lange ich meinen Bruder trostlos sehe. (Derselbe.)

12. Sept. Aus der Liebe Gottes entsteht die Nächstenliebe und durch die Nächstenliebe wird die Liebe Gottes unterhalten. (Heil. Gregor.)

13. Sept. Nicht darum hast du mehr als andere empfangen, daß du in Genüssen schwelgest, sondern daß du den Brüdern Liebesgaben spendest. Das Geld ist dem Besitzer gefährlich. Es ist ein schlimmer Herr und ein verräterischer Knecht. Verachte den Reichtum und du wirst reich. (Heil. Chrysostomos.)

14. Sept. Wie nicht der Wein an sich etwas Böses ist, sondern sein ungeordneter Gebrauch, nämlich die Trunkenheit; so ist auch nicht der Reichtum an sich etwas Böses, sondern der Habgiz und die Habsucht. Etwas anderes ist ein Habächtiger, und etwas anderes ein Reicher. (Ders.)

15. Sept. Das Gebet festigt den Glauben, belebt die Hoffnung und entflammt die Liebe; es nährt jede Tugend. Das Gebet hebt den Menschen vom Irdischen und Vergänglichem hinauf zum Ewigen, zu Gott. (Heil. Thomas von Aquin.)

16. Sept. Kein Mensch ist so gerecht, daß ihm prüfende Leiden nicht nötig wären, entweder zur Vervollkommnung, oder zur Befestigung, oder zur Bewahrung der Tugend. Kein Diener Christi ist ohne Trübsal; meinst du keine Verfolgung leiden zu müssen, so hast du noch nicht angefangen ein Christ zu sein. (Heil. Augustinus.)

* Vermißte und wiedergefundene Polarforscher.

Zu denjenigen kühnen Männern, welche die Erforschung der schwer zugänglichen, nördlich vom Polarkreise belegenen Gegenden sich zur Lebensaufgabe gemacht, gehört der Schotte Benjamin Leigh-Smith, welcher, selbst Seefahrer von Beruf, der Wissenschaft schon erhebliche Dienste in der Erforschung des nördlichen Polarmeeres geleistet. Diese Dienste sind umso mehr anzuerkennen, als Herr Smith die Kosten seiner Reisen aus eigenen Mitteln bestritten und bis dahin niemals an die Freigebigkeit der Regierung seines Vaterlandes oder an diejenige seiner Mitbürger appelliert hat.

Herr Smith strebte niemals dahin, zu den Entdeckern großen Stiles gezählt zu werden, er wollte nicht mit Payer und Weyprecht, mit Nordenskjöld und Franklin in einem Atem genannt werden, er begnügte sich vielmehr damit, diejenigen Reisen, welche vor ihm andere Männer gemacht, noch einmal zu machen und durch Detail-Forschungen diejenigen Lücken auszufüllen, welche notwendigerweise in den Berichten seiner Vorgänger hatten zurückbleiben müssen. Geradezu durch diese Detail-Forschung ist Herr Leigh-Smith von großem Nutzen gewesen und seiner Arbeit und thätigen Ausdauer ist nicht zum mindesten die eingehende Kenntnis zu verdanken, deren wir uns gegenwärtig sowohl betreffs der arktischen Tier- und Pflanzenwelt, wie auch betreffs der Küsten-Konfiguration arktischer Länder zu rühmen vermögen. Mit großem Interesse ward daher auch in ganz Nord-Europa stets die Kunde begrüßt: Herr Smith rüfte zu dieser oder jener Fahrt, und groß war die Zahl derjenigen kühnen und seetüchtigen Schotten, die sich ihm jedesmal zur Verfügung stellten und unter denen er die kräftigsten und zuverlässigsten Männer auszuwählen vermochte. Das Schiff, mit welchem Herr Smith neuerdings seine Fahrten unternommen, war der von ihm selbst aus bestem Material während der Jahre 1879/80 für die Verwendung im Eismeer erbaute Schooner „Gira“, der jedoch außer seiner Segeleinrichtung mit einer Dampfmaschine versehen war und somit auch unter Dampf gehen konnte.

Mit diesem Schiffe verließ Herr Smith den schottischen Hafen Peterhead am 13. Juni 1881, um nach dem von der österreichischen Polar-Expedition im Jahre 1873 entdeckten Franz-Josephsland zu gehen, das Herr Smith vordem schon einmal besucht hatte. Die Besatzung der „Gira“ bestand aus Herrn Smith, dem Kapitän Dofley, einem Arzte und 22 Mann, nämlich: John Cromther, erster Offizier; George N. Bayers, zweiter Offizier; Thomas Fenton, erster Harpunter; Charles Marshall, Harpunter; Andrew Valentine, Harpunter; John Harbey, Bootsmann; William Marson, Koch; John Johnstone, Zimmermann; William Robertson, erster Ingenieur; George Bert, zweiter Ingenieur; James Thompson, Feuermann und Grobschmied; William Laing, Feuermann; Robert Croots, Bootsteuerer; John Gill, Steward; James

M'Millan Bootflerer; Adam Gray, Bootflerer; George Alexander, Leinenführer; David Milne, Leinenführer; John Allan, Vollmatrose; David Walker, Vollmatrose; Alexander Robertson, Vollmatrose; Thomas Clark, Leichtmatrose.

Die Reise ward, wie gesagt, im Monat Juni des Jahres 1881 angetreten, das Schiff hatte Provisionen für 14 Monate an Bord, doch war bekannt, daß Herr Smith nicht beabsichtigte, im Polarmeere zu überwintern, sondern daß er vielmehr noch vor Eintritt der kalten Jahreszeit in die Heimat zurückzukehren gedachte.

Die Reise ließ sich anfänglich gut an und es trafen befriedigende Nachrichten von dem Schiffe ein, die letzte Meldung ging jedoch dahin, daß die „Gira“ am 8. Juni 1881 von einem norwegischen Schooner, der dem Walfischfange oblag, an der Küste von Nowaja-Semlja gesehen worden sei, dann aber blieb jegliche Nachricht aus, und Besorgnis und Angst bemächtigte sich der Gemüther aller Angehörigen der mit dem Schiffe ausgegangenen kühnen Männer. Monat auf Monat verstrich und immer mehr brach sich die Ansicht Bahn, daß Herr Leigh-Smith mit seinen Begleitern vom Eise eingeschlossen sei und nicht wieder zurück könne, an dem Leben der Männer zweifelte man nicht, da Smiths Erfahrungen in der Arktikfahrt sehr namhafte waren und bei ihm jugendliche Tollkühnheit nicht vorausgesetzt werden durfte. Trotzdem sah man aber ein, daß etwas für die Vermißten geschehen müsse, und man ersuchte die königliche geographische Gesellschaft zu London bei der Regierung behufs Ausendung eines Schiffes zur Aufsuchung des „Gira“ vorstellig zu werden. Die Regierung erklärte jedoch durch den ersten Lord der Admiralität um keinen Präcedenzfall zu schaffen, in der Sache nichts thun zu können, es handle sich um ein Privatunternehmen und so leid ihr das Schicksal des Herrn Smith und seiner Genossen thue, so dürfe sie doch die Gelder des Landes nicht in ein Unternehmen so zweifelhaften Erfolges stecken. Sie wolle aber, wenn ein Privatschiff, dessen Kosten aus Privatmitteln bestritten werden, die Aufsuchungs-Expedition unternehme, 5000 Pfund beisteuern.

Damit war denn der Fingerzeig gegeben, und es währte nicht lange, so waren die erforderlichen Gelder beisammen, da an die Spitze des „Gira“ Unterstützungs-Komitees“ der Bruder des kühnen Nordpolfahrers sowie andere in der Arktikfahrt erfahrene und berühmte Männer traten. Man rüstete nunmehr den Dampfer „Hope“ (Hoffnung) aus, engagierte eine zuverlässige und willensfrende Mannschaft und übertrug den Oberbefehl an Sir Allen Young, dem ausführliche Instruktionen auf die Reise mitgegeben wurden, unter denen obenan die Bedingung stand, daß er selbst dann, wenn es ihm nicht gelingen sollte, von der „Gira“ etwas zu entdecken, vor Eintritt des Winters zurückzukehren habe, um nicht auch noch die Mannschaft der „Gira“ in Gefahr zu bringen. Die „Hope“ trat am 22. Juni 1882 ihre Reise an, begleitet von den Segenswünschen Großbritanniens, der gebildeten Welt und der Wissenschaft.

Sir Allen Young hatte vor seiner Abreise in einer Denkschrift auseinanderzusetzen müssen, welchen Weg er, soweit er dies im voraus zu bestimmen wisse, einzuschlagen gedente, er hatte ferner aufzeichnen müssen, was er zu thun beabsichtige, wenn er trotz aller Vorsicht vom Eise eingeschlossen werde und an welchem Punkte des Polarmeeres eine zu seiner Unterstützung ausgesandte Expedition ihn im Sommer des nächsten Jahres wahrscheinlich anzutreffen vermöge. Daß die „Hope“ auf das reichlichste mit Lebensmitteln für die eigene Mannschaft, sowie für diejenige der „Gira“ versehen worden war, braucht wohl kaum hinzugefügt zu werden. Bemerkt zu werden verdient jedoch, daß alle von russischen Häfen im laufenden Jahre in das Polarmeere ausgegangenen Walfischfänger erjucht worden waren, ein wachsames Auge auf die Mannschaft der „Gira“ zu haben und daß auch die schwedische Polar-Observations-Kommission unter Befehl des Lieutenant Palander, sowie der im Eismeer mit Tiefstungen beschäftigte holländische Schooner „Willem Barents“ versprochen hatten, Ausgud zu halten.

Diese vereinten Bemühungen sollten denn auch, wie wir zu unserer Genüthung zu berichten vermögen, nicht unbelohnt bleiben, und es traf dieser Tage von England die telegraphische Nachricht ein, daß es der „Hope“ gelungen war, die vermißte Mannschaft der „Gira“ wohlbehalten am Sonntag, 20. August, früh morgens, in Aberdeen (Schottland) zu landen. Ueber die Schicksale der „Gira“ giebt der Besitzer derselben, Herr Benjamin Leigh Smith, inen ausführlichen Bericht, dem wir die nachstehenden wichtigeren Details entnehmen, die sicherlich mit Interesse von allen denjenigen gelesen werden, welche Opferfreudigkeit und Mannesmut zu schätzen wissen. Herr Smith erzählt:

Am 14. Juni 1881 verließ die „Gira“ den Hafen von Peterhead. Das Polareis erstreckte sich damals sehr weit nach Süden und es gelang uns erst im Monat Juli, eine Durchfahrt nach Norden zu finden. Wir erreichten Franz-Josefs-Land am 23. Juli und dampften an der Küste entlang bis auf fünfzehn Seemeilen Entfernung von Kap Ludlow. Da das Eis nach Norden hin sich als vollkommen dicht erwies, beschloffen wir nach Gray-Wai zurückzukehren und für unsere Weiterfahrt eine günstigere Gelegenheit abzuwarten. Am 7. August machten wir die „Gira“ in der Nähe von Bell Island am Küsteneise fest und errichteten auf letzterem ein Vorrathshaus, das wir mit den dem Schiffe entnommenen Provisionen füllten. Am 15. August verließ die „Gira“ Bell Island, da sie aber ostwärts von Varents Hook des Eises halber nicht vorzudringen vermochte, so machten wir sie abermals mit Tauen am Küsteneise von Kap Flora fest. Die nächsten Tage wurden mit dem Einsammeln von Pflanzen und Fossilien verbracht, doch sind diese unsere Schätze sämtlich mit dem Schiffe untergegangen. Am 21. August ward die „Gira“ stark vom Eise gepreßt und um 10 Uhr morgens an jenem Tage entdeckten wir ein Beck. Alle Mann wurden an die Pumpen beordert, auch die Donkey-Maschine ward angelegt, doch erwies sich jede der-

artige Thätigkeit alsbald als nutzlos und wir mußten uns darauf beschränken, sechs Fässer Mehl und drei Centner Brot mit der Dampfwinde aus dem Schiffe herauszuholen, da wir einsehen, daß wir dasselbe abandonnieren mußten. Wir setzten dann die Dampfpumpen nochmals in Thätigkeit, aber nur für kurze Zeit, da die Feuer unter den Kesseln durch das eindringende Wasser rasch verlöscht wurden. Alle Mann wurden nunmehr zur Ketten der in der hinteren Kajüte verstaute Borräte, welche meistens aus präserviertem Gemüse bestanden, beordert. Kaum waren zwei Stunden nach der Entdeckung des Ledes verstrichen, so mußte das Schiff auch schon verlassen werden, es gelang den meisten der Leute noch ihre Kleider und Betten zu bergen, bevor die „Gira“ vor unseren Augen versank. Wir errichteten nunmehr mit einigen der geretteten Segel und unter Zuhilfenahme von Ruderstangen auf dem Eise ein Zelt. Es ward Feuer angemacht und Kaffee gekocht, der mit eilichem Brot und dem für die Mittagsmahlzeit zubereiteten Pudding ein kärgliches Mahl für 25 Männer abgab, die fast den ganzen Tag gearbeitet hatten, ohne Nahrung zu sich zu nehmen. Es murrte aber niemand, da jeder ein sah, daß er seinen Appetit zu beherrschen lernen müsse, weil unsere Mehlorräte nur für höchstens drei Monate ausreichen würden. Am nächsten Morgen schafften wir alle Gegenstände ans Land und errichteten unser Zelt auf Kap Florde. Abends legten alle sich leichteren Herzens schlafen, da es uns gelungen war, mit unseren Büchsen 2 Bären zu erlegen.

Da es uns jetzt immer klarer wurde, daß wir den Winter auf Kap Flora zuzubringen hatten, so bauten wir uns dort ein Haus aus Steinen und Moos, das wir mit einem Dach aus Segeltuch versehen. Sechzehn Nächte hatte die ganze Mannschaft in dem Zelte geschlafen, häufig durch die Regenschürme aus demselben fast hinausgeschwemmt, häufig die ganze Nacht bemüht, dasselbe gegen die Wut des Orkans zu schützen und aufrecht zu erhalten. Vor Eintritt des Winters hatten wir 16 Walrosse und verschiedene Bären erlegt, deren Fleisch, mit etwas Gemüse gekocht, dreimal am Tage ausgeteilt ward und unsere Hauptnahrung bildete. Das Kochen hatte innerhalb des Hauses zu geschehen. Da es uns an Kohlen oder Holz fehlte, so benutzten wir den Talg der erlegten Tiere, sowie allerlei altes Tauwerk als Brennmaterial, wenn aber dieses Feuer gelegentlich einmal ungeschickten Händen anvertraut war, so entstand ein solcher Qualm und Rauch in unserer Behausung, daß alles ins Freie stürzte, um dem Erstickungstode zu entgehen. Eisbären statteten uns häufig Besuche ab, und da Mancher, der an den vollständig dunkeln Wintertagen sich ins Freie begeben wollte, sich einem solchen Gesellen dicht vor der Thüre unseres Hauses gegenüber befand, so beschloffen wir, stets den vom Schiffe geretteten Hund zuerst das Haus verlassen zu lassen, um durch dessen Gebell gewarnt zu werden. Dieser Hund hat sich übrigens um unsere Erhaltung sehr verdient gemacht; wie manchesmal stoberte er ruhig

auf dem Eise schlafende Walrosse auf und führte uns an deren Lagerstätte, so daß wir mit Hilfe unserer Feuerwaffen diese Tiere erlegen konnten. Trozdem beschlich uns aber nur zu häufig bange Sorge, wenn wir unsere Borräte zusammenschmelzen sahen und dabei nicht imstande waren, dieselben zu ergänzen. Das Quecksilber sank bis auf 70 Grad Fahrenheit, und selbst innerhalb des Hauses war die Temperatur nur zu häufig auf dem Gefrierpunkte. Ende April kehrten die Vögel aus ihrem Aufenthalte im Süden zurück. Wir begrüßten sie mit hoher Freude und waren eifrig bemüht, die Klippen zu erklimmen, auf denen sie sich niedergelassen hatten, um einige dieser Tiere zu erbeuten. Das Küsten-Eis erstreckte sich von unserem Aufenthaltsorte sieben bis acht Seemeilen weit ins Meer, so daß Walrosse nicht erlegt werden konnten, während gleichzeitig die Bären knapper wurden. Im Monat Juni vertrieb ein heftiger Sturm alles Eis in einem Zeitraum von 24 Stunden, und nun sahen wir Walrosse zu hunderten um uns herum schwimmen. Wir erlegten fünf derselben an einem Tage und waren jetzt alle damit beschäftigt, das Fleisch dieser Tiere für die uns bevorstehende Bootreise einzukochen. Am 21. Juni 1882 verließen wir Kap Flora mit 4 Booten, 25 Mann und mit Provisionen für zwei Monate. Zunächst hatten wir etwa 80 Seemeilen freies Wasser vor uns, dann trafen wir aber auf Eis, und nun begannen die Mühseligkeiten. Häufig brachten wir Tage lang damit zu, unsere Boote auf die Eisschollen hinaufzuziehen; war uns dies gelungen, so sahen wir weit und breit kein Wasser, das uns die Fortsetzung unserer Reise nach dem Süden gestattet hätte. Nach sechs wöchentlichen unsäglichen Mühsalen und Anstrengungen trafen wir wieder auf freies Wasser und setzten unsern Kurs südwärts nach Nowaja-Semlja. Zuerst wurden wir durch eine leichte Brise begünstigt, die uns gestattete, fünf Knoten in der Stunde zurückzulegen, dann steigerte der Wind sich aber zum Orkan, der von unaufhörlichen Regenschauern begleitet ward, die uns alle bis auf die Haut durchnäßten. Wir ließen die Hoffnung aber nicht sinken, denn wir wußten, daß Nowaja-Semlja bald in Sicht kommen mußte, und schon nach 24 stündiger Fahrt wurden unsere Boote denn auch wirklich fest und sicher am Abend des 2. August in der Matotichin-Strasse vertaut. Am nächsten Morgen sahen wir kurz nach der Frühstücksstunde einen Schooner aus der erwähnten Strasse herauskommen, und das eine unserer Boote hielt auf denselben ab. Die Mannschaft des Bootes wurde schon lange bevor letzteres längsseit des Schooners, der sich später als der vom Kapitän Hoffmann geführte „Willem Varents“ erwies, gekommen, mit lauten Hurrahs willkommen geheißt und dann an Bord genommen. Hier erfuhren unsere Leute auch, daß die zu unserer Hilfe ausgesandte „Hope“ in der Nähe des am Lande gebliebenen Teiles unserer Mannschaft ankere. Unsere Leute am Lande hatten schon am Morgen des in Rede stehenden Tages Schüsse in ihrer Nähe gehört, die, wie wir später erfuhren, von der Mannschaft eines in der

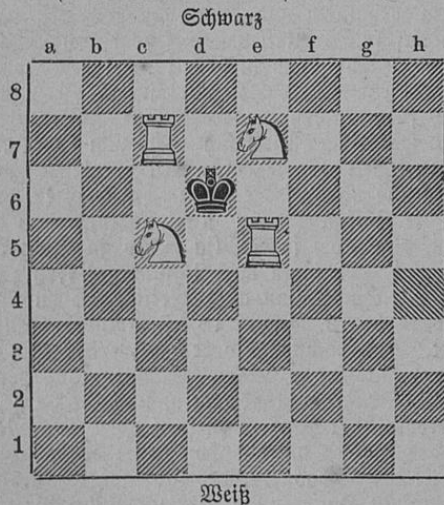
Nähe ankernden russischen Schooners abgegeben worden waren. Diese Russen hatten in der Ferne das Lager unserer Leute am Eingange der Matotchin-Strasse bemerkt und beschloffen, der „Hope“ und ihrem Befehlshaber, Sir Allen Young, Nachricht davon zu geben, der „Willem Barents“ kam ihnen in dieser Hinsicht jedoch zuvor. Kaum hatte Sir Allen Young erfahren, daß die „Gira“-Leute in der Nähe lagerten, als er Boote aus sandte, um sie holen zu lassen, und nachdem alle, sowie sämtliche geretteten Gegenstände an Bord der „Hope“ gebracht waren, ward die Heimreise am 6. August dieses Jahres angetreten. In Aberdeen angekommen, wo die Nachricht von der Rückkehr große Freude verbreitete und von wo aus diese Nachricht nach allen Gegenden der Windrose durch den Telegraphen sofort verbreitet wurde, bezogen Sir Allen Young und Herr Benjamin Leigh-Smith Quartier im Douglas Hotel, die Mannschaft der „Gira“ ward noch am selben Tage in ihre Heimat befördert, nur ein Einziger, der an einem Krebschaden litt, mußte ins Hospital wandern. Erwähnenswert ist, daß während des ganzen Aufenthaltes im Polarmeer Fälle von Skorbut, diesem Schrecken der Seeleute, nicht vorgekommen sind, und ist dies wohl zunächst dem reichlichen Genuß von frischem Walroß- und Bärenfleisch zu danken.

Ueber die wissenschaftlichen Ergebnisse der Forschungsreise zu reden ist hier nicht der Ort, das müssen wir den Fachblättern überlassen.

Schach.

Aufgabe Nr. 70.

(v. d. Linde I. S. 228, Nr. 139.)



Weiß zieht an und giebt in vier Zügen matt.

Die obige geistreiche Aufgabe (ohne weißen König) entstammt dem mittelalterlichen lateinischen Schachmanuskript „Bonus socius“ [Boncompagni?], einer um das Jahr 1300 in Italien entstandenen Endspielsammlung von hohem historischem Interesse.

Lösung von Aufgabe Nr. 67.

Weiß kann den Gegner nicht verhindern, den Bauern e2 zur Dame zu ziehen, worauf die Partie, da Dame gegen Turm zu gewinnen pflegt, für Schwarz gewonnen scheint. Ausnahmsweise gestattet aber die Stellung die Herbeiführung des Remis durch

- Weiß Schwarz
1. Tb7—b5! e2—e1D

Zieht Schwarz anders, so folgt stets 2. Tb5—e5 nebst 3. Tc5—e2, worauf Weiß gewinnt.

2. Tb5—c5† Dc1—c5:

und der weiße König steht patt, d. h. er kann nicht ziehen, ohne in Schach zu kommen, steht aber gegenwärtig nicht in Schach, ist also nicht matt, so daß das Spiel unentschieden bleibt.

Die Angabe der Löser erfolgt in nächster Nummer.

Korrespondenz-Partie Düsseldorf-Grefeld.

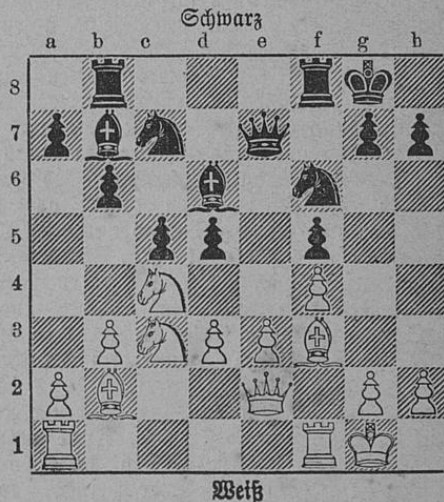
Die im März dieses Jahres begonnene Korrespondenz-Schachpartie zwischen dem hiesigen Schachverein und dem Grefelder Schachklub, über welche wir zuletzt in Nr. 19 des Sonntagsblattes Mitteilung machten, hat bisher folgenden Verlauf genommen:

Düsseldorf. Weiß.	Grefeld. Schwarz.	Düsseldorf. Weiß.	Grefeld. Schwarz.
1. f2—f4	f7—f5	4. Lf1—e2	Lf8—e7
2. Sg1—f3	Sg8—f6	5. 0—0	0—0
3. e2—e3	e7—e6	6. b2—b3	b7—b6

Es folgt hierauf als siebenter Zug von Weiß nicht wie wir damals, infolge irrigen Information, berichteten Sf3—e5 (worauf höchst interessante Fortsetzungen zu erwarten gewesen sein würden) sondern:

- | | | | |
|------------|--------|------------|--------|
| 7. Le1—b2 | Le8—b7 | 12. Le2—f3 | Le7—d6 |
| 8. e2—c4 | e7—e5 | 13. Dd1—e2 | Dd8—e7 |
| 9. Sb1—c3 | Sb8—a6 | 14. e4—d5: | e6—d5: |
| 10. d2—d3 | Sa6—c7 | 15. Sd2—c4 | Ta8—b8 |
| 11. Sf3—d2 | d7—d5 | | |

worauf sich die nachfolgende, eine halbige Entscheidung der Partie versprechende Stellung ergibt:



Stellung nach dem 15. Zuge.

Sonntagsblatt.

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. Fink.

Druck u. Verlag der Aktien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt“ in Düsseldorf.

Nr. 38.

Sonntag, den 17. September.

1882.

Sechszehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heil. Lukas XIV, 1—11.

Inhalt: Jesus heilt als Gast im Hause eines Pharisäers einen Wassertrüchtigen, belehrt die Anwesenden über die Heiligung des Sabbates und die Notwendigkeit der Demut und Bescheidenheit.

* * *

Zu Mariä Namensfest.

„M a r i a, unaussprechlich Wort,
Den Lippen reiner Seraphim entfloßen
Und keuscher Himmelsprach' entsprossen,
Sei stets du unser Trost und Hort!
Wer zittert nicht, wirst du genannt,
O Name süß voll Macht und Wahrheit,
Du gleichst der hellsten Quelle Klarheit
Und rein bist du wie Diamant.“

Am Sonntage nach dem Geburtsfeste Mariens feiert die Kirche das Fest ihres heiligen Namens. Es ist eine unter den Kirchenlehrern als unfehlbar angenommene Wahrheit, sagt P. Hugnet, daß Gott seiner erhabenen Mutter nicht nur alle Gnaden gewährt hat, womit er die übrigen Heiligen beehrt, sondern daß sie jene auch in einem um so höheren Grade besitzt, als sie diese alle an Würde und Heiligkeit unendlich übertrifft. Nun aber können wir laut dieses Grundsatzes nicht zweifeln, daß der schöne Name *M a r i a* von Gott herrühre; und wie Adam vom Himmel die Gewalt erhielt, dergleichen einen Namen beizulegen, die ihm von Gott zur Gefährtin gegeben, so hat sich der hl. Geist die Wege vorbehalten, seine Braut zu benennen. In der That! wenn der Name des Patriarchen Isaak seinem Vater Abraham durch einen Engel offenbart worden, wenn der Name des hl. Johannes des Täufers durch einen Boten vom Himmel dem Zacharias und der frommen Elisabeth verkündet worden, so darf man ohne Bedenken glauben, daß auch der heilige Name *M a r i a* vom Himmel gekommen, von wo er dem hl. Joachim und der hl. Anna durch den Erzengel Gabriel gebracht wurde. Darum sagt der hl. Kirchenlehrer Alphonius: „Der erhabene Name *M a r i a*, welcher der Mutter Gottes gegeben wurde, ist nicht auf Erden erfunden worden, noch auch vom Verstande oder von den Absichten der Menschen erbacht worden, wie dies bei allen anderen Namensgebungen

der Fall ist. Er ward vom Himmel gewählt und nach göttlichem Ratsschlusse verliehen, wie der hl. Hieronymus, der hl. Epiphanius, der hl. Antonius und Andere bezeugen.“

Der Name *M a r i a* bedeutet Herrin oder Gebieterin; und wer erinnert sich nicht beim Aussprechen desselben an das unzählige Gute, was wir dieser unserer Herrin und Königin verdanken? Wie eine gute Fürstin für das Heil und Wohlergehen der Landeskinder mütterlich besorgt ist, so und noch unendlich mehr ist *M a r i a* besorgt und bekümmert um uns, ihre angenommenen Kinder. Und wie die Landesmutter das, was sie ihren Unterthanen nicht selbst zu geben imstande ist, vom Könige für sie erbittet, so erwirkt uns *M a r i a* alles, was uns heilsam ist, durch ihre unüberstehliche Fürbitte vom Herzen ihres göttlichen Sohnes, des Königs aller Könige. Als unsere Herrin und Königin sucht sie alles Böse von uns ab- und alles Gute uns zuzuwenden. O wie oft hat sie ihre mütterliche Hilfe gezeigt in Not und Bedrängnis, in Gefahr und Versuchung! Mit Recht rufen wir sie in der laurétantischen Vitane an als „die Hilfe der Christen“, als „die Trösterin der Betrübten“, als „die Zuflucht der Sünder“. Sie hilft den Gerechten und beschützt sie, daß sie nicht fallen, sie nimmt sich der Leidenden an und lindert ihre Schmerzen; sie reicht den Irrenden und Gefallenen die rettende Hand und führt sie hin zu ihrem Sohne und versöhnt sie mit ihm. Wo ist ein Gerechter, wo ist ein Sünder, der nicht schon die Hilfe und Macht der hehren Gottesmutter erfahren hat! Darum weist uns die Kirche so oft eindringlich an *M a r i a*, die mächtige Helferin in allen Nöten des Lebens, und mit Vertrauen ergießen wir unser bekümmertes Herz in dem schönen Liebe, das nur eine Uebersetzung des herrlichen *Salvo Regina* ist:

„Sei, Mutter der Barmherzigkeit,
Sei Königin, begrüßet,
Des Lebens Trost und Süßigkeit,
Durch die uns Heil zuklebet.
Zu dir, *M a r i a*, stehen wir,
Wir suchen Hilf' und Schutz bei dir.“

Der Name *M a r i a* bedeutet ferner Stern des Meeres. Und mit wie großem Rechte wird sie mit einem Sterne verglichen! Der Stern scheint freundlich in das Dunkel der Nacht und zerstreut die Finsternis. Er zeigt dem Schiffer den Weg

und sacht in seiner Brust den gesunkenen Mut wieder an. Wo Maria auftritt mit ihrem göttlichen Sohne, dem wahren Lichte, da wird es hell in der Seele, da verschwindet Irrtum und Sünde. Wer zu ihr hinaufschaut voll Vertrauen, findet wieder den rechten Pfad, sacht wieder Hoffnung und Vertrauen. Der hl. Bernardus weist noch auf eine andere Aehnlichkeit zwischen dem Sterne und Maria hin. „Wie der Stern, sagt er, ohne an Glanz und Licht zu verlieren, seinen Strahl ausspendet, so hat Maria ihren Sohn geboren, ohne daß der Glanz ihrer Jungfräulichkeit den mindesten Abbruch erlitt. Sie ist also, fährt der Kirchenvater fort, jener aus Jakob aufgegangene Stern, dessen Strahl die ganze Erde erleuchtet, dessen Glanz in der Höhe erstrahlt und die Unterwelt durchdringt, die Länder durchleuchtet und mehr das Herz als den Körper erwärmt, die Tugend nährt und die Laster austrocknet.“ Wer möchte nicht oft und gern zu diesem freundlichen Stern vertrauensvoll seinen Blick erheben, wer nicht mit freudig erhobenen Herzen in das alte schöne Kirchenlied einstimmen:

„Meersterne, ich dich grüße,
Gottes Mutter süße,
Allzeit Jungfrau reine,
Himmelspfort alleine!“

Aber der Name Maria bedeutet auch so viel als Bitterkeit. Und in dieser Bedeutung führt er uns das Meer der Bitterkeit und Schmerzen vor die Seele, in welches sie sich ihr ganzes Leben hindurch, vornehmlich aber beim Leiden und Tode ihres Sohnes, zu unserem Heile versenkte. Man zählt gewöhnlich sieben große Schmerzen auf, von denen ihr zartes Mutterherz heimgesucht wurde, und die Kirche verehrt diese heilbringenden Schmerzen der Mutter Gottes durch zwei besondere Feste. Aber wer ist im Stande, all die großen und zahllosen Schmerzen und Betrübnisse aufzuzählen, die Maria mit ihrem geliebten Sohne für uns gelitten hat? Der fromme Simeon hatte es ihr vorausgesagt: „Auch deine Seele wird ein Schwert durchdringen“; und wie genau erfüllte sich an ihr diese Weissagung! O gedenke — mit Uebergehung aller vorausgegangenen Bitterkeiten — nur an ihre Begegnung mit Jesus auf seinem Kreuzwege, an ihr Stehen unter dem Kreuze, an ihre Trauer, als sie den vom Kreuze abgenommenen Leichnam ihres Sohnes auf dem Schoße hielt, als sie ihn ins Grab gelegt sah! Wahrlich! So hat noch nie eine Mutter gelitten, wie Maria gelitten hat. Und obgleich sie nicht als Martyrin mit dem göttlichen Heilande ihr Blut vergossen hat — ach! wie gern hätte sie es gethan! — so verehren wir sie dennoch mit vollem Rechte als die Königin der Martyrer. Denn sie hat, wie ihr Name es andeutet, den Kelch der Schmerzen und Leiden und Bitterkeiten bis zur Gese geleert. Und warum hat sie so unsäglich viel gelitten? Nicht um ihrerwillen; denn sie war ohne Sünde; sondern um unserwillen, die wir in Sünde und Glend schwächeten. Weil aber Maria die schmerzhafteste Mutter — mater dolorosa — ist, so hat sie auch Mitleid mit unsern Schmerzen und weiß uns in unsern Leiden am besten zu trösten und unser Kreuz zu erleichtern. O wie sinn-

bedeutungsreich ist also der liebenswürdige Name Maria! Wer kann ihn aussprechen, ohne von Hoffnung und Trost erfüllt, ohne von Dank und Liebe zu ihr entzündet zu werden!

„Alle Tage sing und sage

Lob der Himmelskönigin!

Ihre Gnaden, ihre Thaten

Breits, o Seel, mit frommem Sinn!“

So süß und lieblich, wie der Name Maria ist, so mächtig und erhaben ist er. Noch nie hat ein Bedrängter diesen mächtigen Namen mit Vertrauen angerufen, ohne Hilfe und Rettung zu erfahren. Das heutige Fest vom hl. Namen Maria legt ja lautes Zeugnis ab von dieser Wahrheit. Wer hat dem Christenheere unter dem heldenmütigen Könige Sobieski den Sieg über das zehnmal so mächtige Türkenheer erfechten helfen? Es war die mächtige Himmelskönigin, deren glorreichen Namen die christlichen Streiter zum Wahlspruch nahmen. In diesem Namen gingen sie in den Kampf, in diesem Namen haben sie gestegt! O vertrauen auch wir auf die Macht dieses erhabenen Namens! Rufen wir ihn mit Zuversicht an in den Kämpfen und Versuchungen des Lebens, und der Sieg wird unser sein! („W. Kbl.“)

* Die katholische Kirche und das Handwerk.

Der Handwerkerstand hat mit dem Bauernstande das gemeinsame Geschick, daß er im heidnischen Altertum ebenso verachtet war, als er durch die katholische Kirche emporgehoben worden ist. „Gott segne das ehrsame Handwerk!“ ist ein im Mittelalter entstandener Wahlspruch, welchen die heidnischen Weltweisen Plato und Aristoteles für lächerlich und staatsgefährlich erklärt haben würden; der Handwerker hatte in ihren Erziehungs- und Verfassungstheorien keinen Platz, nur der Staatsmann und Krieger galt ihnen der Beachtung wert. Auch bei den alten Deutschen waren die Gewerbetreibenden leibeigene Knechte, war das Handwerk ohne Namen und Bedeutung. Die Grundherren hatten ihre Zimmerleute, welche elende Hütten mit den unentbehrlichsten Mobilien aufstellten, ihre Schmiede, welche ihnen Waffen, Acker- und Hausgeräte lieferten, ihre Müller, Bäcker und Brauer, welche für Brod und Getränke sorgten; die Weiber und Töchter der Leibeigenen aber woben Bienen, flochten Netze, schneiderten Kleidungsstücke an bestimmten Tagen gemeinschaftlich im Wirkhaus für den Herrn, der Stoff und Werkzeug dazu hergab. Auch für andere Leute zu arbeiten, war ihnen in der freien Zeit gestattet und war der Herr für dieses öffentliche Geschäft den Kunden gegenüber verantwortlich.

In diesem armeligen Zustande trafen die frommen und fleißigen Mönche des Benediktiner-Ordens, welche sich als Missionäre vor mehr als 1000 Jahren in unseren deutschen Gauen niederließen, das deutsche Handwerk an; da wurden die Mönche die ersten Meisterschulen, wie sie die ersten Lehrer des Landbaus und die ersten Pflanzstätten der Wissenschaft gewesen sind.

Zunächst ist es das Bauhandwerk, das ihnen

seine Verbovorkommung zu verdanken hat. Kirchen hatten unsere heidnischen deutschen Vorfahren nicht gehabt: sie verehrten ihre Götter in Hainen und Wäldern: ihre Wohnhäuser werden uns von den Geschichtsschreibern Plinius, Herodian und Ammianus Mazellianus als von geschrotene Holz verfertigt, mit Lehm verklebt, mit Rohr gedeckter vier Wände, ohne Fenster, nur mit einem Luft- oder Rauchloch versehen, geschildert. Auf welcher niedriger Stufe der Entwicklung alle jene Handwerke standen, welche nach unseren Begriffen bei der Ausführung eines Baues mitzuwirken zu haben, läßt sich unter diesen Umständen leicht denken: einige waren ganz unbekannt, z. B. der Maurer, der Steinmetze, der Bildhauer, der Stukaturer, der Schreiner. Da sich mit solch unerfahrenen und ungeschickten Gehülfen keine Kirchen herstellen ließen, welche der Erhabenheit Gottes und der Aufbehaltung des Allerheiligsten würdig gewesen wären, so gründeten die Bischöfe und Aebte sogenannte „Bauhütten“ (z. B. in Köln, Fulda, Baderborn, Mainz, Osnabrück, Regensburg, Salzburg, St. Gallen u. s. w.), d. h. Bruderschaften zur Erlernung und zum Betriebe jener Gewerbe, deren man bei Errichtung eines würdevollen Gotteshauses bedurfte. Ihre Vorsteher, d. h. die eigentlichen Baumeister, waren anfangs ausschließlich Geistliche, ihre sachverständigsten Mitglieder Mönche, die man nicht selten aus fernem Ländern, namentlich aus Griechenland und Italien herbeiefuhr. So werden uns mehrere heilige Oberhirten von Tours — Martin, Bricius, Gultadius, Gregor, — die Bischöfe Namatius von Clermont, Ferreol von Limoges, Dalmatinus von Rhodéz, Agricola von Chalons, Fulbert von Chartres schon zwischen dem vierten und sechsten Jahrhundert als treffliche Baukünstler genannt. Später ließ Karl der Große den Abt Ansgis von Fontanella in der Normandie zur Leitung des Machener Münsterbaues kommen, ersähten Bischof Hildebert von Mons († um 1137) beim Bau seiner Kathedrale oftmals mit Werkshuh und Zollstab in der Hand, machten sich die Aebte Heinrich von Walkenried und Suger von St. Denis († 1151) durch ihre Kirchenbauten berühmt u. s. w. Auch verbesserte weltliche Gebäulichkeiten erhoben sich allenthalben unter dem Einflusse des Klerus: Bischof Benno II. von Osnabrück entwarf für Kaiser Heinrich IV. manchen Plan zu Burgen; in Pommern war das Kloster Bergen das erste von Ziegelfteinen aufgeführte Haus, ein Beispiel, das natürlich bald Nachahmung fand.

Ferner waren die Klöster die ersten Werkstätten für die verschiedenen Metallarbeiten. Die erste Glocke dieses Jahrhunderts soll ein Mönch, namens Tansho, gegossen haben. Säkular- und Regulargeistliche waren Gold- und Silberschmiede: so wird in den Chroniken ein Priester Heinrich erwähnt, der 11 Kelche verfertigt, ein Mönch Hermann, der den Kirchenschatz durch seine Arbeiten vermehrt habe; Tutilo von St. Gallen war nicht nur ein berühmter Dichter, Musiker und Maler, sondern auch ein geschickter Bildhauer und Emaillearbeiter; der hl. Eligius von Noyon (der als Schutzpatron der Goldschmiede verehrt wird) war der beste Goldschmied

seiner Zeit und fertigte unter anderem den herrlichen Reliquienkasten des hl. Martinus.

Ganz so verhält es sich mit der Gußarbeit in Erz, mit der Schnitzerei in Holz, mit der Vergoldungskunst, mit der Glaseri: die Ausjüngung der Gotteshäuser gab Veranlassung zu ihrer Einführung oder Verbovorkommung, und die ersten Meister darin waren Priester und Mönche. Solche waren auch die ersten Buchbinder und Verfertiger von Schreibmaterialien: in St. Gallen verfertigten die einen feines, milchweißes Pergament und Dinte, die andern beschrieben es mit zierlichen, prächtigen Anfangsbuchstaben, wieder andere banden die Bücher in eichene, oft zolldicke Bretter, die mit Leder, Pergament, Elfenbein u. dgl. überzogen und mit kunstvollen Schutz- und Präparbeiten geschmückt waren.

Auch in der Weberei und Tuchbereitung waren die Klöster vielfach Schule und Vorbild. Den alten Deutschen war die Schaffur und Verarbeitung der Wolle unbekannt gewesen; sie hatten das ganze Fell benutzt; zur Zeit ihrer Christianisierung finden wir die ersten Spuren der Wollweberei. In England hatte sie der hl. Dunstan als kgl. Minister in Aufschwung gebracht, in Flandern gelangte sie seit den Kreuzzügen zu besonderer Blüte; im nördlichen Italien wurde sie von der religiösen Verbrüderung der Humiliaten mit rühmlichem Eifer betrieben, in Pommern und Preußen von den Cisterziensern eingeführt. Bis zu welcher Vollkommenheit es manche Klöster in Deutschland in Verfertigung von Linnenzeugen gebracht hatten, beweist der Umstand, daß mehrere Klöster ihren jährlichen Zins an St. Peter in Rom in dergleichen Arbeiten entrichteten.

Das Bedürfnis, dem rohen Stoff zum Gebrauche die erforderliche Farbe zu geben, führte auf die Färberei, wozu die in den Wäldungen erwachsenden Mittel mitunter den Pachtrenten oder Hörigen der Abteien gegen Erkenntlichkeit zur Einsammlung überlassen wurden. Noch in neuerer Zeit brachten die Jesuiten die ersten Notizen über die Fabrikationsweise des sämtlichen Leders und über die Rotfärberei der Baumwollenzuge aus dem Morgenlande nach Frankreich. Ebenfalls ein Jesuit stellte in Indien, wo er unter den Eingeborenen lebte, sorgfältige Untersuchungen über das Verfahren der dortigen Druckerei der bunten Leinwand und über die dabei angewandten Beizen an, und vermachte seine Beobachtungen seinem Vaterlande.

Der Jesuitenpater X. d'Entrecolles machte uns mit der Fabrikationsweise des chinesischen Porzellans bekannt. Mit seinen Neubekehrten, welche selber Porzellanarbeiter waren, studierte er die in China übliche Mischung der Erden, ihre Verarbeitung, die Form der Ofen, die Zeichnungen, eignete sich die Prozeduren der Brennerei und Glasur an, und sandte dann seine Beschreibungen an die französische Regierung, welche davon durch die Gründung der großen Fabrik zu Sevres bei Paris so prächtige Vorteile zu ziehen verstanden hat.

Wenn wir nun zuletzt noch die Uhrmacherkunst als eines jener Gewerbe anführen, welche von der Kirche gepflegt worden sind, so haben wir damit keineswegs die Reihe der Handwerke, deren Keime

oder Vollendung in den Klöstern und geistlichen Häusern gesucht werden müssen, erschöpft; wir wollten nur einige hervorragende Beispiele geben, und den Beweis liefern, daß fast alle Handwerke in Deutschland in ihrem Ursprunge und ihrer Ausbildung der katholischen Kirche ihre Entstehung, Unterstützung und Blüte verdanken. Der berühmte Mathematiker Gerbert, der nachmals als Sylvester II. den päpstlichen Thron bestieg, benutzte die mechanischen Kenntnisse, die er von den Arabern gelernt hatte, zur Fertigung der ersten Uhr mit Gewichten; später zeichneten sich unter den Jesuiten der Vater von Ventaron und die Laienbrüder Paulus und Thibault in dieser Kunst aus.

In allen Ländern waren die katholischen Missionäre nicht nur die Verkünder des hl. Evangeliums, sondern auch die Lehrer und Beförderer der Landwirtschaft und der Gewerbe. Einen Beweis hiervon liefert uns die Geschichte der Entdeckung von Amerika. Um nicht zu weitläufig zu werden, wollen wir uns nur darauf beschränken, hier die Zeugnisse zweier im übrigen höchst verbissener englischer Protestanten, Southey's und Marham's, anzuführen. In seiner „Geschichte von Brasilien“ fällt ersterer über die Jesuitenmission in Südamerika folgendes Urteil. „Am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts,“ sagt er, „waren die Indianer daselbst ein tapferes, fleißiges und verhältnismäßig gebildetes Volk. Sie waren tüchtige Bildhauer, tüchtige Metallarbeiter, tüchtige Handwerker im allgemeinen, und die Frauen verfertigten Calico der feinsten Qualität. . . . Sowohl in den nützlichen, als in den schönen Künsten waren bedeutende Fortschritte gemacht worden. Außer Zimmerleuten, Maurern und Schmieden hatten sie Dreher, Bildhauer, Maler, Vergolder, gossen Glocken und bauten Orgel. Sie verstanden so viel Mechanik, um Rohnmühlen zu konstruieren, genug Hydraulik, um durch künstliche Wasserleitungen die Ländereien zu bewässern und ihre öffentlichen Cisternen mit Wasser zu versehen.“ — „Noch hundert Jahre nach dem Martertode des P. Cyprian Baraza (gestorben 1702), bezeugt Marham, war der Indianerstamm der Moyos ein strebsames, industrielles Volk, berühmt als Zimmerleute, Weber und Ackerbauer.“ Genannter Missionär hatte während einer Krankheit, die ihn lange Zeit in seine Zelle zu Santa Cruz fesselte, die Webekunst gelehrt, um sie unter seinen künftigen Gläubigen und Schülern einzuführen zu können. All das haben die viel geschmähten Jesuiten ein Volk gelehrt, das einst „nackt durch die Wälder gewandert, Menschenfleisch gegessen, wilder und grausamer gewesen war, als die Raubtiere!“

Berfolgen wir nun nach dieser Abschweifung über den Ocean die Entwicklung des Handwerkerstandes in der alten Welt, in unserem deutschen Vaterlande weiter. Als im elften Jahrhundert die Zahl der Städte, — zunächst zum Zwecke der Verteidigung gegen die Ungarn seit Heinrich I. († 936) gegründet und befestigt, — sich vermehrte, zogen die Handwerker, vielfach Schüler und Freigelassene der Klöster, den Landadeligen, die sich als Burgherren (daher „Bürger“) darin niederließen, nach, und ge-

langten seit den Kreuzzügen (welche den Gesichtskreis der europäischen Gesellschaft erweiterten, neue Bedürfnisse schufen, den Erzeugnissen der deutschen Industrie Absatzwege eröffneten), zu bedeutendem Einfluß und großem Wohlstande. Das Handwerk hatte damals, in Wahrheit geredet, einen goldenen Boden: Kaiser Sigismund borgte einmal von einem Schuhmacher 3000 Mark Groschen: die Fugger in Augsburg erhoben sich als Weber bis zum Fürstenstand und wurden Millionäre; von mancher Stadt waren Sprichwörter im Umlaufe, wie: die Könige von Schottland wünschten besser nicht zu leben, als ein einfacher Bürger Nürnbergs; als Philipp IV. von Frankreich sich ums Jahr 1300 im niederländischen Brügge huldigen ließ, erschienen vor der Königin 600 Bürgerfrauen in reichem Putze als sie selbst; viele deutsche Magistratsräte aber sahen sich genötigt, Luxusverbote zu erlassen; so wurde z. B. in Braunschweig im vierzehnten Jahrhundert den Bürgern untersagt, bei einem Gastmahle mehr als 60, in Berlin bei einer Hochzeit mehr als 24 Schlüssel aufzutragen u. s. w.

Es konnte nicht fehlen, daß ein so wohlhabender Stand allmählich auch zu politischer Bedeutung gelangte; setzte es auch manchen blutigen Kampf mit den herrschenden Adelsgeschlechtern ab, bald tagte auf den Ratsthühlen der Städte der Handwerkermann neben dem Adeligen. — Das Mittel aber, welches den Handwerkerstand so emporbrachte, das waren die Zünfte, welche Wolfgang Menzel, der protestantische Geschichtsschreiber zu den „edelsten Erscheinungen der romantischen Zeit des Mittelalters“ rechnet, und von denen sogar ihre heftigsten modernen Gegner, z. B. Fabrikant Martin, der Verteidiger der unbeschränkten Gewerbefreiheit in der zweiten Kammer zu Darmstadt bezugten, daß sie „ihren großen Wert gehabt, da der Grund ihrer Entstehung gegenseitige Unterstützung im Gewerbe und Schutz gegen den raubgierigen Adel gewesen sei“.

Nun, auch diese für das Gewerbe so segensreichen Innungen sind auf kirchlichem Boden erwachsen; sie waren nämlich ursprünglich Bruderschaften, in denen sich die Handwerksgenossen aus Frömmigkeit und Nächstenliebe zu gemeinschaftlichem Herabsehen des göttlichen Segens und zu wechselseitiger Unterstützung in Not und Krankheit vereinigten, wie sich aus dem ältesten Zunftbrief, den wir noch besitzen, dem von Bischof Vitold II. von Basel für die Metzger ergeht, worin „Bruderschaft“ und „Zunft“ als gleichbedeutende Ausdrücke vorkommen. In der Folge setzte man dann auch weltliche Statuten fest, welche so ungefähr auf Fernhaltung einer maßlosen Konkurrenz, auf Geheimhaltung der Handwerksvorteile, auf Unterdrückung betrügerischer Uebervorteilungen, auf Zucht und Ordnung in Familie und Genossenschaft und auf Erhaltung der Standesehre hinausliefen. Die Kirche aber stand mit den Zünften im ganzen stets auf sehr gutem Fuße; der wandernde Geselle war in den Klöstern eines schmachhaften Umhüllens, in den geistlichen Häusern eines Zehrpennigs gewiß, der ehrliche Meister konnte auf reelle Bezahlung der dem Klerus gelieferten zahlreichen Arbeiten rechnen, und seine

fromme und sittenreine Familie wurde von dem Pfarrer immer als der ehrenwerte Kern des Bürgerthums angesehen.

Darum pflegt die Kirche jetzt in den katholischen Gesellenvereinen, die einer ihrer einflussvollsten und mit den Freunden und Leiden des Handwerkerstandes vertrautesten Priester ins Leben gerufen, vor allem Gottesfurcht, Religiosität und Tugend, Fleiß und Sparsamkeit, Treue und Ehrlichkeit. Zugleich aber sorgt dieser wohlthätige Verein für die geistige und technische Fortbildung seiner Mitglieder, gewährt ihnen auf der Wanderchaft eine freundliche Herberge, in kranken Tagen Pflege und Unterstützung, und in gesunden angemessene Unterhaltung und anständige Belustigung.

Möchten alle katholischen Eltern ihre Söhne, die ein Gemeindeglied zu werden, zum Eintritt in den Gesellenverein veranlassen; es würde dies nicht bloß ihren Kindern zum Glück und Heil, sondern auch der beste Dank sein, den sie der katholischen Kirche für alles abtrotzen könnten, was sie für den Handwerkerstand je gethan hat und noch immerfort thut; denn das zeitliche und ewige Wohl ihrer Gläubigen gehört stets zur ersten ihrer Sorgen und Freuden.

(„Eichsf. Vbl.“)

Ueber Zwangserziehung.

(Aus dem jüngsten Pastoralsschreiben des Herrn Fürstbischofs von Breslau.)

In dem letzten Dezennium hat aus Ursachen, deren eingehende Erörterung hier nicht erforderlich ist, die Zuchtlosigkeit und die Zuchtlosigkeit in fast allen Schichten der Gesellschaft leider nur allzugroße Fortschritte gemacht. Daraus resultierte naturgemäß eine Verwilderung der Jugend, wie sie in unserem deutschen Vaterlande, Gott sei Dank, bisher unbekannt war. Wenn nach offiziellen statistischen Angaben die Zahl der wegen Vergehen und Verbrechen zur Untersuchung gezogenen Kinder von 1869 bis 1878 von 6615 auf die erschreckende Höhe von 13,313 stieg, so läßt dies auf eine Verwahrlosung der Jugend schließen, gegen welche im Interesse der christlichen Sitte und der Sicherung und Wohlfahrt der Gesellschaft die ernstesten Maßnahmen geboten erscheinen.

Dem erhabenen Beispiel Jesu Christi, unseres Heilandes (Matth. 19, 13 ff.) und seinem göttlichen Worte gemäß (Matth. 18, 5): „Wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf,“ hat die Kirche von alters her sich mit besonderer Liebe der Jugend und mit dem herzlichsten Erbarmen jener unglücklichen Kleinen angenommen, die entweder verwaist und schutzlos umhertreiben, oder deren Eltern und Pfleger die Pflichten, die ihnen obliegen, nicht erfüllen konnten oder wollten. Zeugnis für die Liebe der Kirche zu diesen Aermsten der Aelmen legen die zahlreichen kirchlichen Anstalten und Ordensgenossenschaften zur Pflege und Erziehung verwahrloster Kinder ab.

Nur mit tiefem Schmerze kann ich die traurige Thatsache berühren, daß im letzten Dezennium eine nicht unerhebliche Zahl solcher Anstalten, die unter Leitung von Ordensschwestern standen, aufgelöst

werden mußten, und daß der Ersatz, den man dafür zu schaffen versuchte, dem fort und fort steigenden Bedürfnisse nicht zu genügen vermag. Es wird mein eifrigstes Bestreben sein, die bestehenden katholischen Anstalten zu sichern, die Begründung neuer zu fördern und dieselben, wenn die staatl. sicherheitsmäßig entgegenstehenden Hindernisse beseitigt sein werden, Ordensgenossenschaften zu übergeben. Bis zu dem Zeitpunkte, in welchem letzteres geschehen wird, werdet Ihr, ehrwürdige Brüder, bestreben müssen, in den unter Laienverwaltung stehenden Anstalten eine gründliche religiöse und thätige praktische Erziehung zu ermöglichen.

Inzwischen hat die Staatsregierung, erschreckt durch die große Zahl jugendlicher Verbrecher, den Weg der Gesetzgebung beschritten, um da, wo die Eltern ihre Pflichten dauernd in grober Weise vernachlässigen, durch richterliches Urtheil eine Zwangserziehung eintreten zu lassen. Das Gesetz vom 13. März 1878 (Ges.-S. S. 132), mit dessen Inhalt Euch genau bekannt zu machen notwendig sein wird, bestimmt in seinen wichtigsten Paragraphen, daß Kinder von 6—12 Jahren, welche eine strafbare Handlung begehen, von Staatswegen in eine geeignete Familie oder in eine Erziehungs- oder Besserungsanstalt zur Zwangserziehung untergebracht werden können, wenn dies mit Rücksicht auf die strafbare Handlung, die Persönlichkeit der Eltern oder Erzieher des Kindes und auf dessen übrige Lebensverhältnisse vom Vormundschaftsgerichte für erforderlich erachtet wird. Auf Grund dieser Bestimmung sind denn auch nach den Mittheilungen des hohen Ministeriums des Innern vom 1. Oktober 1878 bis zum 30. Septbr. 1881 in der Monarchie 3364 Kinder gerichtl. zur Zwangserziehung überwiesen — wie viele katholische Kinder sich darunter befinden, darüber fehlen zahlungsmäßige Angaben; die unzulässige Beteiligung nach dem Verhältnisse der Bevölkerungszahl läßt schon an sich auf eine nicht unbeträchtliche Anzahl katholischer Kinder, die zur Zwangserziehung überwiesen sind, schließen.

Ohne Zweifel enthält das Gesetz vom 13. März 1878 einen unverkennbaren Eingriff in die Rechte der Familien, der nur gerechtfertigt werden kann einerseits durch die grobe, gemeingefährliche Vernachlässigung der elterlichen Pflichten, und andererseits durch die Obliegenheit des Staates, die Gesellschaft gegen die immer bedrohlicher auftretende Verwilderung der Jugend und gegen das daraus sich entwickelnde Verbrechertum zu schützen. Ich bin auch überzeugt, daß die hohe Staatsregierung sowohl wie die Gerichte die weitgehende Befugnis des Gesetzes unter strengster Achtung der Rechte der Eltern, der Familie und der Kirche ausüben werden.

Wenn der Herr Minister den Wunsch ausspricht, daß der Klerus auf die Fälle aufmerksam machen solle, in welchen die Einleitung einer Zwangserziehung geboten erscheine, so wird diesem Wunsche sicherl. in allen Fällen entsprochen werden können, in welchen alle seelsorgerischen und sonstigen Mittel eine Besserung und eine gute Erziehung nicht herbeizuführen vermochten. Der Seelsorger

wird aber immerhin Vorsicht walten lassen und zunächst versuchen müssen, den Waisenrat oder die kommunalen Korporationen zum Vorgehen in der Sache anzuregen. In manchen Fällen wird es ihm vielleicht glücken, ohne vorgängiges gerichtliches Urteil den verwahrlosten Kindern eine bessere Erziehung zu sichern.

Von der größten Wichtigkeit ist die Mitwirkung des ehrwürdigen Klerus bei der Auswahl der Anstalten oder Familien zur Unterbringung der Kinder. Wenn auch unter günstigen Verhältnissen die Unterbringung in guten Familien der Erziehung in Anstalten vorzuziehen sein mag, so lehrt doch die Erfahrung, daß man in den meisten Fällen auf Anstalten zurückkommen muß. Mögen nun aber Familien oder Anstalten gewählt werden, immer werden katholische Kinder nur in katholischen Familien oder Anstalten untergebracht werden können. Denn wenn im allgemeinen nur eine auf konfessionellen Grundlagen beruhende Erziehung sichere und gute Resultate zu erreichen vermag, so ist dies in noch höherem Maße bei der Zwangserziehung der Fall. Ich hege auch die Ueberzeugung, daß die Staatsregierung die ihr untergeordneten Behörden in derselben Richtung beeinflussen wird.

Nicht minder wichtig ist es, die aus der Zwangserziehung entlassenen katholischen Kinder bei tüchtig, kirchlich treuen katholischen Meistern, Herrschaften etc. unterzubringen. Auch dazu werdet Ihr gern Euer Hand bieten.

Ich bitte Euch und ermahne Euch, ehrwürdige Brüder, den Eltern und Erziehern unablässig und nachdrücklich die ersten Pflichten einzuprägen, welche ihnen gegen ihre Kinder und Pflegebefohlenen obliegen, und sie an die schwere Verantwortlichkeit zu erinnern, welche auf ihnen lastet. Seid eifrig bestrebt, in der Schule, — wenn Ihr dort den Religionsunterricht zu erteilen nicht gehindert seid — mit unermüdblicher Sorgfalt die Kinder zu belehren und zur Uebung der kirchlichen Pflichten anzuhalten. Denn unendlich mehr als durch alle Rettungsanstalten ist gewonnen, wenn durch eine tüchtige religiöse Erziehung der Verwahrlosung vorgebeugt wird. Obwohl aber der kirchliche Einfluß auf die Schule zurzeit immer noch vielfach beschränkt ist, so gebe ich mich doch der Hoffnung hin, daß die hohe Staatsregierung in richtiger Erkenntnis und weiser Würdigung der Bedürfnisse des Volkes die Hindernisse beseitigen werde, welche der vollen Entfaltung des segensreichen kirchlichen Einflusses auf den Unterricht und auf die Erziehung der Jugend entgegenstehen.

Breslau, gegeben am 5. September 1882, am Tage des h. Bischofs Laurentius Justintian.

Fürstbischof † Robert.

○ Gedanken der Heiligen für alle Tage des Jahres.

17. Sept. Der Gedanke an den Tod jagt heilsame Furcht ein und heftet wie ein Nagel die Regungen der Fleischeslust an das Kreuz der Abtödtung. (Heil. Augustinus.)

18. Sept. Das fürchte ich, das glaube ich, das habe ich aus vielfacher Erfahrung gelernt, daß dem kein gutes Ende bevorsteht, der allzeit ein schlechtes Leben geführt hat. (Heil. Hieronymus.)

19. Sept. Es ist eines Christen unwürdig, in einem Zustande leben zu wollen, in welchem er nicht sterben möchte. (Derselbe.)

20. Sept. Um unseres Besten willen verbirgt uns Gott die Todesstunde, damit wir stets auf den Tod vorbereitet erfunden würden. (Heil. Gregor.)

21. Sept. O Mensch, wie kannst du stolz sein? Heute bist du, und morgen wirst du nicht mehr sein. Heute lebst du, und morgen wirst du sterben. (Heil. Bonaventura.)

22. Sept. Glückselig ist derjenige, der nicht nach Dingen strebt, deren Besitz zur Last ist, deren Liebe die Seele befleckt und deren Verlust uns betrübt. (Heil. Bernhard.)

23. Sept. Je größer die Gutthaten sind, welche die Menschen empfangen haben, desto strenger ist das Gericht, welches ihnen bevorsteht. (Heil. Chrysostomus.)

Eine palowzische Dorfgeschichte.

In Ungarn ist ein junges literarisches Talent aufgetaucht, das sich namentlich durch lebensvolle Dorfgeschichten aus den slovatischen Teilen Oberungarns rasch einen Namen gemacht hat. Dieser ungarische Auerbach heißt Koloman Mikszath. Jedenfalls wird es unseren Lesern interessant sein, eine seiner originellen kleinen Geschichten kennen zu lernen:

Beisammen saßen die Richter. Draußen ließ sich schwer der Nebel herab auf das ungeschlichte Gebäude und schien dessen Gemäuer förmlich zusammenzupressen, setzte sich dann an die Fensterscheiben und trübte die Eisblumen. Wozu auch hier Blumen?

Im Saale herrschte schwere Stille, untermischt mit dem Geruch von Pelzwerk und Branntwein.

Die Richter sanken erschöpft in ihre Stühle zurück, während der Präsident, seine Brille bis zur Nasenspitze herabschiebend, die schweißtriefende Stirn mit seinem Tuche abwischte. Seine stehenden grauen Augen hefteten sich forschend auf die Thüre, durch welche sich die vorgeladenen Zeugen und Angeklagten entfernt hatten.

„Ist noch jemand im Vorzimmer?“ fragte der Präsident den Diener mit gedehnter Stimme.

„Ein Mädchen,“ antwortete der Diener.

„Das Mädchen soll hereinkommen.“

Die Thüre öffnete sich und das Mädchen trat ein. Mit ihr drang ein frischer, würziger Lufthauch herein, und es war, als ob ein Sonnenstrahl durch den dichten Nebel hindurch sich aus Fenster gestohlen hätte, zwischen den Eisblumen herumtanzte und sich an den Wänden und Möbeln des Verhandlungssaales widerpiegelte.

Sie ist ein reizendes Geschöpfchen; eine schlanke, wohlgebaute Gestalt, an die sich das geblühte Täschchen wie angegossen anschniegelt; die schwarzen Augen züchtig gesenkt, die hohe, gewölbte Stirn ein wenig umwölkt; grazios in der Erscheinung, voll Reiz in den Bewegungen.

„In welcher Angelegenheit kommst Du, mein Kind?“ fragte der Präsident gleichgültig. Eine so starke, strenge Beamtenfesele hat für nichts Gefühl.

Das Mädchen richtete sich das schwarze Kopftuch zurecht und antwortete mit einem tiefen Seufzer: „O, ich bringe etwas Trauriges, etwas sehr Trauriges!“

Ihre Stimme ist weich und melancholisch und dringt zum Herzen wie die Musik, welche selbst noch im Verfall die Luft vibrieren macht.

Die Gesichter der gestrengen Herren sind nicht mehr so düster; sie möge nur ihr großes Leid vortragen.

Die Schrift, welche sie unter dem Brusttuch hervorzieht, wird es schon erzählen; der Präsident streckte die große fette Hand darnach aus.

„Ein Urteil!“ brummte er, während sein scharfer Blick die Schrift durchfliegt. Dann fügt er hinzu: „Anna Bede wird aufgefordert, ihre sechsmonatliche Gefängnisstrafe heute anzutreten!“

Das Mädchen nickt traurig mit dem Kopfe, und nun ist es nicht mehr kleinweiß wie früher, sondern purpurrot vor Scham.

„Vor einer Woche haben wir die Schrift bekommen,“ stammelt sie gebrochen. „Der Herr Dorfrichter selbst hat sie uns gebracht und erklärt; dann sprach meine arme Mutter zu mir: „Geh, mein Kind, Gesetz ist Gesetz, damit ist nicht zu spassen.“ Und so bin ich denn gekommen, um das halbe Jahr abzublößen.“

Der Präsident wischt die Brille wiederholt ab, sein Blick sucht die Mienen seiner Kollegen und er brummt unwillkürlich: „Ha, das Gesetz! das Gesetz!“

Sodann liest er wieder und abermals den auffordernden Gerichtsbescheid; aber da steht es konsequent geschrieben, daß Anna Bede wegen Verbrechens der Diebeshehlerei zu sechsmonatlicher Gefangenschaft verurteilt wurde.

Der gestrenge Kopf nickt zustimmend und die große fleischige Hand klingelt dem Gerichtsdieners: „Begleiten Sie Anna Bede zum Gefängnis-Inspektor!“

Der Gerichtsdieners übernimmt die Schrift, das Mädchen wendete sich stumm ab, aber ihr kleiner Mund zuckt krampfhaft, als ob er Worte suchen möchte.

„Hast Du vielleicht noch etwas zu sagen?“

„Nichts . . . Nichts, als das, daß ich die Elisabeth bin, die Elisabeth Bede, denn belieben zu wissen, meine ältere Schwester, das ist die Anna. Vor acht Tagen haben wir sie begraben, die Anna.“

„Nun, dann bist Du ja gar nicht verurteilt.“

„Ich bitte, das war so: Während „ihre Sache“ bei der königlichen Tafel war, ist sie gestorben. Als sie schon in der Blumenkammer ausgestreckt lag, kam dieser Befehl wegen des halben Jahres, daß sie es doch abbüßen müsse. O, wie hat sie auf das Urteil gewartet! Wie gut, daß sie es nicht erlebte! Nicht das hatte sie erwartet . . .“

Die Thränen fließen bei der Erinnerung und kaum vermag sie fortzufahren:

„Wie sie so dalag, unbeweglich mit geschlossenen Augen, für ewig verstimmt und taub, habe ich und meine Mutter ihr versprochen, alles wieder gut zu machen, was sie wegen ihres Geliebten ver-

brochen hat. Denn sie hat diesen Antony Gabar, wegen dessen sie eine Verbrecherin wurde, sehr geliebt. Wir haben also gemeint, daß sie ihre völlige Ruhe in der Grabeserde bekommen müsse. Es soll ihr niemand nachsagen, daß sie ihm etwas schuldig geblieben sei. Meine Mutter zahlt den Schaden, ich aber werde statt ihrer das halbe Jahr abbüßen.“

Die Richter sahen einander lächelnd an. „Dieses naive einfaltvolle Mädchen!“

Es scheint, als ob selbst des Präsidenten Gesicht nun nicht mehr so kalt und ceremoniös wäre. Mit seinem gelben Tuche wischte er sich auch weniger die Stirn ab, als vielmehr etwas tiefer darunter.

„Gut, mein Mädchen, es sei,“ sagte er leise und sanft, „aber halt, da fällt mir erst ein . . .“ Er drückt die flache Hand an die Stirn und thut, als ob er tief über etwas nachdenken müsse.

„Ja, ja, in der Sache ist ein riesiger Irrtum. Wir haben Euch einen unrichtigen Bescheid geschickt.“

Das Mädchen erhebt ihre großen träumerischen Augen lebhaft zu dem Greise und unterbricht ihn hastig: „Sehen Sie! Sehen Sie!“

In ihrer Stimme liegt ein so schmerzlicher Vorwurf, daß der greise Vorsitzende abermals zu dem Tuche greift. Der gestrenge Herr ist völlig erweicht. Er geht auf das Mädchen zu und streichelt ganz gelind das Habenhaar.

„Dort hoch oben ist die Wahrheit in ganz anderer Weise kund geworden. Gehe nach Hause, mein Kind, grüße Deine Mutter und sage ihr, daß Deine ältere Schwester Anna — schuldblos war.“

„Wir haben es gleich gedacht!“ kispelte sie und drückte die kleine Hand fest auf das Herz.

Räthsel.

Du brauchst mich nur, wo ich nicht bin,
U. d. dennoch gehst Du, wo ich bin, recht gerne hin;
Es wäre denn, Du fliehst mich nur,
Um zu verbergen Deine Spur.

Auflösung der Charade in Nr. 35.

W e h m u t.

J. Sch., H. Gl., B. Bl., R. v. L., W. W. von hier;
P. G. in Jtter; B. G. von Lindern; N. St. von
Halpe.

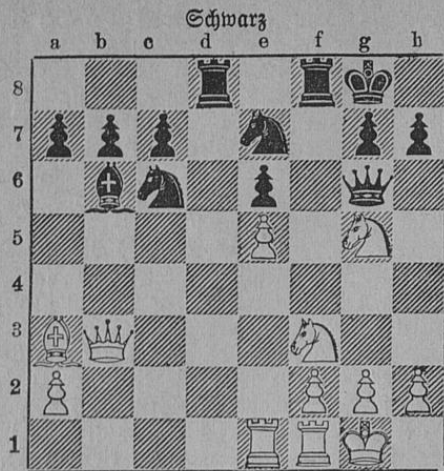
Wichtige Auflösung der Charade in Nr. 33 ging uns noch von zwei Seiten ein, als Nr. 35 bereits im Druck war, sie konnten folglich nicht mehr berücksichtigt werden. Wir bitten uns das für das nächste Sonntagsblatt betreffende Material stets bis Mittwoch Abend einfinden zu wollen.

Schach.

Partie Nr. 44.

Evansgambit.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
Thomson.	P. Morphy.	Thomson.	P. Morphy.
1. e2—e4	e7—e5	10. e4—e5	d6—e5:
2. Sg1—f3	Sb8—c6	11. d4—e5:	Df6—g6
3. Lf1—c4	Lf8—c5	12. Le1—a3	Lc8—e6
4. b2—b4	Lc5—b4:	13. Sb1—d2	Sg8—e7
5. c2—c3	Lb4—a5 ¹⁾	14. Lc4—e6: ²⁾	f7—e6:
6. d2—d4	e5—d4:	15. Th1—e1	0—0
7. Dd1—b3 ²⁾	Dd8—f6	16. Sd2—e4	Ta8—d8
8. 0—0	d7—d6	17. Se4—g5 ²⁾
9. c3—d4:	La5—b6		



Schwarz
a b c d e f g h
8
7
6
5
4
3
2
1
Weiß
Stellung nach dem 17. Zuge von Weiß.

- | | | |
|---------------------|-----------|---------------|
| 17. Tf3—f3! | 30 Kh2—h1 | Sh4—f5 |
| 18. Sg5—f3:4) | Td8—d3 | Dc2—e2 |
| 19. Db3—b2:6) | Td3—f3: | 32. Lc1—f4 |
| 20. Kg1—h1 | Lb6—d4 | 33. Lf4—c7: |
| 21. Db2—c1 | Tf3—c3:6) | e6—e5! |
| 22. Dc1—b2 | Tc3—g3 | 34. Kh1—g1 |
| 23. Db2—c1:7) | Tg3—g2: | Sd3—f4 |
| 24. Dc1—f4 | Se7—f5 | 35. Dh3—h2 |
| 25. Df4—f3 | Tg2—h2†: | De2—c4 |
| 26. Kh1—h2: | Ld4—e5†: | 36. Lc7—b8 |
| 27. Te1—e5: | Sc6—e5: | Sf4—e2† |
| 28. Df3—h3 | Sf5—h4 | 37. Kg1—f2 |
| 29. f2—f3:8) | Dg6—e2† | De4—d4† |
| | | 38. Kf2—e1:9) |
| | | Sf5—g3 |
| | | 39. Dh2—h3 |
| | | Dd4—c3† |
| | | 40. Ke1—f2 |
| | | Sg3—e4 |
| | | 41. f3—e4:10) |
| | | De3—h3: |
| | | 42. Kf2—e2: |
| | | Dh3—g2† |

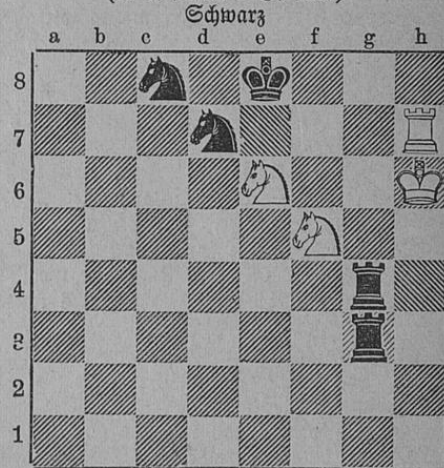
und Schwarz gewann.

Anmerkungen.

- Schwarz hat die Wahl zwischen 5. Lb4— a5 und 5. Lb4—c5, welche beiden Züge gleich gut sind. Auf 5. Lb4—c5 pflegt zu folgen 6. 0—0, d7—d6; 7. d2—d4, e5—d4; 8. e3—d4; Lc5—b6; 9. d4—d5 oder 9. Sb1—c3 zc.
- Auch 7. 0—0 ist empfehlenswert, worauf Schwarz mittelst 7. d4—e3: das sogenannte kompromittierte Evansgambit, dessen Verteidigung jedoch äußerst schwierig ist, einleiten kann.
- Dieser Abtausch erscheint, da er dem schwarzen Turm die f-Linie öffnet, als nicht ratsam.
- Auf 18 Db3—f3: folgt natürlich 18. Dg6—g5:.
- Falls 19. Sf3—h4, so 19. Td3—b3; 20. Sh4—g6; Tb3—a3:.
- Dieser und der folgende Turmzug bilden ein klassisches Beispiel für den, nicht selten den Sieg erzwingenden, Tempo- oder Zeitgewinn. Schwarz beabsichtigt seinen Turm nach g3 zu spielen, wo derselbe genommen werden kann. Soll Weiß an der Wegnahme des Turmes gehindert werden, so muß er gezwungen sein, im entscheidenden Momente einen andern und zwar zwecklosen Zug zu thun.
- Vergleiche vorige Anmerkung: Die jetzige Stellung unterscheidet sich von derjenigen nach dem 21. Zug von Weiß allein durch die zum Vorteil des Nachziehenden erfolgte Verrückung des Turmes von f3 nach g3; Schwarz hat also den Zug Tf3—g3 (ein Tempo) gewonnen.
29. Dh3—h4:?, Se5—f3† nebst 30. Sf3—h4: Hr. Dr. W. Lange, dessen schon früher genannten Werke wir diese Partie entnehmen, macht mit Recht auf die meisterhafte Führung der schwarzen Springer aufmerksam.
- Auf 38. Kf2—g2 könnte 38. Sf5—e3†; 39. Kg2

—h1! (Kg2—h3?, Dd4—g4#) Se3—f1:; 40. Dh2— e2:?, Sf1—g3† nebst 41. Sg3—e2: folgen. Schlecht wäre natürlich 38. Kf2—e2: wegen 38. Dd4—b2† nebst 39. Db2—h2:.
10) 41. Kf2—e2:, Dc3—d2#.

Aufgabe Nr. 71.
(v. d. Linde I S. 211.)



Schwarz
a b c d e f g h
8
7
6
5
4
3
2
1
Weiß

Weiß zieht an und giebt in zwei Zügen matt. Die vorstehende Aufgabe bildet das 65. Problem, des spanischen, in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts entstandenen Alonso-Manuskriptes.

Lösung von Aufgabe Nr. 68.

- | | |
|-------------|----------------|
| Weiß | Schwarz |
| 1. Tg8—g6† | Kh6—h7 |
| 2. Le6—g8† | Kh7—h8 |
| 3. Tg6—h6† | Te7—h7 |
| 4. Th6—h7# | |

Richtig angegeben von J. v. S. und P. A. Natheur hier; Hans Gain bei Rath; M. in Solingen; Abonnent F. in Elberfeld; Schmitz in Millich.

Lösung von Aufgabe Nr. 69.

- | | |
|-----------------|----------------|
| Weiß | Schwarz |
| I) 1. c2—c4 | Tb4—c4: |
| 2. Sb2—d3# | |
| II) 1. | La6—c4: |
| 2. d2—d4# | |
| III) 1. | La6—b5† |
| 2. Le4—c6# | |
| IV) 1. | Tb4—b7†: |
| 2. Le4—b7# | |
| V) 1. | Th8—h7† |
| 2. Le4—h7# | |
| VI) 1. | Th8—e8† |
| 2. Lg5—e8# | |

Richtig angegeben von J. v. S., hier; Abonnent F. in Elberfeld; Schmitz in Millich; M. Pled in Eller. Vor Erscheinen der vorigen Nummer erhielten wir richtige Lösungen der Aufgabe Nr. 67 von J. v. S., hier, und Abonnent F. in Elberfeld.

Briefkasten.

M. in Solingen: Auf 1. Sb2—c4†, La6—c4:; 2. Le4—f3† folgt 2. Le4—e2:; auf 1. Lg5—h6†, Ke5—f6; 2. Te2—f2 aber 2. Ld6—f4.
P. A. N. hier: Auf 1. Le4—d3†, Ke5—d5; 2. Lg5—h6† antwortet 2. Ld6—e5.
J. v. S., hier; Abonnent F. in Elberfeld Schm. in Millich: Lösung von Nr. 70 ist richtig.
Σ

Sonntagsblatt.

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. F i n t.

Druck u. Verlag der Aktien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt“ in Düsseldorf.

Nr. 39.

Sonntag, den 24. September.

1882.

Siebenzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heil. Matthäus XXII. 34—36.

Inhalt: „Jesus belehrt die Pharisäer, welches das größte Gebot im Gesetze sei und beweist ihnen seine göttliche Natur und Würde.“

* * *

In den Worten des Evangeliums: „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst“ haben wir das ganze Grundgesetz der Christenliebe, die ein Mensch dem andern schuldet; sie belehren uns, wer es ist, dem unsere Liebe gelten soll und wie wir ihn lieben müssen.

Wir müssen unsern Nächsten lieben. Wer ist denn mein Nächster? fragt die Welt mit jenem Schriftgelehrten bei dem Evangelisten Lukas. Die einfachste Antwort ist die des heiligen Augustinus in den Worten: Es ist sich einander nichts so nahe, als ein Mensch dem andern! Wer in Gottes weiter Welt die menschliche Natur hat, der gehört unter die Zahl derer, die wir nach Gottes Willen und Gebot lieben müssen. Denn wir Menschen all insgesamt haben einen Ursprung, das Nichts, aus dem wir geschaffen sind; einen Urheber, den allmächtigen Schöpfer; eine Gestalt, das Ebenbild Gottes; einen Vater, der im Himmel ist; eine Mutter, die wahre Kirche; einen Erlöser, Christum, der sein Blut für uns vergossen hat; eine Seelenspeise, den Leib des Herrn; eine Hoffnung, ein Ziel und Ende, eine Erbschaft, das Reich der Himmel. Gott der Herr hat, wie der heilige Chrysostomus bemerkt, um eine Gemeinschaft und eine allgemeine Liebe zu unterhalten, sich keiner doppelten Materie bei der Schöpfung bedient, um etwa Hohe und Reiche aus einer, Arme und Niedrige aus der andern zu gestalten; sondern wir sind ohne jeglichen Unterschied aus seiner Hand hervorgegangen; nicht von zweien, sondern von einem Adam ließ er uns abstammen; unsere Mutter Eva hat er nicht aus besonderm Stoffe schaffen wollen, sondern aus Adam ihn genommen, damit keiner den andern als Fremdling betrachten könne, kein Unterschied der Nationen, der Familien, der Stände und der Sitten uns entbinde von der Pflicht, alle Menschen als Brüder und Schwestern anzuerkennen und zu lieben.

Aber was in aller Welt ist wohl seltener als diese allgemeine Liebe? In welcher enge Grenzen

wird henzutage der Begriff des Nächsten eingengt? Nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge sind es drei Klassen von Menschen, denen Liebe und Freundschaft von der Welt entgegengebracht wird. Das sind die Auserwählten, vorausgesetzt noch, daß sie es sorgsam darauf anlegen, es nicht mit den Andern zu verderben; das sind die, von welchen man seinen Nutzen erhofft; das sind vor allem jene, zu denen eine natürliche Zuneigung besteht, deren vortreffliche Naturanlagen oder Geschicklichkeit uns besticht, deren Art und Weise zu handeln uns anzieht, deren Charakter mit dem unsrigen übereinstimmt, in deren Gesellschaft man eine besondere Befriedigung verspürt, deren Zuneigung zu uns, deren Gunst uns bekannt ist. Diese bestitzen gewöhnlich unsere ganze Liebe, unser ganzes Herz; an die übrige Welt denkt man nicht; die große Menschheit in der Welt ist von unserer Liebe ausgeschlossen. Ein treffendes Bild der Handlungsweise der großen Mehrzahl von Menschen finden wir im ersten Buche der Könige an Nabal. Die heilige Schrift sagt von ihm, daß er ein großer und reicher, aber zugleich harter, unbarmerziger, böshafter Mensch gewesen sei. David, der mit seinen Soldaten einst in der Gegend seines Bestitztums lagerte, schickte zu ihm und ließ ihn um einige Nahrungsmittel für sich und die Seinigen bitten. Wie? antwortete der thörichte und wie die Schrift selbst ihn nennt, närrische Nabal; wer ist David? wer ist der Sohn des Isai? den kenne ich ja nicht; was geht mich der an? Soll ich denn mein Brot nehmen und mein Wasser und mein Fleisch und es Männern geben, die ich nicht kenne? Woher sind sie? Lieber Leser, sind das nicht gewöhnlich die Redensarten, die man im Munde führt, wenn man unbekanntem, oder schlichten, armen Menschen einige Liebe bezeugen, einen Gefallen, einen Dienst thun, in der Not beispringen soll. Was? so heißt es; was ist das für einer; der geht mich nichts an; ich weiß nichts von ihm, habe nie mit ihm zu thun gehabt; ich weiß nicht einmal, wo er her kommt. Aber solchen Menschen sollte man antworten: Freund, er kommt eben daher, woher du kommst, aus der Hand desselben Schöpfers und geht zum selben Ziel, mit dem Unterschiede, daß er es vielleicht erreicht, du aber dasselbe verfehlst; du teilst mit ihm dieselbe Gefahr und dieselbe Hoffnung, bist also in gleichem Stande mit ihm.

Warum willst du ihn von deiner Liebe ausschließen? Weil er von geringer Herkunft ist, arm und dürftig? Aber bleibt er nicht ebensogut wie du ein Kind, ein Freund, ein Erbe Gottes, vorausgesetzt, daß ihr beide im Stande der Gnade seid? Vielleicht ist er in Gottes Augen größer als du, und bestimmt, im andern Leben glückselig aufgenommen zu sein mit dem armen Lazarus in den väterlichen Schoß, während du schmachten sollst mit dem reichen Prasser in den Qualen des ewigen Unterganges. Nein, wir sind und bleiben alle miteinander Brüder und Schwestern eines Vaters und daher, bemerke ich mit dem heiligen Chrysostomus, sage mir nicht, dieser ist ein Schuster, jener ein Gerber, sondern betrachte nur, daß er stark und treu ist in Christo, alle miteinander sind wir Schüler der zwölf armen Fischer. Der Mensch geht dich nichts an? Vielleicht weil er dir nie einen Dienst erwiesen oder dir nichts von seiner Seite zu erwarten steht? Sage mir, geht dich denn auch dein Gott nichts an? Hat dir dieser auch nie einen Dienst erwiesen? Was du bist und hast, kommt ja aus seiner Hand. Nun denn, dieser selbe Gott befiehlt dir bei Strafe ewiger Verwerfung, daß du deinen Nächsten, selbst deine Feinde lieben, daß du Gutes allen deinen Feinden thuen, beten sollst für die, welche dich verfolgen. Scheint dir daher dieser oder jener Mensch nicht wert, daß du ihn liebest, so ist es Gott doch wert, daß du ihm zuliebe auch jenem Menschen mit Liebe und Freundlichkeit begegnest. Besuch dich ein dir lieber Freund, so nimmst du auch seine Dienerschaft um des Herrn willen mit Höflichkeit und Gunstbezeugungen auf. Nun, dann liebe auch deine Mitmenschen Gott dem Herrn zuliebe, dessen Geschöpfe, Knechte, ja Kinder sie sind.

Warum willst du diesen oder jenen von deiner Liebe ausschließen? Weil er von der Natur vernachlässigt, oder weil seine Erziehung mangelhaft gewesen ist und seine Umgangsformen nicht den deinen gewachsen und seine Gewohnheiten dir nicht genehm sind? Freund, was hat denn Christus eigentlich an dir gefunden, was er einer so großen unbegreiflichen Liebe für wert erachten konnte? Waren wir nicht alle miteinander von Sünde beflackt, des Zornes Gottes und der Verdammnis würdig, und dennoch ist er, wie es im Credo heißt, um uns Menschen, ohne Ausnahme, und um unseres Heiles willen auf die Erde herabgestiegen, ist aus Liebe zu uns ein unmlndiges Kind geworden, hat dreihunddreißig Jahre lang Mühe und Arbeit, Verfolgung und Schmach ausgestanden und hat endlich den Tod der Liebe unter den schrecklichsten Qualen erduldet. „Da der Herr die Seinen, die in der Welt waren, liebte, hat er sie geliebt bis an das Ende“. Und die Seelen, welche die Liebe des Herzens Christi zu gewinnen imstande waren, vermögen deine Liebe nicht zu finden? Das göttliche Ebenbild in der Seele deines Mitmenschen, welches einen Gottmenschen zum Tode der Liebe antrieb, ist dir nicht liebenswürdig genug?

Im Grunde genommen ist ferner eine Liebe, welche nur aus den oben angeedeuteten Beweggründen hervorgeht und nur auf drei Arten von Men-

schen sich erstreckt, keine Nächstenliebe, sondern Eigenliebe, Liebe nicht zu der Person des Betreffenden, sondern zu dem Nutzen, dem Vergnügen, der Annehmlichkeit, die man von ihr erhofft, und daher eine Liebe, die nichts wert ist vor Gott. „Wenn ihr nur die Liebet, die euch lieben, welche Belohnung werdet ihr haben? Thuen das nicht auch die Heiden?“ Wie aus den Worten Christi selbst erhellt, wird er am Vergeltungstage den Lohn des Einzelnen nach den Werken seiner Liebe bemessen, die er um Christo willen an seinen Mitmenschen geübt. Es wird dann aber sein Richterpruch lauten müssen: Du hast diesem und jenem Gutes erwiesen, aber warum? Weil du deinen Nutzen gesucht; dann aber hast du es nicht mir gethan, sondern dir selbst; dann hast du aber deinen Lohn dahin; was du gesucht, hast du gefunden. Du hast meinen Willen und mein Gebot der Liebe nicht erfüllt. Denn ich wollte, daß du alle Menschen liebest um meiner willen. Du solltest deinen Nächsten lieben, d. h. jeden Menschen.

Wie sollen wir unsere Mitmenschen lieben? Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Es will das nicht besagen, daß man dieselbe Zuneigung zu andern haben müsse, wie zu sich selbst. Sein Gut, sein Blut und Leben für andere hinzugeben ist in den allerfeltesten Fällen eine Pflicht für uns. Wir können uns mehr lieben, wie andere, was die zeitlichen Dinge betrifft; wir müssen uns mehr lieben, als alle Menschen zusammen, was das Heil unserer Seele anbelangt. Die Worte des Evangeliums geben uns nur eine Richtschnur an, nach welcher wir unsere Nächstenliebe einrichten sollen. Die heilige Schrift hat uns durch zwei andere Gesetze den Sinn des Evangeliums unsehbar aufgeheilt, von denen das eine uns sagt, was wir zu lassen, das andere, was wir zu thun haben. Das erstere hat der alte Tobias seinem Sohne vorgehalten in den Worten: „Siehe zu, daß du nie einem andern thust, was du nicht willst, daß dir von einem andern widerfahre.“ Das zweite ist aus Christi Mund selbst gekommen: „Alles was ihr wollet, daß euch die Menschen thuen sollen, das thuet ihnen auch.“

Aber wie wird diese Richtschnur gehandhabt? Nun die tägliche Erfahrung zeigt, daß die einen ihren Nächsten mehr, die andern ihn weniger als sich selbst lieben. Die einen thuen dem Nächsten zu lieb etwas, was unzulässig ist; die andern unterlassen ihm zu lieb das, wozu sie gehalten sind; sie lieben alsdann den Nächsten zu viel, mehr als sich selbst. Aus Menschenfurcht unerlaubte, beispielsweise ehrabschneiderische, verleumderische oder unehrbare Gespräche dulden; ungerechte Handel und Prozesse vertreten, um einem Freunde zu gefallen; auf unerlaubte Weise Geld und Gut zusammenzuscharen, um den Kindern ein beträchtliches Erbteil zu hinterlassen; verdächtige Gesellschaft und Umgang den Kindern und dem Gefinde nicht verbieten, um sie nicht zu betrüben; die Kinder nicht strafen, um ihnen nicht wehe zu thun u. s. w. das ist zu viel Liebe; man liebt dann andere mehr als sich selbst. Mit einem Worte, der, welcher einem Menschen zu Liebe auch nur eine einzige Sünde begeht, oder Gutes

unterläßt, überschreitet das Gesetz der Liebe durch ein unerlaubtes Uebermaß; denn er liebt seinen Nächsten mehr als sein Gewissen, als seine Seele, als sein ewiges Heil, als seinen Gott; um mit dem Evangelium zu reden, er haßt sich selbst tödlich, damit er andere unsinnig liebe; was der heilige Augustin dahin umschreibt: Er liebt seinen Nächsten nicht wie sich selbst, sondern er haßt ihn wie sich selbst. Und wie groß ist deren Zahl! Wie viele giebt es, die dem Nächsten zuliebe bereit sind, ihre Seele und Seligkeit preiszugeben!

Größer aber noch ist die Zahl derer, welche den Nächsten zu wenig lieben, welche ihm das thun, was sie sich selbst nicht möchten geschehen lassen, oder ihm versagen, was sie selbst anständiger- und billigerweise von andern fordern zu können glauben. Du wünschst in deiner Not unterstügt, in deiner Krankheit besucht, in deinem Leid getröstet zu werden; du wünschst und forderst, daß man deinen guten Namen nicht antaste und wenn du geseht, daß man in Rücksicht deinen Fehltritt entschuldigende u. s. w. Steh eben dasselbe bist du nach dem Gesetz der christlichen Liebe deinem Mitmenschen schuldig; handelst du nicht dem entsprechend, so liebst du deinen Nächsten nicht wie dich selbst, sondern zu wenig. Wenn wir beide aber nun, lieber Leser, eine Gewissenserforschung diesbezüglich miteinander aufstellen wollten, wie wird dann dein beständiges Kritzieren und Tadeln über die Handlungsweise anderer bestehen? Deine bei der geringsten Veranlassung zum Ausbruch kommende Gereiztheit, deine trotzigen Antworten, dein saures Gesicht und deine mürrischen Befehle gegenüber deinen Untergebenen; deine Empfindlichkeit, wenn in der Unterhaltung ein Wörtchen nicht auf die Waagschale gelegt worden; dein barsches Wesen, wenn ein Armer an deiner Thüre anklopft? Liebst du dich nicht unendlich weit mehr, als andere, andere also viel zu wenig?

O wie wenig lieben wir unsere Mitmenschen! Und doch ist diese Liebe so oft, so nachbrüchlich, so ernstlich von dem Heilande selbst eingeschärft worden. Das Evangelium und die Sendschreiben des heiligen Johannes sind voll von den Gesetzen der Liebe: das gebiete ich euch, daß ihr einander liebet! Die letzte Bitte des Heilandes an seinen himmlischen Vater, bei seinem Abschiede von den Jüngern lautete: Heiliger Vater, erhalte sie in deinem Namen, die du mir gegeben hast, damit sie eins sind, wie auch wir. Seine letzte Ermahnung an seine Jünger und in deren Person an uns, war diese: Ich gebe euch ein neues Gebot, daß ihr euch untereinander liebet, wie ich euch geliebt habe; daran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr einander liebet. In der ersten christlichen Zeit wurde der Christenglaube mehr aus der gegenseitigen brüderlichen Liebe, als aus allen Wunderwerken erkannt; die Heiden selbst wurden, nach Tertullians Zeugnis, durch diese Liebe zu dem Ausbruch des Erkennens getrieben: Sehet wie sie einander lieben! Und heute? Würde heute nicht eher das Zeugnis lauten: Sehet wie sie unter einander haben! Man täusche sich nicht. Das Kennzeichen der Christusjünger ist heute noch das, welches der

Heiland als solches festgesetzt. Daher, so spricht der heilige Cyrillus von Alexandrien, verlasse dich keiner auf demüthiges Gebet und allerhand Tugendwerke, wenn er seine Brüder nicht rechtschaffen lieb hat. Vermeinst du Gott lieben zu können, ohne den Nächsten zu lieben wie dich selbst, so wird der heilige Johannes dir sagen: „Du bist ein Lügner. . . Wenn einer seinen Bruder nicht liebt, wo bleibt in demselben die Liebe Gottes? . . . Wer aber nicht liebt, der bleibt im Tode“ . . . der kann nicht hoffen auf den Lohn, den Gott allein denen bereitet hat, die ihn lieben.

○ Gedanken der Heiligen für alle Tage des Jahres.

24. Sept. Man muß das, was den Armen nützlich ist, nicht in Kisten verschlossen liegen lassen; man handelt weise, wenn man das ausstellt, was man früher oder später verlassen muß; man hat dann doch eine ewige Belohnung von Gott dafür zu erwarten. (Heil. Cyprian.)

25. Sept. Nichts ist schwer, was man gern thut; am wenigsten schwer dasjenige, was aus Liebe zu Gott geschieht. (Heil. Iguatius von Loyola.)

26. Sept. Der Un dank ist die Wurzel alles geistigen Uebels; er ist ein trockener Wind, der alles Gute verbrennt und die Quelle der Barmherzigkeit gegen die Menschen verstopft. Du sollst wissen, daß du nichts aus dir hast, damit du nicht undankbar werdest. (Heil. Augustinus.)

27. Sept. Unser ganzes Vertrauen soll auf Gott gegründet sein, und auf unsere eigenen Kräfte sollen wir uns niemals verlassen. Setze dich auf Gott deine Hoffnung, so wirst du nicht zu Schanden werden, weil er dich nicht betrügen kann. (Derselbe.)

28. Sept. Unser letzter Tag ist von so entscheidender Wichtigkeit, daß billig alle vorhergehenden Tage zur Vorbereitung auf denselben verwendet werden sollen. (Derselbe.)

29. Sept. Wenn du weise bist, wirst du überall auf den Tod gefaßt sein, weil der Tod dich überall erwartet. (Heil. Bernhardus.)

30. Sept. Gott setzte den Sabbath nicht darum ein, daß der Mensch an demselben ganz müßig sein, sondern, daß er sich dem Dienste Gottes und geistlichen Betrachtungen widmen solle. (Heil. Cyrillostomus.)

* Das Duell.

Rot und blau erquillt die Narbe,
Denn im Kampf mit einem Raufbold
Ward ihm sein Gesicht zerhauen.

Weber.

Es ist eine bekannte Sache, daß göttliches und menschliches Recht den Mord bei Todesstrafe verbieten, aber dennoch fordert der Zeitgeist bis zu unseren Tagen, dem Gesetze zum Hohne, zum Zweikampfe auf, wenn die Säkungen einer falschen und eingebildeten Ehre Rache gebieten. Jede Selbst- rache ist ein Frevel am göttlichen Rechte. Nichts desto weniger gebietet die falsche Anschauung solche Selbst- rache beim Verluste der falschen Ehre und macht die Stimme des Gewissens verstummen. Der

Beleidigte wie der Beleidiger stellen sich mit den Waffen in der Hand an den Abgrund, um einen den anderen hinabzustößen.

Die Spielerei mit dem Zweikampf ist verächtlich und kindisch. Es ist durchaus kein Zeichen von feiner Bildung und noch viel weniger von tugendhafter Gesinnung, wenn ein unbedachtes Wort, oder gar ein bloßes Mißverständnis zwischen gebildeten Männern keinen sofortigen Ausgleich finden kann und sie zu dem traurigen und oft verhängnisvollen Würfelspiel des Zweikampfes führt. Der lächerlichen Sucht, durch Zweikampf seine Ehre zu retten, sind in Frankreich in dreizehn Jahren, von dem Regierungsantritte Heinrich IV. bis zum Jahre 1617, nicht weniger, als viertausend Edelleute zum Opfer gefallen.

Nicht allein der, welcher solchen Frevel am eigenen und fremden Leben begeht, sondern auch der, welcher ihn in Wort und Anschauung billigt, oder duldet, wo er ihn zu verhüten verpflichtet wäre, nimmt Anteil und trägt Schuld an dieser Schmach des Menschengeschlechtes.

Es ist ein hohes Verdienst der katholischen Kirche, daß sie nicht nur die Duellanten selbst, sondern auch die freiwilligen Teilnehmer und Zuschauer bei dem Zweikampfe mit schweren kirchlichen Strafen bedroht, um vor dem Unwesen des Duells abzuschrecken und ihm den Netz zu nehmen, welchen die Eitelkeit und Thorheit darin zu suchen pflegen.

Gewiß, ein verdienter guter Name ist für den Menschen von hohem Werte; er ist das höchste der äußeren irdischen Güter; er verleiht Einfluß und Achtung und ist ein mächtiger Hebel und Antrieb zum thatkräftigen Handeln zum Wohle der Menschheit. Aber man hüte sich, diesen geheiligten Namen der Ehre an jenes wüste Vorurteil zu knüpfen, welches alle Tugenden auf den Schlag des Degens oder den Schuß der Pistole setzt! Diese Anschauung ist nur geeignet, den Lasterhaften mit einem trügerischen Scheine von Tapferkeit zu umgeben.

Die Ehre höher schätzen, als alle übrigen Güter, ist nicht nur erlaubt, sondern auch eine Pflicht; indessen verdient doch der Mann unsere ganze Verachtung, der seine Ehre durch die Annahme eines Duells retten oder heben zu können meint, und von dem lächerlichen Vorurteile befangen ist, daß er glaubt, wenn er ein angebotenes Duell nicht annehme oder bei einer empfangenen Beleidigung den Gegner nicht herausfordere, könne er sich ohne das entehrende Merkmal der Feigheit in der Gesellschaft nicht mehr zeigen. Wie ist es doch möglich, daß sich die Anschauungen und Urteile der Menschen in solche Widersprüche und Thorheiten verwickeln können? Wenn zwei in wütendem Streite mit dem Taschenmesser auf einander losgehen und sich dabei töten, so sind wir in unserem Urteile alle einig: es waren Schufte, die solche Frevelthat des Menschenmordes begingen. Wenn aber die Messer, deren andere sich nach vorhergehender Verabredung bedienen, länger sind und mit dem Meter gemessen werden, — dann sind es höchst ehrenwerte Männer, die sich mit Rapieren geschlagen haben, um ihre Ehre zu retten oder zu verteidigen. Noch bis auf den heutigen Tag huldigt auch die gebildete deutsche Jugend diesem Wahne, so daß wir fast in jedem Jahre von jeder deutschen Universität die

traurige Kunde erhalten, daß der eine oder andere studierende Jüngling durch dieses Unwesen sein Leben eingebüßt habe.

Das Duell hat in der menschlichen Gesellschaft durch jene lächerliche und abenteuerliche Anschauung Geltung erlangt, daß alle Pflichten gegen die Gesellschaft durch Tapferkeit ersetzt werden könnten, daß ein Schurke und Verleumder dadurch ein ehrbarer Mann würde, wenn er sich zu schlagen versteht, daß die Lüge zur Wahrheit, der Diebstahl und Betrug gerechtfertigt, die Treulosigkeit zur Ehrbarkeit würde, wenn das Schwert, das wir führen, und die Pistole, die wir geschickt handhaben, ihr Ziel nicht verfehlen.

Falsche Scham veranlaßt oft sonst vernünftige Jünglinge in den Jahren ihres Universitätslebens, den Anflug des Duellierens mitzumachen. Die Furcht, für feige zu gelten, erstickt in ihnen die Stimme des Gewissens und raubt ihnen den Mut, gut zu sein. Sie besitzen aus Menschenfurcht keine Kraft, anders zu handeln, als die, mit denen sie verkehren, obgleich sie ihre Anschauungen im Herzen verachten. Mancher Jüngling trotz oft leichter den größten Gefahren, als dem Gespötte seiner thörichten Genossen. Für den angehenden, mit Lebensübermut erfüllten Akademiker hat der Ruhm dieser trügerischen Tapferkeit eine bezaubernde Wirkung; er will jeden anderen Vorwurf, als den der Feigheit ertragen, weil er sieht, daß dieser tollen Verwegenheit bei seinen Genossen Bewunderung gezollt und die vermeintliche Feigheit in diesem Punkte mit Verachtung von ihrer Seite bestraft wird. Welch ein Genuß darum für den jungen Fuchs, wenn er zum erstenmale sagen kann: „Ich gehe morgen los“.

Vor Jahren rühmte sich einmal ein alter Bursche von vielen Semestern, der selbstverständlich sein Examen in der Medizin nicht bestehen konnte, daß er bereits die sechsundsiebenzigste Mensur bestanden habe, und — was merkwürdig war, — er trug keine Spur von einer Schmarre in seinen Kühnen und verwegenen Zügen. Gewiß ein deutlicher Beweis seiner Leistungsfähigkeit wenigstens in diesem Fache. Er war der Schrecken der Korps und Burschenschaften an den Universitäten des südwestlichen Deutschlands. Allein nicht alle können sich solcher Gewandtheit und Schlagfertigkeit rühmen. Viele werden schmähslich abgeführt und sie bringen tiefe Furchen, welche ihnen die wuchtigen Hiebe auf Stirn und Wange gegeben haben, zum größten Leidwesen der Mutter mit nach Hause, denn

Mancher trägt noch die Erinnerung mit
Von jenen schönen Tagen,
Und seine größten Schmerzen sind
Ihm seine tiefen Narben.

Sinter dem Arrestgitter.

Nach dem Französl. von J. G.

Es war vor ungefähr 30 Jahren und wir befinden uns in der Zeit, da der gefeierte belgische Maler Anton Wierz die Künstlerwelt durch seine, ebenso sehr von einer mächtigen Phantasie zeugenden, als meisterhaft ausgeführten Gemälde in Erstaunen setzte, welche man gegenwärtig zu Brüssel in dem feinen Namen führenden Museum bewundern kann, dessen

Konfervator der berühmte Novellist und Historiker Hendrik Conscience ist.

Wierz malte nur große historische Gegenstände, in denen er manchmal Porträts anbrachte, und mancher Partikular trachtete nach der Ehre, ihm dabei zu sitzen. Aber der Künstler war nicht sehr verschwenderisch mit seiner Kunst. Er gewährte sie nur seinen intimen Freunden oder ausnahmsweise irgend einer Person, deren Physiognomie einen besonders Eindruck auf seine Phantasie als Maler machte.

So empfing er eines Tages den Besuch des Notars Van Speck, der seine Züge durch Wierz verewigt wünschte und sich nach den Bedingungen erkundigte.

Dieser Mann stand an der Spitze eines der besuchtesten Notariatsgeschäfte in Brabant, aber er galt für einen Geizhals. Er war es in der That en gros und en détail, aber besonders en détail. Es zirkulierten Gerüchte über ihn, die ihn als einen wahren Harpagon hinstellten und die Wierz nicht unbekannt waren, aber das kümmerte den Künstler nicht. Was ihn Augenblicklich für sich gewann, das war der Kopf des alten Geizhalses.

Es war dieser Kopf ein wahres Ideal für ihn. Kahler Schädel, gerunzelte Stirn, überhängende Augenlider, zwei durchdringende Augen, die unter diesem fleischigen Gewölbe wie jene einer Kake in der Dunkelheit leuchteten, semitische Nase, ein breiter Mund, flache und farblose Wangen, spitziges Kinn — alles frisch rasirt, von nettem, schneidendem, eckigem Aussehen und auf einer seinem Berufe entsprechenden weißen Kravatte ruhend.

Wierz warf einen beobachtenden Blick auf diese interessante Physiognomie, und so wie der Notar sprach, prägte er die Linien, Züge und das ganze des Typus seinem Gedächtnisse ein. Er malte ihn bereits in seiner Phantasie und versprach sich ein Meisterstück davon.

„Und wie viel begehren Sie, Herr Künstler?“

„Zehntausend Francs, Herr Notar.“

Meister Van Speck fiel vor Schrecken auf einen Stuhl zurück. Zehntausend Francs für einen Akt aufzurechnen, der sich für fünf Louis hätte abfassen lassen, das erschien ihm ganz natürlich, aber ebenso viel für die Mühe ausprechen zu wollen, eine Leinwand mit Farben zu bedecken, das bedünkte ihn etwas Außerordentliches. Er nahm seinen Hut und Stod.

Wierz besann sich. Er hatte Angst, daß ihm sein Typus aus den Händen schlüpfen könnte.

„Mein Gott, Herr Notar,“ sagte er, „das ist mein gewöhnlicher Preis, aber da mich Ihre Physiognomie interessiert, und da ich ein schönes Werk damit zu schaffen gedenke, will ich für diesmal etwas von meinen Forderungen nachlassen. Auf wie hoch rechnen Sie Ihr Porträt? Sprechen Sie es selbst aus, ich höre Sie an.“

Der Notar machte einen lächerlichen Anbot, den der Künstler diskutierte, weniger wegen der Summe, als um sein Sujet so lange als möglich auf dem Prüfungsstuhl festzuhalten. Endlich einigte man sich über einen Preis von 3000 Francs und der Notar stand auf, um sich zu empfehlen.

„Wann wollen Sie, daß ich Ihnen sitze, Herr Wierz?“

„Es hat keine Eile, Herr Notar“, erwiderte der Künstler, welcher bereits seinen Plan entworfen hatte, „ich bin in diesem Augenblicke stark beschäftigt. Wenn es Ihnen recht ist, wollen wir in ein paar Tagen beginnen und ich werde es Ihnen sagen lassen.“

„Abgemacht! Ohne Abien und auf baldiges Wiedersehen!“

* * *

So wie der Notar das Atelier verlassen hatte, griff Wierz nach seiner Palette und warf mit feberhafter Hast die Skizze des Porträts auf die Leinwand hin. Der Tag verging damit, seinen Typus auszuarbeiten und als die Dämmerung hereinbrach, prangte das Bild bereits in seinen Rahmen. Die Figur des Notars, aus hell dunklem Grunde hervortretend, war mit Schärfe und Wahrheit entworfen. Die Person zeigte das volle Gesicht, der Ellbogen war auf einen Tisch gestützt, auf dem zerstreut Papier, Federn, Bücher, Akten und alles umherlag, was notwendig erschien, um einen Notar in der von seinem Berufe gewollten Stellung darzustellen.

Am nächsten Tage retouchierte, verbesserte und vollendete der Künstler sein Bild. Dann sperrte er es in eine Kiste und ließ den Kommissionär von der Straße kommen.

„Tragen Sie das sogleich zum Herrn Notar Van Speck, Rue de Vieux-Brachemins,“ sagte er; — „lassen Sie die Kiste öffnen und warten Sie auf die Antwort.“

Wierz rieb sich die Hände. Er erwartete, den Notar ganz begeistert zu sich kommen zu sehen, um ihn zu beglückwünschen, und freute sich schon im Voraus auf diesen Erfolg ohne Gleichen.

Aber eine Stunde später sah er den Kommissionär mit der Kiste auf dem Rücken und einer Schrift in der Hand zurückkommen. . . .

„Was soll das heißen?“

„Da bin ich wieder,“ sagte der Mann. „Die Kiste ist im Vorzimmer aufgemacht worden und Herr Van Speck herabgekommen, um das Bild zu besichtigen. Er machte ein wütendes Gesicht dazu, kehrte mir den Rücken und schrieb diesen Zettel hier. Dann befahl er mir, die Kiste wieder zu nehmen und zurückzutragen. Das habe ich gethan und es kostet vier Francs.“

Wierz fertigte den Kommissionär ab und las das Billet: „Mein Herr!

Ich sehe es nicht gern, daß man sich über mich moquiert und leide keinen Scherz, am wenigsten von Künstlern. Es ist zwischen uns ausgemacht worden, daß ich zur Sitzung zu Ihnen kommen würde, eine wesentliche Bedingung, um das Porträt eines ernstern Mannes erst aufzunehmen. Statt dessen erlauben Sie sich mir gegenüber eine Vertraulichkeit von sehr zweifelhaftem Geschmac; Sie thun so, als ob ich der Mühe einer oder mehrerer Sitzungen gar nicht wert wäre. Ich finde das Ihrer und meiner unwürdig. Ich wollte mein Porträt haben und Sie schicken mir Etwas, das mit meiner Person gar nichts zu thun hat. Neh-

men Sie Ihre Arbeit zurück und rechnen Sie nicht mehr auf meinen Besuch. Es konveniert mir nicht, in fernere Beziehungen zu einem Künstler zu treten, der einen so seltsamen Begriff von der Würde seines Berufes hat.

Ich habe die Ehre, mich zu zeichnen

Van Speck m. p."

Anfangs brach Witz in ein helles Gelächter aus. Was für ein Dummkopf war dieser Bedant von einem Notar! Aber bald wurde der Künstler ernst, indem er sein so gelungenes und des Beifalls der Kenner so würdiges Werk betrachtete. Ein dumpfer Groll folgte auf die Heiterkeit und in seiner Seele regten sich Rachegefühle.

Auf einmal machte er einen Freudensprung. Ein höchst drolliger Gedanke war ihm in den Kopf gekommen, den er auch sofort auszuführen begann.

Er stellte das Bild auf die Staffelei und begann mit Eifer zu arbeiten. In unglaublich kurzer Zeit war die Umwandlung des Porträtes bewirkt. Die zum Sprechen getroffene Gestalt blieb unverändert, aber die Haltung derselben war gekrümmt, der Blick tiefer zu Boden geschlagen, der Mund fester geschlossen, die Nase viel höckeriger, das Kinn mehr zugespitzt. Dann verschwanden die Zuthaten des Notars; der hellbunte Hintergrund verwandelte sich in einen Keller mit vergittertem Fenster; der Tisch, die Akten, Schriften und Bücher verschwand, um einer rohgearbeiteten Britsche Plaz zu machen, an deren Füßen ein unförmlicher Krug, eine verschimmelte Brodkrumme und ein Bund verfaultes Stroh lagen, die klassische Matratze des Gefangenen in allen civilisierten Ländern.

Nachdem das geschehen, klebte der Künstler eine Etiquette mit der Aufschrift: „Im Schuldenarrest“ auf den Rahmen und setzte dann seinen Namen „Anton Witz“ mit großen Buchstaben in eine Ecke des Bildes.

Dann nahm er einen Fiaker, lud sein Bild auf und fuhr damit zu Sem Melchior, dem wohlbekannten Gemäldehändler der Rue de la Madeleine, dessen Auslagefenster stets eine große Volksmenge anzog.

„Lieber Freund, ich habe etwas für Sie — eine Studie mit der ich nicht unzufrieden bin, den sehr gelungenen Typus eines Schylock. Erlauben Sie mir, das Bild bei Ihnen anzustellen?“

„Und wie gerne!“ rief der Gemäldehändler, entzückt, einen „Witz“ in seinem Auslagefenster zu haben. „Wann soll ich es holen lassen?“

„Ich habe es da. Kommen Sie.“

Melchior geriet in Ekstase. Es war prachtvoll! Man wird sich darum reißen. Um welchen Preis dürfte es losgeschlagen werden?

„Ich weiß es noch nicht,“ entgegnete Witz, der seinen eigenen Plan hatte. „Stellen Sie das Bild nur an einen guten Platz und wir werden sehen. Wenn ein ernsthafter Liebhaber kommt, so setzen Sie mich in Kenntnis.“

Das Bild nahm sogleich den Ehrenplatz in der Auslage ein und das Volk drängte sich massenhaft herzu. Am Abend war schon die ganze Stadt voll des Lobes davon und am nächsten Tage berichteten die Journale darüber.

Man geschah es, daß ein Freund des Notars, Van Speck, vorüberging und gleich allen anderen einen Blick auf das ausgestellte Bild warf.

„Um Gotteswillen!“ Fünf Minuten später war er im Bureau des Notars, und dieser lief in höchster Aufregung Augenblicklich nach der Rue de la Madeleine, um sich von der Thatsache selbst zu überzeugen.

„Ach! er war es wirklich! Er geschändet! Im Schuldenarrest, er, der solideste Notar der Stadt Brüssel! War das erlaubt? Von einem miserablen Farbenkleckser an einem öffentlichen Orte an den Schandpfahl genagelt! Es war zu viel! Dem mußte sogleich Gehalt gethan werden. Der Maler mußte Augenblicklich das Bild zurückziehen, dann wird man sehen, wer zuletzt lacht.“

Und der Notar fuhr schnurstracks zum Künstler hin. —

Witz, trug in seinem Fautueil hingestreckt, rauchte mit aller Behaglichkeit seine Cigarre, als Herr Van Speck in sein Zimmer hereinstürzte. Er war gar nicht überrascht, ihn zu sehen, denn er hatte den Besuch erwartet.

„Guten Tag, Herr Notar“, begann er. „Was verschafft mir das Vergnügen Ihres lebenswichtigen Besuches? Nehmen Sie doch Platz. Rauchen Sie? Da sind vortreffliche Cigarren . . .“

„Mein Herr“, erwiderte der Notar, ohne sich zu setzen, „fassen wir uns kurz, ich bitte Sie. — Es ist gegenwärtig im Auslagefenster Melchior's eines Ihrer Bilder ausgestellt, das die Vorübergehenden anlockt und mich zum Gelächter der ganzen Stadt macht. Ich wünsche, daß dieser einfältige Scherz aufhöre. Wollen Sie also sogleich Ihre Weisungen erteilen, daß das Bild aus dem Auslagefenster verschwinde. Ich werde dann schon wissen, was ich zu thun habe. Verstehen Sie mich?“

„Nicht ganz, Herr Notar. Es befindet sich wohl in der That ein Bild von meiner Hand im Schaufenster bei Melchior, aber ich kann nicht begreifen, wie es Sie zum Gelächter der Stadt machen soll und daher . . .“

„Wie! . . . Sie wagen es . . . Aber dieses Bild ist mein Porträt, Herr!“

„Ihr Porträt?“

„Ja, mein Porträt, vollständig, absolut mein Porträt . . .“

„Ach! um Verzethung! Stellen wir ein wenig den Thatbestand her, Herr Notar. Sie sind zu mir gekommen und haben von mir begehrt, daß ich Ihr Porträt malen sollte. Nach längerem Handeln habe ich mich für dreitausend Francs dazu herbeigelassen. In der Meinung, Ihnen eine angenehme Ueberraschung zu bereiten, habe ich dasselbe aus dem Gedächtnis gemalt und mich einen Augenblick der Täuschung hingegeben, daß es gelungen sei; aber Sie haben mir dieselbe bald benommen. Sie haben mir das Bild zurückgeschickt mit der schriftlichen Erklärung, daß es mit Ihrer werthen Person keine Ähnlichkeit habe. Ist es so, Herr Notar?“

Herr Van Speck fühlte, daß er in seinem eigenen Netz gefangen sei. Er erwiderte kein Wort.

„Von da an“, fuhr Witz fort, „habe ich mich jeder Verbindlichkeit gegen Sie für enthoben erach-

tet und es versteht sich von selbst, daß ich den Preis dafür erhalten will, den es wert ist."

Der Notar schritt zwei- oder dreimal im Zimmer auf und ab und begann dann:

"Sehen Sie, ich bin durchaus kein Freund des Skandals und will diese lächerliche Geschichte gern in freundschaftlichem Wege schlichten. Ich lege Ihnen die dreitausend Francs auf den Tisch und hole mir dieses entsetzliche Bild aus dem Schaufenster bei Melchior ab . . ."

"Halt, einen Augenblick!" rief Wierz, die Nische von seiner Cigarre abstreifend und gemächlich die Beine kreuzend. "Berücksichtigen Sie, Herr Notar, daß dieses Bild infolge seiner Umarbeitung einen beträchtlich höheren Wert haben muß. Es hat mir nicht wenig Arbeit und Kopfzerbrechen verursacht. Ich kann Ihnen das wohl hier unter uns sagen, daß ich es als eines meiner gelungensten Bilder betrachte. Kurz, ich lasse es nicht mehr um drei-, nicht um sechs-, nicht um zwölftausend Francs, sondern ich begehre fünfzehntausend dafür."

Wierz sah dabei den Notar mit einem Ernst an, der denselben völlig außer Fassung brachte. Er erhob ein lautes Geschrei.

"Fünfzehntausend Francs! Sie sind ja wahnsinnig! Welcher Dummkopf wird denn fünfzehntausend Francs für ein solches Schandbild geben! Denn es ist eine Schande, mein Herr, einen braven Mann, einen achtungswerten und geachteten Notar, der jeden Sonntag als Hauptmann der Bürgerwache fungiert, so zu verunglimpfen. Fünfzehntausend Francs, barmherziger Gott! Noch einmal, Sie rasen!"

"Erlauben Sie. Sie leben von Ihren Schriften und ziehen so viel Gewinn daraus, als möglich. Ich lebe von meinem Pinsel und nehmen Sie es mir nicht für übel, wenn ich aus den Werken derselben den möglichsten Nutzen ziehen will, besonders, wenn dieselben ihren Preis wert sind. Also fünfzehntausend Francs, werter Herr, und nicht einen Sou weniger. Annehmen oder stehen lassen."

"Nun gut, ich lasse es da und möge Sie der Teufel holen!" rief der Notar, bei welchem der Dämon der Habsucht triumphierte, und er verließ wütend das Atelier.

Aber als er sich wieder auf der Straße befand, blieb er auf einmal stehen und es kamen ihm ebenso bittere als plötzliche Gedanken in den Kopf. Das verdamnte Bild würde in Melchior's Schaufenster bleiben und je mehr man es sähe, desto mehr würde man sich über ihn, Van Speck, mokieren, und er würde sich bald gar nicht mehr auf der Straße zeigen dürfen. Und das durfte nicht geschehen! Besser, das Lächerliche an der Wurzel abzuschneiden und unter dem laubdichten Joch dieses leidigen Künstlers durchpassieren. Aber fünfzehntausend Francs . . . Was für ein schauderhaftes Abenteuer! Es würde ihm gewiß eine Krankheit kosten. Aber endlich, er war gefangen und mußte um jeden Preis loskommen.

Er kehrte ins Atelier zurück.

"Mein Herr!" begann er. "Ich nehme Ihr Bild für fünfzehntausend Francs. Lassen Sie dieselben beheben, wenn es Ihnen gefällt!"

Wierz stand langsam auf.

"Herr Notar, Sie sind zu gütig, und ich möchte Ihnen gerne herzlich dafür danken. Aber stellen Sie sich vor, so wie Sie fort waren, habe auch ich überlegt, und es ist mir eine prächtige Idee gekommen."

Der Notar klapperte mit den Zähnen. Er hatte eine schreckliche Angst vor den Ideen Wierz's, und eine furchtbare Katastrophe schwebte ihm vor den Augen.

"Was für eine Idee?" fragte er ängstlich.

"Ich sehe, daß mein Bild großen Effekt macht und je länger man es sehen wird, um desto höher wird es geschätzt werden. Ich habe Lust, es noch durch vierzehn Tage im Schaufenster bei Melchior zu belassen und es dann in der Lotterie um hundert Sous das Los auszuspielen und auf dem Rücken eines zuverlässigen Kommissionärs in den Straßen von Brüssel herumtragen zu lassen."

Van Speck blickte Wierz entsetzt an.

"Das werden Sie nicht thun. Wir wollen es sehen."

"Warum nicht? Das Los zu hundert Sous und dazu das Gefallen des Publikums in Betracht gezogen werde ich gewiß eine beträchtliche Anzahl Lose absetzen. Ich bin davon so überzeugt, daß ich von nun an meine Idee nur gegen ein Honorar von dreißigtausend Francs aufgeben werde, das bis auf den letzten Heller ausgezahlt werden muß."

Der unglückliche Van Speck hatte einen neuen Wutanfall. Es wandelte ihn die Luft an, mit seinem Stock über den Maler herzufallen und ihn durchzubläuen. Aber Wierz schien ihm so kräftige Muskeln zu haben, daß ihm dieses Attentat zu verewigen vorkam. Er bemesterte also seinen Grimm und fing beinahe zu weinen an. Sich auf dem Rücken eines Kommissionärs in Brüssel herumtragen zu sehen und noch dazu im Schuldenarrest! Nein, auf das durfte er es nicht ankommen lassen. Van Speck bat also den Künstler um Barmherzigkeit.

"Da nehmen Sie eine Anweisung von dreißigtausend Francs auf meine Kasse," sagte er. "Ich bitte Sie, geben Sie mir die Erlaubnis, das Bild aus dem Schaufenster zu nehmen und sprechen wir nicht mehr davon."

Der Künstler ließ sich erweichen, wie man es sich wohl denken kann.

Es ließ das Geld am nächsten Tage beheben, zog die ursprünglich bedungenen dreitausend Francs davon ab und führte den Rest zur Armentasse ab — denn Wierz war bekanntlich selbst enorm reich.

Was den Notar Van Speck betrifft, so lief er spornstreichs in die Rue de la Mabeleine, nahm das verhaßte Bild, kehrte damit nach Hause zurück, trat es dort mit wiedererwachter Wut mit Füßen, zerschnitt es mit dem Messer und warf die Fetzen nach allen vier Windrichtungen, indem er hundertmal die Thorheit verfluchte, die ihn dreißigtausend Francs für das Recht zahlen ließ, sein Porträt nur deshalb zu kaufen, um es zu zerreißen.

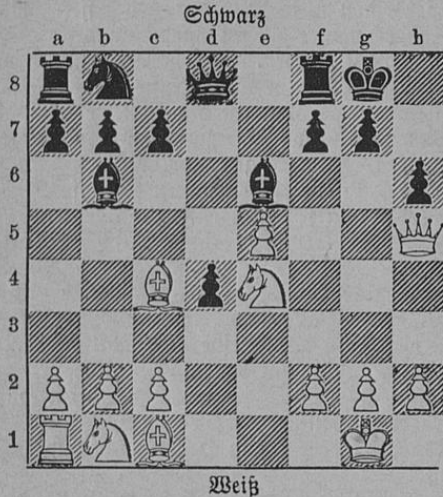
Schach.

Partie Nr. 45.

(Originalpartie des Sonntagsblattes.)

Mittlegambit.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
Nr. Schwan.	N. N.	Nr. Schwan.	N. N.
1. e2-e4	e7-e5	7. Tf1-e1	d7-d5
2. d2-d4 ¹⁾	e5-d4:	8. Te1-e4: ²⁾	d5-e4:
3. Lf1-c4 ²⁾	Lf8-c5 ³⁾	9. Sf3-g5	h7-h6?
4. Sg1-f3	Sg8-f6 ⁴⁾	10. Sg5-e4:	Lc5-b6
5. e4-e5	Sf6-e4	11. Dd1-h5	Lc8-e6
6. 0-0	0-0		



Stellung nach dem 11. Zuge von Weiß.

- | | | |
|--|------------|-------------|
| 12. Lc1-h6: ⁵⁾ g7-h6: ⁷⁾ | 15. e5-f6: | Sb8-d7 |
| 13. Dh5-h6: | Le6-c4: | 16. Dh6-g7# |
| 14. Se4-f6# | Dd8-f6: | |

Anmerkungen.

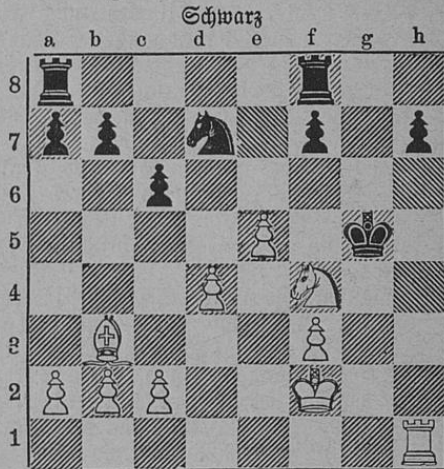
- 1) Von diesem Zuge hat das Spiel den Namen. (Vergl. Partie Nr. 29 in Nr. 14 des Sonntagsblattes.)
- 2) Ebenfalls gut ist die Fortsetzung 3. Dd1-d4: Sb8-c6; 4. Dd4-c3l.
- 3) Besser als 3... e7-c5; 4) Sg1-f3, d7-d6?, 5. Sf3-g5l, Sg8-h6; 6. 0-0, Lf8-e7; 7. Dd1-h5 etc.
4. Ratfamer wäre es hier für Schwarz mittels 4... Sb8-c6 in das schottische Gambit (1. e2-e4, e7-e5; 2. Sg1-f3, Sb8-c6; 3. d2-d4, e5-d4; 4. Lf1-c4, Lf8-c5) berzugehen.
- 5) Nach 8. e5-d6: e. p. (nimmt en passant Bauern d5), Se4-d6: würde Weiß den Angriff verlieren. Weiß opfert die Qualität um seinem Läufer c4 die Diagonale auf den feindlichen Knigsltzel wieder zu ffnen.
- 6) Dieses Opfer scheint korrekt zu sein, da Weiß bei keiner Fortsetzung in entscheidenden Nachteil geraten kann.
- 7) Auf 12... Le6-c4: folgt 13. Se4-f6#, g7-f6; 14. Dh5-g4# nebst 15. Dg4-g7# oder 13. Se4-f6#, Kg8-h8; 14. Lh6-g7#; Kh8-g7: Dh5-h7#; auf 12. Sb8-d7 aber 13. Lh6-g5, Dd8-c8 [13... Sd7-f6? 14. Se4-f6#; 15. Lg5-f6: und gewinnt] 14. Se4-f6#, Sd7-f6; 15. Lg5-f6, Le6-g4; 16. Dh5-g5, g7-g6; 17. Dg5-h6 und gewinnt; oder 13. Lh6-g5, Dd8-c8; 14. Se4-f6, g7-f6; 15. Lg5-f6; Sd7-f6; 16. e5-f6, Tf8-d8; 17. Dh5-h6 und gewinnt. Am besten scheint noch die Antwort 12... g7-g6 zu sein, worauf Weiß durch 13. Dh5-f3! bei einem gewonnenen Bauern und guter Stellung mindestens die geopfert Qualität wieder gewinnt, da 13. Le6-c4: wegen 14. Se4-f6#, Kg8-h8; 15. Df3-h3, Lc4-e6; 16. Lh6-g7#; Kh8-g7; 17. Dh3-h7# fehlerhaft sein würde.

Partie Nr. 46.

(Originalpartie des Sonntagsblattes.)

Läufergambit

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
N. N.	X. Y.	N. N.	X. Y.
1. e2-e4	e7-e5	12. g2-f3:	Dh5-g6
2. f2-f4	e5-f4:	13. h4-g5:	Dg6-g5:
3. Lf1-c4	Dd8-h4#	14. Se3-e2 ²⁾	Se7-g6
4. Ke1-f1!	d7-d5: ¹⁾	15. Dd1-g1	Dg5-g1#:
5. Lc4-d5:	g7-g5	16. Th1-g1:	0-0 ³⁾
6. Sg1-f3	Dh4-h5	17. Lc1-f4:	Sg6-f4:
7. h2-h4	Lf8-g7	18. Tg1-g7: ⁴⁾	Kg8-g7:
8. d2-d4	Sg8-e7	19. Se2-f4:	Sb8-d7
9. Sb1-c3	e7-e6	20. e4-e5	Kg7-h6
10. Lb5-b3	Lc8-g4	21. Ta1-h1#	Kh6-g5
11. Kf1-f2	Lg4-f3:		



Weiß

Stellung nach dem 21. Zuge.

Weiß gewinnt das Spiel⁵⁾.

Anmerkungen.

1. Ein guter Zug, durch welchen Schwarz, den gewonnenen Gambitbauern wieder opfernd, verhütet, daß sein Spiel in der Entwicklung zurückbleibt. Weiß kann den Bauern auch mit dem e-Bauern nehmen.
2. Dieser Zug dient zugleich zum Angriff und zur Verteidigung, indem er den feindlichen f-Bauern bedroht und den Zug Dg5-g3# verhindert.
3. Ein Fehler, den der Gegner sofort ausnützt.
4. Noch besser wäre einfach 18. Se2-f4.
5. Denn Weiß gewinnt in den beiden nächsten Zügen den Springer d7; wie? möge der Leser zu finden suchen.

Lösung von Aufgabe Nr. 70.

	Weiß.	Schwarz.
I.	1. Te5-e6#	Kd6-c7:
	2. Se7-d5#	Kc7-d8
	3. Te6-e7	Kd8-c8
	4. Te7-e8#	
II.	1.
	2.	Kc7-b8
	3. Te6-a6	Kb8-c8
	4. Ta6-a8	
III.	1.
	2.	Kc7-c8
	3. Te6-e8#	

Richtig angegeben von: J. v. H. hier; Abonnement F. in Elberfeld; Schmitz in Müllich; M. in Solingen.

Briefkasten.

J. v. H. hier; Abonnement F. in Elberfeld; Ankerhotel in Coblenz; M. in Solingen; Lösung von Nr. 71 ist richtig.

Sonntagsblatt.

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. F i n f.

Druck u. Verlag der Aktien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt“ in Düsseldorf.

Nr. 40.

Sonntag, den 1. Oktober.

1882.

Das Gebet.

Es blühet eine Blume in frommer Menschen Brust;
Sie blühet still verborgen, der Pracht sich unbewußt.
Sie blühet und wird gedrohen von hehrer Engel Hand,
Und wird hinaufgetragen ins schöne Vaterland.
Dort winden dann zum Kranze die Blumen wunderbar
Der heil'gen Engel Chöre, der selgen Geister Schar;
Und winden wonnetrunken ihn um den Kreuzes Stamm,
Und tragen siegesjubelnd ihn zu dem Gotteslamm.
Die Blume, die ich meine, sie ist ein still Gebet,
Das auf dem Demuthsgrunde der Herzenskammer steht.
Betrachtend schaut des Geistes hellklares Aug hinein,
Und findet nur die Blume und Demuthsgrund allein —
Der Liebe rote Blüte trägt man zu Himmelshöhn,
Doch bleibt des Glaubens Wurzel im Demuthsgrunde
stehn;

Am hoffnungsgrünen Stamme die Knospen schlagen aus
Und werden neue Blumen für Gottes Vaterhaus.

Achtzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus IX, 1—8.

Inhalt: Jesus heilt einen an allen Gliedern Gelähmten und vergiebt ihm die Sünden.

* * *

Bur 700jährigen Jubelfeier der Geburt des heil. Franziskus von Assisi.

Encyclica Sr. Heiligkeit Papst Leo's XIII.

Ehrwürdige Brüder! Gruß und Apostolischen Segen!

Dem christlichen Volk ist es beschieden worden, in kurzen Zwischenräumen das Andenken zweier Männer zu begehen, welche, selbst zur ewigen Seligkeit in den Himmel berufen, eine ausgezeichnete Schar von Schülern auf der Erde zurückließen, und so gleichsam fortwährend Nachkommen ihrer Tugenden erwecken. Nach der Säcularfeier zu Ehren des heil. Benedikt, des Vaters und Gesetzgebers der Mönche im Abendlande, bietet sich Anlaß, demnächst in ähnlicher Weise das Andenken an die vor sieben Jahrhunderten erfolgte Geburt des heil. Franziskus von Assisi öffentlich zu feiern. Das ist nicht ohne den besondern gütigen Rathschluß der Vorsehung geschehen. Denn durch die Gelegenheit, den Geburtstag solcher Männer zu feiern, scheint Gott die Menschen ermahnen zu wollen, der

Verdienste jener sich zu erinnern und zugleich einzusehen, daß es sich durchaus nicht geziemt hat, die von jenen gegründeten Orden so unwürdig zu behandeln, namentlich in jenen Staaten, denen sie durch ihre Arbeit, ihren Geist und Fleiß die Zunahme der Bildung und des Ruhmes gebracht haben. Wir vertrauen, daß jene Feierlichkeiten dem christlichen Volke, welches die Ordensmitglieder nicht ohne Grund als Freunde zu betrachten pflegt, reichliche Früchte bringen werden. Wie das Volk den heil. Benedikt frommen und dankbaren Herzens geehrt hat, so wird es sicherlich jetzt auch das Andenken an den heil. Franziskus feierlich und auf mannfache Weise begehen. Und dieser ehrenvolle Wettstreit der Verehrung wird nicht auf jene Gegend, wo der Heilige das Licht der Welt erblickte, nicht auf die Nachbarländer, welche er durch seine Anwesenheit ehrte, beschränkt bleiben, sondern über alle Teile der Erde, wohin der Name Franziskus gedrungen ist, oder wo seine Werke blühen, sich ausbreiten.

Einen solchen Eifer für eine so gute Sache kann niemand mehr billigen wie Wir, zumal Wir von früher Jugend an gewohnt waren, den heil. Franziskus von Assisi zu bewundern und besonders zu verehren. Wir rühmen uns, der Genossenschaft des heil. Franziskus anzugehören, und mehr als einmal sind Wir zur Kirche auf dem Alvernia emporgestiegen; dort trat uns, wohin immer Wir unsere Schritte lenkten, das Bild jenes Mannes vor Augen, und stimmte die Einsamkeit den Geist zu stiller Betrachtung. Wie lobenswert jener Eifer aber auch ist, so ist es damit doch nicht genug. Denn es ist wohl zu beachten, daß die Ehren, welche dem heil. Franziskus bereitet werden, ihm selbst dann am angenehmsten sind, wenn sie denen, welche sie bereiten, Früchte bringen. In dieser Hinsicht aber wird die beste Frucht gezeitigt, wenn die Menschen seine Tugenden bewundern und durch ihre Nachahmung besser zu werden sich bestreben. Wenn sie dieses mit Gottes Hilfe eifrig thun, so wird darin ein sehr gutes und wirksames Heilmittel gegen die gegenwärtigen Uebel gefunden werden. Darum richten Wir dieses Schreiben an euch, ehrwürdige Brüder, nicht nur um öffentlich Zeugnis abzulegen von Unserer Verehrung des heil. Franziskus, sondern auch euch zu

ermuntern, daß ihr zum Heile der Menschen mit uns arbeitet, um das erwähnte Heilmittel zu bereiten.

Der Erlöser des menschlichen Geschlechtes, Jesus Christus, ist die unvergängliche und fortbauende Quelle aller Güter, welche aus der unbegrenzten Güte Gottes zu uns kommen, so daß Er, der einmal die Welt gerettet hat, ihr Retter ist für alle Zeiten. „Denn kein anderer Name ist den Menschen gegeben, in welchen sie selig werden können“. Wenn daher das menschliche Geschlecht infolge der Schwäche der Natur oder der Schuld der Menschen auf Abwege gerät und einer besondern Hilfe bedarf, um sich wieder aufzurichten, muß es sich zu Jesum Christum wenden und ihn für die letzte und sicherste Zuflucht halten. Denn seine göttliche Kraft ist so groß und vermag so viel, daß sie alle Gefahren vertreiben und alle Uebel heilen kann. Es wird aber sicher Heilung eintreten, wenn die Menschheit zum Bekenntnis der göttlichen Weisheit und zu einem Leben nach den Lehren des Evangeliums zurückkehrt. Wenn die erwähnten Uebel drohen und die von Gott bestimmte Zeit des Trostes gekommen ist, dann erweckt Er einen Mann auf Erden, nicht einen gewöhnlichen, sondern einen besondern und ausgezeichneten, dem er die Wiederherstellung der allgemeinen Wohlfahrt überträgt. So geschah es auch am Ausgang des zwölften Jahrhunderts und etwas später. Der Vollbringer dieses großen Werkes war Franziskus.

Genugsam bekannt ist jenes Zeitalter mit seinen Vorzügen und Schwächen. Tief lebte der katholische Glaube in den Geistern. Es war ein schönes Schauspiel, sehr viele, von Frömmigkeit getrieben, nach Palästina eilen zu sehen, um dort zu fliegen oder zu sterben. Aber schon hatte eingerissene Zügellosigkeit die Volkssitten verdorben, und eine Erneuerung des christlichen Geistes wurde nötig. Das Wesen der christlichen Tugend aber ist die hochherzige Neigung des Geistes, alle Schwierigkeit und alles Ungemach zu dulden; Sinnbild derselben ist das Kreuz, weil, wer Christus nachfolgen will, das Kreuz auf seine Schultern nehmen muß. Verbunden mit jener Geistesrichtung ist die Abwendung von irdischen Dingen und die Selbstüberwindung, das willige und geduldige Ertragen von Widerwärtigkeiten, — kurz, die Liebe zu Gott und zu dem Nächsten ist die Herrin und Königin aller Tugenden. Ihre Kraft ist so groß, daß alle Beschwerden, welche die Pflicht auferlegt, schwinden, und auch die schwersten Mühen nicht nur erträglich, sondern sogar süß erscheinen.

An solchen Tugenden war im 12. Jahrhundert Mangel, da nur allzu viele, von menschlichen Dingen eingenommen, nach Ehren und Reichtum strebten, oder in Luxus und Vergnügungen ihr Leben hinbrachten. Und Fehlern dieser Art erlagen sogar solche, welche den übrigen mit gutem Beispiel hätten vorangehen sollen. Dem Schwinden der christlichen Liebe aber folgten verschiedene und gewöhnliche Laster: Neid, Eifersucht, Haß. So sehr hatten diese die Geister umstrickt, daß Nachbarstädte aus der geringsten Ursache sich gegenseitig befehdeten und

Bürger gegen Bürger auf unmensliche Weise mit dem Schwerte wütheten.

In diese Zeit fiel das Leben des h. Franziskus. Mit bewunderungswürdiger Festigkeit und Einfachheit schritt er mit Wort und That dazu, der alternenden Welt das Bild der christlichen Vollkommenheit vorzuführen. Wie Vater Dominikus zu gleicher Zeit die Reinheit der christlichen Lehre schützte und die verderblichen Irrthümer der Irrlehrer mit dem Lichte der christlichen Weisheit vertrieb, so eiferte Franziskus unter Gottes mächtiger Beihülfe die Christenheit zur Tugend an und führte die vom Wege Abgewichenen wieder zur Nacheiferung Christi. Gewiß war es kein Zufall, daß zu den Ohren des Jünglings jene Stelle des Evangeliums drang: „Traget weder Gold noch Silber noch Geld in euerem Gürtel, noch einen Reisack auf euerem Wege, auch keine zwei Röcke, noch Schuhe, noch Stock“, und weiter: „Wer vollkommen sein will, der verkaufe alles, was er hat, gebe es den Armen und folge mir nach“. Das wie für sich persönlich gesprochen betrachtend, entäußerte er sich sofort aller Güter, wechselte die Kleider, erkor sich fortan für sein ganzes Leben die Armut als Gefährtin und beschloß, jene hohe Tugend-Übung, welche er mit erhabenem Geiste für sich selbst gewählt, zum Grundstein seines Ordens zu machen. Seit jener Zeit schritt er mitten in der Verweichlichung und ausgesuchten Genußsucht des Jahrhunderts einher, mit einem rauhen und harten Gewande bekleidet, von Thür zu Thür um eine Gabe stehend und, was als das härteste galt, er trug nicht nur den Spott eines unfrommen Pöbels, sondern er sehnte sich sogar nach ihm mit bewunderungswürdiger Freundlichkeit.

Er hatte die Thorheit des Kreuzes erwählt und erfaßt als die vollkommene Weisheit, und da er in seine erhabenen Geheimnisse mit Verständnis eingebrungen war, sah und erkannte er, daß er nirgends besser seinen Ruhm begründen könne. Mit der Liebe zum Kreuze erfüllte das Herz des h. Franziskus jene heftige Liebe, welche den Menschen zur Ausbreitung des christlichen Namens und um dieses Zweckes willen alle Beschwerden, selbst den Tod auf sich zu nehmen antreibt. In dieser Liebe umfaßte er alle Menschen; bei weitem am liebsten aber hatte er die Nothleidenden und Armen, so zwar, daß er diejenigen, welche andere zu fliehen oder hochmüthig zu verachten pflegen, am meisten zu lieben schien. Auf diese Weise machte er sich besonders um jene Brüderlichkeit verdient, durch deren vollkommene Wiederherstellung Christus der Herr aus der ganzen Menschheit gleichsam eine Familie bildete, welche sich gründete auf die väterliche Gewalt Gottes über alle.

Unter dem Schutz so vieler Tugenden und namentlich mittels dieser vollkommenen Armut suchte der ganz unschuldige Mann das Bild Jesu Christi so viel als möglich in sich selbst auszuprägen. Aber der Wille der göttlichen Vorsehung scheint auch darin zum Ausdruck gekommen zu sein, daß er auch äußerlich gewisse Aehnlichkeiten mit dem göttlichen Erlöser erreichte. So traf es sich, daß Franziskus, wie Jesus, in einem Stalle das Licht der Welt er-

blühte, und als Kind ein ähnliches Lager hatte, wie Christus selbst: die mit Stren bedeckte Erde. Zur selben Zeit schwebten, wie erzählt wird, Chöre der Engel hernieder, und leise Gesänge in der Luft vervollständigten die Aehnlichkeit. Ebenso erwählte er sich, wie Christus die Apostel, auserlesene Schüler aus, welche er die Welt durchwandern hieß als Verkündiger des christlichen Friedens und des ewigen Heils. Ganz arm, schmächtig verhöhnt, verachtet von den Seinen, gleich er auch hierin Jesu Christo, daß er nicht so viel hatte, wohin er sein Haupt legte. Das letzte Zeichen der Aehnlichkeit kam, als er auf dem Gipfel des Alvernia, gleichsam seinem Kalvarienberge, mit den h. Wundmalen versehen, und so gleichsam gekreuzigt wurde. Denn als er einst in lebhaftest Betrachtung der Kreuzigung Christi versunken war, die bittere Qual derselben sich vorstellte, und sie gleichsam dürstend mit kostete, erschien plötzlich, vom Himmel herabsteigend, ein Engel. Und als Franziskus darauf plötzlich eine gewisse geheimnisvolle Macht spürte, sah er Hände und Füße gleichsam wie mit Nägeln durchbohrt, und gleicher Weise die Seite wie mit einer spitzen Lanze verwundet. Hierauf fühlte er die Seele mit brennender Liebe erfüllt; am Körper aber führte er für die Folge das deutliche und ausgeprägte Bild der Wunden Christi.

Diese Wunderdinge, welche besser mit englischem, denn menschlichem Munde zu preisen sind, zeigen genugsam, wie groß und würdig jener Mann war, den Gott bestimmte, die Zeitgenossen zu einem christlichen Lebenswandel zurückzuführen. Als Franziskus einst zur Kirche des h. Damian ging, wurde eine übermenschliche Stimme gehört, welche rief: „Geh und schütze mein wankendes Haus.“ Eine nicht minder wunderbare Erscheinung hatte Innocenz III., da ihm schien, als würden die wankenden Mauern der lateranensischen Kirche von den Schultern des h. Franziskus gestützt. Die Bedeutung solcher Wunderzeichen ist klar. Franziskus wurde als Schutz und Stütze der Christenheit für jene Zeiten bezeichnet. In der That zögerte er nicht, sich zu gürten. Jene zwölf, welche sich zuerst seiner Leitung unterworfen hatten, zeigten sich wie ein ausgezeichnete Same, der unter Gottes Hülfe und unter dem Schutz der Päpste schnell zu einem reichen Saatselde wurde. Nachdem er sie nach Christi Beispiel unterrichtet hatte, teilte er, zum Zwecke der Verkündigung des Evangeliums, die verschiedenen Länder Italiens und Europas in Bezirke ein, einigen von ihnen gab er auch Auftrag, bis nach Afrika ihre Thätigkeit auszudehnen. Ohne Verzug begannen sie, mittellos, unwissend und ungebildet, ihre Wirksamkeit beim Volke. Auf offenen Wegen und Straßen, ohne irgendwelche Vorbereitung des Ortes und ohne Schmuck der Rede, fingen sie an, die Menschen zur Verachtung der menschlichen Dinge und zur Betrachtung der Ewigkeit zu ermahnen. Wunderbar war es, eine wie große Frucht die Bemühungen der anscheinend untauglichen Arbeiter hervorbrachten. Denn haufenweise strömte die zum Hören begierige Menge ihnen zu; dann begann sie die verübten Thaten zu beweinen, die Beleidigun-

gen zu verzeihen und nach Beilegung von Zwistigkeiten zum Frieden zurückzuführen. Unglaublich ist es, mit welcher großer Gewalt und fast Ungefüg die Schar zu Franziskus gezogen wurde. Er wurde von einem großen Gefolge begleitet, wohin er seine Schritte lenkte. Nicht selten kamen aus Ortschaften und Städten alle Einwohner bittend zu ihm, er möge sie als Schüler aufnehmen. Das wurde für den heiligen Mann der Grund, weshalb er den sogenannten dritten Orden gründete, welcher die Menschen in allen Lebenslagen, in jeglichem Alter und ohne Unterschied des Geschlechts aufnehmen sollte und die bürgerlichen und Familienbände nicht zerriß. Weise regelte er ihn nicht so sehr durch besondere Gesetze, als durch gewisse Gesetze aus dem Evangelium selbst, welche keinem Christen zu schwer erscheinen konnten. Streng sollten die Vorschriften Gottes und der Kirche beobachtet werden, fern seien Zwistigkeiten und Haber, fremdes Gut soll nicht genommen, Waffen nur für die Religion und das Vaterland gebraucht, Bescheidenheit in Lebensweise und Kleidung geübt, Luxus verschmäht, gefährliche Tänze und schlüpfrige Schauspiele sollen vermieden werden.

Leicht ist der überaus große Nutzen zu erkennen, der aus einer solchen Einrichtung, heilsam an sich, zu jener Zeit aber wunderbar zeitgemäß, entstehen mußte. Diese Opportunität zeigen auch die ähnlichen Genossenschaften aus den Dominikanern und anderen Orden an und der Erfolg bekräftigt sie. Jenem dritten Orden der Franziskaner beizutreten, dazu beehrte sich das Volk vom niedrigsten bis zum höchsten. Es erstrebten u. a. diesen Ruhm Ludwig IX., König von Frankreich, und Elisabeth, Königin von Ungarn. Es folgten im Laufe der Zeiten mehrere Päpste, Cardinäle, Bischöfe, Könige und Fürsten, welche alle glaubten, die Abzeichen des h. Franziskus seien nicht unverträglich mit ihrer Würde. Die Mitglieder des dritten Ordens haben ihren frommen und tapfern Geist in Beschützung des Glaubens bewährt. Wenn sie deshalb großer Anfeindung seitens der Gottlosen ausgesetzt waren, so entbehrten sie doch niemals der Anerkennung verständiger und gutgesinnter Männer. Gregor IX., Unser Vorgänger, hat sie ihres Glaubens und ihrer Tapferkeit wegen öffentlich beglückwünscht und nicht geögert, sie mit seiner Autorität zu verteidigen und sie mit den Ehrennamen Streiter Christi und andere Machbarer zu belegen. Und dieses Lob ist wohlverdient. Eine große Schutzwehr für das öffentliche Wohl bildeten die Mitglieder jenes Ordens, welche unter Beobachtung der ihnen vom Stifter vorgeschriebenen Gesetze nach Möglichkeit die christlichen Tugenden im Staate wieder zur Geltung zu bringen suchten. Gewiß sind durch ihre Bemühungen und ihre Beispiele häufig Zwistigkeiten beigelegt, die Waffen den Händen Wütender entrissen, Ursachen von Streitigkeiten und Beleidigungen entfernt worden; Trost wurde erteilt den Hilfsbedürftigen und Verlassenen, gepehelt die Leppigkeit. So sind häuslicher Friede und öffentliche Sicherheit, Reinheit und Milde der Sitten, der rechte Gebrauch und

der Schutz des Vermögens, die besten Stützen der Menschlichkeit und der Sicherheit aus dem dritten Orden, gleichsam als aus einer Wurzel, hervorgegangen. Die Erhaltung dieser Güter schuldet Europa zum großen Teile dem h. Franziskus.

Mehr jedoch als irgend eines der andern Völker ist Italien dem h. Franziskus zum Danke verpflichtet. Wie Italien der erste Schauplatz seiner Tugenden war, so empfand es auch am meisten die daraus entspringenden Wohlthaten. In jener Zeit, wo viele vieles auf unrechten Wegen erstrebten, reichte er den Betrübten und Bedrängten immer seine rettende Hand. Reich bei der größten Armut, wußte er stets dem fremden Mangel abzuhelfen, unbekümmert um sich selbst. Sitz lang in seinem Munde die neu erstandene Muttersprache. Die Kraft der Liebe und der Dichtkunst drückte er in Gesängen aus, welche das Volk auswendig lernte, und die der Bewunderung der gebildeten Nachwelt nicht unwürdig sind. Auch leitete unsere Landleute zum Gedächtnis des h. Franziskus ein fast übermenschlicher Drang, so daß die größten Künstler wetteiferten, seine Thaten durch die Malerei und bildende Kunst zu verherrlichen.

Unverkennbar also von diesem Einen Manne aus ist eine Fülle von Wohlthaten für Kirche und bürgerliches Wesen ausgegangen. Da nun aber sein in so hervorragender Weise christlicher Geist wunderbar für alle Orte und Zeiten geeignet ist, so werden die Franziskanischen Einrichtungen in unserm Jahrhundert von höchstem Nutzen sein, umsomehr, als unser Zeitalter mit demjenigen des h. Franziskus vielfache Aehnlichkeit besitzt. Wie damals, so hat auch heute die Gottesliebe abgenommen, und das christliche Pflichtenleben ist durch Unkenntnis oder Nachlässigkeit schwer gestört. In ähnlicher Geistesrichtung und mit ähnlichem Eifer wie damals verzehren gar viele ihr Leben in Erjagung irdischer Güter und im Haschen nach Vergnügungen. Im Ueberfluß schwelgend, vergeuden sie das eigene und strecken nach fremdem Gut die Hände aus. Sie heben das Wort von der Brüderlichkeit der Menschen in den Himmel, aber ihre Thaten sind nicht so brüderlich, wie ihre Worte; denn von Eigenliebe werden sie geleitet, und täglich mindert sich jene reine Liebe zu den Schwachen und Hilflosen. Damals hatte die vielverzweigte Abigienische Irrlehre, die Kirche bedrohend und den Staat verwirrend, die Wendung zu einer Art von Sozialismus genommen. Heute sind in ähnlicher Weise die Förderer und Verbreiter des Naturalismus gewachsen. Hartnäckig leugnen sie die Notwendigkeit der Unterordnung unter die Kirche und verschonen auch nicht die bürgerliche Macht. Gewaltthat und Aufruhr im Volke billigen sie; sie bedrohen das Grundeigentum, schmeicheln den Leidenschaften des Pöbels, erschüttern die Grundlagen des öffentlichen und des Familienlebens.

Ihr werdet, ehrwürdige Brüder, nicht verkennen, daß in dieser Lage große Hoffnung auf die Franziskanischen Einrichtungen zu setzen ist, wenn dieselben in früherer Form wiederhergestellt werden.

Wenn sie blühen, dann würde auch Glaube und Frömmigkeit und jegliche christliche Tugend zur Blüte gelangen; gebrochen würde die geseklose Hierarchie nach vergänglichem Dingen, man würde nicht mehr solche Abneigung empfinden gegen jene Bezähmung der Geister durch die Tugend, welche den Meisten als die größte Last gilt. In wahrhaft brüderlicher Eintracht verbunden, würden die Menschen einander lieben und den Bedürftigen und Glenden jene Ehrerbietung erweisen, welche ihnen als den Ebenbildern Christi gebührt. Der von der christlichen Religion tief Durchdrungene ist überzeugt, daß man der rechtmäßigen Obrigkeit um des Gewissens willen gehorchen muß und keines Andern Recht verletzen darf; diese Ueberzeugung ist das beste Mittel, um in unserm Geschlecht Gewaltthat, Unbilden, Neuerungssucht und Klassenhaß, diese Quellen und gleichzeitig Waffen des Sozialismus, auszurotten. Auch wird das den Staatsmännern so große Schwierigkeit bereitende Problem des Verhältnisses der Armen und Reichen seiner Lösung entgegengeführt, wenn man erkennt, daß die Armut der Würde nicht entbehre, daß der Reiche barmherzig und freigebig, der Arme mit seinem Lose und seiner Arbeit zufrieden sein, und daß, da keiner von beiden für diese vergänglichem Güter geschaffen ist, der eine durch Geduld, der andere durch Großmut in den Himmel kommen müsse.

Deshalb hegen Wir schon lange den sehnlichen Wunsch, daß jeder nach seinem Können dem h. Franziskus von Aßisi nachstrebe. Wie Wir stets unsere Sorge dem dritten Orden gewidmet haben, so wollen Wir auch jetzt, wo Gottes übergroße Güte Uns zum Papsttum berufen und eine vorzügliche Gelegenheit sich bietet, die Christen ermahnen, daß sie dieser Miliz Jesu Christi beitreten. Schon folgen vielerlei Leute beiderlei Geschlechts freudig den Spuren des Seraphischen Vaters. Wir loben und billigen durchaus ihren Eifer, wünschen jedoch, daß derselbe unter eurer Mithilfe wache und auch andere ergreife. Vor allem empfehlen Wir: Mögen jene, welche die Zeichen der Buße anlegen, hinschauen auf das Vorbild ihres so heiligen Bründers und demselben nachstreben, sonst ließe sich nichts gutes erwarten. So bemüht euch denn, daß man den dritten Orden kennen lerne und schätze nach Verdienst; sorget dafür, daß die Seelsorger die Gläubigen belehren, wie der dritte Orden beschaffen ist, wie leicht er jedem offen steht, wie große Privilegien für das Heil der Seelen er besitzt, welche Vorteile für den einzelnen und für die Gesellschaft er mit sich bringt. Dahin ist um so mehr zu streben, als die Sodalen des ersten und zweiten Ordens von schwerem Schicksal betroffen sind. Möchten sie bald wieder, unter dem Schutze ihres Vaters, kräftig und blühend aus der Flut emporstehen! Möchten auch die christlichen Völker zahlreich die Regel des dritten Ordens annehmen, wie sie einst sich wetteifernd zum h. Franziskus selbst drängten.

Mit besonderm Recht erhoffen Wir dies von den Italienern, welche das gemeinsame Vaterland und

die reichere Fülle empfangener Wohlthaten zu besonderer Liebe und größerm Danke für den h. Franziskus veranlassen muß. Dann würde 700 Jahre nach seiner Geburt Italien und die ganze christliche Welt den Weg von der Verwirrung zur Ruhe, vom Untergang zur Rettung durch die Hilfe des Mannes von Assisi finden. Dies erleben Wir in diesen Tagen namentlich vom h. Franziskus im gemeinsamen Gebet; dasselbe laßt uns erleben von der Jungfrau und Gottesmutter Maria, welche die Frömmigkeit und den Glauben ihres Dieners stets durch himmlischen Schutz und besondere Gnaden belohnt hat. Unterdessen erteilen Wir Euch, ehrwürdige Brüder, sowie dem ganzen Klerus und Volk von Herzen im Herrn den apostolischen Segen, als Unterpfand der himmlischen Gaben und zum Zeugnis Unseres ausgezeichneten Wohlwollens.

Gegeben zu Rom bei St. Peter, am 17. Sept. 1882, im fünften Jahre Unseres Pontifikates.

Papst Leo XIII.

Ausspruch eines Heiden über die Beichte.

Seneca, der stolische Philosoph, sagt in dem drei- undfünfzigsten der Moralischen Briefe: „Seine Fehler bekennen ist ein Anzeichen von Gesundheit.“ Der gesunde Körper entwickelt große Kraft, sobald etwas Fremdartiges, Schädliches eingedrungen ist; es wird rasch ausgeschleiden, oft ohne Anwendung äußerer Mittel. — Mit kaltem Wasser übersättet erzeugt der Körper schnell eine Gegenwirkung, er sammelt seine innere Wärme und drängt sie nach Außen, um der schädlichen Ernährung zu wehren; der gebrochene Knochen bringt in kurzer Zeit eine Materie hervor, welche die getrennten Teile wieder vereint und sich dann selbst zum Knochen erhärtet; der Dorn, der ins Fleisch eingedrungen, findet nicht lange Ruhe; es schwärt und eitert und arbeitet, bis der Feind hinausgedrängt ist; der gesunde Magen, der ein Gift in sich fählet, gerät in Bewegungen und Zuckungen und ruhet nicht, es sei denn das Schädliche entfernt. Ein Anderes sehen wir an dem schwachen, ungesunden Körper. Der eingedrungene Krankheitsstoff durchbringt alle seine Teile; die Empfindung des erlittenen Schadens ist fast geschwunden; die Wunde erzeugt in dem kraftlosen Fleische wenige oder gar keine Schmerzen; nirgends entwickelt sich eine frische Kraft, welche das Fremdartige auszuschleiden, die Wunden und Gebrechen zu heilen imstande wäre.

Das Körperliche nun ist, wie in vielfacher Beziehung, so auch hier ein Bild des Seelenlebens. Es liegt in der Seele ein geheimnisvoller Trieb, das, was sie drückt, was sie ängstigt, was ihr Krankheit und Unwohlsein gebiert, ans Tageslicht zu bringen. Sie fählet sich ruhiger, sobald sie ihren inneren Schmerz hinausgesprochen hat. Dieser Trieb ist so stark, daß selbst der Verbrecher sich immer versucht fählet, wenigstens Einem von seines Gleichen die Geheimnisse seiner Seele, die Verirrungen und Sündthaten mitzuteilen; er hofft irgend einen Trost, irgend eine Beruhigung durch die

Mitteilung. Andere, von diesem innern Triebe gedrängt, eilen hin, sich selbst dem Richter anzustellen und freiwillig der Strafe sich zu unterziehen für Vergehen, die kein menschliches Auge gesehen und nimmer offenkundig werden konnten. Nur sehr Wenigen mag es gelingen, dem innern, gewaltigen Drange zu widerstehen, das Herz ganz zu verschließen: ihr Los ist dann dumpfes Hinbrüten, Verstockung, Verzweiflung und infolge dessen oft Selbstmord.

Der Trieb also, sich auszusprechen über sein Inneres, seine Verirrungen mitzuteilen, ist ein gewaltiger und allgemein menschlicher, eben so tief in uns begründet, als der Trieb der Selbstenthaltung.

Je gesünder nun die Seele ist, d. h. je reiner sie ihre Ebenbildlichkeit mit Gott bewahrt hat, desto schneller und stärker entwickelt sie ihre innere Kraft, um das Fremdartige, das Beunruhigende, das Schmerzende, das Sündhafte auszuschleiden durch offenes, freimütiges Bekenntnis; je mehr sie dagegen durch frühere Verirrungen, durch langes, fortgesetztes Dulden des moralischen Krankheitsstoffes schwach geworden, um so gefühlloser ist sie, um so weniger befähigt zur Rückwirkung gegen das innere Gift.

Diese einfache Reflexion läßt demnach in dem oben angeführten Ausspruche des Seneca eine Wahrheit erkennen, welche dem Institute der Beichte, auch abgesehen von seiner göttlichen Stiftung, inneren, unlängbaren Wert verleiht. Das Ausprechen der eigenen Verirrungen ist Bedürfnis der Seele, ist Zeichen und Anfang der Genesung.

Wo nun die Seele in dem Grade geschwächt ist, daß sie zu den ersten Athemzügen des geschwundenen geistlichen Lebens nicht mehr Kraft hat, da muß der Arzt eintreten und wie bei dem bewußt- und regungslosen Körper, der aus dem Wasser gezogen, die eingeschläferte Lebenskraft wecken, die noch vorhandenen Funken anfachen. Und welchem Arzt mag hier der Vorzug gebühren? Demjenigen, der durch Studien und Gebet sich zu diesem Amte vorbereitet und von einer höheren Obrigkeit für würdig und fähig erklärt ist, oder demjenigen, der nie mit der geistlichen Arzneikunde und den Seelenkrankheiten sich befaßt hat? — Oder wenn das Herz zum Ausprechen sich gedrungen fählet, welchem Menschen kann es dann ohne Furcht seine Vergehen entdecken? Demjenigen offenbar, dessen Rippen mit dem unverletzlichen, heiligsten Siegel geschlossen, dessen Herz Mitleid zu haben gelernt hat, dessen Hand im Namen des Königs der Ewigkeit das Begnadigungsurteil unterzeichnet und hinreichet.

Zum Schlusse bemerke ich noch, daß der Satz Senecas nicht vereinzelt dasteht in den Schriften und Religionsbüchern des Heidentums. Ähnliche Sätze finden sich in den Gelasinischen Geheimnissen, eben so bei den Brahmanen, Tibetanern, Japanesen, den Peruvianern und Türken. — Um nur eines hier anzuführen; das Gesetz des Menu, Sohnes des Brahma, sagt: „Je wahrhafter und williger der Mensch, welcher eine Sünde begangen

hat, diese bekennet, um so mehr entledigt er sich derselben, wie die Schlange ihrer alten Haut."

Das Christentum entspricht also mit seinem Beichtinsitut — abgesehen von seinem sakramentalischen Charakter — einem Bedürfnisse der Menschheit, das Gott zur Rettung des moralischen Lebens tief eingesenkt hat in jedes Herz — ähnlich dem gewaltigen Triebe zur Erhaltung des leiblichen Lebens.

○ Gedanken der Heiligen für alle Tage des Jahres.

1. Okt. Himmel und Erde und alle Dinge rufen mir zu, daß ich lieben muß. Jedes Ding ruft mir zu: Liebe aus deinem ganzen Herzen den, der dich so heiß geliebt hat und nach dir verlangt.

(Heil. Franziskus von Assisi.)

2. Okt. Gottesliebe ist niemals müßig.

(Derselbe.)

3. Okt. Nichts ist auf Erden, was ich aus Liebe zu meinem Herrn Jesus Christus nicht verlassen, nicht thun, nicht ertragen will.

(Derselbe.)

4. Okt. Glückselig derjenige, der seinen Mitbruder dann, wenn er fern von ihm ist, nicht minder liebt, als wenn er bei ihm ist und der über ihn nichts sagt, was die Liebe ihm verbieten würde, in seiner Gegenwart zu sagen.

(Derselbe.)

5. Okt. Glückselig derjenige, welcher in Mitten seiner Untergebenen nicht minder bescheiden und demütig ist, als angehöret seiner Vorgesetzten.

(Derselbe.)

6. Okt. Seid geduldig in Mißgeschicken und demütig im Glück und in allen Kämpfen des Lebens werdet ihr triumphieren.

(Derselbe.)

7. Okt. Alles geduldig und gern ertragen, als Anteil an der Schmach und den Leiden des Heilandes, das ist vollkommene Freude. Denn es geht über alle Gaben des heiligen Geistes, die Christus seinen Freunden verleiht, aus Liebe zu ihm Pein und Schmach freudig tragen. Der Gaben Gottes können wir uns nicht rühmen, weil sie sein und nicht unser sind; aber Leiden und Kreuz ist unser; darum dürfen wir uns dessen rühmen und freuen.

(Derselbe.)

Die erste Stunde.

von S. H.

Mr. White hatte alles, was man zum Leben braucht: Geld, Appetit, Schlaf, Marotten und nicht mehr Rheumatismus, als ein anständiger Mensch heutzutage eben haben muß. Nur eines hatte er nicht: eine Beschäftigung. Und das war eine üble Sache. Mr. White war, wie alle Engländer, eine thatkräftige Natur; daß müßige Rentner-Dasein, zu welchem ihn das Schicksal grausamerweise verurteilt hatte, wollte ihm gar nicht behagen. Sein ganzes Denken und Trachten ging dahin, irgend Etwas zu thun zu haben, und dabei ihm als Engländer das kaufmännische Organ am Ausgesprochensten in die Erscheinung trat, so verlangte er selbstverständlich von jenem Etwas, daß

es ihm nebenbei einen kleinen klingenden Lohn einbringe. Nicht etwa, daß er auf einen Geldverdienst angewiesen war, im Gegenteil! Aber die Leidenschaften der Engländer gehen nun einmal mehr aufs Praktische.

Mr. White wohnte in Berlin in einem der ersten Hotels unter den Linden und verkehrte in einem kleinen Kreise lustiger, oft sogar sehr übermütiger Leute, die sich mit ihm in seiner Sprache unterhalten konnten, denn er selbst sprach kein Wort deutsch.

Er war nicht gerade das, was man einen angenehmen Gesellschafter nennt. Still und schweigsam von Nationalität, hatte er, wenn er einmal zu reden anfing, nur immer und ewig dasselbe Thema, nämlich seinen Mangel an Beschäftigung und die ihm infolgedessen abgehende innere Befriedigung. Daß er darob von jenen einer ganz entgegengeetzten Lebensanschauung huldigenden Herren weiblich gehänselt wurde und meistens zur Zielscheibe der nicht immer ganz zarten Scherze erhalten mußte, braucht wohl nicht erst verifiziert zu werden. Er ertrug aber alles mit Gleichmut und Ergebung. In neuester Zeit war er auf die Idee verfallen, englischen Sprach-Unterricht zu erteilen, und nun machte er krampfhaft Jagd auf Schüler. Letztere waren aber nicht leicht zu finden. Durch die Zeitung wollte er sich nicht als Lehrer ankündigen; das schien ihm nicht gentlemanlike. Seine Freunde sollten ihm aus der Zahl ihrer Bekannten das nötige Material für „Stunden“ liefern. Mit diesem Verlangen lag er ihnen beständig in den Ohren und langweilte sie hiermit schließlich in so hohem Grade, daß sie endlich beschloßen, ihm zu einer Lektion zu verhelfen, wenn auch nicht gerade zu einer solchen, wie er sie sich wünschte.

Nun hatte die Gesellschaft noch einen zweiten Hospitanten, der aber, da er nur deutsch sprach, nie hinkam, wenn „englische“ Sitzung war. Dieser zweite Gast war seines Zeichens ein Taschenspieler, eines jener unglückseligen Menschenkinder, die sich stets einbilden, verkannt zu sein und es aus angeborenem Pech zu keiner ihren Talenten zusagenden Stellung zu bringen, während lediglich ihre unzureichenden Leistungen die Schuld daran tragen. Dieser Zauberfünftler, nennen wir ihn Lockstädt, war bereits in verschiedenen Lokalen öffentlich aufgetreten, ohne daß es ihm gelungen wäre, bei Publikum und Kritik besonderen Eindruck zu machen. Seiner Meinung nach lag letzteres daran, daß er nicht hinlängliche Mittel hatte, um für sich die nötige Reklame zu machen. Er drangfaktierte daher die Mitglieder jener fideles Tafelrunde beständig, ihm durch ihre ausgedehnten Bekanntschaften in journalistischen und anderen Kreisen der Berliner Gesellschaft die Veranstaltung einer großen Vorstellung zu ermöglichen, die ihn, wie er behauptete, mit einem Schläge zu einem weltberühmten Künstler machen würde.

Lockstädt wurde bald ebenso unausweichlich in seiner Aufbringlichkeit, wie Mr. White. Was Wunder, daß man beschloß, an beiden ein Exempel zu statuieren. Und das wurde folgendermaßen gemacht:

Eines Tages erhielt Lockstädt einen Brief, un-
terzeichnet „Mr. White“, worin dieser schrieb, er
habe von ihm als einem berühmten Meister der
Taschenspielerlei viel Nützliches gehört und
wolle, da er für diese Kunst ein Liebhaber sei, bei
ihm Unterricht darin nehmen. Er möge daher so
gut sein, morgen Nachmittag Punkt sechs Uhr zu
ihm ins Hotel, Zimmer Nummer so und so, zu
kommen, um die erste Stunde zu geben.

Gleichzeitig wurde dem Engländer ein Schreiben
zugeschickt, worin ein Herr Lockstädt ihm mitteilte,
er wolle bei ihm auf den Rat seiner Freunde en-
glishen Sprachunterricht nehmen und werde
daher morgen Nachmittag Punkt sechs Uhr zu ihm
ins Hotel kommen, um gleich die erste Stunde zu
erhalten.

Wer war froher, als die beiden Adressaten! am
anderen Tage zur festgesetzten Stunde saß Mr.
White würdevoll auf seinem Sopha und wartete
auf seinen ersten Schüler. Mit dem Glockenschlage
sechs trat Lockstädt ein.

„Guten Tag, mein Herr!“

„I am very glad!“

„Sie sprechen nicht deutsch?“

Der Engländer sah ihn groß an. Lockstädt
merkte, daß er nicht verstanden werde. Er ver-
suchte es daher mit was anderem.

„Allemand?“ fragte er.

„No, Sir!“

„Es schadet nichts. Es wird auch so gehen, fan-
gen wir an!“

Auch Mr. White fing an. Er ergriff eine vor
ihm auf dem Tisch liegende Grammatik und sagte:
„I have here a book — —“

„Nein,“ unterbrach ihn der Taschenspieler. „Nichts
von Büchern! Wahrscheinlich der kleine Bosco in
der Westentasche! Ich bin kein Freund von die-
sem theoretischen Unterricht. Nur gleich mit der
Praxis beginnen! Haben Sie vielleicht einen Tha-
ler bei sich?“

Mr. White schüttelte, weil er kein Wort verstan-
den hatte, den Kopf.

„Also nicht! Hum! Nun, dann will ich einmal
sehen, ob ich zufällig noch einen habe.“

Er holte sein Portemonnaie hervor, in welchem
sich richtig noch ein einsamer Thaler befand. Die-
sen nahm er heraus, legte ihn auf seine ausge-
streckte, flache Hand, streifte den Rockärmel zurück
und sagte:

„Sehen Sie, ich lege den Thaler hier her. Be-
trachten Sie meine Hand genau. Kein doppelter
Boden und keine Apparate. Ich zähle jetzt eins,
zwei — passen Sie gut auf! — drei! Weg ist der
Thaler!“

Der Engländer lachte über das ganze Gesicht.
Das ist ja ein äußerst spaßhafter Schüler, dachte
er bei sich.

„Ich werde Ihnen auch,“ fuhr der Lockstädt fort,
„zeigen, wo er hingekommen ist und wie ich es ge-
macht habe. Sehen Sie, bei dem Wort drei schnep-
pere ich mit einer kurzen Bewegung den Thaler
zurück, so daß er hier in den wenn auch aufge-
streiften Ärmel hinein fliegt. Da ist er!“

Er holte den Thaler aus seinem Versteck hervor,
machte das Kunststück möglichst deutlich noch ein-
mal, lehnte sich dann triumphierend in seinen Stuhl
zurück und gab mit den Worten: „Nun versuchen
Sie es einmal!“ das Geldstück dem Engländer.

Dieser nahm es schmunzelnd entgegen. Er war
ganz glücklich. Mit einem außerordentlich höflichen
„Very much obliged to you!“ steckte er den Thaler,
den er als das Honorar für diese erste Stunde
betrachtete, in die Tasche.

Lockstädt saß eine Weile stumm da. Als aber
der Thaler gar nicht wieder zum Vorschein kam,
sagte er in etwas langer Dehnung: „Nun?“

Mr. White beachtete das nicht. Er schlug aber-
mals sein Buch auf und begann nun in vollkomme-
ner Unbefangenheit den Unterricht.

Das war dem braven Lockstädt doch zu viel. Mit
einem heftigen Fluch richtete er sich in die Höhe:
„Herr, geben Sie mir meinen Thaler wieder!
Es ist mein letzter! Solche faule Witze verbitte ich
mir!“

Abwehrende Bewegung seitens Englands.

„Herr, ich sage Ihnen, wenn Sie mir nicht so-
fort meinen Thaler wiedergeben, so — —“

England sah sich bei der Brust gefaßt.

In diesem Augenblick wurde die Thür aufgerissen
und herein kam einer der heimlichen Anstifter dieser
Szene. Mit kluger Berechnung hatte er den un-
vermeidlichen Eintritt der Katastrophe draußen auf
dem Korridor abgewartet. Nicht ohne Mühe trennte
er die Streitenden. Lockstädt entfernte sich, nachdem
ihm der Sohn Abtons mit dem Ausdruck tiefster
Verachtung seinen Thaler vor die Füße geworfen
hatte.

Die Clique jener lustigen Brüder brachte, um
ihr Unrecht gegen den Zauberfäusler wieder gut zu
machen, durch eine Kollekte noch verschiedene Exem-
plare dieser Münzforte zusammen, wodurch er, nach-
dem er auf die Idee gekommen war, daß Berlin
doch eigentlich kein Ort für ihn sei, in den Stand
gesetzt wurde, die Stadt verlassen zu können.

Mr. White aber hat nie wieder das Verlangen
gehabt, englischen Sprachunterricht zu erteilen. Sein
erster Schüler war zugleich sein letzter gewesen.

D. L.

M. Homonym.

Ein Plätzchen ist's, maßvoll erhöht,
Mit bunter Scenerie —

Es wird darauf gespielt, getanzt,
Ein Flügel fehlt dort nie.

Wie toll das Treiben auch mag sein —
Selbst Weisheit mangelt nicht.

Ein zarter Sinn, ein fein Gefühl
Läßt leuchten dort sein Licht.

Und jeder Mensch hat Teil daran,
Es ist ihm gar so wert.

Soll er verzich'en d'rauf — er giebt
Viel hin, eh' er's entbehrt.

Gleichwohl geschieht's, daß Einer Dir
Das Ding zuteilen muß

Alsdann entbehrt er's nicht — doch Dir
Gereicht's nur zum Verdruß.

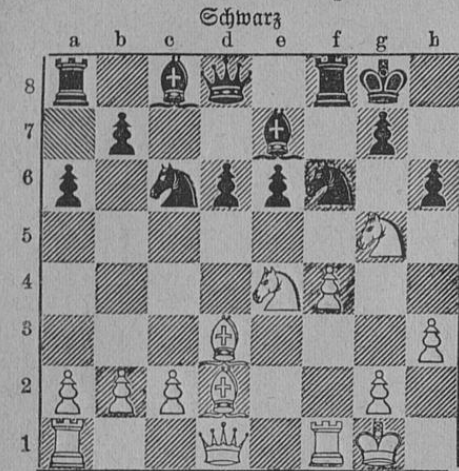
Auflösungen in nächster Nummer.

Schach.

Partie Nr. 47.

(Originalpartie des Sonntagsblattes.)
Sicilianisches Spiel¹⁾.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
N. N.	X. Y.	N. N.	X. Y.
1. e2—e4	c7—c5 ²⁾	8. 0—0	0—0
2. Sg1—f3	e7—e6	9. f2—f4	d7—d6
3. Sb1—c3	Sb8—c6	10. Sd4—f3	Sf6—g4
4. d2—d4	c5—d4:	11. Le3—d2	f7—f5 ⁴⁾
5. Sf3—d4:	a7—a6 ³⁾	12. h2—h3	f5—e4:
6. Lc1—e3	Sg8—f6	13. Sc3—e4:	Sg4—f6
7. Lf1—d3	Lf8—e7	14. Sf3—g5	h7—h6



Stellung nach dem 14. Zuge.

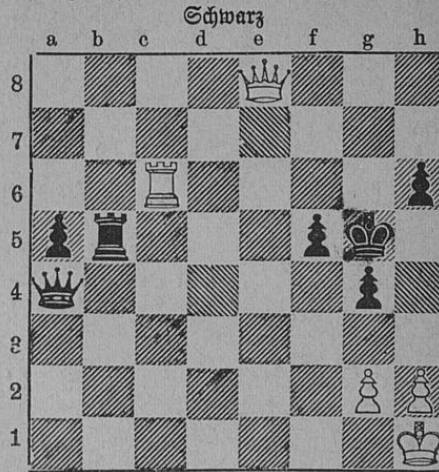
15. Se4—f6†: ⁵⁾	Le7—f6:	26. Kh1—h2	Te7—c7
16. Sg5—h7	Lf6—b2:	27. Dd1—h5	Se5—g6:
17. Ta1—b1	b2—d4†	28. Dh5—g6†:	Kg8—f3
18. Kg1—h1	Tf8—f7	29. Dg6—h6†	Kf8—e8
19. Ld3—g6	Tf7—e7	30. f5—f7†)	Tc7—f7:
20. Ld2—e1	Ld4—f6	31. Tf1—f7:	Ke8—f7:
21. g2—g4	b7—b5	32. Le1—h4	Dd8—c7
22. g4—g5	h6—g5:	33. Tb1—f1†	Kf7—e8)
23. f4—g5:	Le8—b7	34. Dh6—e6†:	
24. Sh7—f6†:*)	g7—f6:	und Weiß gibt im nächsten	
25. g5—f6:	Sc6—e5†	Zuge Matt.	

Anmerkungen.

- 1) Diese Partie ist am 21. Oktober vorigen Jahres im hiesigen Schachverein von zwei Mitgliedern desselben gespielt worden.
- 2) Vergl. Partie Nr. 43 in Nr. 36 des Sonntagsblattes.
- 3) Eine zwar nicht unerläßliche jedoch empfehlenswerte Vorsichtsmaßregel, da Weiß einen seiner Springer auf d6 festzustellen droht.
- 4) Dieser Zug ist nicht gut, da er die ohnehin schwachen Mittelbauern der Stütze beraubt.
- 5) Die Partie wird nunmehr sehr interessant, der Kampf, in welchem Angriff und Verteidigung beiderseits fortdauernd kombiniert sind, außergewöhnlich lebhaft.
- 6) Etwas stärker war doch wohl 24. g5—f6:.
- 7) Entscheidend; auf 30... Ke8—e7 folgt natürlich 31. Le1—h4†; auf 30... Ke8—d7 aber gewinnt Weiß durch 31. f7—f8D, Tc7—e2†; 32. Df3—f2 oder Tf1—f2 [nicht aber 32. Kh2—g3 oder Kh2—g1 wegen Te2—g2 zc.].
- 8) Auf 33... Kf7—g8 folgt ebenfalls 34. Dh6—e6†; mit schleunigem Gewinn.

Aufgabe Nr. 72.

(Originalproblem des Sonntagsblattes.)



Weiß

Vorstehende Stellung ist das Ergebnis einer am 26. August 1854 zu Düsseldorf zwischen den Herren von Hagens (Weiß) und Welbeler (Schwarz) gespielten Partie. Weiß ist am Zuge und erzwingt Matt in spätestens acht Zügen.

Partie Nr. 48.

(Originalpartie des Sonntagsblattes.)

Die Liebhaber leichterer Aufgaben mögen sich durch Nachspielen der folgenden, von einem Mitglied des Düsseldorfer Schachvereins gegen ein früheres Mitglied des Kölner Schachklubs kürzlich zu Köln im Café Palant gespielten Partie das daraus sich ergebende Problem selbst aufstellen.

Mittelgambit.

Weiß	Schwarz
N. N.	X. Y.
1. e2—e4	e7—e5
2. d2—d4	e5—d4:
3. Lf1—c4	Sb8—c6
4. Sg1—f3	Lf8—c5
5. 0—0	Sg8—e7?
6. Sf3—g5	0—0
7. Dd1—h5	h7—h6
8. Sg5—f7:	Dd8—e8

Weiß giebt in drei Zügen matt.

Lösung von Aufgabe Nr. 71.

Weiß	Schwarz
1. Th7—e7†	Sc8—e7:
2. Sf5—d6‡	

Nichtig angegeben von: J. v. S. und Friedr. Jäger, und P. A. Rathen hier; Abonnent F. in Elberfeld; Unterhotel in Coblenz; M. in Solingen; Th. Böres und Hans S. in Rath; Schmitz in Millich.

Briefkasten.

Unterhotel in Coblenz: Die nach Redaktionsschluss aber vor Ausgabe der vorigen Nummer eingegangene Lösung von Nr. 70 ist richtig.

Abonnent F. in Elberfeld und Sch. in Millich: Schluss von Partie Nr. 46 ist richtig.

Σ

Sonntagsblatt.

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. Fink.

Druck u. Verlag der Aktien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt“ in Düsseldorf.

Nr. 41.

Sonntag, den 8. Oktober.

1882.

Neunzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Matthäus XXII, 1—14.

Inhalt: Jesus belehrt im Gleichnis vom hochzeitlichen Gastmahl die Hohenpriester und Pharisäer, daß viele Juden die Einladung zum Messiasreiche verschmähen — und deshalb der Strafe anheimfallen werden, und daß auch die Heiden zum Reiche Gottes berufen, aber manche derselben wegen ihrer Unwürdigkeit davon werden ausgeschlossen werden.

* * *

Der heil. Franziskus von Assisi.

Die Geschichte der Menschheit ist der Gang ihrer intellektuellen, religiösen, ethischen und sozialen Entwicklung und Fortbildung; sie ist demnach grundwesentlich Kulturgeschichte; das höchste Ziel — der Endzweck der Kultur aber ist die religiös-sittliche vervollkommnung. So schreibt Fuzenerer in der „Angsb. Postztg.“

Dieser hohe Charakter der Geschichte tritt nun allerdings aus ihren verschiedenen Erscheinungen sowie namentlich aus deren gewöhnlichen historischen Darstellungen nichts weniger als plastisch erkennbar hervor; im Gegentheil hat es da — indem fast immer nur von Kampf und Streit und blutigen Feinden die Rede ist, — den Anschein, als ob die ganze Menschengeschichte nur ein Schlachten-Gang, dort ein immerwährender Kampf um die Herrschaft — und wieder dort ein endloser niederer „Kampf ums Dasein“ sei. Aber die Geschichte ist trotzdem und alledem nicht das, als was das Getriebe der menschlichen Selbstsucht sie erscheinen läßt; sondern das, was sie ist und wird nach der Bestimmung des Schöpfers — des Weltenlenkers und Weltregierers.

Wäre dem nicht so, dann müßte es auch ganz unerklärlich sein, daß und wie der Lauf der Geschichte nicht selten Resultate zu Tage fördert, welche ganz ferne menschlicher Berechnung und dem angestrebten oder vermuteten Ziele gelegen; es wäre das ferner unerklärlich, wie oft inmitten einer verborgenen, ja der moralischen Fäulnis nahen Welt, Menschen hervortreten — kerngesund an Geist und Herz, ganz außerordentliche Menschen, ganz anders geartet wie ihre Umgebung weit und breit; Geister,

welche die zerrüttete Gesellschaft moralisch wieder beleben und emporheben. Das sind die von Gott zu Werkzeugen für den hohen kulturellen Zweck der Menschheit berufenen Geister.

Solche von Gott Berufene sind namentlich jene gottbegehrtesten Männer, welche Stifter des kirchlichen Ordenslebens geworden. — Blicken wir zurück in die Geschichte, so werden wir finden, daß z. B. vom 11. Jahrhundert ab die sittliche und intellektuelle Bildung der Gesellschaft nächst den Päpsten — den religiösen Orden zu verdanken ist: Philosophen, Theologen, die verschiedenen Gelehrten, Dichter, Künstler und Baumeister — sie alle sind hervorgegangen aus den Klöstern.

Zu diesen von der göttlichen Vorsehung berufenen Männern zählt in erster Linie der hl. Franziskus Seraphikus von Assisi — (gleichwie sein Zeitgenosse, der hl. Dominikus aus Spanien) — Franziskus Seraphikus — ein „Seraph im irdischen Leibe“, wurde geboren Ende September 1182 zu Assisi in Umbrien. Es war das eine Zeit, wo all um und um in den Kulturstaaten Europas die giftige Zwiebracht ihre blutige Gefäß schwang, ewiger folgenschwerer Hader herrschte zwischen Thron und Altar, die Zerlehrer den Glauben der Völker verwirrten, und mit dem bösen Beispiel und heillosen Rechtszustand die Sitten verwilderten.

Davon liefert uns namentlich Frankreich, resp. Paris, mit seiner hohen, damals schon berühmten Schule, einen schlagenden Beweis. Es berichtet aus der Anfangszeit des 13. Jahrhunderts der Kreuzzugsgegeschichtsschreiber und spätere Kardinal Jakobus von Vitri — ein Zeitgenosse — in der „Geschichte“ seiner Zeit: „Die Unzucht hielt man für keine Sünde. Es war, als habe man alle Scham verloren. Mit diesem schenkblichen, tierischen Laster war, wie gewöhnlich, die gemeine Schwelgerei verbunden.“ Treue, Redlichkeit, Mildbthätigkeit wurden da zu leeren Begriffen. Den giftigsten Samen hatte zu Paris Amalricus von Bena (1210), Lehrer auf der Hochschule, ausgestreut. Er lehrte nämlich, es sei unser Heil allein vom Glauben abhängig (!), ohne Zuthun der Werke. Seine Schüler zogen daraus die praktische Konsequenz, daß sie Ehebrüche und andere Laster als „Werke der Liebe“ begingen.

Der sittliche Zustand war berart geworden, daß Kardinal Robert Petrus Curcon energisch daran ging, dem Sittenverfall möglichst zu begegnen. Der Kardinal, der sich damals als päpstlicher Legat in Paris befand, erwirkte sich vom Papste die notwendige Vollmacht und brachte auf einem Konzile zu Paris 1215 (?) folgendes Gesetz zur Annahme und Publikation:

„Niemand soll zu Paris die Wissenschaft und die schönen Künste lehren, der nicht schon das 21. Lebensjahr zurückgelegt, sich nicht wenigstens schon 6 Jahre mit den betreffenden Studien befaßt hat und seine Fachtätigkeit durch eine Prüfung dokumentiert. Die Theologie soll keiner docieren dürfen, der nicht 35 Lebensjahre zählt und diese Wissenschaft nicht wenigstens schon acht Jahre lang gepflegt hat. In Ansehung des Glaubens und der Sitten soll jeder zuvor streng geprüft werden, bevor er zu einem Lehramte oder als Prediger zugelassen wird. Die Lesebücher sind streng nach ihrer kirchlichen Korrektheit zu prüfen, um der Verschönerung der Leses- und Grundsätze vorzubeugen.“

So stand es mit dem Glaubens- und Sittenzustand in Paris — und nicht etwa nur bei den Studenten. In Italien und Deutschland hat es nicht viel besser ausgesehen. Denn auf dem eben auch im Jahre 1215 erfolgten 12. allgemeinen und 4. lateranensischen Konzil hat es sich nicht nur um die Aufforderung zu einem neuen Kreuzzuge gehandelt, sondern hauptsächlich um Hebung der Kirchenzucht und Ausrottung der Irrlehren (Abigenfer, Waldenser, Schule des Bengarius), da der „Verfall der Religion und der Sitten ein allgemeiner war.“

Das also war, kurz geschildert, die Zeit, in welcher Franziskus Seraphikus erschien. Seine Eltern waren Petrus Bernardone Dominika Pila. Bernardone war ein reicher Handelsmann. Franziskus hatte in der Taufe den Namen Johannes erhalten; da er aber schon in früher Knabenzeit fertig französisch sprach, nannte man ihn Franzesko — was eigentlich nicht Franziskus, sondern — „kleiner Franzose“ bedeuten sollte. Das Charakteristische seiner Individualität war eine ungemein zarte Empfindung; daher sein „weiches“ und reiches Gemüt, seine Milde und Güte von Natur aus, und eben daher wohl auch seine tiefe Empfänglichkeit für das Ideale — für die Religion und Poesie. Dabei war auch unser Franzesko ein Kind seiner Zeit und verschmähte auch nicht die Welt der oft sehr lebhaften Vergnügungen, als er heranwuchs und sich dem Stande seines Vaters — dem Handelsfache widmete. Einer Ausschweifung jedoch konnte man ihn nicht beschuldigen. Seine Gütmütigkeit war so groß, daß er keinem Bettler ein Almosen abschlagen konnte. Einmal nur begegnete es ihm aber, da er sehr beschäftigt war; und dennoch hat er es nachher bitter bereut. Mehr denn einmal zog er auf offener Straße seinen Rock aus und schenkte ihn einem Dürftigen. Eines Tages begegnete ihm ein Ausfähriger; da stieg er rasch vom Pferde, umarmte denselben und gab ihm ein reichliches Almosen. Nachdem Franziskus sein Pferd wieder bestiegen hatte und um sich sah, gewahrte er niemanden. Seine Biographen meinen,

Christus selbst sei die Person seiner Liebesthat gewesen.

So wuchs denn frohen Mutes, heiter in das Leben schauend, Franziskus zum Mannesalter heran. Als zwischen seiner Vaterstadt und der Stadt Perugia eine Fehde ausgebrochen war, zog er als Krieger in den blutigen Streit. Bald jedoch geriet er in Gefangenschaft, aus der er nach Verlauf eines Jahres erst ausgelöst werden konnte; aber — schon schwer erkrankt. Als er nun da lag so leidend und elend und getrennt vom Vaterhause, da zog in seine Seele ein der tiefste Ernst, und aus seinem Herzen heraus alle Weltlust und eitle Liebe. Als er nach seiner Genesung mit seinen Kriegskameraden noch ein Mahl hielt und er neckisch gefragt wurde, ob er schon eine Braut habe, gab er steifsten Tones zur Antwort: „Ja, ich habe eine Braut, edler, schöner und reicher, als ihr jemals eine gesehen habt!“ Franziskus hatte die Kirche im Sinne. Bald legte er seine schmucke Waffenrüstung ab, denn er fühlte, daß er nicht berufen sei zu blutigem Streite, sondern zum geistigen Waffenkampfe. Bevor er in seine Heimat zurückkehrte, pilgerte er nach Rom. So oft ihn unterwegs ein Armer anbettelte, that ihm das Herz weh, weil er jetzt selbst nichts hatte; um aber doch ein Almosen reichen zu können, so bettete er selbst.

Zurückgekehrt ins Vaterhaus und zu seinem Geschäfte, setzte er seine mildbiätige und fromme Lebensweise fort. Seiner großen Freigebigkeit wegen wurde er von seinem Vater oft bitter getadelt. Und als einst Franziskus, um für die Restauration einer Kirche eine Beisteuer aufzubringen, dem Tuchladen seines Vaters — wohl etwas weitläufig — zusprach, so wurde darüber sein Vater so aufgebracht, daß er den guten Franzesko ergriff und gleich einem Verbrecher einsperrie. Der edle Bischof Guido zu Assisi suchte Vater und Sohn wieder zu versöhnen, allein Vater Bernardone drohte mit Enterbung, wenn Franzesko auf diesem „Wege der Verschwendung und zu weit gehender Frömmigkeit“ fortfahre. Da sprach Franziskus: „Weil mich denn mein irdischer Vater verläßt, so kann ich nun mit desto größerem Vertrauen beten: Vater, der du bist in dem Himmel, denn bei diesem ist verwahrt mein ganzer Schatz, und auf ihn habe ich gesetzt all mein Vertrauen und Hoffen!“

Vater Bernardone war nun so erbost, daß er seinen Sohn nötigte, auf alle seine Ansprüche auf sein väterliches Erbe zu verzichten. Ja er trieb seine Härte so weit, daß er den armen Verlassenen selbst seiner Kleider beraubte. Nun war der Gottesmann Franziskus frei von der Welt. Alte Freunde schenkten ihm abgetragene Kleidungsstücke, und nun sammelte er Almosen und pflegte die Ausfährigen. Von den Benediktinern er erhielt eine kleine baufällige Kirche, nicht weit von der Stadt entfernt, geschenkt. In diesem Kirchlein war sein liebster Aufenthalt: Dieses Gotteshaus nannte er sein „Gebietchen“ — Portiuncula, und Portiuncula ward die Wiege des Franziskaner-Ordens. Als er in einer Predigt die Worte vernahm: „Ihr sollt nicht Gold, nicht Silber, nicht Erz im Gürtel tragen, ihr sollt nicht tragen Schuhe, keine doppelt,

Kleidung und keinen Stock": da legte Franziskus ab seine Schuhe, seinen Rock, seinen Stock und seine Börse, bekleidete sich mit einem aschgrauen Capuzen-Rocke und umgürtete seinen Leib mit einem Stricke. So fing der fromme Mann an Buße zu predigen, Almosen für die Armen zu betteln und die Kranken zu pflegen; und sein erhabenes Beispiel gewann ihm in kurzer Zeit sieben Schüler.

Franziskus belehrte seine Schüler mit den Worten: „Meine Brüder! lasset uns mehr mit unserm Beispiele als durch unsere Worte predigen. Setzen wir unser Vertrauen auf Gott, der die Welt überwunden hat durch sein Kreuz. Wir werden harte Menschen finden, die unser Bestreben, ihnen himmlische Güter zu verschaffen, mit Bosheit vergelten werden. Allein wir werden dabei viel gewinnen, wenn wir alles mit Geduld und Demut ertragen. In kurzer Zeit werden sich Weise und Aelteste, Reiche und Arme zugesellen, und die Wahrheit des Heils Königen und Prinzen sowohl als ihren Vätern verkünden. Allein — hüten wir uns jederzeit, diejenigen zu richten, welche gemüthlicher leben als wir, oder die Kleiderpracht lieben. Sie sind, wie wir, Kinder Gottes und folglich unsere Brüder. Er kann sie zu sich rufen, und vor seinen Augen gerechter machen, als wir es sind. Ja sie tragen oft, ohne noch die Süßigkeit göttlicher Gnade zu kosten, zum Dienste des Herrn sehr vieles bei, indem sie seinen Dienern und Lieblingen ihre Bedürfnisse verschaffen.“

Diese Belehrung war so fromm und demüthig, als weise und klug. Was Franziskus in Bezug auf die Mehrung seiner Genossenschaft gesagt, war in der That prophetisch. Das restaurierte Portiuncala zählte im Jahre 1209 schon 11 der frommen Männer; unter diesen war ein Priester namens Sylvester, welcher der erste Vater dieses Ordens war. Nun entwarf Franziskus seine Ordensregel, darinnen neben den gewöhnlichen Ordensgelübden des Gehorsams und der Keuschheit als eigenstes Charakteristikum dieses Ordens die reinste, tiefste Liebe zur Armut und gänzlichen Entsagung aller irdischen Güter hervorglänzt. Seine Genossen nannte Franziskus — in seiner großen Demut — „Fratres Minores“ — die mindern Brüder — „Minoriten“, Franziskaner aber wurden sie nach dem Namen des Ordensstifters benannt.

Im Jahre 1210 begab sich Vater Franziskus nach Rom, um vom Papste Innocenz III. die Gutheißung seines Ordens zu erwirken. Innocenz, ein scharfer Menschenkenner und „bewandert in den Wegen Gottes“, erkannte in Franziskus, so verächtlich auch sein Aeußeres war, sofort eine wahrhaft evangelische Einfalt, eine bewundernswürdige Reinheit des Herzens, jene großen Absichten, sowie jene feste Entschlossenheit der Seele, welche das Merkmal des Eifers ist, der da erzeugt vom Herrn. Der heilige Vater gewann den demüthigen Mann gar lieb und war alsbald geneigt, seine Bitte zu erfüllen. Allein — die meisten der Cardinäle waren der Meinung, diese Ordensregeln gingen weit über die menschlichen Kräfte hinaus. Darauf entgegnete der eben auch anwesende Bischof Guido von Assisi: „Wenn ihr die Bitte dieses Mannes

berwerfet, dann nehmt euch in Acht, daß ihr nicht selbst das Evangelium verwerfen müßet; denn die Regeln, um deren Gutheißung Franziskus bittet, verlangen nichts anderes als die evangelische Vollkommenheit.“ Innocenz war tief ergriffen von diesen Worten, und als er Franziskus fragte: „Aber wer wird euch den nötigen Unterhalt verschaffen?“, da antwortete Franziskus: „O, heiliger Vater, ich weiß, daß der Herr, der uns die Glorie des Himmels verheißt, das Wenige nicht versagen wird, was unseres Leibes Nothdurft erfordert.“ Da erteilte der Papst die mündliche Gutheißung dieses Ordens. Die formale Gutheißung erfolgte erst unter dem Papste Honorius III. im Jahre 1223. (Schluß folgt.)

* Eine Kollekte.

N. N. Wieder eine Kollekte! Ich erschrecke jedesmal, Herr Vikar, wenn ich Sie in Begleitung eines fremden Herrn sehe; es ist sicher immer ein Kollektant.

Vikar. Ich denke, Sie freuen sich, wenn Ihnen so oft eine Gelegenheit zu einem guten Werke gegeben wird und sind mir dankbar dafür, daß ich jeden Kollektanten Ihnen zuführe.

N. N. Die Kollektanten kommen zu häufig, die wohlthätigen Vereine mehren sich zu sehr. Da muß man jährlich seinen Beitrag zu dem Caverrinus-, zu dem Bonifacius-, zu dem Vincentius-Vereine geben, der Damenverein verlangt alle drei Monate seine Gaben, im Josephsverein wird jede Woche der Hut vorgehalten, dazu wenigstens alle vierzehn Tage eine Kollekte zum Neubau einer Kirche, dann . . .

Vikar. Sie multiplizieren, lieber Herr; ich habe ein Verzeichniß von allen Kollekten, die seit Jahren hier abgehalten wurden, und kann Ihnen schwarz auf weiß zeigen, daß die Kollekten doch so oft nicht kommen.

N. N. Nun, sie sind häufig genug und ich sehe nicht ein, wie man sich darüber so sehr freuen soll.

Vikar. O, ich denke doch, Sie freuen sich darüber, daß an allen Orten die Katholiken sich wieder erwacht, daß in ihnen das katholische Bewußtsein wieder erwacht, daß sie sich sehnen nach einem Altar, um die Geheimnisse des Glaubens wieder zu feiern, daß sie es fühlen, daß das größte Gut, welches sie ihren Kindern geben können, eine katholische Erziehung ist. Es gab eine Zeit, wo alles dieses nicht war. Ich bin überzeugt, Sie lesen es mit inniger Teilnahme und Nahrung, wie die armen verlassenen Katholiken sich freuen, wenn in ihrer Mitte ein Kirchlein erstet, oder eine Schule gegründet wird, und Sie haben es noch niemals berent, dazu Ihr Scherflein beigetragen zu haben.

N. N. Sie sind, Herr Vikar, schon als guter Kollektant bekannt und brauchen mir keinen Beweis Ihrer Beredbarkeit abzulegen. Die Kollekten kommen zu häufig; ein- oder zweimal im Jahre, das lasse ich gelten und gebe dann gern meinen Beitrag.

Vikar. Die Kollekten sind so häufig, weil die Bedürfnisse so groß und vielseitig sind, und dann auch, weil es so viele gute Leute giebt, die immer

bereitwillig ihr Scherlein geben. Sie freuen sich gewiß mit mir über die Wohlthätigkeit der Bewohner unserer Stadt.

N. N. Ich habe sicher nichts dagegen, wenn andere Leute Ihnen eine gute Gabe reichen; ich gebe aber diesmal nichts, die Kollekten kommen zu oft.

Bikar. Geben Sie wenigstens eine kleine Gabe, der Herr nimmt das geringste Scherlein mit Dank an.

N. N. Ich gebe diesmal keine 10 Reichspf. Als ich Sie gestern mit dem fremden Herrn auf der Straße sah, habe ich gleich gedacht, die Kollekten kommen zu häufig, du gibst nichts, jeder muß selbst in solcher Weise diesem Unwesen steuern.

Bikar. O seien Sie nicht böse. Die Kollekten sind kein Unwesen. Der h. Apostel Paulus hat schon Kollekten und zwar wöchentliche Kollekten in den ersten christlichen Gemeinden angeordnet und er rühmt so sehr die reichen Liebesgaben derselben. Doch wir wollen uns empfehlen und nächstens wieder versprechen.

N. N. Verzeihen Sie, daß ich ein so hartes Wort gebraucht habe, ich bin nicht böse. Sie sind gewiß schon sehr müde, meine Herren, verweilen Sie hier einige Augenblicke, rauchen Sie eine Cigarre und trinken ein Glas Wein.

Bikar. Ich kenne Ihre delikaten Cigarren und ein Glas Wein ist, wenn man den ganzen Nachmittag gewandert, eben nicht zu verachten. Aber wir wollen in Frieden scheiden und bieten Ihnen folgende Friedensbedingungen. Geben Sie uns für die beiden Cigarren, welche der Herr Missionar und ich rauchen sollen, 10 Reichspfennige und für die Flasche Wein 1 Mark, Summa 1,10 Mark. Sie haben dann durch diese Kollekte gar keinen Verlust und ich halte mich zu der nächsten bestens empfohlen.

N. N. Ich wundere mich gar nicht mehr, daß alle Kollektanten Sie um Ihren Beistand ansprechen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen andere Bedingungen vorschlage. Ich gebe Ihnen zu Ihrer Kollekte 1,10 Mark, Sie trinken mit mir die Flasche Wein und rauchen die Cigarren, die Sie, beiläufig gesagt, doch um einen Pfennig zu niedrig angeschlagen haben.

Bikar. Genehmigt. Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. Wenn wir die Flasche Wein getrunken, werden Sie uns um so fröhlicher die 1,10 Mark geben. Und es ist doch bei jedem Almosen die Hauptsache, daß man es fröhlich giebt. Ich erzähle Ihnen unterdes zum Danke eine Geschichte, woraus Sie ersehen werden, wie man es anzufangen hat, daß man zu jeder Kollekte immer Geld genug besitzt.

N. N. Sie haben bei Ihren vielen Kollekten gewiß manche Erfahrungen gemacht. Sie können wohl Memoiren eines Kollektanten schreiben.

Bikar. Eine meiner Haupterfahrungen ist die, daß noch niemand durch die vielen Kollekten bankrott geworden. Sie haben die Kollekten gewiß auch noch nie als die Ursache eines Falliments nennen hören.

N. N. Doch ich bin begierig auf Ihre Geschichte.

Bikar. Ein Handwerker in unserer Stadt gab seit langer Zeit fast bei allen Kollekten einen sehr

großen Beitrag und zwar mit einer solchen Freundlichkeit, als wenn er uns jedesmal sagen wollte, wie angenehm es ihm sei, daß wir ihm immer wieder ein Stümmchen Geld wegholten. Ich konnte mir das lange nicht erklären. Der Mann ist allerdings ein braver Katholik und Gott hat sein Geschäft gesegnet, aber das Almosen war doch seinen Verhältnissen nach, wie mir schien, zu groß. Endlich ist mir das Rätsel gelöst worden.

N. N. Der Mann hat vielleicht eine Erbschaft gethan und die Verpflichtung übernommen, einen Teil zu guten Zwecken anzuwenden.

Bikar. Ich wünsche dem Mann eine solche von ganzem Herzen, die Kollektanten würden ihren Teil davon bekommen. Bisher ist ihm aber ein solches Glück nicht geworden.

N. N. Oder hat er eine große Summe in der Lotterie gewonnen.

Bikar. Er spielt nicht, dazu ist er ein zu guter Hausvater. Sie werden das Rätsel nicht lösen, ich muß es Ihnen erklären; der Mann hat eine Armenbüchse im Hause und er kollektiert fortwährend Geld zusammen.

N. N. Dann hat er noch mehr Freude am Kollektieren, wie Sie.

Bikar. Ganz gewiß. Er kollektiert viel häufiger, als ich, aber immer nur — bei sich selbst. Es vergeht keine Woche, wo er nicht mehreremale eine solche Kollekte abhält. Hat er ein gutes Verdienst gehabt, gleich hält er sich die Büchse vor und stets fällt eine gute Gabe hinein; macht er sich mit Frau und Kindern ein Vergnügen und sind alle recht froh, die Armen bekommen regelmäßig ihren Anteil, er wird in der Büchse aufbewahrt. Ja, kauft er sich oder seiner Frau und seinen Kindern neue Kleider, er denkt an die vielen Armen, die keine Kleider haben, und er legt für diese gleich ein Almosen in die Büchse hinein. So hat er immer in derselben einen Schatz für die Armen und andere gute Zwecke und er entzieht sich oft irgend einen Genuß oder ein Vergnügen, um denselben zu mehrer. So habe ich gemerkt, daß die Büchse in der h. Fastenzeit immer recht gefüllt ist.

N. N. Sie werden dann nicht vergessen, bei ihm anzuklopfen.

Bikar. Sie erinnern mich, daß wir diesen Abend noch an einige Thüren zu klopfen haben. Wir müssen uns verabschieden. Zum Dank für ihr gutes Glas Wein will ich Ihnen aber noch ein Geheimnis anvertrauen. Seit jener Mann die Armenbüchse im Hause hat, ist Gottes Segen bei ihm eingelehrt. Er hat mit sehr wenigem angefangen und sich bereits ein ziemliches Vermögen erworben.

Die Bestattung der Toten bei den europäischen Völkern.

Eine historische Skizze von F. J. S. (in den „Historisch-politischen Blättern“).

Unsere Ueberschau wollen wir im Westen Europas beginnen: wir begegnen da einem ehemals wilden Volksstamme, den Galliern, welche einen Hauptzweig der Celten ausmachten. Diese töte-

ten die Gefangenen, wie die Uebelthäter, und opfer-ten sie auf Scheiterhaufen; auch übernachteten sie an der Brandstätte tapferer Männer, indem sie daselbst Drostelsprüche erwarteten. Sie hatten außerdem den barbarischen Gebrauch, die Schädel der Verstorbenen als Trinkgeschirre zu benutzen. Die alten Gallier waren ein wildes abergläubisches Volk, das unter der Leitung ihrer Priester, der Druiden, Menschenopfer darbrachte. Wer von einer schweren Krankheit befallen war, wurde in der Regel zur Veröhnung der Götter dem Tode geweiht; besonders verehrten sie den Merkur. Die Männer hatten Macht über das Leben ihrer Frauen und Kinder; nach dem Tode eines angesehenen Familienhauptes versammelten sich dessen Anverwandte und stellten eine Untersuchung an gegen seine Frau; wenn irgend ein Verdacht von einem Verbrechen vorlag, wurde sie gemartert und dem Feuertode übergeben. Bei dem Leichenbegängnis entwickelten sie große Festschäften; man warf alles in die Flammen, was dem Toten im Leben teuer war, selbst Sklaven, Schutzbefohlene und Tiere.

Von **Nutenern**, einem gallischen Volksstamme in Aquitanien (in der Nähe der Pyrenäen), wird folgendes erzählt: Sie setzten die vollständig angeklebten Leichname auf einen Stuhl, welchen die Verwandten unter Trinkgelagen klagend umgaben. Sie richteten verschiedene Fragen an den Toten, zählten unter Weinen seine Güter auf, wobei sie noch den Klagesang sangen: „Warum bist Du gestorben?“ Bei dem Leichenzug folgten die meisten zu Pferde und ritten neben dem Leichenwagen her; sie schlugen die gezogenen Schwerter zusammen und riefen: „Fliehet hinweg, ihr Dämonen, in die Unterwelt.“ Beim Grabe warfen Einige Geldstücke gleichsam als Reisegeld in das Grab und legten zu des Toten Haupt auch Brot und eine Flasche Bier, damit nicht die Seele hungere oder dürste. Die Frau saß oder lag dreißig Tage klagend bei dem Aufgange und Untergange der Sonne auf dem Grabe des verstorbenen Gatten.

Bei den **Germanen** war es ursprünglich Sitte, die Toten zu begraben; wahrscheinlich ist später erst durch slavische Völker das Verbrennen eingeführt worden, und nur bei den Aermern, welche die Kosten für den Leichenbrand nicht aufbringen konnten, blieb die Beerdigung in Übung. Jedoch berichtet uns schon der römische Geschichtschreiber Tacitus (100 n. Chr.), daß bei den Leichenbegängnissen der Deutschen keine Pracht geherrscht; nur bei vornehmen Männern kamen besondere Holzarten in Anwendung. Ueber den Scheiterhaufen gossen sie nicht, wie bei andern Völkern, Wohlgerüche oder Spezereten; sie gaben dem Toten nur seine Waffen, manchmal das Noß mit. Der Grabhügel ward mit Rasen bedeckt; große, schwere Monumente zu errichten, verschmähten sie. Lautes Wehklagen und Weinen liebten sie nicht; sie ergaben sich mehr einer stillen Trauer. Sie wählten in der Regel freiliegende erhabene Orte als Begräbnisstätten.

Die **Gothen**, ein angesehenes germanisches Volk von der Mündung der Weichsel bis nach Polen und Siebenbürgen hin wohnend, verbrannten ihre Toten; gewöhnlich starben die Frauen auf den

Scheiterhaufen mit; auch wurden alte und franke Leute umgebracht und verbrannt. Die übrig gebliebenen Knochen begruben sie alsbald. Aus den erbeuteten Waffen errichteten sie den verstorbenen Königen einen Scheiterhaufen und hielten ein großes Leichenmahl. Die Westgothen begruben auf eine besondere Art ihren König Marich, als er auf dem Zuge nach Afrika (410) plötzlich bei Cosenza in Unteritalien starb. Den Aufentoß leiteten sie ab und ließen durch Kriegsgefangene in dem Flußbette ein Grab machen; nachdem die Leiche gerüstet zu Pferde hineingesetzt, schlossen sie die Grube und ließen das Wasser des Flußes wieder in das alte Bett zurück. Die das Grab gegraben hatten, töteten sie sogleich, damit die Stätte von niemandem verraten würde. Bekannt ist das Gedicht von Platen darüber. Die Plünderung einer Leiche wurde bei den Westgothen mit dem Feuertode bestraft; denn der Totenräuber frevelt nicht bloß an der Leiche, sondern stiehlt ihr von ihrem Leben, weil man die Seele des Toten noch bei seiner Leiche gegenwärtig dachte.

Ueber wir von den einzelnen Stämmen in Deutschland und im Norden berichten, wollen wir noch über einige Völker aus dem Süden zuvor berichten.

Von den alten **Sardinern** wird erzählt, es hätten bei ihnen die Söhne ihre durch das Greisenalter geschwächten Väter mit Keulen getödtet und dann die Leichname begraben. Nach ihrer Meinung gezügelte es sich nicht, daß ein Hochbetagter noch lebe, weil er in Folge seiner Körperchwäche viel sündige.

Die **Cretonäer** in Macedonien begruben gewöhnlich ihre Toten. Starb ein Mann, so entstand eine Untersuchung und ein Streit unter seinen Frauen darüber, welche von ihnen am teuersten gewesen sei. Diese wurde nun ausgewählt und von allen hochgepriesen, von den nächsten Angehörigen geschlachtet und geopfert und dann mit dem Manne begraben; die übrigen erhoben hierauf ein großes Geschrei.

Bei den **Thraciern** war es üblich, daß der Leichnam eines Reichen drei Tage ausgestellt blieb; alsdann schlachtete man Opfertiere und hielt einen Schmaus. Den Toten verbrannte man oder begrub ihn. Bei dem aufgehäuften Grabhügel fanden verschiedene Kampfspiele und Zweikämpfe statt.

Bei den **Türken** ist das Weinen der Weiber bei einem Todesfalle die hauptsächlichste Ceremonie. Klageweiber holt man herbei, die unter lautem Weinen in den Straßen den Tod anzeigen. Ist der Körper im Sterbezimmer gewaschen, zündet man ein Rauchwerk an, um die Teufel und übrigen bösen Geister zu vertreiben. Nachdem der Tote ein Hemd erhalten, wickeln sie ihn vom Kopfe bis zum Fuße in ein langes weißes Tuch und legen ihn in einen Sarg. Sie streuen auch öfters Blumen auf den Sarg, um dadurch die Anschuld des Verstorbenen anzudeuten. Vor der Beerdigung wird noch ein Leichengebet gesprochen, worin es heißt: Belohne diesen Toten mit der Gnade der Ruhe und Stille; thue zu seiner Güte hinzu, wenn er unter der Zahl der Guten ist, und verzeihe ihm seine Bosheit, wenn er unter der Zahl der Bösen ist; laß ihm Friede,

Heil, Zutritt und Aufenthalt bei deinem ewigen Throne angehehen; erreichte ihn von den Qualen des Grabes und dem Feuer der Ewigkeit; gewähre ihm den Aufenthalt in dem Paradiese und verwandle sein Grab in einen Ort des Paradieses. Der Tote muß nach ihren Gesetzen binnen vierundzwanzig Stunden beerdigt sein; nur bei Regenten und sehr vornehmen Personen wird drei bis vier Tage gewartet. Beim Leichenzuge gehen einige Türken mit brennenden Lichtern und Rauchfässern voraus; Geistliche, welche Grablieder ganz leise singen, schreiten der Leiche, die auf den Schultern getragen wird, voran, hierauf folgen die Angehörigen und Anverwandten, die ihre Köpfe mit grauen Tüchern oder Hüten bedeckt haben. Sobald sie an der Grabstätte sind, legen sie die Leiche auf die rechte Seite und zwar so, daß das Gesicht nach Mekka gerichtet ist. Aus dem Koran spricht ein Geistlicher mehrere Sprüche, wovon auch einige neben ihn geschrieben gelegt werden; mit Steinen machen sie eine Art von Gewölbe über den Sarg und füllen den übrigen Raum mit Erde aus. Die Gräber der Reichen sind in der Regel nahe bei den Moscheen und sind gleich einem Parke mit verschiedenen Bäumen, besonders Cypressen umgeben. Die Reichen haben Grabmonumente von Marmor, auf welchen ein Turban abgebildet ist.

Bei den Slavischen Stämmen begraben die Tscheremissen (ein Volksstamm an der Wolga) ihre Toten im Felde und in den Wäldern. Die Gräber umzäunen sie mit Pfahlwerken, nicht bloß um die Toten zu schützen, sondern auch um die abgestorbenen Seelen abzuhalten, daß sie nicht etwa aus den Ruhestätten ihrer ehemaligen Körper herauskommen und die Felder der Hinterbliebenen zerstören und verwüsten. In die Gräber werden Geschenke gelegt, besonders für den Totengott ein Brotlaib und eine Kerze so lang als der Leichnam ist; auch einige Kopfen bekommt der Tote in den Gürtel; dann legen sie Hausgeräte bei und einen Stock, um die Hunde abzuwehren, und Rosensträucher zum Abhalten der bösen Geister. Nach der Rückkehr haben sie sich und wechseln sie ihre Kleider. Dreimal halten sie Totenfeier mit Mahlzeiten. — Bei den heidnischen Russen, Polen und Böhmen soll das Verbrennen der Leichen vorherrschend gewesen sein; so melden uns Nachrichten aus dem 9. und 10. Jahrhundert, wo diese Völker meistens das Christentum annahmen. Bei den Totenopfern stellten sie auf bunten Tüchern an den Gräbern Schlüssel mit Pfannkuchen, gedörrten Fischen und gefärbten Eiern hin. Die Häuser von Verstorbenen bewohnte man ehemals nicht mehr aus Furcht vor den Hausgeistern; darum traf man auch so viele verödete Häuser an. Bei einem jährlichen Totenfeste wurden auf den Gräbern Speisen hingestellt und ein Zauberer citierte die Toten und lud sie zum Genuß ein, damit ihnen Erleichterung in den Leiden bereitet würde.

Von den einzelnen deutschen Volksstämmen aus alter Zeit hat die neuere Forschung manches Genauere ans Tageslicht gefördert; so namentlich von den Franken. Diese wohnten anfangs zwischen der Ober und Weichsel, später am Unter- und

Mittelrhein, Neckar und Main. Nach den Ausgrabungen der Frankengräber bei Selzen und Wiesoppenheim in Rheinhessen in den Jahren 1845/46 und 1877/79 war bei ihnen im 5. und 6. Jahrhundert die Beerdigung vorherrschend. Vorgefundene Aschenkrüge lassen auf die heidnische Sitte des Verbrennens, die sie von den Römern annahmen, schließen. Waffen und Hausgeräte und mitunter kostbare Schmucksachen von Frauen fand man in den Gräbern. Es muß ein großer Menschenschlag gewesen sein; denn manche Skelette waren acht Fuß lang und von kräftigem Knochenbau. Aus den Funden geht nebenbei hervor, daß die germanischen Völker sich bereits die römische Kunst angeeignet hatten; wie das auch bei anderen Ausgrabungen in Holland, der Schweiz, Lothringen und Burgund ersichtlich ist; besonders erkennt man schon eine gewisse Fertigkeit in Metallarbeiten. — Auch das Land der Hessen (vom Zusammenfluß der Werra und Fulda bis an den des Rheins und Mains) hat solche heidnische Grabhügel aufzuweisen. Eine Menge von Grabhügeln hat man bei Kassel, besonders bei dem Dorfe Ghlen hinter dem Habichtswalde. In der Zeit, wo die Bayern, Schwaben, Burgunder und Longobarden in der Geschichte auftreten, war die christliche Begräbnisweise schon durchgedrungen; jedoch fand man in vielen, später entdeckten Grabhügeln Aschenkrüge, welche neben beerdigten ganzen Gerippen Spuren des Leichenbrandes zeigten. Von den heidnischen Thüringern wird noch aus der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts n. Chr. berichtet, daß sie ihre Toten verbrannten. Noch länger erhielt sich diese heidnische Sitte bei den Sachsen. Ein Verbot Karls des Großen aus dem Jahre 785 zu Paderborn setzte die Todesstrafe darauf, wenn noch fernerhin die Leichen verbrannt würden. Ebenso mußten die alten Preußen, bei denen sich das Heidentum am längsten erhielt, manche heidnische Gebräuche vor dem Deutschordensmeister 1289 abschwören. Bei der Bestattung der Toten gaben sie auch einen Krug mit Stutenmilch mit ins Grab. Diese war nämlich bei ihnen und ihrem Stammvolke, den alten Samiern, ein Lieblingsgetränk.

Die Esthen, Liven und Kuren verbrannten ebenfalls ehedem ihre Leichen. Diese Völker glaubten auch an eine Seelenwanderung. Im Winter irren die Geister umher; mit dem Wachsen des Lichtes im Frühjahr endet der Nachtweg der Seelen, und sie kommen dann zum himmlischen Lichte.

Auch bei den alten Dänen war das Verbrennen in Gebrauch; nach neueren Nachrichten scheint jedoch das Begraben vorgeherrscht zu haben; denn es wurden daselbst sehr alte Sachen bei unverbrannten Leichen in Grabhügeln gefunden. Island, das erst gegen Ende des 9. Jahrhunderts bevölkert wurde, nahm nur die Beerdigung an. In Schweden dagegen kam das Verbrennen öfter vor; in Norwegen fand seit dem 9. Jahrhundert nur das Beerdigen statt.

Die Lappländer im höchsten Norden Europas gehen sogleich aus der Hütte, in der jemand sterben will, weil sie fürchten, die Seele, die nach

ihrer Meinung noch einige Zeit um den Körper herumfliegt, möchte ihnen Böses zufügen. Einer der Verwandten übernimmt alles, was zum Begräbnis gehört; er zieht dem Toten seine besten Kleider an und schließt ihn in einen Sarg. Gewöhnlich begraben sie ihre Toten in Wälder, manchmal auch in eine Höhle; die berühmtesten Schützen begraben sie nahe an ihre Opferplätze. Den Eingang verschließen sie mit großen Steinen; neben den Leichnam legen sie eine Art, einen Feuerstein und Feuerstahl, damit der Verstorbene auf seiner Wanderung durch dicke Wälder sich den Weg bahnen und Licht machen könne. Auf das Grab legen sie den Schlitten, auf welchem sie den Leichnam gefahren, alle Kleider, die er vor seinem Tode getragen und das Bett und alles, was er um sich hatte. Reiche Leute geben den Begleitern ein Gastmahl, wobei das Kennnter verzehrt wird, das die Leiche gefahren. Die Knochen desselben werden sorgfältig gesammelt und begraben. Auch sollen sie die Gewohnheit haben, bei ihren Leichenfeierlichkeiten sich das Gesicht mit Wein zu benehen.

Auch bezüglich der Farben bei der Trauer mögen hier einige Mitteilungen folgen; dieselben sind ebenso verschieden, wie die Leichengebräuche. In Europa trauert man allgemein in schwarzer Farbe, weil diese die Farbe der Finsternis ist, welcher der Tod als eine Verabung des Lebenslichtes gleicht. In China ist es gebräuchlich, in der weißen Farbe zu trauern, weil man hofft, daß der Tote im Himmel, dem Orte der Reinheit ist. In Japan ist es die gelbe Farbe, weil die Blumen und Blätter bei ihrem Absterben diese Farben annehmen. In Aethiopien bedient man sich der braunen, weil sie die Farbe der Erde bezeichnet, aus welcher der Mensch entstanden ist und zu der er zurückkehren soll. In einigen Theilen der Türkei ist die blaue üblich, weil es die Farbe des Himmels ist, wohin die Abgeschiedenen kommen sollen; in anderen dagegen die purpurne und violette, weil beide Farben eine Mischung von rot und blau sind, und ersteres Schmerz, letzteres Hoffnung bedeutet. Hiernach können fast alle Hauptfarben zur Trauer bei den Verstorbenen verwendet werden.

Da man bei manchem Grabhügel eine Trauerweide wahrnimmt, so dürften einige Worte über dieses Sinnbild der Trauer am Platze sein. Dieser Baum scheint hierfür passende Eigenschaften zu haben. Die Trauerweide hat sehr biegsame, zierliche Aeste, die von allen Seiten bis zum Boden herabhängen. Wie lange herabhängende Haare neigen sich die Zweige, wie herabtrübbende Tropfen ihre Blätter hinab; ganz in sich verhüllt, steht sie da, als ein Bild weinender weiblicher Klage. In ähnlicher Weise findet man oft in alter und neuerer Zeit Cypressen um das Grab der Verstorbenen gepflanzt; auch die alten Urnen und Aschenkügel sah man mit Cypressenzweigen bekränzt. Die Cypresse ist ein zierlicher Nadelholzbaum, der sich durch sein hartes, dauerhaftes Holz auszeichnet; aus springt es nicht und behält seinen Wohlgeruch. Man gebraucht diesen Baum deshalb als Sinnbild der Unsterblichkeit oder Fortdauer. Wohl mag ihr

düsteres Grün und die zum Himmel weisende Gestalt die Veranlassung gewesen sein, daß schon die Griechen und Morgenländer sie als Sinnbild der Trauer gebrauchten. Endlich kann die Cypresse als eine hübsche Zierpflanze, als ein Sinnbild des Schönen und Erhabenen betrachtet werden. Die Cypresse war mehr bei den Griechen und Römern in Gebrauch, bei den ersten Christen nicht, weil sie zu sehr die Trauer und Klage ausdrückte, der sich der Christ nicht so sehr hingeben soll, „wie diejenigen, welche keine Hoffnung haben“. Dagegen kam es schon im vierten Jahrhundert vor, daß die Christen bei ihren Leichenzügen Palm- und Delzweige als bekannte Symbole des Sieges und des Friedens vorantrugen. Später trat an ihre Stelle Rosmarin. Da dieser auch bei Hochzeiten in Gebrauch ist, so läßt sich darin das Symbol der christlichen Freude nicht verkennen, daß der Verbliebene seinen irdischen Kampf bereits ausgekämpft, und voll gläubiger Hoffnung in eine bessere Welt, seine eigentliche Heimat, hinübergegangen ist.

○ Gedanken der Heiligen für alle Tage des Jahres.

8. Oktober. Der Wert unserer Seele wird nur geschätzt nach dem Maße der Lieb.

(Heil. Bernhard.)

9. Oktober. Jeder forsche tief in seinem Herzen; findet er dort die Liebe, so sei er versichert, daß er vom Tode zum Leben erstanden ist.

(Heil. Augustinus.)

10. Oktober. Was dich nicht angeht, darüber urteile nicht, und mische dich nicht darein, damit du allzeit Frieden habest.

(Hl. Bonaventura.)

11. Oktober. Hüte dich, ein neugieriger Ausspäher oder freventlicher Beurtheiler fremden Wandels zu sein.

(Heil. Bernhard.)

12. Oktober. Entdeckst du auch irgend eine böse Handlung, so urteile dennoch nicht über deinen Nächsten. Entschuldige wenigstens die Meinung, wenn du die That nicht entschuldigen kannst.

(Heil. Bernhard.)

13. Oktober. Wer nie daran denkt, daß er sterben werde, verdient, wenn er stirbt, keinen Trost.

(Heil. Cyprian.)

14. Oktober. Wer noch an ein Büntlein der Ehrsucht gebunden ist, oder dieselbe noch achtet, der glaube mir, wenn er im Guten gefördert werden will, und befeizze sich, dies Band zu zerreißen. Es ist wohl eine Kette, die keine Feile he-zwingen kann, sondern nur Gott; aber wir müssen doch auch durch Gebet, Anstrengung und Fleiß das Unsrige thun. Nach meiner Ansicht hält uns dieses Band am meisten auf, und ist so schädlich, daß ich mich darüber wundere.

(Heil. Theresia.)

Bözung des Rätsels in Nr. 38 d. Bl.

Sicht.

Richtige Bözungen schickten ein: C. B., B. D., J. R., F. Sch., H. Gl., H. v. R., B. Br. von hier; A. R. in Hamm; D. S. in Essen; C. C. in Coblenz.

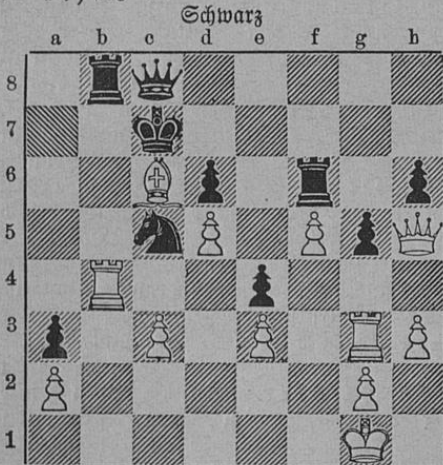
Ein einziger Lösungsversuch des Homonymus in Nr. 40 ist bis jetzt uns zugegangen; wir wollen daher die Mitteilung der richtigen Lösung bis zur nächsten Nummer ersparen.

Herr H. L. „Das häusliche Glück“ ist bei Raffarth in Gladbach erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Schach.

Partie Nr. 49. Italienisches Spiel.¹⁾

Weiß. Mafon.	Schwarz. Winawer.	Weiß. Mafon.	Schwarz. Winawer.
1. e2—e4	e7—e5	21. Ta1—f1	f7—f6
2. Sg1—f3	Sb8—c6.	22. Le2—d1	a4—a3
3. Lf1—c4	Lf8—c5 ²⁾	23. Ld1—h5†	Ke8—e7
4. d2—d3 ³⁾	d7—d6	24. b2—b3	Th8—f8
5. Lc1—e3	Le5—b6.	25. Tf5—f3	Sd7—b6
6. Sb1—d2	h7—h6	26. Tf3—g3	Ke7—d8
7. Sd2—f1	Sg8—f6	27. Lh5—g4	De7—e7
8. h2—h3	Sc6—e7 ⁴⁾	28. Lg4—e2	Kd8—c7
9. Sf1—g3	c7—c6	29. d3—d4	c5—c4
10. Lc4—b3 ⁵⁾	Lb6—e3;	30. Tf1—b1	g7—g5
11. f2—e3;	Dd8—b6	31. b3—c4;	b5—c4:
12. Dd1—d2	a7—a5	32. Tb1—b4	De7—e6
13. c2—c3	a5—a4	33. d4—d5	De6—c8
14. Lb3—d1	Le8—e6	34. Le2—c4; ⁷⁾	Sb6—a4
15. 0—0	Db6—c7	35. Lc4—b5	Sa4—c5
16. Sf3—h4	b7—b5	36. Dd2—e2	f6—f5
17. Ld1—c2	e6—c5	37. e4—f5;	e5—e4! ⁸⁾
18. Sg3—f5	Le6—f5;	38. Lb5—c6	Ta8—b8
19. Sh4—f5;	Se7—f5;	39. De2—h5	Tf8—f6
20. Tf1—f5; ⁹⁾	Sf6—d7		



Stellung nach dem 39. Zuge.

Weiß. Mafon.	Schwarz. Winawer.	Weiß. Mafon.	Schwarz. Winawer.
40. Tg3—g5; ⁹⁾	h6—g5;	46. Dg8—d8! ¹⁴⁾	Tf5—d5;
41. Dh5—h7†	Sc5—d7 ²⁰⁾	47. Dd8 d7 ⁵⁾	Tb8—b1†
42. Lc6—d7;	Dc8—g8! ¹¹⁾	48. Kgl—h2	Td5—d2
43. Tb1—b7†	Ke7—b7! ¹²⁾	49. Dd7—c6†	Ka8—b8
44. Ld7—c8††	Kb7—a8! ¹³⁾	50. Dc6—e4;	To1—b2
45. Dh7—g8;	Tf6—f5;	51. Lc8—e6	aufgegeben.

Anmerkungen.

1) Die nachstehende Partie, welche bei außergewöhnlich ruhigem Anfang, der ganz den Charakter der Turnierpartien trägt, am Schlusse äußerst lebhaft und elegant wird, wurde auf dem diesjährigen internationalen Meisterturnier zu Wien in der 27. Runde gespielt. Die Züge entnehmen wir dem Septemberheft der Deutschen Schachzeitung.

2) Die drei ersten Doppelzüge geben dem Spiel den Namen.

3) Hier kann auch 4. c2—c3 oder 4. C—O geschehen; 4. b2—b4 führt zum Evansgambit.

4) Beide Parteien bringen die Springer auf den Königsflügel.

5) Dieser Zug geschieht, um die Wahl der Beantwortung des erwarteten Zuges d6—d5 frei zu behalten. Es ist überhaupt empfehlenswert, wie wir schon früher bemerkten, einer bevorstehenden Drohung im Voraus auszuweichen, da die Notwendigkeit, einen Zwangszug zu thun, nachteilig ist.

6) Zur Vereinfachung des Geschäftes.

7) Der erste genommene Bauer; weiß steht jetzt im ganzen etwas besser.

8) Ein guter Zug, der die feindlichen Bauern isoliert.

9) Höchst geistreiches, korrektes und schnellen Gewinn herbeiführendes Turmopfer.

10) Auf 41. . . . Ke7—d8 folgt 42. Dh7—h8† nebst 43. Dh8—f6; oder 43. Tb4—b8:

11) 42. . . . Dc8—d7;; 43. Dh7—d7†; Ke6—d7;; 44. Tb4—b8:.

12) 43. . . . Tb8—b7; ; 44. Dh7—g8:, Ke7—d7?; ; 45. Dg8—g7† nebst 46. Dg7—f6:.

13) Der König darf den Läufer nicht nehmen wegen 45. Dd7—g8†; nebst 46. Dg8—g7† und 47. Dg7—f6:.

14) Droht 47. Dd8—a5 †

15) Droht 48. Dd7—a4†, Td5—a5; 49. Da4—a5 †.

Partie Nr. 50.

(Originalpartie des Sonntagsblattes.)

Nachfolgende kürzlich im Café Palant zu Wien gespielte Partie zeigt, wie schnell die Unterlassung der Hochgabe zum Verluste führen kann. Das resultierende Endspiel ist trotz der relativ großen Zügezahl sehr leicht zu lösen.

Läufergambit.

Weiß N. N.	Schwarz N. N.	Weiß N. N.	Schwarz N. N.
1. e2—c4	e7—e5	8. b2—c3:	h7—h6
2. f2—f4	e5—f4:	9. Sg1—f3	d7—d6?
3. Lf1—c4	Lf8—c5	10. e5—d6:	c7—d6:
4. d2—d4	Lc5—b6	11. 0—0	Lc8 g4?
5. Lc1—f4:	Sg8—f6	12. Dd1—e2†	Ke8—f8
6. e4—e5	Sf6—e4	14. Ta1—e1	Lg4—f3:
7. Sb1—c3	Se4—c3:		

Aufgabe Nr. 73.



Stellung nach dem 13. Zuge.
Weiß gibt in fünf Zügen Matt.

Angabe

des Schlusses der Partie Nr. 46 erfolgt in nächster Nummer.

Sonntagsblatt.

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. F i n f.

Druck u. Verlag der Aktien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt“ in Düsseldorf.

Nr. 42.

Sonntag, den 15. Oktober.

1882.

Zwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Johannes IV, 46—53.

Inhalt: Jesus macht den kranken Sohn des königlichen Beamten von Kapernaum auf die glaubens- und demutsvolle Bitte des Vaters gesund.

* * *

Zum Feste der heiligen Theresia von Jesus.

Die heilige Theresia von Jesus wurde am 28. März 1515 zu Avila in Kastilien geboren; ihr Vater war Alphonso Sanchez von Cepeda, ein angesehenener Edelmann; ihre Mutter Beatriz, die zweite Gemahlin des Alphonso, gehörte ebenfalls einer angesehenen Familie an. Das Gute, das sie an ihren Eltern sah, streute in ihrem empfänglichen Herzen den ersten Samen zu dem aus, was sie in der Folge wurde; besonders ahmte sie dem Vater in der eifrigeren Lektüre geistlicher Bücher nach. Entflammt durch die Geschichten der hl. Martyrer verließ die siebenjährige Theresia mit ihrem Brüderchen Roderich insgeheim das Haus, um in das Land der Mauren zu ziehen und dort die Palme des Martyrtodes zu erlangen, allein beide wurden bald wieder eingeholt und zurückgebracht. Als sie im zwölften Jahre stand, verlor sie ihre Mutter. Und allmählig erkaltete der Eifer und in das erkaltete Herz zog die Eitelkeit ein und dazu kam noch, daß der Umgang mit einigen jungen Bettern und einer Waise in gleicher Richtung auf Theresia einwirkte; vor einem tieferen Falle bewahrte sie jedoch das Gefühl für Ehre, worauf sie außerordentlich viel hielt, und der ihr angeborne Abscheu vor allem Unehrbaren. Um sie der wachsenden Gefahr zu entziehen, übergab sie der Vater 1529 einem Nonnenkloster zu Avila zur Erziehung; Theresia war damals 14½ Jahr alt. Nach einem Aufenthalt von anderthalb Jahren mußte sie aber, von einer schweren Krankheit befallen, dieses Kloster verlassen und sie hielt sich sodann bis zur Wiedererholung bei den Ährigen auf. Unter mancherlei Anfechtungen reifte nun in ihrem Herzen der Entschluß heran, eine Nonne zu werden, vorzüglich fühlte sie sich durch die Briefe des hl. Hieronymus dazu angefeuert. Obgleich ihr Vater nicht einwilligte, trat sie am 2. Nov. 1533 (nach andern 1535), achtzehn Jahre alt, in das Carmeliterkloster der Menschwerdung ein. Während des Noviziatjahres erfüllte sie alle klösterlichen Pflichten und Berrichtungen mit

eifriger Treue, lag freudig den niedrigsten Arbeiten und allen Liebesdiensten gegen ihre Mitschwesterinnen ob und ließ sich durch keine Versuchung von dem ergriffenen Stande abwendig machen. Kurz vor der Profess entstand in ihr ein heftiger Widerwille gegen die Ablegung der ewigen Gelübde, aber sie trat auch aus diesem Kampfe siegreich hervor, und so legte sie am 3. November 1534 ihre feierlichen Gelübde ab.

In dem Kloster der Menschwerdung lebte nun Theresia bis zum Jahre 1563. Als eifrige Novizin flehte sie zu Gott, er möge ihr nach seinem Wohlgefallen Krankheiten, doch auch zugleich die Geduld senden. Schon im Noviziat und sodann noch viel mehr bald nach abgelegter Profess erhörte Gott ihre Bitte; eine dreijährige, äußerst schmerzhafteste Krankheit hielt sie am Krankenlager darnieder, bis sie endlich um Mitte des Jahres 1539 durch die Fürbitte des hl. Joseph, zu welchem sie seitdem eine außerordentliche Andacht trug und dessen Verehrung sie in der katholischen Kirche sehr beförderte, wieder hergestellt wurde. Nach ihrer Genesung meinte sie Gott eifriger dienen zu können, allein statt schnell und heldenmütig auf jenen hohen Gipfel der Vollkommenheit zu steigen, auf welchem sie Gott haben wollte, trat jetzt die langjährige Periode ihres Lebens ein, in welcher sie beständig hin- und her schwankte zwischen Eifer und Lauheit, und von einer großen Geistesdürre häufig heimgesucht ward. Erst im Jahre 1555 ergab sie sich mit heroischer Hingabe alles dessen, wodurch sie bis dahin an der völligen Vereinigung mit Gott gehindert worden war, allen Ernstes den wunderbaren Fügungen Gottes.

Ein Bild des verwundeten Heilandes und die Lektüre der Bekenntnisse des hl. Augustin erfüllten ihr Herz mit dem tiefsten Schmerz über ihre bisherige Schwächen und Fehler, und seitdem (1555 bis 1556) löste sie sich, von Gott in wunderbarer Weise geleitet und begnadigt, heldenmütig von allen irdischen Banden los und eilte mit Riesenschritten den Berg der höchsten Vollkommenheit hinauf. Sie durchlief jetzt alle Stufen des Gebetes und erklimmte hierin den höchsten Grad, der von einem Sterblichen angestrebt werden kann. Sie fühlte die Gegenwart des Heilandes an ihrer Seite in lebendigster Weise, und empfand, als sie bereits auf der höchsten Höhe stand, immer und überall die Anwe-

fenheit der göttlichen Dreieinigkeit in ihrer Seele. Wohl fehlte es ihr nie an vielfachen und großen Leiden, Krankheiten, Anfechtungen des Satans, auch Geistesbürre und Verlassenheit stellten sich oft genug ein, allein gerade im Leiden strahlte sie am herrlichsten, ihr Wahlspruch lautete: Herr, leiden oder sterben! Dieser heilige Leidensdurst entsprang ihrer flammenden Gottesliebe, durch die ihr auch das Schwerste leicht und süß und wovon sie so durchdrungen war, daß ihr Tod weniger durch eine Krankheit als vielmehr durch übergroße Liebesgewalt herbeigeführt wurde. Begeistert von diesem heiligen Liebesrausch hatte sie häufige Ekstasen, wobei sie öfter über die Erde erhoben wurde; oft geschah es auch, daß beim Gebete ihr Antlitz wie das des Moses glänzte. Wegen dieser außerordentlichen Gnadenbezeugungen Gottes hatte sie, besonders anfangs, sehr vieles auszustehen, teils weil sie sich selbst vor Täuschungen fürchtete, teils weil ihre Beichtväter und viele gelehrte und fromme Männer, die sie um Rat fragte, gleichfalls Betrug des bösen Geistes witterten; ja es fehlte selbst an solchen nicht, die sie als eine vom Satan besessene und wahnwitzige Nonne verschrien und ihr mit dem Inquisitionsgerichte drohten; aber die herrlichen Früchte, welche aus den wunderbaren göttlichen Gunstbezeugungen hervorleuchteten, wie z. B. ihr Gelübde stets das Vollkommenere zu thun, die Gutheißung ihres Geistes von Seiten des hl. Franz Vorgias und des hl. Petrus von Mcantara, ihr strenger Gehorsam gegen die Beichtväter und Vorgesetzten und ihre tiefe Demut setzten die Abwesenheit alles Truges und aller Täuschungen außer allen Zweifel. Insbesondere wurde sie bei der hl. Kommunion von Verzückungen und Visionen heimgesucht, denn hier war es, wo ihr Glaube, in dessen Kraft sie selbst für die geringste Ceremonie der Kirche tausendmal zu sterben bereit stand, und ihre heilige Liebe, die in unbeschreiblicher Sehnsucht nach der Anschauung Gottes hungerte, den höchsten Triumph feierten, hier sah sie ihren Heiland mit so lebendigem Glauben, daß sie lächelte, wenn sie zuweilen von Einigen sagen hörte, sie wünschten zu jener Zeit gelebt zu haben, da Christus sichtbar auf Erden wandelte, denn weil sie ihn im Altarsgeheimnis ebenso wahrhaftig gegenwärtig wahrte, als er es damals war, so schien ihr ein solcher Wunsch gleichsam unvernünftig. Weit entfernt, bei den ihr mitgetheilten außerordentlichen Gnaden und bei allen ihren erstantungswürdigen Handlungen und Thaten auch nur eine Regung der Eitelkeit und Selbstgefälligkeit zu empfinden, saß, wie sie zu sagen pflegte, das Gedächtnis ihrer Sünden mit zäher Schlamm fest in ihrem Geiste, während die Entzückungen und Visionen gleich einem reisenden Etrome vorüberzogen; in diesem nie verlöschenden Gedächtnis ihrer Sünden führte sie ein sehr strenges Bußleben und betrachtete es als die höchste Gnade Gottes, daß er sie nicht in die Hölle verstoßen habe; für gut oder gar heilig gehalten und mit Hochachtung oder Ehrfurcht behandelt zu werden, verursachte ihr große Pein, dagegen fand sie in Mißkennungen, Schmähungen und Beschimpfungen die innigste Freude, und pflegte dabei zu sa-

gen, daß sie sonst nichts habe, was sie Gott opfern könnte, sie lobte Gott bei solchen Gelegenheiten, daß er sie auf ihre Fehler aufmerksam mache und die Leute sie für das hielten, was sie wäre. Für diese Demut erntete aber auch Theresia die Früchte derselben; sie besiegte dadurch die Herzen der Menschen, selbst ihrer größten Feinde, wuchs täglich in der Kenntnis ihrer selbst und in der Kenntnis und Gnade Gottes und wurde von Gott in so hohem Grade mit der jungfräulichen Keuschheit ausgezeichnet, daß sie die Anfechtungen böser Lust gar nicht kannte und den schon in der Kindheit gefaßten Vorsatz der Jungfräulichkeit bis zu ihrem Tode engelrein bewahrte.

Ihre Seele verzehrte ein glühender Durst, Seelen zu retten. Hatte sie schon früher in ihrem Gebete und in ihren Bußwerken die ganze Welt, namentlich die Sünder, Irrgläubigen und Ungläubigen unaufhörlich der göttlichen Erbarmung empfohlen und überhaupt in der Nächstenliebe und in Liebesdiensten einen unersättlichen Eifer bewiesen, namentlich gegen ihre Gegner und Feinde, so stieg allmählig in ihrem Herzen der Gedanke auf und gewann immer festere Gestalt: mit einigen frommen Seelen nach der alten strengen Regel des Carmeliter-Ordens in völliger Abgeschlossenheit, äußerster Armut und strenger Buße zu leben, um auf diese Weise jenen apostolischen Männern beizustehen, welche durch Wort und Schrift den Unglauben, Irrglauben und das Laster bekämpften. Wirklich gelang es ihr, wiewohl unter vielen und heftigen Widersprüchen sowohl des Klosters, in welchem sie bisher gelebt hatte, und vieler Ordens- und Weltgeistlichen wie auch des Magistrates von Avila und beinahe der ganzen Stadt, aber von Gott mächtig angeregt und von hl. Männern, wie einem Petrus von Mcantara und Ludwig Bertrand, aufgemuntert und vom päpstlichen Stuhle bevollmächtigt, im Jahre 1562 zu Avila ein armes Klosterlein zustande zu bringen, das auf den Namen des hl. Joseph eingeweiht und auf die Beobachtung der alten Regel, wie sie von Papst Innocenz IV. 1247 erläutert worden war, samt mehreren von Theresia hinzugefügten Obliegenheiten verpflichtet wurde. Theresia selbst stedelte noch am Ende des nämlichen Jahres oder im Frühjahr 1563 in dieses Kloster über und erhielt durch ein Breve des Papstes Pius IV. vom Jahre 1565 die Bestätigung ihrer Regeln und Satzungen. Wie ein heller Stern leuchtete nun dieses arme Klosterlein durch die genaueste Einhaltung der auf Gebet, Einsamkeit, strenges Stillschweigen samt Klausur, strikten Gehorsam, Arbeitsamkeit, Bußkaiser und Armut basierten Klosterregel. Der General der Carmeliter, Giovanni Rubeo, von dem Wunsche befeelt, es möchte das von Theresia ausgegrenzte Samenorn vielfältige Frucht bringen, erteilte ihr ungebeten einen Vollmachtsbrief, noch mehrere ähnliche Klöster aufzurichten. Und so errichtete nun Theresia von 1567 an bis zu ihrem Tode 1582 nach dem Muster ihres Klosters zu Avila noch 16 andere Frauenklöster. Bei diesem heilsamen Werke stieß Theresia beinahe überall auf viele und große Hindernisse, aber da sie seit 1568 mit Erlaubnis des Generals Hand anlegte, nebst den Frauenklöstern auch Manns-

klöster ihrer Reform zu stiften, wurden die Hindernisse, Widersprüche und Anfeindungen, besonders von Seite der Carmeliter fast unübersteiglich. Es kam so weit, daß es diesen fast gelungen wäre, die ganze Reform der hl. Theresia samt allen ihren Stiftungen zu vernichten, der hl. Johann von Kreuz, ein Geistesverwandter der Heiligen und einer der ersten, welche die Reform annahmen und verbreiteten, wurde sogar ins Gefängnis geworfen und erst nach neun Monaten daraus befreit, und Theresia selbst schändlich verleumdet und durch strengsten Befehl angewiesen, kein Kloster mehr zu gründen und, was einer Incarceration gleich kam, jenes Kloster, welches sie sich zum Aufenthalte wählen würde, mit keinem Schritte mehr zu verlassen. Diese Zeit der Prüfung dauerte von 1575 bis 1579, nachdem sie vorher drei Jahre lang (1571—1574) mit wahrhaft himmlischer Weisheit und Milde auf Befehl der Oberrn dem Kloster der Menschwerdung zu Avila als Priorin vorgestanden und es in einen blühenden Zustand versetzt hatte. Endlich siegte die gute Sache; die Anhänger der Reform der hl. Theresia wurden am 1. April 1579 von der Gerichtsbarkeit der Provinziale der mildern Oberbanz eximiert und 1580 durch Papst Gregor XIII. gänzlich von den mildern Carmelitern gesondert, mit denen sie nur mehr den Ordensgeneral gemein haben sollten. So konnte Theresia getrost ihr Reformwerk wieder aufnehmen und vollenden. Außer den oben angeführten Nonnenklöstern stiftete sie im Ganzen 15 Männerklöster.

Während Theresia allen Pflichten einer Nonne bis zu den niedrigsten Arbeiten herab, zu denen sie eine besondere Vorliebe trug, in vollkommenster Weise entsprach, während sie Klöster stiftete und leitete und zu diesem Behufe vielfach von Reisen in Anspruch genommen war, während sie von einer Menge verschiedenartiger Geschäfte überhäuft war, viele Krankheiten und Widerwärtigkeiten auszustehen hatte, und auch die Briefcorrespondenz und notwendige Besuche ihr manche Zeit wegnahmen, verfaßte sie, größtentheils auf Befehl ihrer Oberrn, verschiedene Schriften, die, wie es in der Kanonisationsbulle heißt, „mit dem Thane himmlischer Weisheit und von Wohlgeruch der Frömmigkeit angefüllt sind, und aus denen die Seelen der Gläubigen die reichlichsten Früchte ziehen und zur Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterlande mächtig angeregt werden“. Wie hoch die Kirche die Schriften der hl. Theresia hält, geht auch daraus hervor, daß an ihrem Festtage im Kirchengebete Gott angefleht wird, „daß wir genährt werden von der Speise ihrer himmlischen Lehren“, und ihre Schriften in alle Sprachen Europas übersetzt und auf die Lesung derselben von Bischöfen sogar Ablass gesetzt worden sind. Allgemein anerkannt ist, daß ihre Schriften über mystische Theologie zu dem Besten gehören, was hierüber jemals in der Kirche Gottes geschrieben worden ist, und daß auf diesem Gebiete noch niemand einsichtiger, klarer, verständiger und geistreicher geschrieben habe. Wenn sie in ihrem Leben (S. 5.) unter anderm bemerkt, es geschehe zuweilen, daß man im göttlichen Lichte der Beschauung mit einemmale eine solche Masse von

Gegenständen sehe und erlerne, daß man in anderer Weise durch Nachdenken vieler Jahre nicht den tausendsten Teil davon erlangen würde, so findet man in den Schriften dieser göttlichen Seherin die Wahrheit ihres Ausspruches allenthalben bestätigt. Ein neuer Schriftsteller bemerkt über ihre Schriften: „Nicht nur behauptete und behauptet sie heute noch den ersten Rang unter den Schriftstellern, welche über die mystische Theologie gehandelt haben, sondern sie steht überhaupt bis auf diesen Tag unter den ersten Schriftstellern ihres Landes. Was den Briefstil betrifft so möchte es sehr die Frage sein, ob sie auch nur in irgend einem Lande von einem Talente übertroffen würde. Und wer dürfte von sich behaupten, so Geist und Herz der Menschen durchschau und erkannt zu haben wie sie? Wir vertrauen uns zu behaupten, daß der Philosoph nicht weniger aus den Schriften dieser bewunderungswürdigen Heiligen lernen, als der Christ durch deren Lesung in der Tugend und Vollkommenheit des innern Lebens fortschreiten kann. . . . Worin es wohl unmöglich sein möchte, sie zu übertreffen, das ist jene Salbung, jener Ausdruck reiner Frömmigkeit, tiefer Demut, jener Geist des Glaubens und Gottvertrauens, welcher sie keinen Augenblick verläßt. Mag sie erzählen, mag sie belehren, mag sie Bemerkungen machen, man kann sagen, daß ihre Schriften ein beständiges Gebet sind. Kein Wort fließt aus ihrer Feder, das nicht vorher in der Gegenwart ihres Schöpfers gedacht war. Und welche Seele wohnte in ihr? Wie möchte man eine solche Milde und eine solche Größe vereinigt finden? Fürwahr, eine in jeder Beziehung unvergleichliche Frau, welche selbst unter den Männern wenige ihres Gleichen hat.“

Dreihundert Jahre sind es, seitdem Theresia eingegangen in die Freuden ihres Herrn. Sie starb am 4. Oktober 1582 zu Alba in ihrem 68. Lebensjahre, mehr dem Uebermaß der göttlichen Liebesglut als einer Krankheit erliegend, wie es in den kirchlichen Tagzetten von ihr heißt. Bei dem Einspang der hl. Kommunion am Todsbette strahlte ihr Antlitz wie von Flammen und fing sie mit überirdischer Lieblichkeit zu singen an. Inbrünstig sprach sie auf dem Sterbebette auch öfter die Worte aus: „Herr, ich bin eine Tochter der Kirche!“ Ihre Heiligsprechung geschah am 12. März 1622 durch Papst Gregor XV.

Der heil. Franziskus von Assisi.

Herrlich blühte der seraphische Samen von Assisi! Franziskus, der so sehr verachtet und verspottet worden, er wurde bald der Liebling des Volkes. Sein unendlich milder Blick, in dem die ganze Liebe und Barmherzigkeit des Himmels zu glänzen schien; seine ungekünstelten, markigen, gotibegeisterten Reden und seine rastlose opfervolle Thätigkeit gewannen ihm alle Herzen bei Hoch und Nieder, und Arm und Reich. Ja, Franziskus erschien wie ein Himmelsbote und man erwieß ihm die höchsten Ehren. Trat er in irgend eine Stadt ein, so wurden ihm zu Ehren die Glocken geläutet und empfing ihn das Volk mit der Geisteslichkeit unter Ge-

sang und mit Salmen in den Händen. Einige küßten ihm die Hände, andere sogar die Füße oder das Kleid, und man schätzte sich schon glücklich, wenn man nur die Erde berühren konnte, darauf der Gottesbote gegangen. Einer seiner Genossen äußerte einst sein Erstaunen darüber, daß der doch so demüthige Franziskus solche außerordentliche Ehrenbezeugungen annehme. Darauf erwiderte Franziskus: „Diese Ehrenbezeugungen gelten ja nicht mir, sondern Gott dem Herrn.“

Franziskus gewann dem Herrn bald mehrere sehr angesehene Personen, so auch die edle Jungfrau Clara, die Heilige. Sie war die Tochter eines Grafen von Assisi. Hellemüthig folgte die zarte Jungfrau dem serhabenen Beispiele des heil. Franziskus. Sie schnitt sich selbst die Haare ab, zog das rauhe Birkergewand an, folgte den strengen Regeln, die Franziskus für sie entworfen und ward die Stifterin des Ordens der Clarissinen, der auch der zweite Orden, des heiligen Franziskus geheißen wird. Ein dritter Orden, die Tertiärer genannt, wurde für diejenigen errichtet, die in der Welt geblieben und nur einige fromme Verpflichtungen übernahmen. Als die hl. Clara sich dem Herrn widmete, stand sie im 18. Lebensjahre; wenige Tage nachher folgte ihrem Beispiele auch ihre jüngere Schwester Agnes. Die Italiener nannten die Clarissinen „die armen Frauen“. Dieser Orden hatte, wie ältere Autoren berichten, eine Strenge, die geeignet, die beherzten Männer abzuschrecken.

Nachdem die Regel des hl. Franziskus — wie sein Biograph Bonaventura (Vit. per Bonav. c. 12) schreibt, von dem Lateran. Konzil bestätigt worden, so schien der demüthige Stifter noch unentschlossen, ob er seinen Schülern befehlen solle, sich dem Predigamt, oder bloß dem Gebete und anderen stillen Uebungen eines einsamen Lebens zu widmen. — Er hat in seiner Demuth den Bruder Sylvester, der auf einem einsamen Berge unweit Assisi immerwährend dem Gebete oblag, den Herrn zu fragen, was ihm gefällig, und ihm die Erläuterung hierüber mitzutheilen. Auch an die hl. Clara stellte er diese Bitte, und beide versicherten dem Heiligen, es sei der Wille des Herrn, daß seine Brüder sich den apostolischen Arbeiten unterziehen sollten. Franziskus nahm diesen Bescheid an, und der Erfolg zeigte, daß er vom Himmel kam.

Franziskus sandte nun seine Brüder, die sich sowohl durch Gelehrsamkeit als durch Frömmigkeit auszeichneten, als Glaubensboten aus. Nach Spanien sandte er den Bernardus Quintevalle — seinen ersten Schüler, mit einer, der Wichtigkeit dieser Sendung entsprechenden Zahl Mitthelfer; in die Provence den Johannes Strachia, der schon eine „Obrigkeit“ unter den Brüdern war; in die Markgrafschaft Ancona Bened.rezzo, seinen Liebling, und in das toskanische Gebiet den Elias von Cortona, nachmaligen General des Ordens. Es wurden diese Männer von den verschiedenen Völkern wie Abgesandte Gottes aufgenommen.

Nach Deutschland wurde Johannes von Bona mit 60 Brüdern gesandt. Dasselbst wurden sie aber anfänglich übel aufgenommen. Ihre armselige und

sonderbare Kleidung ward ihnen dort zu einer schlechten Empfehlung. Doch als sie des näheren bekannt wurden, gewann die deutsche Nation diese würdigen Männer „so lieb, daß sie hierin alle übrigen Nationen übertrafen, besonders in Bayern, Oesterreich und am Rheine.“

Franziskus wählte für seine Mission Paris. Er kam auf seiner Reise dorthin nicht weiter als nach Florenz, da er allort von dem Cardinal Hugolinus, der sich zu Florenz als päpstlicher Legat befand, vor seinem Vorhaben abgehalten wurde. Hugolinus, der den hl. Franziskus hoch verehrte, konnte den Entschluß des Heiligen unmöglich gut heißen, weil sein Orden ja noch im Aufsteigen und derselbe „noch viele verborgene Feinde hatte.“ Franziskus opferte seinen großen Missionshang der Meinung des frommen Cardinals und sandte nach Paris den Bruder Pacificus — einen „befehten Poeten“ (einst „Bersebnig“ genannt und mit dem Vorbeertranz gekrönt). Dieser Pacificus wurde in Frankreich der erste Vorgesetzte der Franziskaner. Es hatten ihn als Gehülfen begleitet Br. Angelus, der später erster Vorgesetzter in England wurde, und Br. Albertus, berühmt durch seine Gelehrsamkeit und später General des Ordens.

Bald mußte der Heilige erfahren, daß sein Orden selbst zu Rom Feinde habe. Rasch entschlossen reiste er nach Rom, den Papst um einen Beschützer (Protector) seines Ordens am apostolischen Stuhle zu bitten. Und siehe da, Franziskus hatte die Freude, seinen geliebten Cardinal Hugolinus als Protector zu erhalten; das war der erste Schutzherr der Ordensgeistlichen des hl. Franziskus, nach welchem Beispiele der größte Theil der übrigen Orden in der Folge sich auch Cardinäle als Schutzherrn wählten.

Franziskus beschränkte seinen Missionseifer nicht bloß auf die christlichen Länder; es lag ihm besonders auch die Bekehrung der Heiden warm am Herzen. Zunächst sandte er fünf Missionäre nach Marokko; es waren dies Bernard Corbe, Petrus von St. Germinian, Otto, Musus und Accursus. Dort — unter den Mauren, fanden sie — nachdem sie mit aller Kühnheit versucht hatten, das Evangelium zu predigen, den Martyrertod. Dies sind die Erstlingsmartyrer des Franziskaner-Ordens; das geschah aber nicht, wie es manchen Ortes heißt, anno 1212, sondern 1220 — am 16. Januar. — Die Missionäre hatten dreimal die Reise nach Marokko unternommen. Die letzten Reste dieser Martyrer, denen ein marokkanischer Prinz mit eigener Hand das Haupt abgeschlagen haben soll, — wurden von den Heidenchristen gesammelt und nach Coimbra in das Kloster des hl. Kreuzes gebracht. Es ereigneten sich dort mehrere Wunder und wurden die Martyrer in die Zahl derjenigen, welche die Kirche öffentlich verehrt, aufgenommen.

Der hl. Franziskus sandte weitere Glaubensboten — sieben an der Zahl, nach Afrika — nach Genta an der Meerenge, welche Afrika von Spanien trennt. Aber auch diese Sendboten fielen dem mohamedanischen Fanatismus zum Opfer. Sie wur-

den in der Folge als die „marokkanischen Martyrer“ verehrt.

Franziskus wagte zum drittenmale einen Missionsversuch und sandte den frommen Bruder Egidius mit Gehälfen in die östlichen Gegenden Afrikas. Allein weder ihm noch seinen tugendhaften Gehälfen war es möglich, die muselmännische Hartnäckigkeit zu besiegen. Da unternahm Franziskus, verlangend nach der Märtyrerkrone, es selbst mit 12 Brüdern, unter die Ungläubigen zu gehen. Er schiffte sich ein nach Syrien, besuchte das hl. Grab, wo er einige Brüder zurückließ*), und kam nach Aegypten. Die Ungläubigen ergriffen ihn und führten ihn vor den Sultan Melik Camel (Melebin). Aber die Erscheinung Franziskus', seine Würde und Unerforschlichkeit, übten auf Melebin einen so tiefen Eindruck, daß er dem Gottesmanne freundlich begegnete und ihn einlud, bei ihm zu bleiben. Franziskus erwiderte: Wenn Du und Dein Volk das Wort Gottes hören wollt, dann bleibe ich gerne: schwanket ihr aber zwischen Christus und Mohammed, so zündet ein großes Feuer an, und ich und eure Priester wollen hindurch gehen, auf daß es offenbar werde, welches die wahre Religion Gottes sei! Der Sultan konnte sich — aus Furcht vor einem etwaigen Aufruhr — nicht entschließen, auf diese Probe einzugehen und entließ mit schwerem Herzen den heiligen Mann, den er gebeten haben soll, für ihn zu beten. So zog denn der Heilige ohne Erfolg und ohne die Krone des Märtyrertums erlangt zu haben, tief betrübt nach Europa und in seine Heimat zurück.

Zu Hause angelangt, wurde sein Herz noch betrübter; denn er kam sich im eigenen Hause schier als Fremdling vor: es war als wehe nimmer der Geist des hl. Stifters unter seinen Brüdern; als habe die Weltlust wieder an die Pforte der Weltentfugung geklopf. Sein Vikar — Bruder Elias, hatte höchst bedenklliche Neuerungen eingeführt und die Strenge der Regel stark beschnitten. Elias war ein gelehrter, aber nicht demüthiger Mann. Franziskus berief nach Assisi ein General-Kapitel und verbannte alle Neuerungen, die Elias in den Orden eingeführt hatte, entzog ihm das Vikariat und übertrug dasselbe dem Petrus Cattana.

Im Jahre 1224 geschah es, daß Franziskus in der Einsamkeit des Berges Alverno an seinem Leibe mit den Wundmalen des Heilandes gezeichnet wurde, welche er aber, so sehr sie ihn auch schmerzten, sorgfältig verbarg. Diese Wundmale — sie waren das göttliche Zeugnis seiner unermessbaren wirklich brennenden Liebe zum himmlischen Kreuzeshelden auf Golgatha. Der Heilige trug diese schmerzvolle heilige Kreuzesfigur zwei der Jahre. Im Jahre 1226, am 4. Oktober, da nahte die Stunde, in welcher der engelgleiche — seraphische — Gesandte Gottes in die wirkliche Heimat zurück-

*) Anm. Von dieser Zeit ab sind die Franziskaner die Wächter des Grabes. Die formale Bestätigung erhielten sie vom Papste Clemens VI. im Jahre 1342. Robert, König von Neapel † 1343, schenkte ihnen das Wohnhaus. Bekanntlich sind im Laufe der Zeit so manche dieser treuen Wächter von den Türken ermordet worden.

berufen wurde. Der Heilige hatte sein Ende vorausgesehen und ließ sich darum in seine Portiunculakirche, der Wiege seines Werkes — wie er sich selbst ausdrückte, verbringen. Dort legte man ihn auf sein Verlangen im Büßergewand auf den nackten Steinboden. Er tröstete und segnete die Weinenden und betete — sterbend den 140. Psalm. Bei den Schlussworten: „O Herr! befreie meine Seele aus dem Kerker, auf daß ich Deinen Namen preise; die Gerechten harren des Lohnes, den Du mir geben wirst“, ward erlöst seine Seele von den irdischen Banden. — Zwei Jahre nach dem Tode dieses Gottesgesandten erfolgte — anno 1228 vom Papste Gregor IX. — der als Kardinal Hugolinus „Protector“ des Heimgegangenen war, seine Heiligsprechung in Assisi selbst; der Papst, bereits 81 Jahre alt, hielt selbst die Predigt. Das war die erste feierliche Heiligsprechung, die in der Kirche geschah.

Dante hat in seinem erhabenen Werke „Die göttliche Komödie“ — im 11. Gesange vom Paradies — von Vers 40 bis 112 — den hl. Franziskus verherrlicht. Der Dichterkönig besingt Franziskus als eine „Sonne“, — als „seraphisch ganz von Liebe voll“.

„Von seinem Aufgang war er noch nicht ferne,
Als er die Erde schon empfinden ließ
Den süßen Trost von seiner großen Tugend.“

Von den Wundmalen des Heiligen singt Dante:
Auf rauhen Fels gebettet zwischen Arno
Und Tiber ward ihm Christi letztes Siegel,
Das trugen seine Glieder zwei der Jahre. —

Von der Gestalt des Heiligen wird berichtet: Der hl. Franziskus war von kaum mittler Größe, von fein gebildetem Körper, hatte schwarze, glänzende, seelenvolle Augen mit einem unbeschreiblich einnehmenden und doch wieder niederbeugenden Blick; eine wohlgestaltete, feine Nase, einen ungemein zartgeformten Mund mit schneeweißen, lüdenlosen Zähnen, einen glänzend schwarzen „feinen“ Bart, schlanken weißen Hals, kleine Hände und Füße und eine sehr feine Haut; kurz — ich möchte sagen, sein Aeußeres war wie sein Inneres, seraphisch. — Ich habe hier nicht Raum, ein Lebensbild des Heiligen zu zeichnen, ein getreues zu geben ist auch kaum möglich, denn man müßte es — um mit Bonaventura zu reden, vermögen: „aus dem Himmel die Farben zu holen, um diese seraphische Gestalt auch nur in einigen sprechenden Zügen zur Anschauung zu bringen.“ Ich übergehe deshalb die ja überdies allgemein bekannten Hergenszüge dieses Heiligen, wie z. B. seine große Liebe zur Natur und zu den Thieren, denen er sogar gepredigt haben soll; dagegen möchte ich seine herrlichen und eben unserer Zeit so dringend zu empfehlenden Tugenden — seine unübertreffbare Demut, sowie grenzenlose Liebe — und seine wirklich heldenmüthige Weltentsagung besonders markieren. Dieser Gottesmann hat der Welt den Weg gezeigt, auf dem ohne tiefes und langwieriges Studium und ohne Krieg und Revolutionen und außerordentliche Strafgesetze die sozialen Uebel möglichst vermindert und die „soziale Frage“ behoben werden kann.

Nach dem Tode des hl. Franziskus kam wieder Elias zur Herrschaft als General des Ordens, der

die Strenge der Regel zum „Frommen des Ordens selbst“ zu mildern suchte. Sein Gegner wurde St. Antonius von Padua; da entstanden zwei Parteien und der Orden teilte sich in zwei der Zweige. Nach heißer Strette erkannte man, daß „jede der Parteien ihre gute Seite“ habe. Die „Strengen“ wurden Observantes (spirituales) die „Milbern“ Conventuale (fratres de communitate) und Franziskaner die ersten, Minoriten die letztern genannt.

Das große Werk des hl. Franziskus Seraphicus, der Franziskanerorden, welchem die Päpste schon früher reiche kirchliche Gnaben gesendet (Portiuncula-Ablass), und der sich so ungemein rasch ausbreitete, daß er nach kaum 45 Jahren 200,000 Mitglieder zählte und in 8000 Häusern und 33 Landschaften wirkte — dieser Orden hat unendlich viel Verdienste, wie in kirchlicher, so in sozialer Beziehung. Frühe schon zogen die Söhne des Heiligen von Portiuncula als Sendboten der Kirche aus nach allen Weltteilen und brachten den armen Naturvölkern nicht nur das Brot des Himmels, sondern durch wirtschaftliche, aufopfernde Arbeit und kulturelle Belehrung auch das Brot des Lebens, — und so die Civilisation. Und wie viele der Missionäre starben im Glend oder den Martyrertod! Wie hoch aber die Verdienste des Ordens in kirchlicher Beziehung anzuschlagen, das hat einst Papst Pius II. in folgendem Lobe ausgesprochen: „Sie sind die äußersten Schar im heiligen Kriege. Allerorten durchziehen sie die Christenheit; jetzt schützen sie diesen, dann einen andern Teil; sie wehren ab den Hinterhalt, brechen die Stürme der Feinde, stehen immer gerüstet auf der Vorwache; kurz — sie sind überall, damit wir der Ruhe genießen in der ganzen Christenheit.“

Der Franziskaner-Orden hat auch große Gelehrte aufzuweisen; ich erinnere nur an Alexander Hales, gest. 1245 — Lehrer der Theologie in Paris; Bonaventura, gest. 1274 — Ordensoberer, Verfasser der gründlichsten Lebensbeschreibung vom hl. Franziskus Seraphicus, ein Freund des hl. Thomas von Aquin; Duns Scotus, gest. 1308, — Lehrer in Paris und Köln, der als tief- und scharfsinniger Theologe neben Thomas von Aquin gestellt wird; Roger Bacon, gest. 1294, — seinerzeit der berühmte Lehrer an der Universität Oxford.

Nicht wohl können hier die Namen eines Occam, Michel von Cesena und Bonagrata von Bergamo übergangen werden. Sie auch waren gelehrte Männer, namentlich Occam; doch den Geist der Demut des hl. Franziskus hatten sie leider nicht. Sie zählten zu jenen Minoriten, die, wie der Minorite Ubertino di Casale und andere Ordensgenossen, sich im dogmatischen Strette mit Rom befanden; waren aus Frankreich — Avignon geflüchtet und hatten am Hofe Ludwigs des Bayern, als Gegner der Päpste, begreiflich willkommenste Aufnahme gefunden. Bilani nennt sie „die Hefe der Apostaten und Schismatiker der Christenheit“. Vor diesen französischen Flüchtlingen waren schon am Hofe Ludwigs die Weltgeistlichen Marsiglio Raimondini aus Padua und Johann von Sandun; beide waren Professoren zu Paris und als solche allort auch

unmöglich geworden. Das — diese Weltgeistlichen und die Minoriten — das waren die wütigen Hezer Ludwigs, die selbst der „feinschreibende“ Siegmund Mezier in seiner Geschichte Bayerns (Bd. II) „Radikale Räte“ nennt. Es dürfte jedoch wahrscheinlich sein, daß die Minoriten nicht so weit gegangen wären, wenn Marsiglio, der gewaltigste geistige Widersacher des Papsttums nicht gewesen — oder sein Hauptwerk, den „Defensor pacis“ (erscheint wie eine Satyre) nicht herausgegeben hätte. Dieser Defensor des Friedens — ward nur zum Kriegsstifter und zum Vorläufer der Blutrevolution in Frankreich — und zur Hauptquelle der modernen Politik; denn er verkündete das Prinzip der Volkssouveränität, verwarf den Primat des Papstes, die Hierarchie und die weltliche Gewalt des Priestertums. Das war für Ludwig den Bayern wohl „Wasser“ auf seine politische Mühle“. Marsiglio war auch die „Seele der römischen Politik Ludwigs“ (Mezier). Zu Marsiglio gesellten sich die Flüchtlinge aus Avignon; von ihnen war bekanntlich Occam der gelehrteste und auch der heftigste; diese haben Ludwig vollends ins Unglück hineingerannt. Doch, entschlagen wir uns dieser traurigen Erinnerung und trösten wir uns als Deutsche damit, daß all diese bösen Räte keine Deutschen waren und — keine echten Franziskaner, obgleich sie im Franziskanerorden zu München haften.

Der Franziskaner-Orden hat, wie überhaupt alle Orden, durch die religiösen und politischen Stürme der Zeit an der Zahl seiner Mitglieder viel verloren; heute zählt er nur noch 25,000, nach Herb. Ver. nur 15,000 Mitglieder. In Bayern sind 364 Franziskaner, darunter sind 142 Kleriker und 222 Laienbrüder (nach dem Katalog von 1881). Der Kapuziner sind es 276, 133 Kleriker und 143 Laienbrüder (nach dem Katalog von 1879).

Heute noch sind die Jünger des hl. Franziskus die Lieblinge des Volkes und hochverdientlich namentlich als Sendboten der Kirche in den fernsten Teilen der Welt.

○ Gedanken der Heiligen für alle Tage des Jahres.

15. Okt. Wir thun übel daran und täuschen uns sehr, wenn wir uns nicht in Alles fügen, was Gott über uns verhängt: denn er weiß am besten, was uns zum Heil gereicht. (Heil. Theresia.)

16. Okt. Ich erblicke gewisse Personen, die in ihren Werken heilig sind und Erstauentliches zu Stande bringen; aber wie kommt es, mein Gott und Herr, daß eine solche Seele noch an der Welt klebt? . . . Ach, er hängt noch an einem Pünktchen der Ehre, und das Aergste ist: er will es nicht einsehen, daß er daran hänge; und dieses kommt daher, weil der böse Feind ihm manchmal einflüstert, er müsse daran festhalten. Man glaube mir aber sicher; um Gottes Willen bitte ich, glaubt doch dieser kleinen Amsel, welche der Herr reden macht: Wenn ihr diese Raupe nicht hinwegschaffet, so wird, obgleich sie den Baum nicht ganz verdirbt (weil noch einige andere Tugenden, aber wurmfressige und durchfressene, übrig bleiben), den-

noch der Baum nicht schön sein; weder wird er wachsen, noch werden andere Bäume neben ihm aufkommen. (Dieselbe.)

17. Okt. Nicht oft genug kann ich es sagen: Mit einem Ehrenpünktchen geht es eben so, wie mit der Musik: denn ein einziger verfehlter Takt verstimmt sie ganz; und die Ehrsucht ist der Seele zwar in jeder Hinsicht schädlich, aber auf dem Wege des Gebetes ist sie die Pest. (Dieselbe.)

18. Okt. Wie kommt es denn, daß du an Andern so kleine Fehler bemerkst, an dir selbst aber so große übersehst? Wenn du dich mehr liebst als den Nächsten, so bekümmere dich auch mehr um deine Fehler als um die feineren. Tadeln wir unsere eigenen Sünden, das Leben anderer Menschen dagegen überlasse dem Urteil desjenigen, der Herzen und Nieren prüft. Auf solche Weise werden wir dem Feuer der Hölle entgehen. (Heil. Chrysostomus.)

19. Okt. Brüder, ich bitte euch, richtet nicht, damit ihr der Verzeihung würdig erscheint. (Heil. Anastasius.)

20. Okt. Willst du die Gnade verkeren, so rühme dich deiner Verdienste. Im Thale der Demut kann sich das himmlische Wasser der Gnade lagern und die demütigte Seele befruchten zu allem Guten, auf daß sie Früchte bringe zum ewigen Leben. (Heil. Augustinus.)

21. Okt. Erkenne deine Würde, o Christ, die darin besteht, daß du theilhaft der göttlichen Natur bist, kehre nimmermehr durch einen schlechten Lebenswandel zu deiner vorigen Niedrigkeit zurück. (Heil. Leo.)

Was thut man nicht für seine Freunde.

Der bekannte Doktor Weber war nicht nur ein geistreicher Schriftsteller, sondern auch ein feiner Lebemann und geistreicher Gesellschafter, der in den besten Kreisen der Residenz verkehrte und besonders von den Damen gern gesehen wurde.

Wenn er trotz dieser ausgezeichneten Eigenschaften ein alter Junggeselle geworden war, so lag die Schuld hauptsächlich daran, daß er von seinem Einkommen zwar für sich ganz gut leben, aber sich nicht den Luxus eines eigenen, kostspieligen Haushaltes erlauben konnte.

Aus diesem Grunde zog er es vor, ledig zu bleiben. Seit vielen Jahren bewohnte er ein komfortables Chambregarnie, speiste er in einer eleganten Restauration unter den Linden, brachte er seine Abende in einer beliebigen Weinstube mit einigen Freunden zu oder spielte in der Ressource seine Partie Whist oder Skat und amüsierte sich so gut, als es seine Verhältnisse gestatteten.

Dennoch gab es Augenblicke, wo ihm sein bisheriges Leben nicht behagte, das Essen an der table d'hôte ihm nicht schmeckte und die Gesellschaft ihn langweilte. Je älter er wurde, desto schmerzlicher empfand er seine Einsamkeit, desto mehr sehnte er sich nach der Gegenwart eines liebenden Wesens, desto mehr vermehrte er das Glück einer ruhigen Häuslichkeit.

In so melancholischer Stimmung saß der Doktor eines Abends in seiner Junggesellenwohnung, als

ihn ein junger Kollege, der Redakteur einer an Abonnenten-Mangel leidenden, nationalökonomischen Zeitschrift, Fritz Säger, besuchte, dessen Freund und Mentor der erfahrene alte Junggeselle war.

„Käht Du Dich auch einmal wieder sehen?“ fragte dieser, nachdem er den Gast begrüßt, und ihm den Cigarrenkasten hingeschoben hatte. „Was führt Dich zu mir? Gewiß hast Du wieder einmal einen dummen Streich gemacht.“

„Im Gegenteile!“ erwiderte Fritz mit ungewöhnlichem Ernst. „Ich bin im Begriff, ganz vernünftig und ein solider Mensch zu werden.“

„Das kennt man schon,“ versetzte der Doktor lachend. „Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert.“

„Du thust mir Unrecht, alter Freund! Diesmal ist es mein heiliger Ernst. Ich habe das leichtsinnige Leben satt und bin fest entschlossen, mit meiner ganzen Vergangenheit zu brechen. Du allein nur kannst mir dabei helfen und mußt mir einen großen Gefallen thun —“

„Schön! Du willst mich anpumpen. Bist Du mit dreißig Mark zufrieden? Mehr kann ich beim besten Willen Dir im Augenblick nicht leisten.“

„Ich danke Dir, ich brauche nicht Dein Geld, sondern nur Deine moralische Unterstützung.“

„Da hast Du Dich, wie ich fürchte, an den Ungerechten gewendet. Die Moral ist gerade nicht meine stärkste Seite. Doch laß mich hören, womit ich Dir dienen kann.“

„Ich habe,“ berichtete Fritz, „vor einigen Tagen eine junge Dame kennen gelernt und mich in sie verliebt.“

„Dazu hast Du doch meinen Beistand nicht nötig. In der Liebe bist Du mir über und stehst Deinen Mann allein.“

„Allerdings! Aber die junge Dame hat eine Tante, bei der sie lebt und von der sie abhängt.“

„Und da soll ich wohl den alten Drachen zähmen und einschläfern helfen. Für ein solches Amt muß ich mich bestens bedanken.“

„Ich möchte Dich bitten, mit mehr Respekt von einer Dame zu sprechen, die sich der größten Achtung erfreut. Frau Bankdirektor Zimmern ist kein alter Drache, sondern eine lebenswürdige interessante Witwe von höchstens vierzig Jahren, die sich so gut konserviert hat, daß man sie höchstens für dreißig hält. Dabei ist sie hoch gebildet und besitzt mindestens eine halbe Million, wenn nicht mehr.“

„Alle Achtung! Eine solche Tante läßt man sich gefallen. Du bist wirklich vernünftiger, als ich glaubte. Aber was kann ich dazu thun, daß Du das Goldfischchen bekommst?“

„Das will ich Dir sagen. Ich habe mit der Nichte ein Verhältnis angeknüpft; Emma liebt mich und ist bereit, mir ihre Hand zu reichen.“

„Ich gratuliere Dir von ganzem Herzen. Je größer der Strich, desto größer das Glück.“

„Leider,“ fuhr Fritz fort, „scheint die Tante mit unserer Verbindung nicht einverstanden zu sein. Sie hat zwar gegen meine Person nichts einzuwenden und mag mich auch ganz gut leiden, aber sie traut mir nicht und verlangt einigermaßen einen Bürgen für meine Solidität.“

„Das beweist nur, daß sie eine kluge Frau sein muß.“

„Natürlich ist mir viel daran gelegen, ihr eine möglichst gute Meinung von meinem Charakter und meinen Fähigkeiten beizubringen. Da ich aber leider außer Dir keinen Menschen habe, der mir diesen Dienst leisten kann, so dachte ich, daß Du der geeignete Mann wärest.“

„Kerkerst schmeichelhaft! Ich fürchte nur, daß die Tante nicht viel auf mein Zeugnis geben wird, da sie mich nicht kennt.“

„Das thut nichts. Sie kennt Deine Schriften und ist von denselben entzückt. Außerdem hast Du in Deinem Wesen etwas so Solides, Würdiges und Respektables, daß Du auf den ersten Blick den Leuten imponierst und Vertrauen erweckst. Wenn Du mich zu der Frau Bankdirektor begleiten, für mich ein gutes Wort einlegen und mein Freierwerb sein willst, so zweifle ich nicht, daß ich reussiere.“

„Wenn es weiter nichts ist, den Gefallen kann ich Dir schon thun.“

„Ich danke Dir im voraus und werde Dir nie den Freundschaftsdienst vergessen. Wenn es Dir recht ist, so hole ich Dich morgen um zwei Uhr ab, um Dich den Damen vorzustellen. Ich bitte Dich, nur recht liebenswürdig gegen die Tante zu sein und ihr ein wenig den Hof zu machen, wofür sie nicht unempfindlich ist.“

„Du kannst Dich ganz auf mich verlassen. Ich werde mir die größte Mühe geben und so galant wie nur möglich sein. Was thut man nicht für seine Freunde!“

„Also morgen. Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen, mein alter Junge!“

Als Fritz am nächsten Morgen zur bestimmten Stunde bei seinem Freunde erschien, um ihn zu dem verabredeten Besuch abzuholen, war er aufs höchste von dem veränderten Aussehen des Doktors überrascht. In seinem untadeligen Leibrock, der ihm wie angegossen saß, mit blendend weißer Halsbinde, das interessante Gesicht bis auf den kofetten Schnurrbart und Henriquette sauber rasiert, das dünne, leicht ergraute Haar sorgfältig frisiert, erschien der alte Zwirgsgeselle mindestens um zehn Jahre jünger, als Muster eines vollendeten Gentleman's, der mit der feinsten Eleganz einen ungeschüchten Anstand und eine natürliche Würde verband, so daß Fritz einen Ausruf der Bewunderung nicht unterdrücken konnte.

(Schluß folgt.)

Auflösung des Homonym's in Nr. 40 d. Bl.:

„Die Nase.“

Unter den 17 uns zugegangenen Auflösungen befinden sich nur zwei richtige, nämlich die von B. A. von hier und C. G. B. . . . von Zons eingesandte.

Schach.

Schluß von Partie Nr. 46.

- | | |
|-----------------------|---------|
| Weiß | Schwarz |
| 1. Kf2—e3 oder Kf2—g3 | Sd7—f6 |
| 2. e5—f6: | Kg5—f6: |
| 3. Th1—h7 zc. | |

Schwarz muß im ersten Zuge den Springer opfern, da sonst 2. Th1—h5# erfolgt.

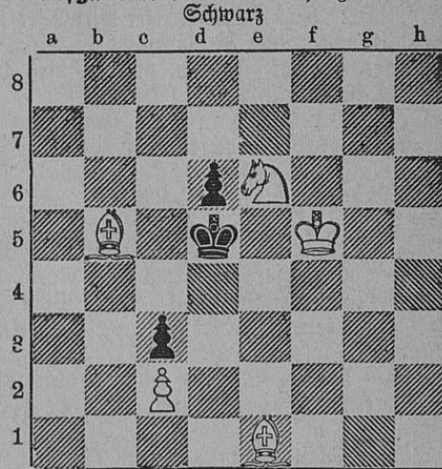
Richtig angegeben von Abonnent F. in Elberfeld; Schmidt in Milich.

Schluß von Partie von 48.

- | | |
|--------------|---------------|
| 1. Sf7—h6††: | Kg8—h7 ob. h8 |
| 2. Sh6—f7† | Kh7—g8 |
| 3. Dh5—h8 ‡ | |

Richtig angegeben von B. A. Rathe ur hier; Ankerhotel in Coblenz.

Aufgabe Nr. 74 von T. h. Herlin.



Weiß zieht an und giebt in zwei Zügen Matt.

Lösung von Aufgabe Nr. 72.

- | | | | | |
|-------------|------------------------|-------------|------------------------|--------|
| Weiß. | Schwarz. | Weiß. | Schwarz. | |
| I | | | | |
| 1. De8—e3† | Da4—f4 | 5. g2—g3† | Kh4—h3 | |
| 2. De3—e7† | Kg5—h5 | 6. Dg6—h5 ‡ | | |
| 3. De7—f7† | Kh5—h4 | | VII. | |
| 4. g2—g3† | Df4—g3: | 1. De8—e3† | f5—f4 | |
| 5. Df7—f6† | Kh4—h3 | 2. De3—e7† | Kg5—h5 | |
| 6. Df6—h6† | Dg3—h4 | 3. De7—f7† | Kh5—g5 | |
| 7. Te6—e3† | g4—g3 | 4. Df7—f6† | Kg5—h5 | |
| 8. Te3—g3 ‡ | | 5. Df6—h6 ‡ | | |
| | | | VIII. | |
| | II. | | 1 und 2. Zug wie vor. | |
| | 1. bis 4. Zug wie vor. | | 3. D—7—f7† | Kh5—h4 |
| | 5. Df7—f6† | | 4. Te6—h6† | Kh4—g5 |
| | 6. Df6—h6 ‡ | | 5. Df7—f6 ‡ | |
| | | | IX. | |
| | III. | | 1. und 2. Zug wie vor. | |
| | 1. bis 3. Zug wie vor. | | 3. De7—f7† | Kh5—h4 |
| | 4. g2—g3† | | 4. Te6—h6† | Tb5—h5 |
| | 5. Df7—h5 ‡ | | 5. Df7—f6 ‡ | |
| | | | X. | |
| | IV. | | 1. De8—e3† | f5—f4 |
| | 1 bis 3. Zug wie vor. | | 2. De3—e7† | Kg5—f5 |
| | 4. g2—g3† | | 3. De7—e6† | Kf5—g5 |
| | 5. Df7—g6 ‡ | | 4. De6—f6† | Kg5—h5 |
| | | | 5. Df6—h6 ‡ | |
| | V. | | | XI. |
| | 1. und 2. Zug wie vor | | 1. De8—e3† | Kg5—h5 |
| | 3. De7—f7† | | 2. De3—h6 ‡ | |
| | 4. Df7—g6† | | | XII. |
| | 5. g2—g3† | | 1. De8—e3† | Kg5—h4 |
| | 6. Dg6—h6 ‡ | | 2. De3—h6 ‡ | |
| | | | | |
| | VI. | | | |
| | 1. und 2. Zug wie vor. | | | |
| | 3. De7—f7† | | | |
| | 4. Df7—g6† | | | |
| | 5. g2—g3† | | | |
| | 6. Dg6—h6 ‡ | | | |

Dieses Problem hat keinen Löser gefunden.

Briefkasten.

B. F. in Hagen: Soll verwertet werden; besten Dank und Gruß

Ankerhotel in Coblenz: Mitteilung bestens dankend erhalten; frdl. Gruß

B. A. R., hier: 1. De8—e7†, Kg5—h5; 2. De7—f7†, Kh5—g5; 3. Df7—f6†, Kg5—f4 zc

S. v. H. und D. hier: Lösung von Nr. 73 ist richtig.

Sonntagsblatt.

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. F i n k.

Druck u. Verlag der Aktien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt“ in Düsseldorf.

Nr. 43.

Sonntag, den 22. Oktober.

1882.

Einundzwanzigst. Sonntag n. Pfingsten.

Evangelium nach dem heil. Matthäus XVIII, 23-35.

Inhalt: Jesus lehrt durch das Gleichnis vom mitleidigen Könige und unbarmherzigen Knechte, daß man seinen Beleidigern gern vergeben soll.

Zum Feste der Schmerzen Mariä.

Das selige Leben vom Heilande wird nur denen verbürgt, die ihm nachfolgen. Diese Nachfolge kennen wir aus dem Worte des Herrn: „So du ins Leben eingehen willst, so halte die Gebote. Verlängne dich selbst, nimm dein Kreuz und folge mir nach.“ Hierin ist Maria unser Vorbild; sie war auf Erden die Seligste, aber erlitt auch den schwersten Kummer. Darum ist sie allen nahe, die den Kampf und die Arbeit des Lebens nicht scheuen, um in Selbstbeherrschung dem himmlischen Vorbilde ihres Sohnes nachzustreben. Das Leben Marias war so wenig ein glückliches, daß sie mit Recht „die Schmerzreiche“ genannt wird. Sie war in der That eine Bille unter den Dornen. Manches Ungemach traf sie, und zwar am fürchtbarsten in der Zeit, von welcher Christus sagte: „Dies ist eure Stunde und die Gewalt der Finsternisse.“ Hier von hatte Simeon ihr im Tempel verkündigt; „Deine eigene Seele wird das Schwert durchdringen, wenn die Gedanken vieler Herzen offenkundig werden.“ Also das Offenbarwerden der menschlichen Gesinnungen und das Schwert der Leiden, welches Maria durchdrang, sind hier in der engsten Beziehung aufgefaßt. Dieser Zusammenhang wird uns klar, wenn wir den Schmerz, der als ein Schwert bezeichnet wird, im Leben der Jungfrau, und sodann das Schwert, das mit Schmerz verwundet, in unserm eigenen Leben betrachten.

Schmerz ist mehr, als das Nichtvorhandensein von Lust und Wohlbehagen, Schmerz ist das Gefühl des Lebens, welches von einem ihm feindlichen Einfluß bedroht wird, ist eine Mahnung des Todes. Größer jedoch als alle körperlichen Schmerzen sind jene des Geistes. Das Leben des erschaffenen Geistes aber ist die Liebe, die zu Gott hinauf strebt. Der geistige Schmerz, als das Gefühl, daß das Leben des Geistes bedroht ist, hat daher auch keinen andern Quell, als die Liebe. Der

lieblose, Gleichgültige weiß auch von keinem geistigen Schmerz. Die Größe der Leiden, die Maria im Geiste erduldet, können wir nur kennen lernen aus der Größe und Innigkeit ihrer Liebe zu dem göttlichen Sohne. Die erste Stufe ihrer Liebe ist jene der natürlichen Mutterliebe, jener zarten Macht, von welcher die menschliche Gesellschaft zusammengehalten wird. Wie groß muß diese Liebe bei Maria gewesen sein, indem sie der einzige Boden war, aus dem die Menschennatur Christi entsprossen! Mit dem Kinde wächst auch die Liebe der Mutter; mit jedem neuen Worte wird es ihrem Herzen teurer, und Jesus nahm zu an Jahren, aber auch an Weisheit und Gnade. Das kleine Haus zu Nazareth schloß gewiß die innigste Liebende Mutter ein, die je auf Erden war. Die Liebe Marias war aber auf der zweiten Stufe eine übernatürlich himmlische. Sie kannte ihren Sohn als den Eingeborenen des Vaters, als den Heiland der Welt. Kurz: ihre Liebe war eine anbetende, und ihr Geist war voll des Frohlockens in Gott, ihrem Heilande. Wie groß war nun die Seelenqual Marias, als sie ihren Sohn den fürchtbaren Leidensweg wandeln sah! Jetzt traf das Schwert des Schmerzes ihre Seele. Sie sah die kalte Bosheit der Pharisäer, den schändlichen Verrat des Jüngers, die Feigheit der anderen Getreuen, den fanatischen Grimm des mordschreienden Volkes; sie drang vor bis zum Kreuze, wo ihr Sohn mit zerrissenen Gliedern am Kreuze schmachete und blutete. Alles das waren grausame Schwerte, die das Herz der Mutter Maria durchschnitten. Die äußerste Schärfe des Schwertes war aber die Prüfung ihres Glaubens und Gottesgehorsams, als die Mächte der Lüge ihres gelungenen Werkes sich erfreuten, als sie den Sohn rufen hörten: „Mein Gott, mein Gott! warum hast Du mich verlassen?“ Doch auch hier bestand sie; „sie hoffte, wie Abraham, gegen die Hoffnung.“

Als Maria vom Schwert getroffen wurde, da gaben sich die Gesinnungen der Menschen kund; bei uns geschieht es umgekehrt, daß unsere innersten Gedanken sich offenbaren, wenn das Schwert uns durchbringt, jenes Schwert, wovon Christus sagt: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“ Friede bezeichnet hier die widerstandlose Hingabe des verblendeten Geistes an

die Gewalt der Sünde. Gegen diesen verderblichen Frieden hat Christus den Kampf geboten, und die Waffe ist das göttliche Lehrwort, welches schneidet und entscheidet, wie das Schwert. „Lebendig ist Gottes Wort und wirksam, und einbringlicher, als jedes zweischneidige Schwert; denn es bringt hindurch bis zur Trennung der Seele und des Geistes.“ (Hebr. 4, 12). Es trennt die sinnlichen Gedanken und Regungen von den geistigen, und zerstört so alle Selbsttäuschung. Und die Wahrheit thut weh und verursacht Schmerz, und wird deshalb von irdisch-weltlicher Gesinnung verabscheut. Wer aber die Schärfe des Schwertes der Wahrheit flieht, wird sicher getroffen vom Schwerte der Schuld, der Sünde und des ewigen Todes. Der Dasterhafte baut Irrtum auf Irrtum und wird zum Thoren, der von irgend einem Wahne beherrscht wird und so gestaltet sich jede Leidenschaft zu einem vorübergehenden Wahnsinne. Darum schwebe uns immer das Bild der Schmerzensreichen vor; dann schwinden alle Wahngestirbe, und in jeder Prüfung werden wir die Treue des Glaubens und Gehorsams bewahren.

Altbekanntes und doch oft Vergessenes von den Vincentius-Konferenzen.

1. Es war inmitten der Bewegung, welche die weltbeglückenden Utopien der Dreißiger-Jahre dieses Jahrhunderts hervorriefen und während Fourier und die Saint-Simonisten der Ueberzeugung lebten, allem menschlichen Leide ein Ende bereitet zu haben, als sich in Paris eine Gesellschaft von acht jungen Leuten um einen jungen geistreichen Studenten grupperte, der es versuchen wollte, die Phrase in das praktische Leben zu übersetzen. Ozanam und seine Freunde fragten sich, ob es nicht zweckmäßiger wäre, die Diskussion der sozialen Fragen bei Seite zu lassen, um die Armut aufzusuchen; sie fragten sich, ob die Lehren des Evangeliums nicht diejenigen der wahren Philantropie seien?

Man wandte sich an die barmherzigen Schwestern und ersuchte sie, den feurigen Jünglingen eine kleine Klientel zu bilden. Ein jeder unter ihnen übernahm eine Familie. Man vereinigte sich regelmäßig, und nach einem kurzen Gebete begann die Debatte über die geernteten Erfahrungen; eine kleine Sammlung beschloß dieselbe, und da die jungen Studenten an Enthusiasmus reicher als an Geld waren, so trug Ozanam die Einnahmen seiner an Bedeutung stets zunehmenden literarischen Arbeiten bei! Ich glaube kaum, daß die heutigen Journalisten, „die Freunde des Proletariats“, diese Gewohnheit beibehalten haben!

Die verschiedenen Meinungen, die damals eben kursierten, der Saint-Simonismus, der Phalansterianismus, der Materialismus, sahen diesem Treiben achselzuckend zu: „Ihr seid ja Narren,“ sagte man den acht jungen Leuten. „Währet Ihr Tausend, was vermöchtet Ihr gegen die Armut, welche Paris erfüllt! Wir dagegen werden für die Menschheit in Kurzem das leisten, wozu Euch

die Jahrhunderte zu kurz werden würden; wir werden Ideen entwickeln und ein System ausarbeiten, welches alles Elend mit der Wurzel ausrotten wird!“

Wo ist der Saint-Simonismus? Wir fragen nicht nach seinen Vertretern; ihr gemeinnütziges Wissen hat sie zu Ingenieuren, Journalisten, Bankiers und Industriellen gemacht; — aber man sucht nach dem Saint-Simonismus! Seine Schöpfungen liegen gleich welken Blättern im Staube, sie wurden von dem Winde der Leidenschaften herumgejagt und zerstäubt. Aber nach einem halben Jahrhundert, nach dem Wechsel der verschiedensten Regierungssysteme und Revolutionen, nach Verfolgungen und Ausweisungen finden wir unsere Gesellschaft wieder. Nicht nur in Frankreich, in ganz Europa, in Amerika, in Australien! Die Vincentius-Vereine verteilen Millionen und spenden Tausenden und aber Tausenden!

2. Seitdem das Christentum das Weib emporgehoben hat, ist es eine eigentümliche Tügend, daß wir die Beihilfe der Frau bei allem Schönen und Guten wiederfinden. So faßte auch hier ein weibliches Herz die Grundsätze zusammen, welche das Mitglied der Vincentius-Konferenz leiten sollen: Eine Spanierin, Donna Concepcion Arenal de Carrasco schrieb das *Vade mecum* für alle jene, welche mit Artigkeit und Zartheit der christlichen Nächstenliebe pflegen wollen. Wir fassen die Hauptsätze dieses kostbaren Büchleins zusammen.

„Man muß den Armen, so belehrt sie uns, mit Toleranz und Demut aufsuchen. Hüten wir uns als ein Gerechter zu erscheinen, welcher gnädig die Fehler eines Untergebenen erträgt. Wir sollen dem Armen ein Bruder sein, den Gott in eine bessere Lebenslage gestellt; der, wenn er sie mit ihm auch nicht ganz teilen kann, ihm wenigstens mit Trost und Hilfe zur Seite stehen will.“

Man sagt: Der Arme lügt, er ist unordentlich, schmutzig, er denkt nicht an die Zukunft, er ist undankbar und grob. Man würde besser thun diese Eigenschaften der Armut und nicht dem einzelnen Armen anzurechnen; — diese Laster hängen an diesem traurigen Lebensverhältnisse und es ist die Frage, ob wir in ähnlicher Lage uns besser benehmen würden.

Die Lüge ist sehr oft beim Armen die Folge unserer Gleichgültigkeit, unseres Egoismus. Ein frierendes Kind streckt die Hand aus und fleht: „Ich habe Hunger“. Wir sehen es und gehen vorüber. Da fängt es an zu übertreten; es hat sechs Brüder, die Eltern im Spitale — es ist eine Waise u. s. w. Jemand bleibt stehen und schenkt ihm ein Almosen, und das Kind hat gelernt, daß man durch Lüge erreicht, was der Wahrheit versagt bleibt. Wer soll es dafür strafen? Seine Eltern? Es hat ja Niemanden dadurch geschadet! Das Kind lügt also weiter und wird sein Leben lang lügen! Vergessen wir nicht, daß der Arme gleich einer Waise ist, deren Vormundschaft niemand antreten wollte. Er läßt sich einfach gehen. Er findet oft auch Schwierigkeiten, sich auszudrücken, ja es ist ihm so selten vergönnt, sich mit Zeit und Mühe

vertrauensvoll mitzutheilen. Hört also mit Geduld seine langen Geschichten und Widersprüche an, ohne Bangeweile oder Zertrennung kundzugeben; hört seine Klagen an, gebt ihm Zeit: das wird schon eine Wohlthat sein! Gleich einem jungen Advokaten wird er glauben, daß die Länge seiner Rede deren Erfolg sichert.

Laßt ihn Euch immer freundlich finden, bereit ihn zu heben, jedoch ohne Strenge. Es ist unmöglich, einen gefallenen Menschen ohne Liebe zu bessern. Die erste Konsequenz wird sein, daß er sich weniger erniedrigt fühlen wird, und dieses Gefühl ist der erste Schritt zur wirklichen Besserung; die am tiefsten Gesunkenen haben noch ein Bedürfnis nach Achtung und man muß ihnen dieses Gefühl in uns zeigen, um sie zu lehren, sich selbst zu achten. Indem Ihr trachtet, den Zustand seiner Wohnung zu verbessern, die Luft zu erneuern, Ordnung und Reinlichkeit einzuführen, macht Ihr ihm klar, daß Ihr nicht Eure eigene Bequemlichkeit, sondern sein Bestes wollt.

Wollen wir den Armen zur Gewohnheit der Arbeit zurückführen, so muß die Aufgabe seinen Kräften angemessen werden. Suchen wir ihm zuerst eine leichtere Arbeit und loben wir ihn für seine Anstrengungen. Erwecken wir sein Ehrgefühl, den letzten Rest seiner Menschenwürde. Wenn es möglich ist, so verwenden wir ihn wiederum bei andern guten Werken; es ist das sicherste Mittel, daß er in seinen eigenen Augen sich gehoben fühle.

Es giebt zwei Gattungen Armenbesuche: der eilige Besuch, der sich auf dem Gange oder der Stiege abspielt; und der sitzende Besuch. Dieser allein wirkt wahrhaft wohlthätig. Die Brodkarten sind das Almosen der Hand; ein langdauernder Besuch ist das Almosen des Herzens, dasjenige, das auch zum Herzen bringt. Der, welcher gleich dem Postdiener an der Schwelle stehen bleibt, der nicht mit der Mutter gesprochen, und dem Kinde geschmeichelt hat, der sich nicht manches kleine Geheimnis anvertrauen ließ, wird auch auf der Schwelle dieser Seele stehen bleiben. Die kleinste Schattierung in unserem Wesen ist dem Armen bemerkbar und wird ihm an der Wahrheit unserer Absicht Zweifel oder Vertrauen einflößen, da er, gleich dem Kinde, dem wir ihn schon einmal verglichen, eine Art von Instinkt besitzt, seine Wohlthäter zu unterscheiden.

3. Die Vincentius-Konferenzen haben sich jedoch nicht mit der Auffuchung der Armen begnügt. Ihnen gehört die Ehre, zuerst an Gesellendevereine, an Volksküchen gedacht zu haben; die Komités des Vincentius-Bereines gründeten den „Verein der heiligen Familie“, die Ashle, den Verein des heil. Franziskus Regis, welcher unordentliche Ehehindernisse legitimiert. . . Unmöglich ist es, aufzuzählen die Zweige und Zweiglein des Baumes, der aus dem Senfkörnlein gewachsen ist; seine Wurzeln sind eben nicht auf der Oberfläche geblieben, sie haben sich nicht von der Phrase und dem Applaus nähren wollen, sondern sie sind eingebrungen in das Mark physischen und moralischen Elendes, dessen Bedürfnisse sie alle berührten!

Der Neid.

Als eine Mutter und Königin aller Laster bezeichnet der heil. Gregorius den Hochmut, weil alle Sünden aus ihm hervorgehen können. Am nächsten jedoch steht ihm der Neid. Schon im Teufel folgte der hochmüthigen Empörung gegen Gott sogleich der Neid; und so ist es auch nicht selten bei den Menschen der Fall. Deshalb sagt auch der Apostel Gal. 5, 26.: Lasset uns nicht begierig werden nach eitler Ruhme, so daß wir einander herausfordern, einander beneiden. — Die Hauptsünden, sagt der hl. Gregorius, stehen mit einander in so naher Verwandtschaft, daß die eine aus der andern hervorgeht. Denn der erste Sprößling des Stolzes ist die Ruhmsucht. Wenn diese das Herz unterdrückt und verdorben hat, so bringt sie bald den Neid hervor. — Die große geistige Sünde war schon bei den Heiden verhaßt. Gegen das Christentum aber, dessen Geist die Liebe ist, bildet sie den grellsten Gegensatz. Dennoch sind von dieser giftigen Wurzel die Herzen vieler umschlungen. Aus ihr gehen tausend andere Sünden der Lieblosigkeit hervor, die man wieder und wieder erkennt und bekämpft, und doch nicht bessert, — weil man die Hauptsünde selbst nicht erkennt und zerstört. Denn sproßt nicht das Unkraut täglich von neuem hervor, so lange die Wurzel stecken bleibt?

Worin besteht denn die Hauptsünde des Neides? Nach dem hl. Joh. von Damaskus ist der Neid eine Traurigkeit über die Güter anderer Menschen (*invidia est tristitia de alienis bonis*). — Diese Güter können sowohl geistige als leibliche, sowohl wirkliche als eingebildete sein.

Wir werden nun abermals nach dem bekannten Sage: wer gut unterscheidet, der lehrt gut, zuerst dasjenige ausscheiden, was freilich auch eine Traurigkeit über die fremden Güter, aber kein Neid ist:

1. So kann jemand sich darüber betrüben, daß ein böser Mensch zu Reichtum und Ansehen gelangt, die er voraussichtlich dazu mißbraucht, um ihm und andern Menschen zu schaden. Eine solche Betrübniß ist kein Neid und kann nach dem hl. Gregorius ohne Sünde sein. So darf man sich mit Recht betrüben über den Reichtum jener gottlosen Anführer in einem benachbarten Lande, die vor einiger Zeit ihren Gegnern mit Selbststücken die Fenster einwarfen.

2. Auf andere Weise, sagt der hl. Thomas, kann man sich betrüben über das Gute eines Andern, nicht weil er es hat, sondern weil es einem selbst abgeht, z. B. ausgezeichnete wissenschaftliche Kenntnisse oder eine heroische Tugend. Eine solche Betrübniß ist nach dem englischen Lehrer kein sündhafter Neid, sondern vielmehr ein edler Wettseifer. So der hl. Paulus selbst ermahnt 1. Cor. 14, 1. zu einem solchen Wettseifer, indem er spricht: Beifert euch um die Geistesgaben.

3. Ferner kann man sich darüber betrüben, daß lasterhafte Menschen mit irdischen Gütern reichlich versehen werden, deren sie, wie es scheint, nicht würdig sind. Eine solche Betrübniß, obschon sie nicht unter den Begriff des Neides fällt, erklärt der hl. Thomas für unerlaubt, „indem die zeitlichen

Güter nach einer gerechten göttlichen Anordnung (ex justa Dei ordinatione) auch den Unwürdigen zu teil werden; entweder zu ihrer Besserung, oder zu ihrer Verdammnis". Darum auch, sagt er, wird eine solche Betrübniß in der h. Schrift Ri. 36, 1. verboten: Wolle nicht zürnen über die Bösen und ereifere dich nicht über die Hebelthäter. — Und wir setzen hinzu, daß manche lasterhafte Christen für das Gute, was sie gethan in diesem Leben, mit irdischen Gütern belohnt werden, weil sie im andern nicht belohnt werden können.

Nachdem wir nun eingesehen, daß nicht jede Betrübniß über das Glück eines Andern Sünde, und wenn auch Sünde, dann doch nicht Neid zu nennen ist, so fragen wir noch einmal: worin besteht denn eigentlich der Neid?

Das wird uns niemand besser sagen, als der scharfsinnige englische Lehrer, wenn er (S. th. 3 quaest. 36 art. 2.) also spricht: „Auf die vierte Weise kann sich jemand betrüben über die Güter eines Andern, in so fern der Andere ihn übertrifft in den Gütern: und das ist eigentlich der Neid, und ist immer böse, wie auch der Philosoph (Aristoteles) sagt, weil man trauert über das, worüber man sich freuen sollte, nämlich über das Wohl eines Andern.“ — Der Neidische ist also

1. betrübt darüber, daß er von Andern übertroffen wird. Somit hängt der Neid mit dem Stolze und der eiteln Ruhmsucht zusammen, wie schon oben bemerkt. — Der Stolze will mehr sein, als Andere, der Ruhmsüchtige will mehr glänzen, der Neidische betrübt sich sogar, wenn er sich von Andern im Ruhme übertroffen sieht.

Daß der Neid mit den genannten Sünden leicht in Verbindung trete, ist klar. Denn aus demselben Grunde, aus dem der Geist nach einem Etwas strebt, widersezt er sich auch dem, und ärgert sich über das, welches diesem Etwas entgegensteht. Der Hochmütige will einzig sein in der Hoheit, der Ruhmsüchtige einzig im Ruhme. Wofern nun ein Anderer da ist, der mehr oder doch eben so viel Hoheit und Ruhm hat, so ist es mit der Einzigkeit aus. Und daher jene Thränen, jener Gram. Nun ist aber

2. mit dem Engel der Schule zu bemerken, daß der Neidische, weil er sich gegen den Ruhm eines Andern wendet, wodurch sein Ruhm, den er selbst wirklich erstrebt, vermindert wird, nur diejenigen begeistert, von denen er nicht allzumeit absteht. Denn nur der Berrückte will es denen gleich oder vorzuthun, die viel höher stehen, als er. Deshalb werden Kaiser und Könige von den niedern Ständen und Klassen der Bevölkerung um der Hoheit und des Ruhmes willen nicht beneidet. Innerhalb der höhern sowohl als niedern Stände und Klassen selbst aber wird viel Neid gefunden.

3. Da der Neidische sich grämt über das, wodurch ein Anderer ihn im Ruhme übertrifft, oder darin seiner Einzigkeit (singularitas) im Wege steht, so ärgert er sich nach dem h. Thomas vornehmlich über diejenigen Güter, in welchen die Menschen Lieben geehrt und geachtet zu werden. Dahin gehören z. B. Aemter und Stellen in der Kirche und

im Staate, in der Bürgerschaft, in der Gemeinde; Titel und Orden.

Jedoch weil man noch in vielen andern, sowohl geistigen als leiblichen Gütern seinen Ruhm suchen und finden kann, so vermögen diese alle die Galle des Neiders zu erregen. — Eins der höchsten geistigen Güter des Menschen ist die Gnade Gottes. Wenn sich jemand über die Vermehrung der Gnade selbst betrübt, nicht bloß in so fern sie dem Nächsten zum Wohle gereicht, sondern auch, in so fern sie ein Geschenk des h. Geistes ist, welcher in seinen Werken gerühmt wird, der begeht nach dem englischen Lehrer die Sünde gegen den h. Geist, weil der h. Geist hierdurch gewissermaßen selbst beneidet wird. — Ein klarer Verstand in wissenschaftlichen Dingen, gute Fähigkeiten zu dieser oder jener Kunst, seine Sitten im Umgange, Gewandtheit im Amte, Einsicht und Umsicht im Geschäfte, diese alle sind geistige Güter, und bringen Ehre bei den Menschen. Darum ärgert es den Neidischen, wenn er in denselben von Andern übertroffen wird. — Eine kräftige ansehnliche Körpergestalt, eine volle sonore Stimme zum Sprechen und Singen nebst andern körperlichen Gaben sind Güter, die dem Menschen einigermaßen Ehre bringen. Daher möchte der Neidische auch hierin von keinem übertroffen werden. — Aber auch Dinge, die keine Güter, sondern eitel sind, weil nicht von Gott gegeben, sondern durch thörichte Menschen erfunden, wie Kleiderpracht und wechselnde Moden, auch diese können den Neidischen unglücklich machen, wenn hierin ein Anderer ihn zu überstrahlen scheint.

4. Der unbedeutendste Vorzug reicht oft hin, um den Neid zu erregen, und dies ist besonders der Fall bei den Kleinmüthigen — kleinen Seelen; weshalb auch diese nach dem h. Thomas zum Neide besonders geneigt sind. Wo einem Andern irgend etwas auch noch so geringes Gutes zufällt, da halten sie sich auch gleich in etwas Großem übertroffen. Ein lobendes Wörtchen, eine zuvorkommende Artigkeit, ja ein freundlicher Blick, die einem Andern zuteil werden, machen den Kleinmüthigen Neider schon aufgeregt, so daß ihm das Essen nicht mehr schmeckt. Mit Eifersucht achtet er auf alle Schritte und Tritte seines wirklichen oder bloß vermeintlichen Nebenbuhlers, und lauscht auf jede über denselben ergehende Rede, ob vielleicht etwas Anekdotisches darin vorkomme. Ja so weit kann es kommen, daß er im Geheimen ausgeht zu den Feldern und Gärten seines Nachbarn, durch Hecken und Thore auf Korn, Gemüse und Blumen spähet, ob sie etwa besser, als die seinigen stehen. Und scheint das auch nur der Fall zu sein, so wurmt es ihn schon. Darum sagt der hl. Geist bei Tob. 5, 2. den Kleinmüthigen tötet der Neid. Diese Stelle veranlaßt uns

5. auch Etwas über die körperlichen Erscheinungen des Neides zu sagen.

Der Neid ist eine Traurigkeit. Die Traurigkeit ist aber dem Körper sehr schädlich, wie der h. Geist bezeugt: Spr. 17, 22: Ein frühliches Gemüth macht ein blühend Alter, ein trauriger Geist vertrocknet die Gebeine; und Spr. 25, 20: Wie die Motte

dem Kleibe und der Wurm dem Holze, so schadet die Traurigkeit dem Herzen des Mannes. — Ja der h. Thomas (S. th. 2. quaest. 38. art. 3.) behauptet, daß von allen Leidenschaften die Traurigkeit der Gesundheit den größten Schaden zufüge. Denn jene Leidenschaften, so sagt er, in denen eine Regung der Strebekraft mit einer gewissen Flucht und Zurückziehung stattfindet, widersprechen der vom Herzen ausgehenden Lebensbewegung nicht bloß wegen ihres Uebermaßes (quantitate), wie das bei allen übrigen geschehen kann, sondern sie widersprechen ihr auch schon an und für sich (secundum speciem motus). Das ist nun der Fall bei der Furcht und Verzweiflung, und vor allem bei der Traurigkeit, welche das Gemüt beschwert wegen eines gegenwärtigen Uebels, dessen Eindruck mächtiger ist, als der eines zukünftigen. So kann also nicht fehlen, daß auch die Traurigkeit des Neides zerstörende Wirkungen auf den Körper hervorbringe. Diese werden sogar oft nach außen hin sichtbar. Hielt es doch im 1. B. Mos. von dem auf seinen Bruder Abel neidischen Kain, daß sein Angesicht einst. l. Treffend sagt auch der h. Gregorius: Wenn die Fäulnis des Neides das überwindene Herz verdorben hat, so giebt auch das Aeußere zu erkennen, wie schwer die Wut den Geist bedränge. Denn die Farbe wird blaß, die Augen fallen ein, die Glieder erkalten, die Zähne knirschen. — Unter allen Affekten sagt deshalb derselbe h. Papst, ist der Neid der ungerechteste und der gerechteste; der ungerechteste, weil er allem, was gut, entgegen ist; der gerechteste, weil er seinen Herrn auftrifft und verzehrt. — Ja so weit kann es mit dem Neidischen kommen, daß er sogar freiwillig für seine eigene Person Schaden und Leiden übernimmt, wenn er nur dadurch bewirken kann, daß ein anderer ihn nicht übertrifft.

6. Wenn nun auch der schwarze Neid nicht immer in einem so hohen Maße auftritt, so findet er sich doch in jedem Alter, in allen Klassen und Ständen.

Schon in den Herzen der Kinder — man sollte es kaum glauben — keimt diese bössartige Wurzel. Ich sah, sagt der h. Augustinus, und habe es erfahren, daß ein Knabe, der noch nicht sprechen konnte, seinen Mitsängling blaß und mit bitterer Miene anblickte. — So früh schon zeigt sich diese Neigung in einzelnen Fällen, viel häufiger jedoch, nachdem die Kinder bereits der Mutterbrust entwachsen sind und bei Tische ihren Platz eingenommen haben, des heiß ersehnten Antells gewärtig. Da ereignet es sich nicht selten, daß Fränzchen mit der ganzen Schärfe seines Auges das Stücklein mißt, welches Mariechen bekommt, — ob es auch größer sei, als das seinige. Und wenn es ihm also scheint, so läßt er das seinige liegen, und würde es wohl gar nicht essen, wenn nicht der Vater mit der Ruthe drohte. Dann ist es merkwürdig, zu sehen, wie der neidische Knabe mit Furcht und Ingrimm sein Pensum heruntergrollt. — O möchten nur immer die Eltern früh und kräftig genug einschreiten! — Wie bei den Kindern, so findet man den Neid auch im Jünglings- und Mannesalter; — ja selbst den Greisen verdirbt er

nicht selten ihre letzten Tage. Das kommt daher, weil das Alter nach dem englischen Lehrer leicht kleinmütig macht, die Kleinmütigkeit aber, wie gesagt, zum Neide disponiert. —

Der Neid ist zu Hause bei den Vornehmen. Den einen betrübt es, daß der andere mehr geachtet wird im täglichen Leben, mehr geehrt in feinen Circeln, höher plaziert bei festlicher Tafel, allgemeiner bewundert im Ball- und Concertsaal. O, welche Thorheit! — Heute mir, morgen dir! —

Der Neid ist zu finden bei den Reichen. Den einen wurmt es, daß die Aktien des andern besser stehen, dessen Unternehmungen besser glücken, als die seinigen. Doch diejenigen, welche ganz in das Materielle versunken sind, so daß sie sogar den Sinn für Ehre verloren haben, kümmern sich wenig um andere, und sind ihnen nur dann feind, wenn sie ihrem Gewinne entgegen stehen.

Der Neid ist zu finden bei den Armen, indem es den einen betrübt, wenn der andere ein Stück Kleidung, ein wenig Brod, einen Pfennig mehr bekommen hat, als andere. Und doch! nicht selten verbittern sich Arme auf diese Weise noch mehr ihre betrübte Lage.

Wir haben nun der überaus bösen und bitteren Wurzel des Neides im Lichte der Offenbarung, der Lehre der Väter, und der eigenen Vernunft mit möglichst scharfen Blicken nachgespürt, um sie gehörig bloßzulegen. Die tiefe und klare Erkenntnis des Bösen ist eins der besten Mittel, um es zu verabscheuen und zu vertilgen, wo es sich vorfindet, sei es in uns selbst, oder sei es in denen, auf die wir zu wirken haben.

○ Gedanken der Heiligen für alle Tage des Jahres.

22. Okt. Der Arme hält die Hand hin, Gott aber empfängt das Almosen.

(Heil. Chrysostomus.)

23. Okt. Nichts schadet mehr, als wenn Leute von Namen und Stand verkehrt handeln.

(Derfelbe.)

24. Okt. Nichts erlirnt Gott mehr, als wenn er Jene, die er zur Besserung der andern aufgestellt hat, an sich Beispiele der Schlechtigkeit gehen sieht, wenn wir dem untergebenen Volke Urheber des Lobes sind, die wir ihm Führer zum Leben sein sollen.

(Heil. Gregor.)

25. Okt. Keiner schlage die Zeit gering an, die er mit müßigen Reden verbringt. Das nicht zurückzurufende Wort fliegt dahin; es fliegt dahin die nicht zurückzukaufende Zeit, und der thörichte Mensch bemerkt nicht, was er verliert. — Ach, daß du die Zeit hingehen läßt, wo du die göttliche Erbarmung auf dich herabziehen, zu der Gemeinschaft der Engel hinstreben, nach der verlorenen Erbschaft seufzen, den erschlafften Willen anregen, das begangene Unrecht hättest beweinen sollen.

(Heil. Bernarbus.)

26. Okt. Denen, die Gott lieben, fällt nichts schwer, und keine Arbeit ist ihnen mühsam; laßt uns Gott lieben und alles wird uns leicht scheinen.

(Heil. Hieronymus.)

27. Dkt. Der Gehorsam aus Liebe ist allezeit treuer und angenehmer, als jener, der durch Furcht erzeugt wird.
(Derselbe.)

28. Dkt. Der Stolz vergißt den lieben Gott, dient dem Teufel, verachtet die Worte Gottes und giebt den göttlichen Eingebungen kein Gehör.
(Hell. Augustinus.)

Was thut man nicht für seine Freunde. (Schluß.)

„Alle Wetter!“ sagte er fast neidisch. „Du siehst nicht wie ein Freitwerber, sondern wie ein Freier aus, der selbst die Braut heimführen will.“

„Was fällt Dir ein? Ich habe mich ja nur für Dich in Unkosten gesetzt, um der Tante Deiner Angebeteten zu gefallen, nur Deinetwegen meinen besten Staat hervorgefucht und eine so elegante Toilette gemacht.“

„Du bist wirklich der uneigennützigste, selbstloseste Mensch, den ich kenne,“ erwiderte Fritz gerührt, ihm die Hand reichend. „Ich fürchte nur, daß Du mich mit Deiner Toilette austechen und durch Deine Feinheit verdunkeln wirst.“

„Deshalb kannst Du ganz unbesorgt sein,“ erwiderte der Doktor lächelnd. „Mit fünfundsüßzig Jahren ist man nicht mehr gefährlich und über all' diese Thorheiten fort. Außerdem weißt Du ja, daß ich nicht mehr heiraten werde, daß meine Mittel mir das kostspielige Vergnügen der Ehe nicht erlauben.“

„Man soll nichts verschwören, und der Mensch versuche die Götter nicht!“

Unter solchen halb ernstern, halb scherzenden Gesprächen näherten sich die Freunde ihrem Ziele, einer reizenden Villa im schönsten Teile des Tiergartens, die ebenso sehr durch ihre herrliche Lage, wie durch ihre geschmackvolle Einrichtung ihnen imponierte. Nicht minder gefiel dem überraschten Doktor die glückliche Witwe, die noch immer eine schöne und interessante Frau war, fähig, eine ernste Meinung einzusprechen.

Von den Damen auf das freundlichste empfangen, boten beide Herren ihre ganze Liebenswürdigkeit auf, um einen möglichst günstigen Eindruck zu machen. Während Fritz sich zärtlich mit der Nichte von seiner Liebe unterhielt, suchte der praktische Doktor die von ihm bereits eingenommene Tante durch seinen Geist zu fesseln, was ihm auch so gut gelang, daß sie ihn zum Abschied einlud, seinen Besuch so bald als möglich zu wiederholen.

„Du hast mir wirklich,“ sagte Fritz, nachdem die Freunde endlich die Villa verlassen hatten, „einen großen Dienst erwiesen. Die Tante schwärmt von Dir. Man kann aber auch nicht liebenswürdiger sein, als Du gegen sie warst.“

„Was thut man nicht für seine Freunde?“ erwiderte der Doktor lächelnd. „Uebrigens ist mir diesmal meine Aufgabe nicht schwer gefallen. Die Frau Bankdirektor ist eine höchst charmante Dame, mit der man sich ganz ausgezeichnet unterhält.“

„Was habt Ihr denn mit einander gesprochen?“ „Allerlei, über Litteratur, Kunst, Theater und meine Broschüre: „Schutzoll oder Freihandel“, wo für sie sich ganz besonders interessiert.“

„Du hast doch nicht die Hauptsache vergessen und ein freundliches Wort zu meinen Gunsten einfließen lassen?“ fragte Fritz gespannt.

„Natürlich“, erwiderte der Doktor verlegen, „habe ich fortwährend an Dich gedacht. Es schien mir jedoch nicht passend, gleich mit der Thür ins Haus zu fallen und bei meinem ersten Besuche sofort mit einer so delikaten Angelegenheit zu deponieren. Solche Dinge wollen zart und mit Feinheit behandelt werden, damit man nicht anstößt. Dazu muß man noch besser mit einander bekannt sein.“

„Das ist wahr“, versetzte Fritz nachdenklich, „aber ich glaube, daß es nicht geschadet hätte —“

„Nur keine Ueberstürzung! Ich habe wenigstens indirekt Dir genützt, indem ich mir die größte Mühe gab, der Tante zu gefallen. Nur aus Freundschaft für Dich bin ich so liebenswürdig wie möglich gewesen, habe ich ihr den Hof gemacht und lebiglich in Deinem Interesse mich aufgeopfert.“

„Ich zweifle nicht, daß Du ihr gefallen hast, aber es wäre mir doch angenehmer, wenn ich es gewesen wäre. Deshalb möchte ich Dich bitten, das nächste Mal —“

„Darauf kannst Du Dich verlassen, was gemacht werden kann, wird gemacht. Ich werde mit der Frau Bankdirektor Deinetwegen ernstlich reden, mich für Deine Solidität einlegen, ihr Dein Talent und Deine Verdienste um die Menschheit rühmen, kurz, Dich in das beste Licht stellen und nicht ruhen, bis sie ihre Einwilligung zu Deiner Verlobung giebt. Was thut man nicht für seine Freunde!“

Vollkommen beruhigt folgte Fritz dem auffallend heiter gestimmten Doktor in die nahe Weinruhe, wo er mit ihm eine Flasche edlen Nauenthalers auf das Wohl der liebenswürdigen Witwe und ihrer holden Nichte leerte und mit ihm auf die Erfüllung seines sehnsüchtigsten Wunsches anstieß, daß die Gläser hell erklangen. Zugleich überließ er sich von neuem den angenehmsten Träumen und Hoffnungen. Im Geiste sah er sich bereits mit Hilfe seines alten, erfahrenen Freundes als den glücklichsten Bräutigam der einzigen Erbin des reichen Bankdirektors, im Besitze einer geliebten Frau und eines bedeutenden Vermögens, von allen Sorgen um die Zukunft befreit und von allen seinen Bekannten beneidet.

In der That schien der gute Doktor gegen seine Gewohnheit diesmal seine Versprechungen sehr gewissenhaft zu nehmen, und sich mit anerkenntniswerthem Eifer dem Glück seines jungen Kollegen zu widmen. Schon nach einigen Tagen wiederholte er seinen Besuch bei der Frau Bankdirektor, von der er mit sichtlichem Vergnügen begrüßt und zum Bleiben so dringend aufgefordert wurde, daß er den ganzen Abend in ihrer Gesellschaft zubrachte und sich ganz ausgezeichnet amüßerte.

Bald war er ein gerngesehener Gast und in überraschend kurzer Zeit der intime Hausfreund der interessanten Frau, die er ebenso sehr durch seine geistvolle Unterhaltung und seine hinreißend gute Laune bezauberte, wie er ihr durch die Gediegenheit seines reifen Urteils, durch die Feinheit seines Benehmens und die Sicherheit seines Auftretens imponierte und das größte Vertrauen einflößte.

Außerdem überhäufte er sie mit jenen kleinen, zarten Aufmerksamkeiten, die den Frauen stets gefallen und fast nie den beabsichtigten Eindruck verfehlen. So oft er nach der Villa kam, brachte er ihr ein interessantes Buch, das sie sich gewünscht, ein sonst schwer zu erlangendes Billet zur ersten Vorstellung, oder zu einem besonders glänzenden Konzert, irgend eine geschmackvolle Nippsache, die weniger durch ihre Kostbarkeit, als durch sinnige Feinheit sie erfreute.

Während der Doktor so eifrig für die Interessen seines Freundes besorgt war und sich durch seine galanten Artigkeiten immer mehr in der Gunst der lebenswürdigen Witwe befestigte, erwartete Fritz mit gläubiger Zuversicht das Resultat dieser Bemühungen, deren günstige Erfolge er kaum bezweifelte.

Mit aufrichtiger Freude und Genugthuung bemerkte er daher das intime Verhältnis zwischen dem alten Junggesellen und der Tante seiner Geliebten, voll Dank und Bewunderung für die Uneigennützigkeit des Doktors. Selbst das unvermeidliche Gerede der Leute und die leisen Befürchtungen, die Emma unwillkürlich ängerte, vermochten nicht, sein festes Vertrauen zu erschüttern.

„Ich kenne ihn besser,“ sagte er, über ihre Besorgnisse lächelnd. „Nur aus Freundschaft für mich macht Weber der Tante den Hof, bringt er seine Abende in ihrer Gesellschaft zu, besorgt er ihr Theaterbillete und Bücher, verzichtet er auf seine gewohnte Whistpartie, beucht er nicht mehr den Klub. Er ist eine Seele von einem Menschen, und für seine Freunde fällt kein Opfer ihm zu schwer.“

„Aber warum redest er nicht mit der Tante? An Deiner Stelle würde ich ihn doch wieder einmal an sein Versprechen erinnern. Ich weiß, daß sie große Stücke auf den Doktor hält und eine hohe Meinung von ihm hat. Wenn er sich für Dich verbirgt, so wird sie uns nicht ihre Einwilligung verweigern.“

Damit war auch Fritz einverstanden. Als er daher am nächsten Tage dem Doktor auf der Straße begegnete, mahnte er ihn freundlich an sein Versprechen, indem er ihm nochmals seine Ungelegenheit empfahl und ihn um die baldige Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches bringend ersuchte. —

„Deshalb kannst Du ganz unbesorgt sein,“ erwiderte derselbe. „Du weißt ja, daß mein Wort mir heilig ist, und daß ich für meine Freunde durchs Feuer gehe.“

„Daran habe ich auch nicht gezweifelt, aber Du kannst es mir nicht übel nehmen, wenn ich etwas ungeduldig werde. Ich warte bereits mehrere Wochen.“

„Das ist nicht meine Schuld. Ich würde schon längst mit der Tante Deinetwegen gesprochen haben, wenn ich nicht eine abschlägige Antwort befürchtet hätte. Erst wollte ich meiner Sache ganz sicher sein, darum habe ich bis jetzt gezögert und mich bemüht, mir ihr Vertrauen zu erwerben.“

Wie mir Emma sagt, ist die Tante ganz entzückt von Dir. Es wird Dir daher nicht schwer fallen, ihre Einwilligung zu erhalten.“

„Ich hoffe auch,“ versetzte der Doktor lächelnd, „daß sie mir keinen Korb geben wird.“

„Dann bitte ich Dich, Dich zu beeilen, Du wirst mir den größten Gefallen erweisen.“

„Wenn es Dir recht ist, will ich noch heute zu ihr gehen und die Geschichte ins Reine bringen. Was thut man nicht für seine Freunde!“

Nach einer schlaflos verbrachten Nacht eilte Fritz am nächsten Morgen so früh als möglich in die Wohnung seines alten Freundes, der ihm mit vor Freude strahlendem Gesicht in der Thür entgegenkam und ihn mit Glück verheißender Miene begrüßte.

„Nun,“ sagte Fritz in höchster Aufregung, „was hast Du ausgerichtet?“

„Triumph, mein lieber Junge!“ erwiderte der Doktor heiter. „Du wirst mit mir zufrieden sein. Alles in der schönsten Ordnung. Ich habe es durchgeführt; die Tante willigt ein; ich habe ihr Jawort.“

„Lasse Dich umarmen! Aber willst Du mir nicht erzählen —“

„Was soll ich Dir erzählen? Du kennst mich: ich kam, ich sah und siegte. Sie konnte meiner Lebenswürdigkeit, meiner Verehrbarkeit nicht länger widerstehen. Ohne mir zu schmeicheln, ich war wirklich hinreichend. Wenn sie sich auch anfänglich noch ein wenig sträubte und zierte, so mußte sie sich doch schließlich ergeben. Wir dürfen uns gratulieren.“

„Du bist wirklich der beste, treueste und uneigennützigste —“

„Wenn Du nicht aufhörst,“ unterbrach ihn der bescheidene Doktor erötend, „so wirst Du mich noch ersichtlich böse machen. Ich verdiene keinen Dank.“

„Aber ich werde nie vergessen, was ich Dir schuldig bin.“ —

„Ihn mir den einzigen Gefallen und verschone mich. Ich bin mehr als hinlänglich belohnt. Noch heute verloben wir uns.“

„Wir!“ rief Fritz verwundert, den uneigennütigen Doktor mit langem Gesicht anstaunend. „Wovon sprichst Du denn?“

„Wie kannst Du denn noch fragen? Von unserer Verlobung!“

„Unsere Verlobung! Mein Gott! was soll das heißen?“

„Das weißt Du nicht?“ erwiderte der Doktor mit mitleidigem Lachen. „Du heiratest die Nichte und ich nehme mir die — Tante. Was thut man nicht für seine Freunde!“

Z Räthsel.

Das, was es ist, muß alles Irb'sche werden,
Und höhern Wert nur hat's wenn mehr es ist;
Es ist die Summe eit'len Glücks auf Erden
Und wehe Dir! wenn Du es selber bist.
Wenn Du es denkst, bist Du der Spott der Leute,
Wenn Du es ahnst, ein arglos glücklich Kind,
Wenn Du es glaubst, wirst Du des Irwahn's Beute,
Und nach und nach für Nicht und Wahrheit blind;
Wenn Du es hoffst, gehörst Du zu den Armen,
Für die das Leben öd' und freudenleer;
Wenn Du es liebst, mag Gott sich Dein erbarmen:
Dann weile länger auf der Welt nicht mehr.

Briefkasten. Herrn J. Dr.: „Das häusliche Glück“ ist erschienen bei Riffarth in Gladbach und durch alle Buchhandlungen zu beziehen

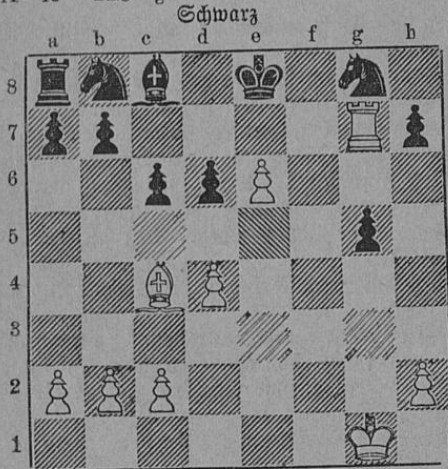
Schach.

Partie Nr. 51.

Springervorgabe¹⁾

(Der Springer b1 ist vom Brette zu nehmen.)

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
♔ Morphy ²⁾	♚ Lebe	♔ Morphy.	♚ Lebe
1. e2-e4	e7-e5	12. Tf3-g3	Dg7-f8
2. f2-f4	e5-f4	13. Tg3-g8	Sh6-g8
3. Sg1-f3	g7-g5	14. Ta1-f1 ⁵⁾	Sg8-h6
4. Lf1-c4	g5-g4 ³⁾	15. g2-g4	d7-d6
5. d2-d4 ⁴⁾	e4-f3	16. e5-e6 ⁶⁾	f-f6
6. Dd1-f3	Lf8-h6	17. g4-g5	Df8-g7
7. 0-0	Dd8-f6	18. Df4-f6	Dg7-f6
8. e4-e5	Df6-g7	19. Tf1-f6	Sh6-g8
9. Le1-f4	Lh6-f4	20. Tf6-f7	e7-c6
10. Df3-f4	Sg8-h6	21. Tf7-g7	...
11. Tf1-f3	Th8-g8		



Schwarz

Stellung nach dem 21. Zuge.

- | | | | |
|-------------|----------------------|------------|--------------------------------|
| 21. | Sg8-e7 ⁷⁾ | 25. Te7-e8 | d5-e4: |
| 22. Tg7-h7: | Ke8-d8 | 27. Te8-c8 | Kd6-e6: |
| 23. Th7-h8+ | Kd8-c7 | 28. h2-h4 | Ke6-f5 |
| 24. Th8-e8 | ds-d5 | 29. Te8-g8 | |
| 25. Te8-e7+ | Ke7-d6 | | und Weiß gewinnt ⁸⁾ |

Anmerkungen.

1) Das gegen die Annahme von Vorgaben gerichtete Vorurteil ist keineswegs völlig zu billigen. Das Schach — welches niemals um Geld gespielt werden sollte, leider aber, namentlich im Auslande, häufig um Geld gespielt wird — unterscheidet sich zwar gerade dadurch von andern Spielen wesentlich, daß nicht der Erfolg selbst, sondern das Streben nach dem Erfolg, nicht der Ausgang der Partie, sondern diese, so wie sie fortschreitet, selbst, vorzüglicher Gegenstand des Interesses ist. Allein auch das Interesse an dem Spiel an sich ist davon bedingt, daß das Ende desselben ein zweifelhaftes bleibt; wo von einem einigermaßen ernsten Kampfe nicht mehr die Rede sein kann, wird erfahrungsmäßig beiderseits ohne diejenige Anstrengung der geistigen Kraft gespielt, welche das Spiel allein zu einem interessanten gestalten kann. Natürlich ist eine Vorgabe nur bei ganz erheblichem Mißverhältnis in der Spielstärke gerechtfertigt und hat die Anregung dazu ausschließlich von dem Vorgabe nehmenden Spieler auszugehen. Von manchen Vorgaben, wozu auch die des Springers b1 zu rechnen ist, gilt überdies die Weisheitsregel: Timeo Danaos et dona ferentes.

2) Die nachfolgende, ganz im Geiste des amerikanischen Meisters geführte Partie entnehmen wir einer der jüngsten Nummern der Illustrierten Zeitung, welche

dieselbe zuerst veröffentlicht hat. Die Verantwortlichkeit hinsichtlich der Authentizität derselben müssen wir bei dem nicht allzu seltenen Auftreten angeblich Morphy'scher Partien unserm Gewährsblatte überlassen.

3) Dieser Zug gilt zwar für der beste; gleichwohl dürfte praktisch 4. . . . Lf8-g7, welches genügt und sicherer ist, vorzuziehen sein.

4) Das Springeropfer führt zum sogenannten Muzio-gambit, einer ganz besonders lebhaften Partie, welche indessen meistens durch 5. 0-0 eingeleitet wird.

5) Das Nichtvorhandensein des Springers b1 hat eine schnellere Wirksamkeit des Turmes zur Folge.

6) Ein acht Morphy'scher Zug. Schwarz darf den Bauern natürlich nicht nehmen.

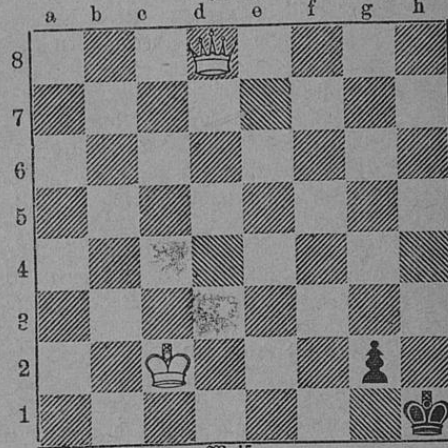
7) Fehlerhaft wäre 21. . . . Ke8-f8 wegen 22. Tg7-g8+, Kf8-g8; 23. e6-e7+ nebst 24. e7-e8D. Die Verwertung des Turmes, welche den Gewinn erzwingt, ist sehr geistvoll und des gerade durch die feine Führung dieses Steines sich auszeichnenden Meisters durchaus würdig.

8) Da Turm und Springer durch den gegnerischen Turm gefesselt werden, kann Schwarz das Vorschreiten der Bauern nicht hindern.

Aufgabe Nr. 75

(Lucena Nr. 71, v. d. Vinde I. S. 260).

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an und giebt in drei Zügen Matt.

Lösung von Aufgabe Nr. 73.

Weiß.	Schwarz.
I. 1. Lf4-d6+	Kf8-g8
2. Le4-f7+	Kg8-h7
3. De2-d3+	Lf3-e4
4. Dd3-e4+	g7-g6
5. De4-g6#	
II. 1.
2. Le4-f7+	Kg8-f7:
3. De2-e6#	
III. 1.	Dd8-e7
2. De2-e7+	Kf8-g8
3. De7-f7+	Kg8-h7
4. Le4-d3+	Lf3-e4
5. Ld3-e4#	
IV. 1.	Dd8-d6:
2. De2-e8#	

Wichtig angegeben von: J. v. S. und D., hier; Schmitz in Willich.

Briefkasten.

J. v. S., hier und Schm. in Willich. Lösung von Nr. 74 ist richtig.

J. v. S. hier: 1. De2-f3: führt bei Aufgabe Nr. 73 nicht zum Ziele; beispielsweise kann das Matt durch 1. . . . Lb6-d4+ hinausgeschoben werden.

Σ

Sonntagsblatt.

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. F i n k.

Druck u. Verlag der Aktien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt“ in Düsseldorf.

Nr. 44.

Sonntag, den 29. Oktober.

1882.

Zweiundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus XXII, 15—21.

Inhalt: Jesus belehrt die Pharisäer, daß man schuldig sei, Steuern und Abgaben der rechtmäßigen Obrigkeit zu entrichten, dabei aber auch die Pflichten gegen Gott genau zu beobachten.

Zum Allerheiligenseste. Sursum corda!

Auf, mein Geist, erschwinde dich
Hin zu Gottes heil'gem Thron!
Auf, mein Herz, erfreue dich
An der Sel'gen hehrem Chor!
Schau' mit innigem Entzücken,
Wie der Herr die Seinen liebt,
Die für ihn stets kämpften, stritten:
Er sich selbst zum Lohne giebt.

Dort, in ew'ger Herrlichkeit
Findet Unschuld ihren Lohn;
Dort, im Meer von Seligkeit
Schweigt der Buße Klage-ton.
Aller Leiden Behnntflänge
Bösen in Triumph sich auf;
Ewig tönen Festgesänge,
Da vollbracht — der Pilgerlauf.

Was noch nie ein Aug' geseh'n
Und noch nie ein Ohr gehört,
Selbst das Herz nicht konnt' versteh'n,
Giebt Gott dem, der ihn geliebt.
Unermeßlich ist die Bönne,
Ist der Liebe Seligkeit,
Da, weit schöner als die Sonne,
Sie ergläht in Ewigkeit.

Engellied und Festgesang
Tönt in aller Munde dort;
Heil'ger Jubel, Harfenklang
Süß erklinget fort und fort:
„Heilig dir, Jehova!“ singet
Bönnentzücht der Sel'gen Schar,
„Heilig, über heilig, klinge
Unser Loblied immerdar!“

Erdensohn, ermanne dich,
Aufwärts strebe, himmelwärts,
Bis die Palme neiget sich
Auch zu dir und deckt dein Herz!
Gottesfriede sei dein Leben,
Liebe deiner Sehnsucht Ziel;
Nicht zum Himmel all dein Streben,
Wirk' des Guten nur recht viel!

Auf, mein Geist, erschwinde dich
Hin zu Gottes heil'gem Thron!
Auf, mein Herz, erfreue dich
An der Sel'gen hehrem Chor!
O Lamm Gottes, hab' Erbarmen,
Höre unser heißes Fleh'n,
Jesus hilf, ach hilf uns Armen,
Laß auch uns dein Antlitz seh'n!

S. G.

Mehr und mehr naht das Kirchenjahr seinem Ablaufe und stellt uns hierin jenen großen Ablauf der Zeiten und Kreaturen selbst vor, nach welchem Gott wieder „alles in allem sein wird“ (I. Kor. 15, 18.) „und wir einen neuen Himmel und eine neue Erde erwarten“ (II. Petr. 3, 13.). Uns bereitet den Grenzen dieses Lebens entrückend und jenseit der Gräber in die Ewigkeit versetzend, öffnet sie unserer Hoffnung und Sehnsucht in dem gemeinsamen Festtage aller Heiligen (I. Job.), jener seligen Scharen, „die niemand zählen kann“, auf einen Augenblick schon die Pforten des Himmels, um den Triumph der Vollendeten zu schauen. Dieser soll unser Herz erquickern und unsern Geist zum höchsten und edelsten erheben. Auch die Heiligen haben einst gerungen und gekämpft; jetzt genteken sie dafür ihren Lohn in ewiger Seligkeit bei Gott. Mit weiser Absicht ist daher auch ihr Fest gerade in diese Jahreszeit verlegt worden. Es soll erinnern, daß, wie Gott die irdischen Mühen und Arbeiten mit den Früchten des Herbstes lohnt, er eben so das Mühen und Arbeiten in seinem Reiche und für dasselbe, jeden heißen Kampf und jede geprüfte Tugend lohne. Wir wollen heute empor blicken zum Reiche der Seligen, zum Lande, wo Klarheit und Friede wohnt, und die großen Beispiele schauen, die uns hier leuchten, die großen Bahnen, die zurückgelegt, und die schönen Wege, die gegangen, die hohen Siege, die errungen, die himmlischen Preise, die erkämpft worden sind. Die Vollendeten rufen uns zu: „Folget unserm Beispiele, wie wir dem Beispiele Christi gefolgt sind“ (I. Kor. 11, 1.).

Der Introitus der heutigen Messe ruft zur Freude auf: „Freuen wir uns alle im Herrn, indem wir den festlichen Tag zur Ehre aller Heiligen feiern, über deren Beherrschung selbst die Engel sich freuen und den Sohn Gottes preisen.“ Die Epistel führt uns mit dem entzückten Johannes in die Ewigkeit selbst hinüber..... „Nach diesem sah

ich eine große Schar, die niemand zu zählen vermochte, aus allen Nationen und Geschlechtern, Vätern und Sprachen; die standen in weißen Kleidern und mit Palmen in ihren Händen vor dem Throne und vor dem Lamm. Und sie riefen mit lauter Stimme und sprachen: „Heil unserm Gott, der auf dem Throne sitzt, und dem Lamm!“ Alle Engel standen um den Thron und um die Aeltesten und um die vier Lebendigen, und fielen vor dem Throne auf ihr Angesicht, beteten Gott an und sprachen: „Amen! Lob und Ehre, Weisheit, Dank, Preis, Macht und Stärke sei unserm Gott in die Ewigkeiten! Amen!“ (Offenb. 7, 2—12.) Welche aber vor Gott stehen und ihm singen, das sagt uns das Fest-Evangelium (Matth. 5, 2.—12.), wo der Heiland uns die sogenannten acht Seligkeiten verkündigt. Die aber, die selig sind, die wohnen im Frieden. Darum sagt das Offertorium: „Die Seelen der Gerechten sind in Gottes Hand, und keine Qual rühret sie an; in den Augen der Unverständigen scheinen sie zu sterben; sie sind aber im Frieden“ (Weisb. 3, 1.—3.).

Alles, was heute die Kirche betet und lehret, soll uns lebhaft vorstellen die Gemeinschaft der Heiligen, d. h. derjenigen, die in Liebe und Gnade vereinigt sind zu einem großen Körper, dessen Haupt Christus ist. Dieser Lebensverkehr findet aber in vierfacher Weise statt. Zuerst als Verkehr der Lebenden mit den Lebenden in der Kirche auf Erden; denn die Wahrheit, daß die auf Erden Lebenden einander bestehen können und sollen, liegt am Tage, und so mahnt auch der Apostel: „Betet für einander, damit ihr gerettet werdet“ (Jac. 5). Ein zweiter Lebensverkehr besteht zwischen den Abgeschiedenen; denn sonder Zweifel beten die Heiligen im Himmel für diejenigen, die noch im Fegfeuer zurückgehalten werden, weshalb es auch in der Vorzeit Sitte war, die Toten in solchen Kirchengebäuden beizusetzen, die über dem Grabe eines Martyrers erbaut waren, um sie dadurch gleichsam dem Schutze dieses anzuvertrauen. Gleichermassen gewiß ist es, daß die dritte Seite jenes Lebensverkehrs der Bestand ist der den Lebenden von den Abgeschiedenen geleistet wird; denn die seligen Bürger des Himmels sind ihrer Brüder auf Erden eingedenk, besonders wenn diese ihre Tugend und Heiligkeit nachzuahmen suchen, worin ja auch die eigentliche Verehrung der Heiligen besteht; so wird selbst im alten Bunde schon von einem Propheten im Simbus (Jeremias) berichtet: „Dieser ist es, der emsig betet für das Volk und die ganze heilige Stadt“ (II. Macch. 15). Es erübrigt daher noch, daß hinwiederum die Lebenden den Abgeschiedenen im Purgatorium beistehen. Zur Ausübung dieser Liebespflicht giebt uns die Kirche bald Gelegenheit. Sogleich nach dem letzten Segen bei der Vesper am Allerheiligen-Tage fängt sie den

Allerheiligen-Tag

an und läßt unsere Liebe auch einen Blick in die düsteren Räume jener leidenden Seelen thun, welche hienieden zwar den Herrn gläubig geliebt, jedoch versäumt haben, durch Buße und gute Werke sich von den geringeren Sündenmakeln zu reinigen;

steiget aber zugleich selbst, zumal an diesem Tage, wie einst der Erlöser in die Vorhölle der Väter, mit ihren Fürbitten, mit ihren Opfern, mit ihren Segnungen und guten Werken in jenen Ort der Sehnsucht und der Peinen hinab, um den Armen Erlösung und Binderung zu bringen. Alles wird in die Farbe der Trauer gehüllt, die Altäre mit schwarzen Tüchern behängt, die Totenkerzen angezündet, in die Kirche ein schwarzer Sarg gestellt, bedeckt mit einem Leichentuche, und in diese Verwandlung hinein fangen die Totenvigilien an dumpf zu tönen. Die liebende Mutter trauert um ihre entschlafenen Kinder. Auch die Natur beteiligt sich an dieser Trauer. Die meisten Blumen sind schon zu Grabe gegangen, gelb fallen die Blätter von den Bäumen, häufige Nebel trüben den sonst so heiteren Himmel, die Felser werden mit Reif überzogen, ein Hauch der Vernichtung weht schon über die Fluren hin. Das kalte Bild des Winters erscheint allmählig, die Natur stirbt, und über die ganze Schöpfung breitet sich ein Bahlruch aus. Nur zwei Blumen sind noch übrigt geblieben, die Aster und die Immortelle; aber es sind Totenblumen, die nur die Bestimmung haben, der sterbenden Natur einen Totenkranz zu flechten und ihr großes, weites Leichentuch zu schmücken.

Nachdem die Kirche sich in Trauer gehüllt, erlöbuen klagend und bittend die Totenbetten. Nach jedem Psalme wiederholt sich stets die Bitte: „Herr, gib den Entschlafenen die ewige Ruhe, und Dein ewiges Licht leuchte ihnen!“ Mit den Psalmen werden Lesungen aus Job verbunden, die sich auf Tod und Gericht beziehen. Nach den Totenbetten geht man singend und betend aus der Kirche auf die Gräber, welche heute geschmückt und aufgeschmückt sind zur Andeutung der Auferstehung der Toten. Jedes liebende Herz sucht und findet hier ein ehemals eben so treu und innig liebendes Herz, das nun, ach! nicht mehr schlägt und der Berührung preisgegeben ist. Aber nicht aufgehoben ist die innige Gemeinschaft, nicht abgeschnitten das heilige Seelenband. Durch Christus stehen wir mit den Toten in fortwährender Verbindung, ununterbrochen dauert der lebendige Verkehr, immer und immer die Liebe, das Gebet und das Flehen für einander.

Hat der Priester auf dem Gottesacker die gemeinschaftlichen Gebete vollendet, dann sucht jeder die Gräber seiner geliebten Angehörigen auf und stellt sich zu denselben. Hier stehen Eltern um das Grab ihrer Kinder, dort Kinder um das Grab ihrer Eltern. Andere, Jünglinge, Jungfrauen, Männer und Weiber, stehen um die Gräber der Brüder, Schwestern, der Freunde und Auerwandten. Ach! wenn wir erst auf den Gräbern lernen, was Liebe ist! Reichlich fließen Thränen der Liebe, der Reue, der Vergebung; bliebe nur als Eindruck jene heilige Trauer zurück, die notwendig ist zum ewigen Leben!

Am Tage Allerheiligen tritt der Priester im schwarzen Messgewande an den Altar. Der Introitus der Messe enthält die Bitte: „Gib ihnen die ewige Ruhe, und Dein ewiges Licht leuchte ihnen!“ Die Oratio lautet: „Gott, Du Schöpfer und Erlöser

aller Gläubigen, verleihe den Seelen Deiner Diener und Dienerinnen Nachlaß aller ihrer Sünden, damit sie die Barmherzigkeit, die sie immer gehofft haben, durch fromme Bitten erlangen, der Du lebest und regierest u. s. w.“ Die Epistel ist der herrliche Abschnitt aus II. Kor. 15, 51.—57. und spricht so tröstend von Auferstehung und Verherrlichung: „... denn dieses Verwesliche muß Unverweslichkeit anziehen und dieses Sterbliche Unsterblichkeit. Wenn aber dieses Sterbliche Unsterblichkeit angezogen hat, dann wird in Erfüllung gehen, was geschrieben steht: „Verschlungen ist der Tod im Sieg! Wo ist dein Stachel, Tod? wo ist dein Sieg, o Hölle? Des Todes Stachel ist die Sünde; der Sünde Macht ist das Gesetz. Aber Gott sei Dank, der uns den Sieg verliehen hat durch Jesus Christus, unsern Herrn.“

Die Sequenz enthält das fürchterlich erhabene Dies irae, wofür der Choral eine unnachahmliche, ebenso fürchterlich erhabene Melodie hat. Der Tag des Gerichtes scheint schon in seiner ganzen entsetzlichen Wirklichkeit da zu sein, wir sehen die Toten aus den Gräbern erstehen, wir sehen das Nahen des Richters auf den Wolken des Himmels, hören den schauerlichen Schall der Posaune, wie er durch die Gräber dringt; unser Ohr vernimmt es, wie es rauschet von einem Pole zum andern, und wie die Elementarwelt vergeht, und die Menschheit nahe sich zitternd dem Richter, der auch das verborgenste im Buche seiner Allwissenheit aufbewahrt, um darüber am großen Tage zu richten; wir vernehmen die Klagen der Bösen und das Frohlocken der Frommen. Diese unübertrefflich schöne Dichtung ist von dem Franziskaner Thomas Cellano. In den meisten Gemeinden dauert die Totenfeier acht Tage lang. Und wenn an diesen Tagen abends die Hände von der Arbeit ruhen, wenn die fromme Familie sich versammelt hat im stillen trauten Kreise, hör! da tönt die schauerliche Totenglocke, und die alten wehmütigen Gefühle und die innigen Gebete kehren wieder. Aber diese Gefühle sind immer weniger schmerzlich, denn durch sie zieht ein leiser Schauer der Ewigkeit, eine seltsame Ahnung des unsterblichen, seligen Lebens, das kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, und wo ein unvergängliches Wiedersehen sein wird.

Fünf Regeln für Arbeiter.

Fast überall giebt es Vereine, die auf ihr Programm geschrieben: Hebung des Arbeiterstandes in materielle und geistige Beziehung — und das Streben solcher Vereine kann man nicht tabeln, so lange sie nur rechtmäßige Mittel gebrauchen, um ihr Ziel zu erreichen; denn die Lage des Arbeiterstandes ist wohl nirgends in der Welt so befriedigend, daß eine Besserung derselben nicht möglich und nicht sehr zu wünschen wäre. Indessen thun die Vereine allein noch lange nicht alles, und wenn du, Arbeiter, dir nicht auch selbst zu helfen suchst, so magst du allen Arbeitervereinen der Welt angehören, deine Lage wird nach wie vor eine armselige bleiben. Und was soll ich denn thun? fragst du. Das eben will ich dir kurz und klar anzei-

andersehen. Sind die Regeln auch ganz einfach, die dir da vorgeschrieben werden, so sind sie deshalb nicht minder bewährt.

Erste Regel: Du mußt beten, damit der liebe Gott deine Arbeit und dich bei der Arbeit segne. Darauf achten leider manche Arbeiter sehr wenig. Sie vergessen, daß man mit Gottes Segen in einem Tage mehr zu Stande bringt, als ohne diesen Segen in einer Woche. Sie vergessen, daß die Arbeitskräfte vom lieben Gott herkommen und daß der liebe Gott sie ihnen erhalten muß. Sie vergessen, daß auch die Lust zur Arbeit eine Gabe Gottes ist, die sie ohne Gebet nicht erlangen. — Wenn ich aber sage, du sollest beten, so müte ich dir damit nicht zu, immer auf den Knien Gott anzurufen — das ist nicht nötig; es genügt, wenn du des Morgens und des Abends, vor und nach der Mahlzeit und auch beim englischen Gruß dein Herz zu Gott erhebst, des Sonntags dem Gottesdienste beizuhelfen und von Zeit zu Zeit, wenigstens an den höchsten Feiertagen, zu den hl. Sakramenten gehst. Wenn du dann noch deine Arbeit und deinen Schweiß dem lieben Gott aufopferst, dann ist er mit dir zufrieden, und sein Segen wird dir gewiß nicht mangeln — du weißt es ja noch aus deinem ersten Lesebuch:

An Gottes Segen
Ist Alles gelegen.

Zweite Regel: Du mußt fleißig und gut arbeiten; dann wird es dir selten an Arbeit fehlen, und fehlt's nicht an Arbeit, dann fehlt's nicht an Verdienst, wenn er auch manchmal nicht so groß ist, als er von rechtswegen sein sollte. Den fleißigen Arbeiter zieht man dem trägen billig vor, und zu dem, der gute Arbeit liefert, kommen die Kunden zurück, während ein Pflücker sie nur einmal hinter's Licht führt.

Dritte Regel: Du mußt deine sauer verdienten Thaler sparen, sie zurücklegen für deine Kinder und für dich selbst zur Zeit der Not. Was du für eine kräftige Nahrung und standesgemäße Kleidung verausgabst, das ist nicht verschwendet; du kaufst dir auch am Sonntag nach der Vesper in froher Gesellschaft ein Glas Bier gönnen und ein Spielchen machen, aber du sollst nicht blauen Montag feiern, nicht deinen Verstand am Glase hängen lassen, nicht in einer Stunde den Gewinn einer ganzen Woche im Kartenspiel hingeben — denn auf solche Weise wirst du nie auf einen grünen Zweig kommen, wenn du auch, wie gesagt, allen Arbeitervereinen der Welt angehörtest.

Vierte Regel: Du mußt Ordnung halten in deinem Hauswesen, indem du auch das Kleine achtest, indem du deine Einnahmen und Ausgaben aufzeichnest, um sie vergleichen zu können und etwa Ueberflüssiges wegzulassen, indem du dich nicht auf unsichere Spekulationen einlässest, indem du etwaige Aktienstücke oder Dattungen sorgfältig aufbewahrst und dergleichen mehr. „Halte die Ordnung aufrecht,“ sagt ein altes Sprichwort, „und die Ordnung wird dich aufrecht halten.“

Fünfte Regel: Du mußt jede Gelegenheit benutzen, um deine Kenntnisse aufzufrischen und zu vermehren. Ich will damit nicht sagen, du sollest

ein Gelehrter werden, das magst du nicht und brächtest es auch kaum zustande. Aber Lesen, Schreiben und Rechnen sind Dinge, die ein jeder Arbeiter kennen und nie verlernen soll — und heutzutage besonders sind sie unentbehrlich. Wie traurig für dich, wenn du immer fremde Hilfe beanspruchen mußt, um einen Brief zu lesen oder zu schreiben, wenn du deine Einnahmen und Ausgaben nicht einmal berechnen kannst; dann bedarf es ja weiter nichts, um dich zu betrügen, als nur der Wille dazu, und der ist nicht selten. Wie traurig aber erst recht, wenn du zu deiner Unterhaltung nicht einmal ein Buch lesen kannst und so fast nothgedrungen dem Wirtshaus deine Schritte zuwenden mußt, wenn du dich ein wenig unterhalten willst! — Benutze also jede Gelegenheit, die sich dir bietet, um dich im Schreiben und Rechnen auszubilden, und um durch eine nützliche Lektüre oder auf andere Weise auch deine sonstigen Kenntnisse zu vermehren. Jedoch muß ich dir auch ganz dringend ans Herz legen, nur gute Bücher zu lesen; denn schlechte Bücher sind wie schlechte Freunde, die denjenigen verderben, der mit ihnen umgeht. Du darfst fest überzeugt sein, daß du all' das Gute, das du in schlechten Büchern lernen könntest, auch in guten Büchern findest, und gute Bücher jeglicher Art giebt es so viele, daß man nicht einmal die einfach guten lesen sollte, um Zeit für die besten zu behalten. Wenn du aber reinen Honig im Ueberfluß haben kannst, wäre es da nicht eine Thorheit, nach Honig, der mit Gift vermischt ist, zu suchen? Darum sei vorsichtig und lasse dir von erfahrenen, braven Männern die Bücher anzeigen, die du lesen und vielleicht auch kaufen sollst, damit nicht die Lektüre für dich eine Quelle des Verderbens werde. Der beste Ratgeber in diesem Punkte wird in den meisten Fällen dein Seelsorger sein; wende dich an ihn.

Die Kinder des Neides.

Der Neid ist eine Betrübnis über den Ruhm eines andern. Sein Ziel ist die Verminderung oder Vernichtung dieses Ruhmes. Die nun aus jener Betrübnis hervorgehenden und auf jenes Ziel gerichteten Sünden nennen wir nach dem Vorgange des h. Thomas Kinder des Neides. Daß der Neid nicht ohne Nachkommenschaft bleibe, lehrt schon der h. Chyrian, Bischof von Cartago, der ihn eine Wurzel des Bösen, eine Pflanzschule der Vergehen nannte.

Welche sind denn die Kinder des Neides?

Der h. Thomas folgt in ihrer Aufzählung dem h. Gregorius, und bringt sie seinem gewohnten Scharf Sinne gemäß in folgende psychologisch richtige Ordnung. In dem Bestreben des Neides, sagt er, ist etwas wie ein Anfang, etwas wie eine Mitte und etwas wie ein Ende. Der Anfang nämlich ist, daß der Neidische den Ruhm eines andern zu verkürzen sucht, entweder im Geheimen, und so ist es die Ohrenbläserei, oder öffentlich, und dann ist es die Ehrabschneidung. — Die Mitte aber ist, daß Jemand, der den Ruhm eines andern vermindern will, dieses entweder kann, —

und so entsteht seine Freude über das Unglück desselben; oder es nicht kann, — und so entsteht seine Trauer über das Glück desselben. — Das Ende aber besteht im Haß; denn so wie das Gute, was uns erfreuet, Liebe bewirkt, so bringt die Betrübnis (die uns ein anderer verursacht) Haß hervor. So hätten wir also die Namen und den Stammbaum jener häßlichen Sittschafft, deren einzelne Glieder wir jetzt betrachten wollen.

1. Die Ohrenbläserei. Schon der Name dieses Fehlers deutet an, daß er im Geheimen wirke, von Ohr zu Ohr. Ein Beispiel: Luzius bemerkt, daß Titus bei dem Apollo in eben so hohem oder noch höherem Ansehen stehe, als er selber. Das stößt dem neidischen Luzius quer. Er sinnt auf Bosheit und wartet auf eine günstige Gelegenheit, um den Titus zu verkleinern. Da ist er wieder beim Apollo, und dieser weiß nicht Lobendes genug über den Titus zu sagen. Das ist dem Luzius unerträglich, sein Angesicht wird blaß, und so wie die Schlange zischend ihr Gift von sich giebt, so hebt er leise an: Aber weißt du auch wohl, was Titus früher hat auslaufen lassen, und daß du ihm deshalb nicht zu viel trauen darfst? — Apollo: Was denn? Luzius: Das — und das. Apollo: Ja — wenn ich das gewußt hätte u. s. w. Somit ist das Ansehen des Titus beim Apollo bedeutend gemindert und Luzius ermangelt nicht, bei der nächsten Gelegenheit wieder etwas Aurrückiges von Titus zu erzählen, — und so weiter, bis er jenes böllig untergraben. — Das war zunächst ein Beispiel von der Ohrenbläserei im weiteren Sinne, wie der h. Thomas sie faßt, nach dem man sich dieses Fehlers schuldig macht, so oft man irgend etwas Nachtheiliges im Geheimen anschläft, um das Ansehen des Nächsten zu schwälern.

Im engeren Sinne macht sich derjenige der Ohrenbläserei schuldig, der einem andern das im Geheimen zubläst, was ein Dritter demselben zuwider gesagt oder gethan hat. Auch hiervon ein Beispiel: Cornelia und Rosalia dienen bei derselben Herrin. Diese ist mit beiden wohl zufrieden, und schenkt ihnen zu Neujahr ein Kleid von demselben Stoffe und von derselben Farbe. Das ist der Cornelia gar nicht recht, indem sie doch vor ihrer Mitschwester große Bevorzugung zu verdienen meinte. Auch scheint ihr sogar nach verschiedenen Aeußerungen der Herrin, daß Rosalia bei derselben noch höher angeschrieben sei, als sie selber. Darum sieht sie von jetzt an ihre Mitschwester nur mit schalkhaftem Auge an, und ihr Herz sinnt auch nichts gutes. Die Rosalia muß ausgestochen werden, ja sie muß fort. Und nun soll sie nach Cornelien's Ausgabe bald dieses, bald jenes zum Nachteil der Herrschaft gethan, bald dieses, bald jenes wider dieselbe gesagt haben. Die Hausfrau glaubt es und kündigt der Rosalia den Dienst kurz vor der Zeit, so daß sie für das erste halbe Jahr keinen neuen Dienst wieder bekommen kann. Wer wird nun daran zweifeln, daß Cornelia durch ihre Ohrenbläserei eine schwere Sünde begangen und der Rosalia zum Erlaße verpflichtet sei? — Verflucht, sagt

der h. Geist Eccl. 28, 25., ist der Ohrenbläser und zweizlingige Mensch.

2. Die Ehrabschneidung. Während der Ohrenbläser eine gewisse Heimlichkeit und Zurückhaltung bei der Mitteilung der wirklichen oder erdichteten Fehler des Nächsten beobachtet, so posant der Ehrabschneider sie öffentlich aus, um die Ehre und den Ruhm des Nächsten zu verbunkeln, zu verkleinern oder vollends zu zerstören. — Da glauben nun manche, bloß dieses sei Ehrabschneidung und Sünde, wenn man etwas Erdichtetes sage, das man Verläumdung nennt; aber von dem wahren Bösen, auch wenn es noch nicht bekannt sei, dürfe man ungescheut reden, gleich als wenn die übele Nachrede keine Sünde sei. Aber mit Nichten: „Was du nicht willst, was dir geschehe, das thu' auch keinem andern.“ — Daß aber jedes Neben über die Fehler des Nächsten, auch wenn sie den Hörenden hinlänglich bekannt sind, Sünde sei, wenn es aus Neid hervorgeht, daran zweifelt niemand. — Schon an und für sich ist die Ehrabschneidung der Liebe mehr zuwider, als der Diebstahl, weil die Ehre nach dem h. Alphonsus ein höheres Gut ist, als das Geld und andere materielle Dinge. Ist sie aber aus Neid geboren, so ist auch ihre Bosheit viel schwärzer. Und doch tritt sie als solche gar nicht selten hervor.

Ein Beispiel: Da kommt ein Handwerker gerade in ein Haus, in dem nicht er, sondern ein anderer Meister arbeitet. Man zeigt ihm verschiedene Arbeiten und lobt sie. Das erregt seinen Neid. Und siehe, nun weiß er an der Arbeit seines Mitbruders allerlei anzufügen; ja nun soll sie sogar nicht ehrlich gemacht, nicht preiswürdig sein; und hier und dort soll er es auch so gemacht und sich bereits ausgearbeitet haben. Und wenn nun der neidische Mann seinen Mitbruder durch solche Ränke um einen guten Kunden und um seine Arbeit bringt, kann er dann nicht wohl mit schwerer Schuld und mit der Pflicht des Schadenersatzes belastet sein?

Aber man wolle ja nicht glauben, daß eine solche niedrige, gemeine Sünde bloß bei den gewöhnlichen Leuten zu Hause sei. Abgesehen davon, daß sie auch in den vornehmen Zirkeln gebildeter Herren vorkomme, die, so sehr sie auch auf Moralität Anspruch machen, dennoch jeden Abend die Sünde der Ehrabschneidung „hereintrinken wie Wasser“, — so kommt jene Ehrabschneidung, welche aus Neid hervorgeht, in allen Ständen vor.

Da spricht man z. B. in einer Gesellschaft von einem jungen Beamten mit Bewunderung, weil er so schnell im Amte gestiegen. Man rühmt seine Talente, seinen Fleiß und seine Ordnungsliebe. Und siehe, nun glaubt sich gleich ein anderer verdunkelt und spricht von Schmeicheleien und geheimen Ränken, durch welche jener den gemeinschaftlichen Oberherrn auf seine Seite gezogen. Und weil man das Böse so leicht glaubt, so hat's mit dem Rühmen auch sofort ein Ende.

Da staunt man über die mutigen Unternehmungen und glücklichen Erfolge eines Geschäftsmannes, und es fehlt kaum etwas, daß man ihn für den reichsten Mann in der Umgegend erklärt. Das

bringt die Galle des ehrsüchtigen Neiders in Bewegung. Er fängt an zu husten, bedenklich die Achseln zu ziehen und höhnisch zu lächeln. Und nachdem er also die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich gezogen, speit er das Gift der Verläumdung aus, spricht von Betrügereien und ungerechten Prozessen, und so ist's um den Ruhm des Gefeierten geschehen.

Wollten wir aber von Ehrabschneidungen der Frauen und Jungfrauen reden, die sie in ihren abendlichen Zusammenkünften aus Neid gegen die Tugend und Frömmigkeit, gegen die Geschicklichkeit und Schönheit, ja gegen die Kleider ihrer Mitschwestern begehen, — sollten wir von allen jenen läßlichen und schweren Sünden reden, die oft genug nicht einmal beachtet werden, so würden wir gar nicht zu Ende kommen. Deshalb gehen wir hierber kurz hinweg, um nunmehr von einer andern Ausgeburt des Neides zu reden, die sich als ein Zwillingsspaar gestaltet. Wir meinen nämlich

3. die Freude beim Unglück und die Trauer beim Glück des Nächsten. Der gute Christ freut sich mit den Fröhlichen, und trauert mit den Weinenden. Vom ruhsüchtigen Neider gilt das gerade Gegenteil.

(Schluß. folgt.)

○ Gedanken der Heiligen für alle Tage des Jahres.

29. Okt. Diejenigen sind undankbar, welche Gott nicht als ihren Wohlthäter erkennen und ihn nicht, wie wahre Diener ihren Herrn, fürchten.

(Hl. Ambrosius.)

30. Okt. Außer Gott und seiner heil. Liebe soll man wenig und das Wenige noch wenig wünschen.

(Hl. Franziskus von Sales.)

31. Okt. Wahre Andacht ist die Neigung des Willens zu Allem, was zum Dienste Gottes gehört.

(Hl. Thomas von Aquin.)

1. Nov. Es ist Ein Geist, der uns wieder geboren hat und bewirkt, daß wir Einen Körper bilden. Ja, es ist nicht nur Ein Geist, der uns getauft hat, sondern es ist auch Eins, wozu er uns getauft hat. Denn wir sind nicht getauft worden, damit wir verschiedene Leiber ausmachten, sondern, daß wir Alle Einen Leib ausmachen sollten.

(Hl. Chrysostomus.)

2. Nov. Seien wir versichert, daß vom Gebete unser ganzes Heil abhängt; vom Gebete hängt die Lebensänderung und der Sieg über die Versuchungen ab; durch das Gebet erwirbt man die göttliche Liebe, die Vollkommenheit, die Beharrlichkeit und die Seligkeit. (Hl. Alphonsus v. Liguori.)

3. Nov. Der Betende muß wie zu einer Kapittelsitzung alle seine Gedanken und Neigungen zusammenrufen und mit dem hl. Bernard zu ihnen sagen: Kommet und laßt uns hinaufsteigen zum Berge des Herrn und er wird uns seine Wege lehren und wir werden im Lichte des Herrn wandeln.

(Hl. Thomas v. Villanova.)

4. Nov. Bei Erkaltung der heil. Liebe tritt vor Gott ein stummes Schweigen deines Herzens ein; aber die lebendige Flamme der Liebe ist ein

fortwährender Schrei des Herzens zu Gott. Darum wenn du die Liebe bewahrst, so macht sich keine Stimme vor Gott vernehmbar, du verlangst nach ihm und betest immer. (Hl. Augustinus.)

Das Gewitter.

Unter diesem Titel veröffentlicht der bekannte amerikanische Humorist Mark Twain eine amüsante kleine Studie, die wir zum Teil hier wiedergeben wollen.

Mr. Mac Williams, der einigermaßen unter dem Pantoffel seiner schönen Hälfte senkt, hat im Sommer mit Frau und Kindern einen Landaufenthalt genommen in einem lieblichen Cottagehäuschen der Bergregionen von New-Jersey. Er schildert selbst die Scene, welche er in einer Nacht während dieser Villegiatur mit seiner Gattin erlebte.

Ich erwachte von dem lauten Ruf: „Mortimer! Mortimer!“ konnte jedoch bei der tiefen Finsternis ringsumher Nichts erkennen und erwiderte schlaftrunken: „Evangelium ruffst Du mich? Was giebt es? Wo bist Du?“

„Ich bin hier, in dem kleinen Kämmerchen, wo wir das Schuhwerk und die Koffer aufbewahren. Schämst Du Dich nicht, wie ein Bär zu schlafen während dieses furchtbaren Gewitters?“

„Ach beruhige Dich nur, es wird nicht so schlimm sein. Du bist immer gleich zu ängstlich. . .“

„Mortimer!!“

„Großer Gott, was ist denn nur los, mein Ländchen?“

„Wie, Du wagst noch immer im Bett zu bleiben?“

„Ja gewiß.“

„Steh' augenblicklich auf! Es ist Deine Pflicht, für Dein Leben besorgt zu sein, wenn nicht um Deinetwillen, so doch für Deine Frau und Deine Kinder!“

„Aber, Liebes Kind. . .“

„Schweig, Mortimer. Du weißt, daß während eines Gewitters das Bett der gefährlichste Aufenthalt ist — das steht in allen Büchern, und doch bleibst Du im Bette liegen, bloß um mich zu ängstigen.“

„Aber, zum Geier! ich bin ja gar nicht mehr im Bett, ich bin. . .“ (hier wurde meine Rede durch einen hellflamenden Blitz unterbrochen, dem ein lauter Schrei von Mrs. Mac Williams und ein heftiger Donner Schlag folgte.)

„Jetzt siehst Du's Mortimer, wie kannst Du Dich unterfangen, in einem solchen Moment zu fluchen?“

„Aber ich habe ja gar nicht geflucht.“

„Wie kann man nur so lügen! Und Du weißt doch, daß kein Blitzableiter auf dem Hause ist, und daß Dein Weib und Deine Kinder keinen anderen Schutz haben, als den der göttlichen Vorsehung und Barmherzigkeit. Was thust Du denn da? Ich glaube, Du streichst mit einem Zündhölzchen an der Wand? Du bist wohl verrückt?“

„Nun, was soll denn das schaden? Hier ist es ja so finster wie in einem Backofen.“

„Dösch! das Zündholz sofort aus, hörst Du?“

Du willst wohl unser Leben gefährden? Du weißt doch, daß nichts den Blitz leichter anzieht, als das Licht!“ (Schlisch, zing, zing, humbum, berrumbum!) „Hörst Du? Du siehst, was Du angerichtet hast!“

„Ich sehe gar nichts. Vielleicht ist es möglich, daß ein Streichholz den Blitz anzieht, aber nur nicht, wenn es einmal gezündet hat.“

„Aber ich bin überzeugt, daß es irgendwo eingeschlagen hat. Ach! ich fühle, daß wir den Morgen nicht erleben werden. . . Mortimer! . . .“

„Nun, was ist denn schon wieder los?“

„Deine Stimme klingt mir so entfernt. Mortimer, solltest Du etwa gar vor dem Kamin stehen?“

„Ganz recht, dieses Verbrechen mache ich mich eben schuldig.“

„Dann entferne Dich gleich von dort. Du willst uns alle wohl umbringen? Ein offener Kamin ist der beste Leiter für den Blitz. Wo bist Du jetzt.“

„Am Fenster.“

„Um Gotteswillen! Hast Du denn den Verstand verloren? Jedes kleine Kind weiß, daß es gewissen Tod bringt, wenn man während eines Gewitters am Fenster steht. Ach! ich sterbe diese Nacht noch vor Angst. Was ist das für ein Geräusch?“

„Ich suche meine Kleidungsstücke.“

„Der Mann ist wahnsinnig! Wirf sie augenblicklich weit weg! Du weißt doch, daß allen Autoritäten zufolge die wollenen Stoffe den Blitz anziehen. Ich glaube gar, Du fängst? Wo denkst Du hin?“

„Was in aller Welt soll denn das wieder schaden?“

„Mortimer, ich habe Dir doch hundertmal gesagt, daß man beim Singen eine Lusterschüttierung hervorbringt, welche den elektrischen Strom unterbricht. Um's Himmelswillen, weshalb öffnest Du denn die Thüre?“

„Zum Kuckuck, das ist doch arg! Ich werde doch wohl noch eine Thüre öffnen können?“

„Nein, das ist der gewisse Tod! Alle Welt weiß, daß man durch Erzeugung von Zugluft den Blitz anzieht. Schließ die Thüre so rasch als möglich. Ach, es ist zu entsetzlich, in solchen Augenblicken mit einem so thörichten Menschen eingeschlossen zu sein! Mortimer, was machst Du denn da?“

„Nichts, ich drehe nur den Hahn der Wasserleitung. Es ist so unausstehllich heiß hier im Zimmer; ich will mir das Gesicht waschen.“

„Ich glaube gar, Du hast nicht ein Gran Gehirn in deinem Kopfe! Ueber dem Wasser schlägt es stets ein. Laß den Hahn in Ruhe. Es wird mir immer klarer, daß keine Rettung für uns möglich ist, Mortimer. Gott im Himmel, was ist denn das für ein Lärm?“

„Ach, zum Tausend, es ist ein Bild, das ich heruntergeworfen habe.“

„Dann bist Du also ganz dicht an der Wand; das ist die schlimmste von allen Unvorsichtigkeiten! Weißt Du nicht, daß nichts den Blitz häufiger an-

zieht, als eine Mauer? Und Du hast schon wieder gesucht? Das will ein Familienvater sein! Uebrigens, hast Du denn ein Federbett gekauft, wie ich gebeten hatte?"

"Nein, ich habe es vergessen."

"Du hast es vergessen? Das wird Dir vielleicht das Leben kosten. Wenn Du ein Federbett hättest und dasselbe inmitten der Stube ausbreiten könntest, um Dich darauf zu legen, so wärest Du eher in Sicherheit. Komm hierher zu mir in das Kämmerchen, damit Du keine neuen Unflughelten begehst."

Ich versuchte zu gehorchen, aber das kleine Kabinett war zu eng für uns beide, wenn die Thüre geschlossen wurde; ich mußte also wieder heraus.

"Mortimer," rief meine Frau, "wir müssen aber doch etwas für Deine Sicherheit thun. Gib mir das deutsche Buch, das auf dem Raminbord liegt und eine Kerze, zünde dieselbe aber nicht an, sondern gib mir ein Streichholz, ich werde sie hier anzünden. In dem Buche sind alle nötigen Instruktionen zur Sicherheit bei Gewittern enthalten."

Ich tappte zum Ramin und fand das Buch, nicht ohne dabei einige Porzellanfiguren und zerbrechliche Dinge herunterzuwerfen, worüber meine Frau entsetzt war. Dann reichte ich ihr Buch, Licht und Streichholz und sie schloß sich damit ein. Ich hatte nun einen Augenblick Ruhe, aber nicht lange, denn gleich rief sie wieder:

"Mortimer, was war das für ein Geräusch?"

"Es ist die Kage."

"Die Kage? Das ist ja gräßlich! Fange sie schnell und sperre sie in die Schublade vom Waschtisch. Schnell, die Kagen sind so voller Elektrizität! Ich werde morgen schneeweißes Haar haben, wenn ich es erlebe!"

Dabei hörte ich sie schluchzen, was mich bewog, mein möglichstes zu ihrer Beruhigung zu thun. Ich sprang also in dem finstern Zimmer umher, um das Tier zu fangen, dessen feurige Augen mir als Leitstern dienen mußten. Dabei stieß ich an allen Ecken und Tischbeinen, warf die Stühle um, zerbrach mehrere Kleinigkeiten, erwischte jedoch schließlich die unglückliche Kage und steckte sie in die Schublade. Jetzt erwähnen folgende nachdrückliche Worte aus dem Kabinett:

"In dem deutschen Buche steht, daß man sich auf einen in der Mitte des Zimmers gerückten Stuhl stellen und die Stuhlbeine kolkieren müsse; das heißt nämlich, du mußt die Stuhlbeine in Wassergläser stellen. Thue das schnell, hörst Du?"

Nachdem ich fast die sämtlichen vorhandenen Gläser zerbrochen hatte, ließ ich die Sache auf sich beruhen.

"Dann kommt ein sehr verwickelter Satz, den ich nicht recht verstehe. Ich glaube, es heißt, man solle während eines Gewitters eine große Glocke läuten. Suche doch die Glocke, welche das Signal zum Mittagessen giebt, und läute eine Weile damit. Schnell, Mortimer, das wird uns retten! Unsere kleine Sommerresidenz steht auf der Spitze eines Hügel, von dem man ein Thal überblickt. Mehrere Farmhäuser sind in nächster Nähe und eins derselben liegt nur etwa hundert Schritt weit entfernt." Als ich 7—8 Minuten lang zum Fenster hinaus unsere

Glocke geläutet, öffneten sich die Läden jener benachbarten Farm und eine Stimme rief: "Was geht denn hier vor? Braucht jemand Hilfe?"

Dabei kamen auch schon mehrere Männer mit einer Laterne herzugeeilt und waren nicht wenig erstaunt, mich im Nachtgewand am Fenster stehen und die Glocke aus allen Kräften läuten zu sehen.

Ich war etwas verlegen und stammelte: "Es ist wegen des Gewitters, liebe Leute. Ich suche den Blitz abzulenken."

"Das Gewitter? Blitz? Aber, lieber Herr, sind Sie denn bei Sinnen? Wir haben eine prachtvoll stille Nacht und den klarsten Sternhimmel. An Gewitter ist gar nicht zu denken."

Ich bläute mich um und war im höchsten Grade überrascht, so daß ich kaum ein Wort hervorbringen konnte.

"Ich begreife das nicht," sagte ich endlich, "wir haben doch vorherhin durch die Jalousien ganz deutlich das Blitzen bemerkt und auch den Donner vernommen."

Die Männer lachten ausgelassen und einer von ihnen erwiderte lustig: "Nur schade, daß Sie nicht die Jalousien aufgemacht haben, um einen Blick ins Freie zu werfen. Was Sie für den Blitz hielten, waren Raketen und Leuchtugeln und der Donner rührte nur von Böllerschüssen her. Der Telegraph verkündigte um Mitternacht die Ernennung des neuen Präsidenten und da hat man sogleich das Ereignis gefeiert."

△ Rätsel.

Was ist weniger als nichts,
Einz'ge Habe manchen Wichts,
Drückt manchen Ehrenmann,
Der's nicht los mehr werden kann,
Lastet, kommt's vom Teufel her,
Auf Gewissen centnerichwer?
Nur die Liebe frent sich sein,
Trägt es gerne, treibt's nicht ein.

J. G. M.

Lösung des Rätsels in Nr. 43:

"Nichts."

Richtige Lösungen sandten uns ein: W. S., H. Gl., B. Bl., Ch. St., A. R. von hier; A. R. in Hamm; L. R. †; G. Kr. von Bonn; Fr. L. in Heisingen.

Als Nr. 42 bereits in Druck war, ging uns noch von Fr. C. H. in Sulzberg nachstehende Lösung des Homonymus aus Nr. 40 b. Bl. ein:

Die Nase.

Ein Vorgebirge ist's, manchmal in kühnem Bogen,
Manchmal auch schaut es stolz zum hohem Himmel auf,
Es wird gepust und täglich oftmals abgerieben;
Und mancher füllt es an mit schwarzem Tabaksstaub.
O, denk nur, welche Arbeit: — ein Gebirge täglich
Mit Tabak ausgefüllt, auch täglich wieder leeren!

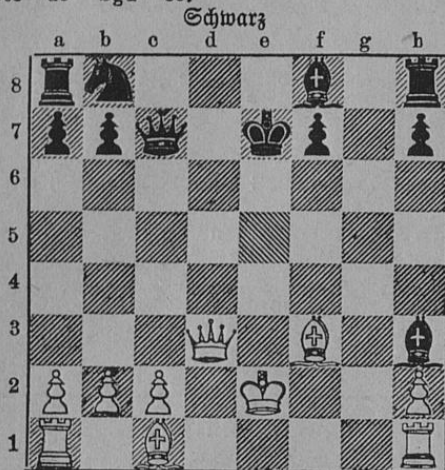
Redaktions-Briefkasten. K. K. Die Lösungen können auch per Postkarte uns zugestellt werden.

Schach.

Partie Nr. 52.

(Originalpartie des Sonntagsblattes.)
Läufergambit.)

Weiße.	Schwarz.	Weiße.	Schwarz.
N. N.	F. V.	N. N.	F. V.
1. e2—e4	e7—e5	11. Sd5—c7†	Ke8—e7
2. f2—f4	e5—f4:	12. Lc4—e2 ⁴⁾	Se5—f3:
3. Lf1—c4	Dd8—h4†	13. Le2—f3:	g5—g4
4. Ke1—f1 ²⁾	Sg8—f6 ³⁾	14. Lf3—e2	f4—f3
5. Sg1—f3	Dh4—h5	15. g2—f3:	g4—f3:
6. Sb1—c3	d7—d6	16. Le2—f3:	Le8—h3†
7. d2—d4	g7—g5	17. Kf1—e1 ⁵⁾	Dh5—h4†
8. e4—e5	d6—e5:	18. Ke1—e2	Dh4—c4†
9. d4—e5:	Sf6—g4	19. Dd1—d3	Dc4—c7 ⁶⁾
10. Sc3—d5	Sg4—e5:		



Stellung nach dem 19. Zuge.

20. Lc1—g5†	f7—f6	26. Da3—h3†	Kd7—c6
21. Dd3—a3†	Ke7—f7	27. Tf1—f6†	Lf8—d6
22. Lf3—h5†	Kf7—g7	28. Dh3—c3†	Ke6—d7
23. Lg5—f6†	Kg7—f6 ⁷⁾	29. Tf6—d6†	Kd7—d6 ⁸⁾
24. Th1—f1†	Kf6—e6 ⁶⁾	30. Ta1—d1†	Kd6—e7
25. Lh5—f7†	Ke6—d7	31. Dc3—c7†:	aufgegeben.

Anmerkungen.

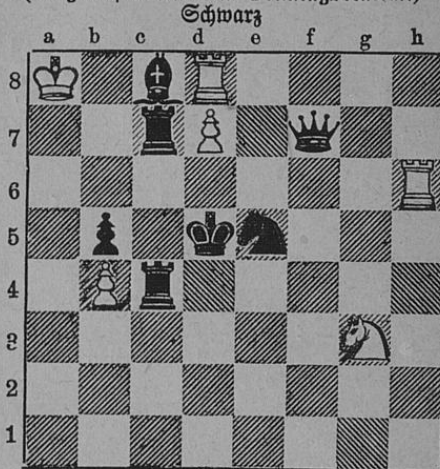
- 1) Nachfolgende Partie, welche zwar keineswegs das Prädikat der Korrektheit verdient, ihres höchst pikanten Schlusses wegen aber des Interesses nicht unwert erscheint, ist am 13. Oktober 1880 von zwei Mitgliedern des hiesigen Schachvereins gespielt.
- 2) Weiß verliert beim Läufergambit zwar sofort die Möglichkeit der Rochade, gelangt aber gleichwohl meist rasch zur Entwicklung seiner Figuren.
- 3) Zwar gut aber weniger üblich als 4. g7—g5, d7—d5 oder d7—d6.
- 4) Entschieden vorzuziehen war 12. Sc7—a8; worauf Se5—c4; 13. Dd1—e2†, Le8—e6; 14. Sa8—c7 hätte folgen können.
- 5) Sc7 ist nicht mehr zu retten; auf 17. Kf1—e2 würde folgen 17. Dh5—e5† nebst De5—c7; auf 17. Kf1—g1 aber zunächst 17. Th8—g8.
- 6) Schwarz hat jetzt einen Officier gewonnen und müßte trotz seiner mangelhaften Entwicklung den Sieg erzwingen. Der von ihm unterschätzte Verzweiflungsangriff des Weißen führt indes zu einem ganz unerwarteten Ende.
- 7) Gezwungen; auf 23. Kg7—g8 folgt 24. Th1—g1† nebst 25. Tg1—g7†: mit Damengewinn; auf 23. Kg7—h6 aber 24. Da3—e3†, Dc7—f4; 25. Dc3—f4†; Kh6—h5; 26. Df4—g5 †.
- 8) Zunächst war 24. Lh3—f1: am Plage.
- 9) Bei 29. Dc7—d6; 30. Ta1—d1, Dd2—

d1†; Ke1—d1: würde Schwarz Aussicht auf Remis behalten haben.

Aufgabe Nr. 76

von Herrn Landgerichtsrat a. D. von Hagens in Düsseldorf.

(Originalproblem des Sonntagsblattes.)



Weiße zieht an und gibt in drei Zügen Matt.

Lösung von Aufgabe Nr. 74.

Weiße	Schwarz
1. Le1—d2	e3—d2:
2. c2—c4†	

Nichtig angegeben von J. v. S. und Friedr. Jäger hier; Schmitz in Millich; Ankerhotel in Coblenz; M. Baues in Corschenbroich.

Dortmunder Schachkränzchen.

Angeregt durch das von dem bergisch-märkischen Schachverband gegebene Beispiel, hat der Dortmunder Schachverein beschlossen, sein diesjähriges Stiftungsfest in erweitertem Kreise durch ein Schachkränzchen zu feiern, welches am Sonntag den 5. November in dem Kasino zu Dortmund (Betenstraße Nr. 18), stattfinden soll, und zu welchem alle Schachfreunde der Nachbarstädte eingeladen werden. Indem wir den Düsseldorfer Schachliebhabern hiermit diese freundliche Einladung übermitteln, bemerken wir, daß das Programm dem wiederholt bekanntgegebenen Programm der berg.-märk. Schachfeste ähnlich ist (ein Hauptturnier für stärkere, ein Nebenturnier für weniger starke Spieler mit Spielzeit von 10¹/₂ Uhr morgens bis 6 Uhr abends, Einsatz von 1 M. 50 Pfg. und gleichwertigen Preisen für die Sieger des zweiten Ganges im Werte von 6—8 M.; sowie Tombolaturturnier zum Einsatz von 50 Pfg. mit auszulosen den Preisen im Durchschnittswert von 1 M. 50 Pfg.), und daß Anmeldungen zur Teilnahme dem Schriftführer des Dortmunder Schachvereins, Herrn Herbrecht, bis zum 1. November einzusenden sind. Das gemeinsame Mittagessen findet um 1¹/₂ Uhr im Festlokal, welches von dem Bahnhof aus in wenigen Minuten mit der Pferdebahn zu erreichen ist, statt; Preis des trockenen Kouvertes 2 M. 50 Pfg. Wir wünschen den Dortmunder Schachfreunden zahlreiche Beteiligung auswärtiger Gäste und schönen Verlauf des geplanten Festes.

Berichtigung.

Im Diagramm zu Partie Nr. 51 muß auf g5 ein weißer, nicht ein schwarzer Bauer stehen.

Briefkasten.

J. v. S., G. Pr., F. S., F. J., hier; Ankerhotel in Coblenz; M. B. in Corschenbroich: Richtige Lösung von Nr. 75 ist notiert.

Sonntagsblatt.

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. F i n f.

Druck u. Verlag der Aktien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt“ in Düsseldorf.

Nr. 45.

Sonntag, den 5. November.

1882.

Dreiundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus IX. 18—26.

Inhalt: Jesus heilt ein Weib von einer zwölfjährigen Krankheit und erweckt die verstorbene Tochter des Synagogen-Vorstehers Jairus zum Leben.

Die Bestimmung der christlichen Familie.

Die Welt wird heutzutage von vielen Fragen bewegt, die alle ihrer Lösung harren. Bald tritt diese, bald jene Frage mehr oder minder in den Vordergrund, beherrscht die Gemüter einige Zeit und wird dann mit der unserer Zeit eigentümlichen Geschwindigkeit, wie sie aufgetaucht ist, so wieder verdrängt und vergessen.

Unter all diesen taucht eine Frage bald da, bald dort mit gespensterhaft grellen Zügen auf und verbreitet, wo immer sie erscheint, Furcht und Entsetzen. Wie das aus vulkanischem Boden plötzlich hervorbrechende Feuer den harmlosen Anstiedler erschreckt und ihm zeigt, daß seine Hütte, die er baute, und sein Feld, das er bestellte, nur durch eine dünne Schicht von dem glühenden Lavaströmung getrennt ist, der jeden Augenblick hervorbrechen und ihn samt seiner Habe verschlingen kann: — also schreckt auch die in letzter Zeit bald nah, bald fern, in der alten und neuen Welt, in England oder Frankreich, Italien oder Deutschland auftauchende soziale Frage den friedlichen Bürger aus seiner gewohnten Ruhe auf; denn die Societät, die Verbindung der Menschen untereinander, ist durch die immer weiter und weiter um sich greifende Entchristlichung morsch geworden. Was die Menschen untereinander verbinden sollte, die christliche Liebe, ist mit dem christlichen Glauben mehr und mehr gewichen, und all die künstlichen Verbindungsmittel, die sozialen Genossenschaften, machen das Uebel nicht besser, sie zeigen vielmehr nur die klaffende Wunde, an der die Menschheit leidet.

Wir stehen auf vulkanischem Boden, und früher oder später wird der glühende Lavaströmung, der jetzt unter unsern Füßen kocht und bald da, bald dort drohend hervorbricht, die soziale Revolution, die durch eine glaubens- und zuchtlose Presse täglich genährt wird, auch uns ergreifen, wenn wir nicht, so lange es noch Zeit ist, ein Jeder nach

Kräften an seinem Plage und für seine Person die soziale Frage zu lösen suchen, um dem drohenden Verderben vorzubeugen. Es ist eine heute nicht mehr zu leugnende Thatsache, daß der Anfang zu der Heilung der sozialen Schäden gemacht werden muß mit der Heiligung der ältesten und wichtigsten sozialen Gesellschaft, mit der Wiebergeburt der christlichen Familie. An die Spitze der Erwägungen, die wir, lieber Leser, mit einander über diesen Gegenstand anstellen wollen, setzen wir für heute eine Auseinandersetzung über die erhabene Bestimmung der christlichen Familie.

Die Familie ist die älteste und wichtigste Verbindung zu gemeinsamen Zwecken der menschlichen Gesellschaft. Daß sie die älteste ist, sagt Beyer (die christl. Familie), zeigt uns ein Blick in das Buch der Schöpfung, wo es heißt: Und Gott sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei! Laßt uns ihm eine Gehilfin machen, die ihm gleich sei; und Gott baute aus der Rippe, die er von Adam genommen, das Weib und führte sie zu Adam. Und Adam sprach: Das ist Bein von meinem Beine und Fleisch von meinem Fleische. Darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhängen, und sie werden zwei sein in einem Fleische. Und Gott segnete sie und sprach: Wachset und mehret Euch und erfüllet die Erde und macht sie Euch unterthan. — Aus dieser ältesten Verbindung sind hervorgegangen alle ländlichen und städtischen Kommunen, alle kleineren und größeren Gesellschaften und Staaten.

Und da die Familie die Wurzel aller übrigen Verbindungen ist, so ist sie unzweifelhaft auch die wichtigste aller menschlichen Verbindungen; in der Familie liegen die Keime zu allem, was der Mensch in seinem Leben Gutes oder Böses, Großes oder Geringses vollbringt; in der Familie liegt Wohlstand oder Armut der Gemeinde, liegt Macht und Ruhm oder Schwäche und Schande des Staates; die Familie ist die Quelle, aus welcher der Kirche die mutigsten Verteidiger und erbittertsten Verfolger, dem Himmel all seine Heiligen und der Hölle all ihre unseligen Opfer fort und fort zuströmen. Und wenn heute die soziale Frage, wie ein vulkanisches Feuer unter unsern Füßen brennt, wenn heute das Proletariat in den Städten auf eine Weise wächst, daß auch selbst die reichsten Kommunen die wachsende Pflicht der Armenpflege

kaum mehr bestreiten können; wenn heute fast alle Staaten, große wie kleine, unterwühlt und also geschwächt sind, daß sie mehr gegen die inneren wie gegen die äußeren Feinde die gesamte kräftige Jugend des Landes unter Waffen halten und fast mehr als die Hälfte der gesamten Staatseinnahmen auf stehende Heere verwenden müssen; wenn heute die Feinde der Kirche sich mehren und mit immer neuen Mitteln die Kirche Christi verfolgen und verlästern; so ist dies ein sicheres Zeichen, daß die Quelle, aus der all diese Uebel hervorgehen, die christliche Familie von ihrer hohen Bestimmung abgewichen ist und ihre heilige Aufgabe nicht erfüllt.

Und welches ist die hohe Bestimmung und die heilige Aufgabe der christlichen Familie? Es ist keine andere, als die Selbstheiligung und dadurch die Heiligung der Menschheit.

Damit die Familie diese hohe Bestimmung erreiche, eine heilige Verbindung in sich selbst sei und einen heiligenden Einfluß auf die Menschheit ausübe, hat Gott sie zu einer einigen Verbindung gemacht. Denn Gott schuf einen Mann und ein Weib, und als durch die immer größer werdende Sündhaftigkeit der Menschen diese Einheit der Familie gelöst, als ein Mann mehrere Weiber oder selbst ein Weib mehrere Männer nahm, wie es im Heidentume vorgekommen ist, da stellte Jesus Christus die Einheit der Ehe wieder her und machte dieselbe zum Grundgesetze der christlichen Familie.

Zum Charakter der Einheit gehört die Unauflöslichkeit des Ehebandes; soll die Familie ihre hohe Bestimmung: die Selbstheiligung und dadurch die Heiligung der Menschheit erreichen, so muß die Ehe eine unauflöbliche Verbindung zwischen Mann und Weib sein. Darum sagt die h. Schrift: Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden; und wiederum, wer immer sein Weib entläßt und eine andere heiratet, der bricht die Ehe und wer die Geschiedene heiratet, der bricht die Ehe. Und wenn dieselbe heilige Schrift an einer andern Stelle hinzufügt: es sei denn, um des Ehebruches willen, so gestattet sie zwar, daß dort, wo durch eine so schwere Sünde, wie Ehebruch, die innere Einheit der Ehe zerrissen ist, eine zeitweise Trennung zur Buße, aber nie und nimmermehr eine Lösung des vor Gottes Angesicht geschlossenen Ehebandes stattfinden. Es soll vielmehr, wie die Heiligung des Menschen oft unter Kreuz und Leiden vollzogen wird, jede Trübsal, die über die Familie hereinbricht, nur dazu benutzt werden, die Familie zu heiligen und das eheliche Band zwischen den Ehegatten durch die Gemeinschaft der Leiden fester und fester zu schlingen.

Damit dies geschehe, und die Familie unter Leiden und Freuden, in guten wie in bösen Tagen kein anderes Ziel verfolge, als eine heilige Familie Gottes zu werden, hat Jesus Christus die Verbindung zwischen Mann und Weib im heiligen Sakramente der Ehe mit großen Gnaden und Segnungen erfüllt.

Darum nennt der Apostel die Ehe ein großes Sakrament in Christo und seiner Kirche, und an einer andern Stelle vergleicht er die Verbindung

des Mannes und Weibes mit der Verbindung zwischen Christo und der Kirche. Da die Verbindung zwischen Christus und der Kirche offenbar die allerheiligste und gnadenreichste ist, so muß auch deren Abbild, die christliche Familie, eine gnadenreiche Verbindung sein.

Jesus Christus, der Herr und das Haupt der Kirche, hat dieselbe durch seinen zwar blutigen aber sieggekrönten glorreichen Todeskampf am Kreuze gegründet; er liebt seine Kirche und säugt sie fort und fort gegen alle Feinde und Widersacher, er hat all sein Verdienst und alle Gnade, die er uns durch sein Leiden und seinen Tod erworben hat, in seine heilige Kirche niedergelegt, leitet sie in aller Wahrheit, bereichert sie mit seinen Schätzen, nährt die Kinder der Kirche mit seinem Fleische und heilet deren Wunden durch die Kraft seines Blutes. Also soll auch der Mann, der Gründer und das Haupt der Familie, dieselbe lieben und schützen gegen alle Gefahren, Feinde und Widersacher; soll sie ernähren durch die Frucht seiner Arbeit und sie leiten auf dem Wege der Tugend und Wahrheit. Die Ehre seiner Familie soll sein Stolz, das geistige und leibliche Wohl seiner Familie sein Streben, die fromme züchtige Hausfrau und gute gehorsame Kinder seine Freude und seine Krone sein; er soll der treue Freund seines Weibes, der liebevolle Vater und Behrer seiner Kinder und allen ein Muster und Vorbild in jeder Tugend sein, an den alles wie an einen starken Stamm sich anlehnen und halten soll.

Wie dagegen die Kirche, die reine Braut Jesu Christi sich an diesen ihren Herrn und himmlischen Bräutigam anlehnt, ihm gehorcht, alle Kinder von ihm empfängt, um sie durch treue Mitwirkung zu heiligen Gottes zu erziehen und alle Gnadenschätze und Verdienste Jesu Christi treu verwaltet; also soll auch das Weib in der Familie sich an ihren Ehegatten anlehnen, ihm in allem, was ehrbar ist, gern und willig gehorchen, durch weise Sparsamkeit zum Wohlstande der Familie beitragen und die Kinder, dieses himmlische Geschenk, das der liebe Gott den Eltern gegeben hat, in Heiligkeit und Gottesfurcht erziehen. Und beider Liebe, die Liebe des Mannes und der Frau, soll als heilige Elternliebe die Kinder umfassen, daß die Eheleute das Streben nach Heiligkeit, das ihre Brust erfüllt, auf ihre Kinder übertragen, um dieselben nicht als Kinder des Fleisches und für die Welt, sondern als Kinder Gottes für den Himmel erziehen. —

Um diese hohe Aufgabe zu erreichen, hat Christus die Ehe zu einem gnadenreichen Sakramente erhoben und erfüllt diejenigen, welche dies Sakrament würdig empfangen mit all jenen Gnaden, durch die sie befähigt und gestärkt werden, die übernommenen heiligen Pflichten in der Ehe der Familie treu zu erfüllen. Durch diese Gnade ist es den Familienmitgliedern nicht allein möglich, es wird ihnen durch Gottes besondern Beistand sogar leicht, unter allen Verhältnissen die übernommenen Pflichten treu und gewissenhaft zu erfüllen und somit die hohe Aufgabe der Familie, die Selbstheiligung und dadurch die Heiligung der Menschheit, zu erreichen; ja Gottes Weisheit hat es also geordnet, daß die treue

Erfüllung der schwersten Elternpflichten mit den größten und reinsten Elternfreunden innig verknüpft ist.

Wir sind, liebe Leser, alle Glieder christlicher Familien, wir sind alle als Kinder aus der christlichen Familie hervorgegangen, und viele von uns haben noch ihre Eltern, gegen die sie die Pflichten christlich dankbarer Kinder erfüllen können. Andere sind selbst verheiratet, sie haben eine eigene Familie gegründet und Kinder zu erziehen, die Gott ihnen verlehren hat. Beantworten wir uns nun vor Gottes heiligem Angesicht die Frage, ob wir ein jeder den Platz in der christlichen Familie ausfüllen, den uns Gott angewiesen hat, ob wir die Heiligung der Familie durch die Heiligung unserer selbst erstrebt und dadurch, so viel an uns liegt, zur Rettung der menschlichen Gesellschaft beigetragen haben? Und wenn wir finden, daß wir diese unsere Stellung in der christlichen Familie nicht ausfüllen, so müssen wir recht ernstlich die Ursachen davon erforschen und die Mittel aufsuchen, damit ein jeder an seinem Plage dafür Sorge trage, daß es besser werde in unsern sozialen Verhältnissen, und daß die älteste und wichtigste soziale Gesellschaft, auf welcher das Wohl der Gemeinde, des Staates und der Kirche beruht, die christliche Familie auch wieder die heilige und gnadenreiche Verbindung sei, die sie nach Gottes Willen sein soll.

Das Sakrilegium oder der Gottesraub.

In der überaus herzlichen und tiefergreifenden Ansprache unseres hl. Vaters Leo XIII. an die französischen Pilger, welche von ihrer Sühne- und Bußwallfahrt aus Palästina zurückkehrten, kommen die schönen Worte vor: „Zweifelsohne habt ihr bei Betrachtung der unsagbaren Geheimnisse der Erlösung unter Thränen an die Undankbarkeit der Menschen gedacht, welche dem Sohne Gottes den bitteren Tod auf Calvaria bereitet haben. Nun ja, die streitende Kirche, welche hinterden das irdische Leben des Erlösers wieder durchlebt, muß sich gewärtig sein, in ähnlicher Weise wie ihr göttlicher Stifter von den Menschen behandelt zu werden. Man zittert, wenn man die Anstrengungen der gottlosen Sekten sieht, man erschrickt, angesichts des Krieges, den dieselben dort (in Frankreich) der Religion, ja Gott selber erklärt haben.“ Darum wendet der hl. Vater die Worte Jesu an die frommen Frauen aus Frankreich an: „Ihr Töchter Jerusalems, weinet über Euch und Eure Kinder.“ Aber der gottlose Plan gegen die Kirche und Gott selbst ist nicht auf Frankreich beschränkt, der hl. Vater nennt nur dieses Land, weil dort vorzüglich der Herd der Gottlosigkeit steht und weil er die Söhne und Töchter desselben vor sich hatte. Wie eine Epidemie hat von Frankreich aus schon seit Voltaire der Unglaube und die Unsitlichkeit Verbreitung gefunden und die von dort ausgehende Gottlosigkeit hat auch die Nachbarländer Belgien, die Schweiz und in gewisser Beziehung auch Deutschland ergriffen und viel Unheil verbreitet. Was besonders in unsern Tagen so sehr zu beklagen, ja zu beweinen ist, sind neben Anderm auch die vielen Sakrilegien, welche dem im hl. Sacramente des

Altars verborgenen Heilande bereitet werden, durch Sakrilegium bei der Messe, bei der Kommunion, durch Räuberhände und Eindringlinge, welche nicht zurückbeben, das Heiligste anzutasten, ja, welche einen Kult darin suchen, dasselbe zu profanieren und nicht nur auf die Erde zu schütten, sondern weg zu tragen — zu Gott weiß welchen sündhaften Zwecken. Alle wahren und gläubigen Katholiken müssen ob solcher Vergernisse erschrecken und teilnehmend sähnen, was dem hl. Sacramente Unleses zugefügt wird. Um aber vom Sakrilegium den wahren Begriff und Abscheu zu gewinnen, wollen wir von demselben Einiges bemerken.

Das Sakrilegium ist jede faktische Verachtung Gottes oder des Göttlichen und Heiligen, gleichwie die Blasphemie die gegen Gott oder Göttliches gerichtete Schmährede ist. Das Sakrilegium kann begangen werden entweder unmittelbar an dem Allerheiligsten, den consecrirteten Brots- und Weinsubstanzen, durch unwürdige Darbringung der hl. Messe, durch unwürdigen Genuß oder sonstige frevelthätige Verunehrung; oder mittelbar an gottgeweihten Personen, Sachen und Gefäßen, Kirchen und hl. Stätten. Das mittelbare Sakrileg ist daher entweder persönlich, durch Handanlegung und Vergewaltigung gottgeweihter Personen oder durch fleischliche Verschöndigung mit gottgeweihten Personen beiderlei Geschlechtes; oder es ist real, nämlich, dergleichen die Benützung der Kirchen, Altäre, hl. Gefäße, Paramente und Kirchengerate zu profanen oder gar an sich unerlaubten und verbrecherischen Zwecken; die Entwendung geweihter oder benedicirter, zum Kirchengebrauche bestimmter, oder auch ungeweihter aber zum Schutz und zur Verwahrung in Kirchen hinterlegter Gegenstände; die ungerechte Entziehung oder Verweigerung gesetzlicher oder herkömmlicher Emolumente an die Kirche; die freiwillige Auslieferung der zum Gottesdienste und zu kirchlichen Gebräuchen bestimmten Sachen an Christenfeinde, selbst in Zeiten der Verfolgung; endlich der Empfang irgend eines Sacramentes der Lebendigen im Stande einer schweren Sünde ohne vorhergehende Absolution; oder das Sakrilegium ist ein lokales, begangen durch wissentliche und gewaltthätige Verletzung des kirchlichen Ayls, durch bewaffnete Verletzung eines lokalen Interdikttes, durch Entweihung hl. Stätten, namentlich durch Menschenblut und grobe Unzucht, durch Beerdigung von Ungläubigen und namentlich Excommunicirter in Kirchen und auf geweihtem Boden.

Die Strafe des Sakrilegiums ist nach kanonischem Rechte das Anathem. Die peinliche Gerichtsordnung Karls V. wollte Entwendung der Monstranz oder des Ciboriums samt den hl. Hostien mit dem Tode geahndet wissen.

Wenn auch die weltlichen Strafen nicht mehr in dieser Schärfe geahndet werden, erwartet doch die, welche Sakrileg oder Gottesraub begehen schon der Fluch Gottes in diesem Leben, wie es bei Judas ersichtlich ist und im andern die ewige Verdammnis. Wir teilen vorstehendes mit in Anbetracht der überhandnehmenden Kirchenraubstähle.

Die Kinder des Neides.

(Schluß.)

Wenn der Neider sieht, daß seine Ohrenbläserien und Ehrabschneidungen das erwünschte Ziel, nämlich die Zerstückung des ihm im Wege stehenden fremden Ruhmes erreichen, so hat er darüber eine teuflische Freude. — Aber was auch immer seinem Nebenbuhler Mißliches überkommen mag, sei es von woher auch immer, ihm ist es ein süßer Trost. Scheitern seine Pläne, macht er Bankrott, mißlingt ihm eine Arbeit, wird er unfähig für seinen Wirkungs- oder Geschäftskreis, so ist das alles unserm Neider willkommen. Dann atmet er fröhlicher auf und erhebt mutiger sein Haupt, indem er wiederum der Einzige zu werden hofft. Denn dahin geht ja all sein Sehnen. — Vollends aber wird er befreudigt und kann er ein höllisches Gelächter anschlagen, wenn der Nächste in eine schwere Sünde, etwa der Unkeuschheit, gefallen, die vor aller Welt bekannt geworden, die seinen Ruhm mit Schande bedeckt, seiner Ehre für immer einen Makel angeheftet hat. —

Was nun die Trauer über das Glück des Nächsten betrifft, so macht sich der h. Thomas die Einwendung, wie denn jene zu den Kindern des Neides können gerechnet werden, da ja der Neid selbst schon eine Trauer über die fremden Güter bedeute. Er antwortet, daß zwar der Neid selbst eine Be-trübniß über die Güter des Nächsten set, in so fern diese einen gewissen Ruhm mit sich füh-ten; daß aber die in Neide stehende Trauer als eine Tochter der Hauptsünde jedesmal dann eintrete, wenn dem Neider seine Ränke mißglücken, so daß dem Nächsten trotz der gelegten Hindernisse und Nachstellungen diese oder jene Sache mit Glück von stat-ten gehe.

Also ein bitterböses Zwillingpaar bilden jene Freude und diese Trauer, deren Träger der h. Gregorius von Nyssa mit Recht ein heidnisches Ge-zücht nennt. Denn man sollte glauben, daß nur bei den Heiden eine so niedrige Selbstsucht möglich wäre.

4. Jedoch das Ende der Bosheit oder seinen tiefsten Abgrund erreicht der Neid erst im Hass, der sein letztgeborenes Kind ist. Wenn nämlich der Neider sieht, daß alle seine Bemühungen gegen den Ruhm des Nächsten vergebens sind, so wendet sich seine Galle sogar gegen die Natur desselben. Während der Neid selbst mehr gegen die geistigen oder leiblichen Güter des Nächsten gerichtet ist, so schließt das Auge des neidischen Hassers feurige Blicke auf die Person selbst. Er möchte, daß sein Nebenbuhler gar nicht mehr existierte, ja daß auch sein Name von der Erde vertilgt wäre. Dieser Haß ist so-mit ein geistiger Mord, wie auch der h. Johannes I. 3, 15. sagt: Ein jeder, der seinen Bruder has-set, ist ein Mörder. —

Wollen wir nun aber den Ursprung des aus dem Neide entstehenden Hasses noch etwas näher erkennen, so folgen wir nur dem h. Thomas, wel-cher (S. th. 3. quaest. 34. art. 6) also spricht: Der Haß gegen den Nächsten ist das letzte im Fort-schritte des Neides, deshalb, weil er jener Liebe

entgegensteht, mit welcher der Nächste schon von Natur aus (naturaliter) geliebt wird. Daß aber jemand das fahren läßt, was natürlich ist — (hier nämlich die natürliche Nächstenliebe) — dieses kommt daher, weil er das meiden will, was natürlicher-weise zu fliehen ist. Von Natur aber flieht jedes lebende Wesen die Traurigkeit, so wie es die Er-götzung sucht. Und deshalb entsteht aus der Er-götzung Liebe, und aus der Traurigkeit Haß. So nämlich wie wir zur Liebe dessen bewegt werden, was uns Freude bringt, so zum Hass dessen, was uns betrübt. Deshalb, da der Neid eine Traurig-keit über des Nächsten Wohl ist, so folgt, daß uns dieses hassenswert wird; und daher kommt es, daß aus dem Neide der Haß entsteht, der — so setzen wir hinzu — auf die Natur des Nächsten selbst übergeht, wie aus dem dritten Artikel derselben Quaestion zu ersehen ist.

Wir brauchen nun wohl nicht mit vielen Worten zu beweisen, daß der Haß eine Todsünde sei, da er ja, wie der englische Lehrer sagt, der Liebe di-rect entgegensteht. Auch liegt das klar in den an-geführten Worten des h. Johannes, in denen der Hassler ein Mörder genannt wird. Ja wir behaup-ten, daß gerade der aus Neid erzeugte Haß ein be-sonderes, ja höllisches Drachengift mit sich füh-re, da auch der Haß des Teufels gegen die Menschen aus dem Neide entspringt.

Daher auch jene schrecklichen Thaten, die aus dem Hass des Neiders hervorgehen, unter denen der Bruderverkauf und Brudermord obenan stehen. Das erfahren wir z. B. an den Brüdern Josephs, den sein Vater durch einen bunten Rock vor ihnen aus-gezeichnet hatte. Da nun, heißt es 1. Mos. 37, 4. seine Brüder sahen, daß ihn der Vater mehr liebte, als alle seine Söhne, so haßten sie ihn, und konnten nichts freundlich mit ihm reden. Dieser Haß aber wurde bekanntlich durch jene beiden Träume zu einem tödlichen, so daß die Brüder, an-fangs wirklich zum Morde Josephs entschlossen, an israelitische Kaufleute ihn verkauften. — Und was that Kain, da der Herr auf Abels Gaben sah und auf die seintigen nicht? Und Kain, heißt es 1. Mos. 4, 8., sagte zu Abel, seinem Bruder: Laß uns hinausgehen. Und als sie auf dem Felde wa-ren, erhob sich Kain wider seinen Bruder Abel und erschlug ihn. — So erböte also der neidische Haß selbst die natürliche brüderliche Liebe, und ist von ihm bis zum wirklichen Morde nur ein Schritt.

Und so wie die Urgeschichte der Menschheit, so beweist auch die spätere Geschichte und jetzige Zeit, daß der aus Neid entspringende Haß zu allen Ver-brechen aufstachelt: sei es zu geheimen Intriguen und Anstiftungen von Uneinigkeit und Zwiespalt im Schoße der Familien und Kommunitäten; — sei es zu nächtlichen Beschädigungen an Vieh, Feld- und Gartenfrücht-n; — oder sei es endlich zu offe-nem Mord und Totschlag. —

O, wie viel Unheil hat der Neid nicht in der Welt angerichtet! — wie viel Gutes hat er nicht zerstört! — wie viel Großes und Schönes hat er nicht gehindert und hält er noch täglich auf. So manche lebensfähige Idee kommt nicht zur Entfal-tung, weil der Neid es hindert. — So manche

herrliche Kraft senket unter dem Drucke des Neiders, damit sie sich nicht äußere und Ströme des Segens ergieße. — So vielen unterbindet der fremde Neid die besten Lebensadern; und verstopft ihnen die fruchtbarsten Kanäle einer erspriesslichen Wirksamkeit. — Der Neid hindert nicht selten das gemeinsame so mächtige Handeln und Wirken, und bringet statt Fortschritt, Wachstum und Leben — Stillstand, Fäulnis und Tod. Und kommt nicht jenes verderbliche Gift aus dem selbstsüchtigen Hochmut, der durch die Gemeinsamkeit den Nimbus der eigenen Ehre gefährdet glaubt. — Alle, so sagt der Apostel Phil. 2, 21, suchen das Ihrige, nicht die Sache Jesu Christi. — Wo aber der Neid nicht brühtet wo der Einzelne von diesem Drucke frei, die Gesamtheit einigt, da fällt Gottes Segen wie der Thau vom Himmel, da giebt's Leben, Wachstum, Blüten und Früchte.

Schluß: Der Neid ist an und für sich nach dem englischen Lehrer eine Todsünde, weil er der Liebe direkt entgegensteht. Ja er steht ihr direkter entgegen als Betrügerei und Diebstahl, — als selbst die Verführung zur Unkeuschheit und jeder andern Sünde; insofern nämlich diese geschehen um des eigenen Vorteils, um der eigenen Lust willen; nicht aber aus feindseliger Mißgunst gegen das Wohl des Nächsten.

Der Apostel zählt Gal. 5, 21, den Neid unter diejenigen Sünden, welche vom Himmel ausschließen; und Röm. 1, 29, sagt er ebenfalls: Die voll Neides, sind des Todes würdig. — Jedoch die ersten Bewegungen des Neides, denen der Wille nicht beistimmt, sind nur läßliche Sünden. Denn so sagt der englische Lehrer: Es giebt beim Neide gewisse erste Bewegungen, zuweilen auch in vollkommenen Männern, und dann sind es läßliche Sünden. —

Zwei Märtyrer des 16. Jahrhunderts.

Der ehrwürdige Kardinal Johannes Fisher und der ehrwürdige Kanzler Thomas Morus.

Die Kongregation der heil. Aiten in Rom hat den Seligsprechungsprozeß des ehrwürdigen Kardinals Fisher, ersten Kanzlers der Universität Cambridge, und des ehrwürdigen Thomas Morus, Großkanzlers der Krone Englands, eingeleitet. Es ist deshalb wohl an der Zeit, das Leben und die Tugenden dieser großen Männer zu beleuchten, welche zur Zeit Heinrichs VIII. den Angriffen der königlichen Macht auf die Autorität des Stellvertreters Jesu Christi so mannhaften Widerstand leisteten und mutig in den Tod gingen, um nicht mitschuldig zu sein an dem beklagenswerten Schisma, welches das katholische England mit Gewalt vom Lebensbaume der Kirche abtrennte. *)

I. Kardinal Fisher.

Johann Fisher ward um das Jahr 1455 in der Erzdiözese York, nach andern zu Cambridge, geboren. Jedenfalls machte er an der blühenden

*) Wir geben die Lebensbeschreibung dieser Blutzengen für den katholischen Glauben nach dem Kirchenlexikon von Weges und Welte.

Universität letzterer Stadt seine Studienlaufbahn und zwar mit solcher Auszeichnung, daß er noch als junger Doktor zum Kanzler dieser Hochschule, d. h. zum Anwalt und Vertreter ihrer Gerechtfame und Privilegien berufen wurde. Nachdem er in den geistlichen Stand getreten war, ergab er sich mit Feuereifer dem englischen Geschäfte der Seelenführung. Und die hochgestellten Personen vertrauten sich seiner Leitung, wie z. B. die Gräfin Margarethe von Derby oder Richmond, Mutter König Heinrichs VII., des ersten Tudor, der seit 1485 den englischen Scepter führte. Der König selbst zog ihn in seinen Rat. In dieser Stellung erwarb er sich große Verdienste um die Förderung der Wissenschaften, namentlich zu Cambridge. Die Mutter des Königs vermochte er zur Stiftung zweier neuer, prächtig ausgestatteter Kollegien zu Cambridge, und verwendete aus eigenen Mitteln bedeutende Geldsummen zur Unterstützung armer Studierender auch außerhalb Cambridge, ja außerhalb England. König Heinrich VII. ehrte seine Verdienste durch Verleihung des Bistums von Rochester, aus freiem Antriebe und eigener Bewegung. Den apostolischen Eigenschaften des Mannes eröffnete sich hier ein um so größeres Feld der Thätigkeit. Sein Seeleneifer ließ ihn nur die ihm vertraute Herde als den einzigen Gegenstand aller seiner Mühen, Arbeiten und Aufopferungen umfassen, und lehrend und heilend, predigend und wohlthunend suchte er Allen Alles zu werden, ähnlich den großen apostolischen Seelen in den ersten Jahrhunderten des Christentums. So sehr hatte er die ihm zuerst vertraute Diözese als seine geistliche Braut lieben gelernt, daß ihn kein späteres Gebot von glänzenderen und reicheren Kirchen zur Scheidung von derselben je verleiten konnte.

Im Jahre 1509 starb König Heinrich VII. und der jugendliche Heinrich VIII. folgte auf dem Thron. Fisher hatte einigen Einfluß auf seine Bildung gewonnen; seine sterbende Großmutter hatte noch auf ihrem Totenbette die Jugend und Unerfahrenheit ihres Enkels dem erprobten Führer empfohlen. Durch eine lange Reihe von Jahren ehrte der neue König Fisher wie einen Sohn seinen Vater, und pfl egte oft zu rühmen, „daß kein Fürst in Europa einen Prälaten aufzuweisen hätte von der Wissenschaft und Tugend des Bischofs von Rochester.“

Luthers Auftreten in Deutschland (1517) warf die eiserne Thätigkeit des verdienstreichen Oberhirten in eine neue Richtung; befestigte aber nur sein gutes und vertrauensvolles Verhältnis zum Könige. Fisher bekämpfte die Irrlehre, außerhalb Deutschland, unter den Ersten; ein großer Teil seiner noch erhaltenen Schriften ist diesem Zwecke gewidmet. Selbst das gegen Luther gerichtete Buch Heinrichs VIII. De septem sacramentis ist, wenn nicht von ihm verfaßt, doch unter seinem Mitwirken entstanden. Etwa ins Jahr 1525 oder wenig später fällt der Beginn der unglückseligen Leidenschaft des Königs für die Anna Boleyn. Bei dem listigen Benehmen der Buhlerin, die ihm die Erreichung seiner Absicht nur für den Preis einer Krone in Aussicht stellte, kam der König von selbst

oder auf wohlbienerische Einstüftung dahin, die Ungültigkeit seiner seit achtzehn Jahren bestandenen Ehe mit der spanischen Catharina zu behaupten. Es ist natürlich, daß er Genossen seiner Meinung und Mitschuldige seines Vorhabens aufsuchte, und nicht weniger natürlich, daß er deren, in einem sinkenden Zeitalter, als suchender König fand. Aber die erhabensten und verehrtesten Häupter, die Gipfel des priesterlichen und wissenschaftlichen Ansehens in England, an deren Zustimmung dem Könige vor allem gelegen war, fehlten. Unserm Fisher ward die Frage bereits 1527 vorgelegt, also nicht lange, nachdem der Gedanke der Ehescheidung in dem Könige selbst aufgefliegen sein möchte. Nach einer reiflichen Erwägung der Sache und aller vorgebrachten Gründe ging seine Entscheidung ohne Scheu und Menschenfurcht auf die Gültigkeit der Ehe und die Unmöglichkeit einer Aufhebung derselben. Dies war das erste Zusammenstoßen Fishers mit dem Könige, und derjenige, von dem gesagt wurde, oder der von sich selbst gesagt haben soll, daß er „nie das Leben eines Mannes seiner Rache versagt habe“ konnte seine Gefühle über einen Widerspruch gegen den Mittelpunkt aller seiner Herzengedanken wohl rechtzeitig verbergen, aber weder vergessen noch vergeblich. Es war übrigens unmöglich, daß einem Manne von der Stellung und dem Charakter Fishers nicht vielfache Gelegenheiten geboten werden sollten, seine Ansichten und Ueberzeugungen über dasjenige an den Tag zu legen, was nun schon „die große Angelegenheit des Königs“ hieß. Seine Gesinnungen hierüber waren niemand ein Geheimnis, und er bethätigte sie von neuem, als der Prozeß bereits im Gange war, durch einen glänzenden Vortrag vor den Kardinalen Wolsey und Campeggio.

Solche Denkungsweise in einem Manne, auf den so viele Augen gerichtet waren, bereitete sein Verderben. Die Schlinge war um ihn gelegt, und ein an sich wenig bedeutender Vorfall bot Veranlassung, sie zum erstenmale anzuziehen, nämlich eine gegen den König gerichtete Weissagung der Elisabeth Barton von Kent. Nachdem die Prophetin mit mehreren andern des Hochverrates schuldig erkannt und hingerichtet worden war, wurde der Prozeß auch noch auf die Fehler des Verrates ausgedehnt. Unter der großen Zahl, die man in diesen Kreis ziehen konnte, hielt man sich natürlich an diejenigen, an die man wollte. Unter diesen war auch unser Bischof Fisher. Er hatte die Barton, wie es scheint, nur einmal, und erst nach dem Könige gesprochen. Dennoch traf ihn die Anschuldigung auf Gehlung. Des Königs erster bermaliger Günstling und Generalvikar seiner Kirchenhoheit, Thomas Cromwell, ließ ihm dabei sagen, daß er wohl Verzeihung erlangen möchte, wenn er sich der königlichen Gnade in die Arme wirfe. Aber Fisher verschmähte es, eine Schuld zu bekennen, wo er sich schuldlos wußte.

(Fortf. folgt.)

○ Gedanken der Heiligen für alle Tage des Jahres.

5. Nov. Suche die Fürbitte der Heiligen durch Nachahmung ihrer Tugenden zu erlangen. (Heil. Leo.)
6. Nov. So wie Gott unermesslich ist, so soll auch die Liebe zu Gott keine Grenzen haben. (Ders.)
7. Nov. In allem was erlaubt ist ziehe die Meinung der anderen der Deinigen vor. (Heil. Franz von Sales.)
8. Nov. Immer das Beste hoffen, aber auch immer das Beste thun. (Heil. Karl Borromäus.)
9. Nov. Ein jeder Mensch soll lieber sterben und alle Pein ausstehen, als eine Sünde begehen, nicht nur, wenn es eine Todsünde, sondern wenn es auch nur eine läßliche Sünde ist. (Hl. Thomas von Aquin.)
10. Nov. Wer von sündhaften Reden sich frei erhalten will, der muß die müßigen Reden meiden. (Heil. Chrysostomus.)
11. Nov. Nur jene sind wahre Reichthümer, welche uns an Tugenden bereichern; wollet ihr also reich sein, so strebet nach den wahren Reichthümern. (Heil. Gregor.)

Der freigebige Adjutant.

Es war während des amerikanischen Seceffionskrieges; im kämpfte auf seiten der Nordstaaten. Mit einem Regiment deutscher Turner als Unteroffizier ausgezogen, avancierte ich rasch; denn an gebienten Leuten hatten die „Yankees“ Mangel, und ich war königlich preussischer Einjähriger gewesen. Gegen Ende des Krieges fungierte ich als Hauptmann und Adjutant des Generals Sherwood, welcher mit einer fliegenden Kolonne im Rücken der feindlichen Hauptstellung operierte. Wir durchzogen Georgien; daselbst zerstörten wir Eisenbahnen, befreiten Neger, hoben öffentliche Kassen auf, brandschakten Landstädte, kurz thaten den „südländischen Rebellen“ so viel Abbruch wie möglich, trotzdem unsere kleine Schar nur ein Kavallerieregiment, eine gemöhnlich auf requirierten Wagen fahrende Jägerkompagnie und einen Zug reitender Artillerie zählte.

Nähe uns matt standen wir eines abends nach einem Gewaltmarsche vor der kleinen Stadt Fayetteville. Unsere Fouriere brachten die wenig erbauliche Meldung, daß das ganze Nest von einer am Tage vorher durchmarschirten secessionistischen Kolonne rattenfahl ansfouragiert worden sei; „keine Feder und Klaue“, mit „Wallensteins Lager“ zu reden, hatten sie übrig gelassen, und da wir selbst keine Proviantwagen mit uns führten, hatten die meisten unserer Soldaten Aussicht, hungrig zu Bette zu gehen.

Ein alter Neger machte sich in meiner Nähe zu schaffen: „Tom wissen schönes Quartier für Massa Offizier,“ flüsterte er mir zu.

„Wo denn das, mein Bursche?“

„Konful Wells, dort die Farm am Hügel; vieles Vieh, viel Mais, viel Speck!“

„Ich denke, es ist alles total ausgeplündert?“

„Nein, nein, Wells englischer Konful sein, Soldaten gestern ihm nichts genommen haben.“

Aha, da war's! Die Herren Seecessionisten hatten Grund, mit England auf gutem Fuße zu bleiben. Wichtig, wie ein Blick durchs Fernrohr mich belehrte, dort flatterte die englische „Union-Jack“ mit ihrem Doppelkreuz über dem Wohngebäude. Nun, wir Nordländer waren weniger in Sorgen darum, Britannias Zorn zu erregen; nach einer halben Stunde war für unsern Generalstab in Wells Farm Quartier gemacht und ein Duzend Hühner nebst zwei fetten Gänsen schmorten am Spieß. Mein Chef war, wie ich noch erwähnen muß, mit zwei Kavallerieschwadronen sofort auf Rekognoszierung weiter geritten und wollte erst mit Anbruch der Nacht zurückkehren; er hatte noch keine Ahnung von dem leckeren Abendessen, das ihn erwartete.

Endlich kehrte er zurück und schwang sich mit vergnügtem Gesichte aus dem Sattel: „Wir haben einen Eisenbahnzug abgefaßt“, erzählte er, „die Schienen waren vor ihm aufgerissen und hinter ihm wälzten meine Jungs einige Baumstämme über das Geleise, da mußte er stehen. Es war ein Güterzug. Alle Waggons brennen jetzt in hellem Freudenfeuer; nur einige Ästen, in welchen Geld sein soll, haben wir hierher transportiert. Gleich werde ich den Rapport erhalten, wie reich wir sind. Aber was ist das dort beim Thor für ein schreckliches Geschrei?“

„Es ist die Eigentümerin dieser Villa,“ erklärte mein treuer Bursche vortretend und salutierend mit einem breiten Grinsen. „Sie macht wegen ihrer paar Hühner und Gänse einen Heidenpektakel.“

„Und deshalb solchen Lärm? Die Alte schreit ja, als ob sie gefoltert werde! Bringt sie doch auf gültlichem Wege zum Schweigen.“

„Ja, die Alte ist ein Drache,“ erzählte mein Bursche, „der ganze Ort kennt sie als solchen. Mit dem Besenstiel hat sie uns zu Leibe wollen. Sie wäre eine Engländerin, sagt sie und ihre Konsulatsflagge müßte respektiert werden. Der Konsul selbst, ihr Mann, ist nach New Orleans verreist.“

Ich berichtete jetzt, was ich wußte, und der General runzelte die Stirn. „Ich habe“, meinte er, „nicht Lust, von dem Kabinett in Washington eine Mühe wegen dieser Bagatellaffaire zu erhalten; versuchen Sie es, die Alte mit Geld abzufinden.“

In diesem Augenblick erschien ein Reiteroffizier auf der Bildfläche und rapportierte, daß in dem Geldkasten nicht weniger als vier Millionen Dollars gefunden worden seien, lauter neue schöne seecessionistische Scheine; schade nur, daß der Kurs gegenwärtig ziemlich schlecht stehen dürfte. Von allen solchen Beutegeldern erhielten nämlich Offiziere und Mannschaften der stiegenden Kolonne ihre Anteile.

Vier Millionen! Der General inspizierte in meiner Begleitung persönlich den Schatz; da erhob sich draußen wieder auf das heftigste das Geschrei der Frau Konsulin. Aergerlich griff der General in eine der vollen Kisten und langte mir ein dickes Bündel Banknoten hin: „Da geben Sie der Person, was sie haben will; aber ich will in Ruhe soupieren.“

Mit der Alten ließ sich reden. Sie war zwar ungläublich unverschämt und verlangte, als ich ihr statt des zuerst von ihr geforderten blanken Goldes die seecessionistischen Noten anbot, für das Bischofen Essen nicht weniger als tausend Dollars; denn daß der Kurs dieses Papiergeldes schlecht sein sollte, hatte man sogar in diesem abgelegenen Neste schon gehört. Ich handelte nicht lange, denn hundert Scheine à 1000 Dollars hatte mir der General gegeben; einer davon befriedigte die Alte, nachdem sie noch versprochen hatte, uns Offizieren so viel Apfelwein zum Abendessen vorzusetzen, wie wir nur trinken wollten.

Der General billigte, was ich that. Wir aßen tapfer und tranken tüchtig. Frau Konsulin Wells war jetzt sehr civilisiert geworden, sie stellte uns auch ihre Tochter vor, eine recht hübsche, junge Miß, mit der ich mich in ein Gespräch einließ. Die Amerikanerinnen sind nicht so zimperlich wie unsere deutschen Damen; wir unterhielten uns sehr gemütlich und nach einer halben Stunde vertraute sie mir an, daß sie in einen braven jungen Mann aus der Stadt unglücklich verlobt sei. Die alte Geschichte: Ihre Eltern waren vermögend, er aber hatte nur eine kleine Farm. Sonst sei gegen seine Person gar nichts einzuwenden.

Der Apfelwein war gut und erhitzte mein Blut; ich kam auf eine tolle Idee. Der General schien in bester Laune; ich fragte ihn, wie viel ungefähr von den Papierdollars auf meinen Beuteteil kämen.

„Behalten Sie den Rest der hunderttausend Dollars für sich,“ sagte er großmütig. „Mir sind Briefschaften aus dem eroberten Zug vorgelegt worden, welche ergeben, daß diese Dollars höchstens 2 Cents das Stück wert sein dürften statt 100; nächster Tage sind sie vielleicht ganz entwertet. Die Seecession pfeift auf dem letzten Loche.“

Ich wandte mich an Mistris Wells: „Ich will dem Geliebten Ihrer Tochter eine runde Summe schenken, damit er die Miß heiraten könne; wie viel verlangen Sie, daß er im Vermögen habe?“

Die Dame meinte nach kurzer Ueberlegung, daß ihr Schwiegersohn mindestens 20,000 Dollars „wert sein“ müsse, wie der Amerikaner sagt, und zwar in Gold. Ich bot ihr Noten; sie forderte nunmehr 80,000 Papierdollars. Abgemacht; In Amerika heiratet sich schnell; noch am späten Abend ward zum Friedensrichter gesandt, der dem auch gegen das übliche Honorar sofort erschien, und derselbe kopulerte auf der Stelle Miß Betty Wells mit ihrem schnell herbeigeholten überglücklichen Geliebten, Mr. Jim Jones, der mich seiner ewigen Dankbarkeit versicherte und dann mit seiner jungen Frau triumphierend abzog.

Am nächsten Morgen saßen wir bereits im Sattel, als Herr Konsul Wells zurückkehrte. Seine Frau hielt ihm die Tausend-Dollar-Banknoten entgegen und erzählte, was sich ereignet hatte.

Mr. Wells ward freibekleidet: „Mit dem Papier bist Du bezahlt worden? In New-Orleans heizen sie jetzt die Dampfmaschinen damit, denn Richmond ist genommen!“

Sachend gaben wir unseren Pferden die Sporen, da die Alte gerade wieder zu ihrem Besenstiel griff und sicherlich auf uns eingehauen hätte, wenn wir noch einen Augenblick geblieben wären — aber es war zu spät!

△ Charade.

(Drei Silben.)

Mein Erstes scheut das Sonnenlicht,
Giebt Dir Erquickung, süße Ruh',
Wenn gut Du bist. — Doch, bist Du's nicht,
Fügt es gar Schrecken oft Dir zu.
So auch der beiden Letzten Paar
Den Bösewicht nicht selten quält;
Dem Guten bietet Ruh' es an,
Das Kind zum Freunde es erwählt.
Das Ganze ist ein giftig Ding,
Zwar schwarz und grün, nicht schlecht geziert,
Doch liebt man's nicht, man geht und nimmt's
Und wirft es weg, wie sich's gebührt.

H. Cl.

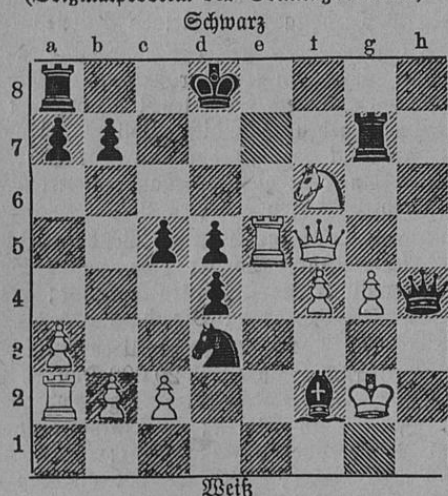
Schach.

Aufgabe Nr. 77 [mobifiziertes Endspiel],

dem Dortmunder Schachverein

zu seinem heutigen Stiftungsfeste, gewidmet
von Referendar Schwan, hier selbst.

(Originalproblem des Sonntagsblattes.)



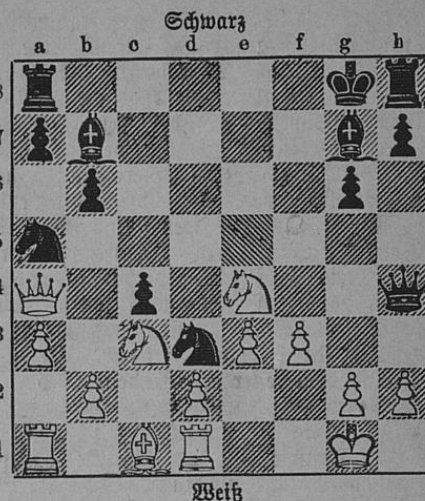
Sowohl Weiß als auch Schwarz giebt, falls er anzieht,
in sechs Zügen Matt.

Partie Nr. 53.

(Originalpartie des Sonntagsblattes.)

Unregelmäßiges Spiel.¹⁾

Weiß. N. N.	Schwarz. X. Y.	Weiß. N. N.	Schwarz. Y. X.
1. c2—c4 ²⁾	e7—e5	10. Dh5—e5:	b7—b6
2. e2—e3	Sg8—f6	11. De5—c3	Le8—a6
3. Sg1—e2	Sb8—c6	12. Tf1—d1	Sb4—d3
4. Se2—g3	d7—d5	13. a2—a3 ³⁾	g7—g6
5. c4—d5:	Sf6—d5:	14. Sg3—e4	Lf8—g7
6. Lf1—c4	Sd5—b4	15. Dc3—c2	Dd8—h4
7. 0—0	Sc6—a5	16. f2—f3 ⁶⁾	c7—c5
8. Le4—f7+ ³⁾	Ke8—f7:	17. Sb1—c3	c5—c4
9. Dd1—h5+	Kf7—g8 ⁴⁾	18. Dc2—a4	La6—b7



Stellung nach dem 18. Zuge.

19. Ta1—b1⁷⁾ Lb7—e6 23. Kf2—f1⁹⁾ Ta8—f8
 20. Da4—e2 Sd3—e1 24. Se4—d6 Dh2—g1+¹⁰⁾
 21. g2—g3⁸⁾ Se1—f3+ 25. Kf1—e2 Sf3—d4+
 22. Kg1—f2 Dh4—h2+ 26. e3—d4: Dg1—f2⁴⁾

Anmerkungen.

- 1) Die nachfolgende Partie ist am 9. Oktober 1880 im hiesigen Schachverein von zwei Mitgliedern desselben gespielt worden.
- 2) Der Beginn durch den Doppelschritt eines der beiden Läuferbauern (1. c2—c4 oder 1. f2—f4) ist korrekt, wird jedoch zu den unregelmäßigen Spielanfängen gerechnet.
- 3) Dieses Opfer ist nicht hinlänglich motiviert, da der Gewinn von zwei Bauern gegen den Läufer mangels nachhaltigen Angriffs ungenügend erscheint.
- 4) Der richtige Gegenzug; sowohl nach 9. . . . g7—g6 als auch nach 9. . . . Kf7—e7 würde Weiß durch 10. Dh5—e5: den geopfertem Offizier wiedergewinnen.
- 5) Um 13. . . . Lf8—b4 zu verhindern und 14. b2—b4 (welch letztere Drohung indes durch den Gegenzug des Schwarzen pariert wird) vorzubereiten.
- 6) Der bedrohte Springer darf natürlich sein Standfeld nicht verlassen.
- 7) Dieser Fehlzug entscheidet das Spiel.
- 8) Der Versuch die Dame zu retten, führt zu schleunigem Verlust der Partie.
- 9) Auf 23. Kf2—f3: folgt 23. . . . Ta8—f8+;
- 10) Schwarz übersteht das zweizügige Matt durch 24. . . . Sf3—d2+; 25. Kf1—e1, Dh2—f2+.

Lösung von Aufgabe Nr. 75.

Weiß.	Schwarz.
1. Dd8—h4+	Kh1—g1
2. Kc2—d2 oder d1	Kg1—f1
3. Dh4—e1 ♚	

Richtig angegeben von F. v. G., G. Brell, F. Hirschgen, Friedr. Jäger, P. A. Natheur, hier; Ankerhotel in Coblenz; M. Baues in Corschenbroich; C. Esser in Unterbach; Schmitz in Millich.

Briefkasten.

Ankerhotel in Coblenz; Abonnent J. in Elberfeld; Schmitz in Millich: Richtige Lösung von Nr. 76 ist notiert.

Sonntagsblatt.

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. B. Finl.

Druck u. Verlag der Aktien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt“ in Düsseldorf.

Nr. 46.

Sonntag, den 12. November.

1882.

Vierundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heil. Matthäus XIII., 24—30.

Inhalt: Jesus trägt das Gleichnis von dem guten Samen und dem Unkraute vor zur Erklärung der göttlichen Langmut.

* * *

Zum Kirchweihfeste.

Das erste Fest, welchem wir halb nach Allerheiligen begegnen, ist das Kirchweih-Fest, welches in unserer Erz-Diözese in allen Kirchen am ersten Sonntage nach dem 10. November gefeiert wird. Wenn jedes kirchliche Fest eine höhere Freude bringt, so gilt dieses besonders von der Feier, welche Jahr für Jahr dem Andenken an die Einweihung des Gotteshauses gewidmet wird, und es ist nicht schwer, die Beweggründe zu erkennen, die gerade diesen festlichen Tag von jeher als einen Tag des christlichen Frohsinnes erscheinen lassen. Denn stehen zwar die Feste des Herrn an sich betrachtet in einem höheren Lichte, so darf doch nicht außer Acht gelassen werden, daß alle christlichen Feste, wo immer sie gefeiert werden, den Aufbau und die Einweihung eines Gotteshauses voraussetzen, von welchem der christliche Kultus oder gemeinsame Gottesdienst bedingt wird. Das Fest der Kirchweih ist demnach jenes der christlichen Gemeinde. Eine Niederlassung von Bürgern, Kaufleuten, Handwerkern, ausgestattet mit wohnlichen Häusern, fruchtbaren Gärten, gemeinsamen Unterhaltungsorten, Schulen, Kaufhallen und dergleichen, mag noch so zweckmäßig angelegt und dem Gewinne und Verkehre günstig sein — so lange ihr ein Gotteshaus mangelt, ist wohl für alles gesorgt, nur für das Wesentlichste und Höchste nicht, nämlich für die Angelegenheit der ewigen Bestimmung des Menschen, für die Bedürfnisse seines unsterblichen Geistes, für seinen Lebensverkehr mit Gott. Wo hingegen einmal ein Kirchengebäude vollendet und eingeweiht worden, da hat das Werk der Erlösung seine Wohnstätte gefunden, da beginnt das geordnete, christlich-kirchliche Leben, welches nicht minder die Wohlfahrt als das Heil der Gesellschaft begründet.

Hieraus leuchtet ein, warum für heute zum fest-täglichen Evangelium die Einkehr Christi ins Haus des Zachäus genommen wird (Luk. 19, 1—10): „Heute muß ich in deinem Hause verweilen.“ Christus hat auch in jeder Kirche seit ihrer Einweihung seine Wohnung aufgeschlagen. „Heute ist diesem Hause Heil widerfahren,“ gilt gewiß von jedem christlichen Gotteshause. Der herrliche Tempel Salomons muß in Bezug auf Heiligkeit und Erhabenheit jedem schlichten Dorfkirchlein nachstehen. Dort waren nur Schatten und Vorbilder, hier ist Wirklichkeit und Erfüllung; dort waren nur Opfer, die an sich keine Gnade und Veröhnung bringen konnten, hier ist die tägliche Erneuerung des ewerlöbenden Kreuzesopfers in der heiligen Messe und reiche Gnadenspendung durch die heiligen Sacramente für alle Not und jegliches Bedürfnis. In jeder katholischen Kirche wohnt der ewige Sohn Gottes unter Brotesgestalt so wahrhaft und wirklich, als er wohnte in der Hütte zu Nazareth, und sie ist darum nicht bloß ein Bethaus, sondern im eigentlichen Sinne Gottes Wohnung; darum sind an einer katholischen Kirche selbst die äußeren Wände ehrwürdig, deshalb geschieht die Einweihung einer Kirche durch den Bischof unter so vielen ergreifenden Ceremonien und wird der Jahrestag davon als ein hoher Festtag gefeiert. Darum ist es in einer Pfarrgemeinde ein sicheres Zeichen des vorhandenen lebendigen Glaubens, wenn in ihrer Kirche stets Ruhe und Andacht herrscht, wenn alle Bewohner das Wort der heiligen Schrift von sich ausjagen können: „Herr, ich habe den Glanz deines Hauses geliebt, den Ort, wo deine Herrlichkeit wohnt,“ und gern ihr Scherlein beigetragen zum Schmucke des Hauses Gottes, damit der Gottesdienst mit gebührender Würde gehalten werden kann. Die prunkvollen, herrlichen und majestätischen Dome verdanken ja ganz allein ihre Entstehung der gottbegeisterten und gläubigen Gesinnung des Mittelalters. Wehe aber der Pfarre, wo der Tempel auch außer der Zeit des Gottesdienstes durch leichtsinniges Schwätzen und Mutwüthen entheiligt wird, oder in ärnlichem Schmutze daliegt, während der Menschen Wohnungen in Pracht und Luxus glänzen! Das wäre wahrhaft der Gräuel der Verwüstung am heiligen Orte.

Von jeher war und ist es Sitte, daß jede neue Kirche auf den Namen eines Heiligen eingeweiht

wird. Dieser Heilige wird dann Kirchenpatron genannt, dessen Andenken feierlich begangen wird an den Kirchenpatronen = Festen (Patrocinien). Die Gemeinde wird hierdurch gleichsam dem besondern Schutze des Heiligen, worauf sie geweiht wird, anvertraut, und hinwiederum sollen die Gemeindeglieder vorzüglich ihrem Kirchenpatron nachfolgen und in allem Guten nachzueifern. Daher ist es von großer Wichtigkeit, zu Kirchenpatronen solche Heilige zu wählen, deren einzelne Lebensverhältnisse und Handlungen geschichtlich bekannt und begründet sind, oder welche sich für die Verbreitung des Christentums in dem Lande, worin die neue Kirche gebaut ist, verdient gemacht haben, oder endlich dort ihr Blut und Leben für den Glauben standhaft hinopfert.*) Dann wird es leicht sein, eine recht innige Liebe und Verehrung gegen den betreffenden Kirchenpatron zu erwecken und zu erhalten.

*) Woher mag es kommen, daß so wenig Kirchen in unserer Erzdiözese dem Andenken an einen der vielen heiligen und großen Erzbischöfe von Seblu gewidmet sind?

Der Zorn.

1. Was ist der Zorn? Der Zorn, sagt der h. Thomas von Aquin ist eigentlich gesprochen, eine Leidenschaft der sinnlichen Strebekraft. — Die Seele hat nämlich neben der höheren, vernünftigen, auch eine niedere sinnliche Seite, welche letztere das sinnliche Wahrnehmungs- und das sinnlich Strebevermögen in sich schließt. Weil nämlich die Seele mit dem Körper verbunden ist, deshalb ist in ihr auch das Sinnliche. Wie aber der Körper dem Geiste, so soll auch das Sinnliche in der Seele dem Vernünftigen unterthan sein, soll der Vernunft nachfolgen und ihren Zwecken dienen.

Nun giebt es aber in dem niedern Teile der Seele gewisse natürliche Stimmungen der sinnlichen Strebekraft, die wir Leidenschaften nennen; — so genannt, weil bei ihrer Erregung die Seele sich leidend verhält, zur Liebe des Guten, zum Haß des Bösen gewissermaßen gezogen wird.

Auch ist es der sinnlichen Strebekraft und somit den ihr angehörenden Leidenschaften eigentümlich, daß bei ihrer Erregung auch immer eine entsprechende Veränderung oder Bewegung im Körper stattfindet. So entsteht nämlich beim Zorne eine Erhitzung des Blutes, wie der h. Thomas sagt. —

Die Grundleidenschaften, aus denen alle übrigen hervorgehen, sind nach den Alten folgende vier: Freude, Traurigkeit, Hoffnung und Furcht; von diesen beziehen sich die beiden ersten auf das gegenwärtige Gute und Böse, die beiden letzten auf das zukünftige. — Daß alle vier an und für sich nicht böse sind und der Vernunft dienen können, das sieht man schon an ihren Namen. — Auch sagt der h. Augustinus: „Die rechte Liebe macht alle jene Stimmungen recht: sie fürchten die Sünde; begehren die Beharrlichkeit, trauern über die Sünde, haben Freude in guten Werken.“

Sollen wir aber alle Leidenschaften, wie sie sich ihrer Art nach unterscheiden lassen und sich einander gegenüberstehen, angeben, so sind es nach dem

h. Thomas elf: Liebe und Haß, Verlangen und Flucht, Freude und Traurigkeit, Hoffnung und Verzweiflung, Furcht und Kühnheit und endlich der Zorn, dem keine andere gegenübersteht. Er ist vielmehr selbst aus entgegenstehenden Leidenschaften zusammengesetzt. Denn hassend das Böse, was jemand gethan, liebt er die gerechte Strafe als etwas Gutes. — Auch aus dieser Aufstellung der Leidenschaften sieht man, daß sie ursprünglich nichts Böses sind; und das gilt selbst von der Verzweiflung, so lange man nicht an Gott und seiner Gnade verzweifelt. — Ja sind die Leidenschaften der Vernunft gemäß auf die Liebe und Erstrebung des wirklich Guten oder auf den Haß, auf die Flucht und Vernichtung des wirklich Bösen gerichtet, so haben sie sogar unsern sittlichen Wert. Denn ohne guten Grund können sie ja nicht in uns sein.

„So nämlich,“ sagt der h. Thomas, „wie es besser ist, daß der Mensch das Gute, was er will, auch äußerlich bethätige, so gehört auch zur Vollendung des sittlich Guten, daß der Mensch zum Guten nicht bloß bewegt werde durch den Willen, sondern auch durch die sinnliche Strebekraft gemäß Ps. 83, 3: „„Mein Herz und mein Fleisch hüpfen zu Gott empor,““ — wo Herz den höheren geistigen Willen und Fleisch das Gefühl bedeutet.“ — Das Springen und Spielen Davids vor der Arche gab Zeugnis von seiner großen Freude in Gott; — die bitteren Thränen des h. Petrus von seiner großen Reue. (Freilich findet auch ein sehr hohes Gebet — die Kontemplation oder Beschauung — ohne Gefühlthätigkeit statt. Das Gesagte gilt mehr vom aktiven Leben, und es braucht auch in diesem das Gefühl nicht immer hervorzutreten. Das Gefühl ist nicht die Hauptsache. — Nichts desto weniger jedoch bleiben die Worte des h. Thomas wahr.)

Da nun aber der Mensch in seiner Verkehrtheit das Gute, weil es ihm unangenehm, als etwas für ihn Böses, — und umgekehrt das Böse, weil es ihm angenehm, als etwas für ihn Gutes sich einbildet, — und demgemäß in seinen Leidenschaften das Gute fliehet, das Böse suchet, — so sind diese oft sehr böse. — So bildet sich nämlich der Unkeusche ein, die Befriedigung seiner sinnlichen Lust sei für ihn in diesem Augenblicke etwas Gutes, und deshalb kommt er zur bösen That. So bildet sich ebenfalls der Neidische ein, das Gute des Nächsten set ihm selbst schädlich, und deshalb vergeht er in Traurigkeit. —

Zudem überschreitet der Mensch in seinen Leidenschaften nicht selten das rechte Maß und auch dieses ist gegen die Vernunft, und deshalb immer sündhaft. — Nachdem wir nun dieses um des bessern Verständnisses willen vorausgeschickt haben, fragen wir:

2. Wann ist der Zorn gut?

(Fortf. f.)

Zwei Märtyrer des 16. Jahrhunderts. Der ehrwürdige Cardinal Johannes Fisher und der ehrwürdige Kanzler Thomas Morus.

I. Cardinal Fisher.

(Fortsetzung.)

Von Krankheit und Altersschwäche — er stand nahe an seinem achtzigsten Jahre — an sein Zimmer geheftet, überhandte er den richtenden Lords seine Verteidigungsschrift: „daß ein Gespräch mit einer Person, die er damals auf glaubwürdige Zeugnisse hin als fromm und wohlgefunten zu halten alle Ursache hatte, unmöglich eine Gesetzesübertretung darstellen könne; daß keines ihrer Worte auf Verrat oder irgend ein wider den König zu begehendes Verbrechen gedeutet, vielmehr überall nur von göttlicher Heilssuchung die Rede gewesen sei; daß ihm um so weniger eine Verpflichtung einleuchten konnte, dem Könige darüber Enthüllungen zu machen, als ja der König in eigener Person sich an der Quelle selber unterrichtet.“ Die Lords, in der Stimmung und dem Charakter jener Tage, wagten kein freisprechendes Urteil zu erlassen. Fishers Name blieb in der Anklage, und er verglich sich mit der Krone um eine Summe von 300 Pfund.

Aber dies war nur wie ein Anfang, und ein Vorgeschmack dessen, was kommen sollte. Kurze Zeit später berief man Fisher und Thomas Morus vor den königlichen Rat, um ihnen den Successionszeit aufzutragen. Diese neue, von dem König ausgedachte Maßregel gebot allen volljährigen Unterthanen der englischen Krone, die etwa dazu aufgefordert würden, Gehorsam einem Gesetze zu schwören, wonach die Thronerfolge von der unfähig erklärten Prinzessin Maria auf die königlichen Kinder aus der sogenannten Ehe mit der Anna Boleyn übertragen wurde. Aber der Wortlaut der Akte, deren zustimmende Annahme in der Eidesformel ausgesprochen war, beschränkte sich nicht darauf. Er begriff die Erklärung, daß keine Gewalt auf Erden von den im Buche Leviticus bestimmten Eheverboten zu dispensieren Macht habe (das Lieblingsargument des Königs in seiner „großen Angelegenheit“), und daß darum des Königs Ehehindernis mit Catharina von Ansbeginn geseklos, null und nichtig gewesen wäre.

Fisher unterschied in dem Aufstehen die politische und theologische Seite. Ueber die erste, was nämlich die bloße Regulierung der Thronfolge betraf, machte er keine Schwierigkeit, denn das fielen in die Kompetenz der weltlichen Gewalt; die theologische Seite der Frage erlaube ihm sein Gewissen weder zu beschwören noch zu billigen. In ähnlicher Weise hatte sich, obwohl besonders bernommen, schon Morus geäußert. Nachdem der König, selbst gegen Cromwells Rat, aber auf Cromwells Aufsehung, diese Unterscheidung verworfen hatte, wurden beide derjenigen Uebertretung schuldig erkannt, welche im englischen Gesetze misprision of treason heißt, und auf welche schon die frühere Anklage gelaute hatte, weil unter jenem Ausdruck auch die Hehlung des

Verrates mitbegriffen ist. Strafe dieser Uebertretung war Einziehung aller beweglichen, Verlust der Einkünfte aller unbeweglichen Güter und lebenslängliche Einkerkerung. Der Tower nahm die Bekenner auf. In seinen Gefängnissen litt namentlich Fisher, an der höchsten Stufe des Greisenalters und von den Mühseligkeiten desselben gedrückt, so großen Mangel auch an den notwendigsten Bedürfnissen des Lebens, daß er das Mitleid seines königlichen Peinigers ansehen mußte, ihm Kleider zu Bedeckung seines Leibes zukommen zu lassen. — Allein auch bei diesem Grade der Verfolgung hatte es noch kein Bewenden. Der König wollte Blut. Eine neue Anklage ward, etwa nach Jahresfrist, auf eigentlichen Verrat (treason) erhoben. Er habe „böshafter und verräterischerweise geäußert, daß der König nicht das Oberhaupt der Kirche sei. Solches erhärte die Zeugenhaft derjenigen, welche vom Räte bestellt worden wären, die Suprematsfrage mit ihm zu verhandeln.“ Man sieht die Absicht des Vorgangs. Wurde eine solche Verhandlung mit ihm eröffnet, so war seine Antwort gewiß, und sein Untergang unvermeidlich. In eine ähnliche Schlinge war Morus verwickelt worden. Das Ansehen dieser beiden Männer war im Lande zu groß, als daß man nicht alles hätte anwenden sollen, um sie entweder zu beugen, oder durch ihren fürchterlichen Fall die andern zu schrecken. — Es ereignete sich, daß Papst Paul III. gerade in der Zwischenzeit, und bevor noch die Nachricht der erneuerten Anklage nach Rom gelangt sein konnte, den in den Gefängnissen des Tower schmachtenden Bekenner zum Cardinal erhoben hatte. Die Wut des Königs erreichte damit ihren Gipfel. „Paul mag ihm den Hut schicken,“ rief er aus, „ich aber will sorgen, daß er keinen Kopf behält, um ihn zu tragen.“

Fishers Verhör konnte sein Schicksal nur bestätigen. Die Verweigerung des geforderten Supremat-Eides, und eine glänzende Verteidigung der alten, katholischen Kirchenverfassung, freilich vor tauben Ohren, das letzte Bekenntnis dieser großen Seele, ersparte den Richtern viele Umfrage und Zeugenhaft. Am 22. Juni 1535 ward Fisher aufs Schaffot geführt. Im Angesichte desselben warf er den Stock weg, der ihm seine Schwäche zu stützen gedient hatte, und rief fröhlichen Antlitzes aus: „Nur meine Füße, ihr werdet wohl noch das bißchen Wegs zurückzulegen imstande sein, das euch noch übrig ist!“ Auf dem Schaffot angelangt, rebete er einige Worte an das Volk, wünschte Heil dem König und dem Staate, sprach laut das Te Deum und empfahl sich in einem inbrünstigen Gebete der göttlichen Barmherzigkeit. Hierauf legte er sein Haupt auf den Block, und empfing den tödtlichen Streich. — Sein Leichnam ward nach ausgezogen und dem Volke einige Stunden lang zum Spektakel ausgesetzt; das Haupt an einer Pike auf der Lombnerbrücke aufgesteckt. Man nahm es weg, als das Volk gefunden haben wollte, daß es überlang seine Fische und Farbe behalte. Den Leichnam soll man ohne Sarg ins Grab geworfen haben. Auch gegen die Produkte seines Geistes

wütete die Grausamkeit. Man verbrannte alle vorgefundenen Manuscripte, reiche Früchte dieses arbeitsamen Lebens; es waren so viele, daß ein starkes Pferd mühsam daran zu schleppen hatte. Seine erhaltenen Werke (die früher gedruckten) erschienen 1597 zu Würzburg in einem Folioband gesammelt.

II. Kanzler Thomas Morus.

Thomas Morus (More), englischer Staatsmann und Gelehrter, ward 1480 zu London von sehr achtbaren Eltern geboren. Sein Vater, der Ritter John More, war als rechtschaffener, heiterer und geistreicher Mann allgemein geschätzt. Derselbe war dreimal verheiratet. Seine erste Gemahlin gebar ihm einen Sohn, unsern Thomas, und zwei Töchter. Der Vater, dem Rechtsfache ganz ergeben, und Einer der Richter der Königsbank, zeichnete dadurch seinem Sohne Thomas die künftige Laufbahn vor. Er sorgte für eine körperlich strenge, dabei religiöse Erziehung und reiche Bildung seines Sohnes, welcher die Folgen seiner Erziehung als Mann durch seine Verachtung aller Ueppigkeit und durch Festhalten an den Übungen und Gebräuchen der katholischen Kirche an den Tag legte. Nach Vollendung der ersten gelehrten Bildung erhielt der junge More durch die Bemühung seines Vaters Zutritt im Hause des berühmten Erzbischofs John Mortons von Canterbury. Das Haus dieses welterfahrenen Mannes, der Sammelplatz aller hochgebildeten Männer Englands, war für den empfänglichen More eine tüchtige Vorschule für das praktische Leben. Der Erzbischof durchschaute bald die Anlagen seines Schütlings, er liebte ihn wegen seines gelehrigen, schnellfassenden und muntern Geistes, und prophezeite seinen Gästen, der junge More werde einst ein sehr merkwürdiger Mann werden.

Seine höhere Ausbildung erhielt More zu Oxford, wo er sich ganz und gar den Studien hingab, und von seinem Vater nur mit den notwendigsten Geldmitteln versehen ward, was More seinem Vater später sehr dankte. Besondere Lust fand More an der Erlernung der griechischen Sprache, denn bereits war das Studium der Alten von Italien herüber auch in England bei vielen in Aufnahme gekommen. Mores Lehrer der Humaniora wurden zugleich seine Freunde; durch sie machte er die Bekanntschaft auswärtiger Humanisten ersten Ranges, so die des Erasmus von Rotterdam. More las mit allem Eifer Aristoteles und Plato, übte sich mit seinem Jugendfreunde Billy in der lateinischen Uebertragung griechischer Epigramme, kurz die klassische Litteratur war Mores Lieblingsbeschäftigung, ohne jedoch Rhetorik und Scholastik beiseite zu setzen. Die letztere verschaffte ihm die Grundlage zu der in ihm später so mächtig auftretenden Disputierkunst, welche er nicht selten zur Verteidigung des alten Kirchenglaubens gut verwendet hat; denn die Theologie war und blieb stets Mores höchste Lebensaufgabe.

In dieser Richtung steigerte sich neben seinen Kenntnissen sein ohnehin feiner Sinn für die religiöse Wahrheit noch mehr, sowie das Nachdenken über die letzte Bestimmung des Menschen: so bil-

bete sich in ihm jener unanstößbare Gemüths- und Willenshabitus, welcher für sein tragisches Ende von entscheidender Wichtigkeit gewesen. Nach gemachter Bekanntschaft mit Erasmus fand der wichtige More auch Geschmac an der Weise dieses Humanisten, die Gegner der neu erwachten Geisteskultur, die Anhänger der alten Schule, mit Satyre zu treffen. Beide Männer traten bald zu inniger Freundschaft und Hochachtung zusammen. Erasmus lobte bei seinen zahlreichen Freunden Mores ungememe Gelehrsamkeit, und bald galt More als einer der Bahnbrecher für die schönen Wissenschaften in England. More aber zeichnete sich vor Erasmus durch kindliche Liebe zur Kirche und durch Charakterfestigkeit aus. Die Vorliebe zu den Alten, welche More durch eine lateinische Uebersetzung mehrerer Gespräche Lucians bekundet hatte, sollte einigermaßen gedämpft werden durch einen ersten Lebensschritt, durch das Eingreifen des Rechtsfaches, welches nach des Vaters Wunsch Mores Hauptfach werden, und ihm sein Lebensglück bringen sollte. Ungern vertauschte More die üppigen Auen des klassischen Bodens mit dem profaischen der englischen Jurisprudenz; doch er ging daran, und leistete auch hier Ausgezeichnetes. Die Trodenheit und die Strapazen seiner juristischen Geschäfte hielten More nicht ab, dem immer stärker werdenden Zuge zur christlichen Frömmigkeit genugsam zu thun; im gewaltigsten Geschäftsdrange fand er soviel Zeit, vor der Arbeit sich im Gebete zum Vater des Lichtes zu wenden, täglich wohnte er der hl. Messe bei. Dabei war er streng gegen den Körper, und wachsam gegen dessen Lüste, schlief er auf dem Fußboden und trug ein Cilicium. Er studierte fleißig die Kirchenväter und hielt mit großem Beifall unter dem Zudrange „der Blüte der englischen Jugend“ Vorlesungen über des hl. Augustinus Werk: De civitate Dei.

Bereits hatte More die Achtung des Volks in dem Grade sich erworben, daß er zum Mitgliede des Unterhauses gewählt wurde. Als Heinrich VII. wegen Vermählung seiner Tochter Margaretha mit dem Könige von Schottland vom Parlamente eine Auflage (Subsidie) von 40,000 Pfund begehrte, war die Mehrzahl der Glieder des Unterhauses gegen diese starke königliche Forderung, aber Furcht hielt sie vom Widersprechen ab: da trat der junge Thomas More mit einer mutigen Rede auf, und erwirkte die Verwerfung dieser Auflage. Darüber ward der König so zornig, daß er Mores Vater unter einer Scheinbeschuldigung in den Tower setzen ließ, da er dem Sohne nichts anhaben konnte. More, der durch sein Wirken zwar sehr populär geworden, aber auch die nachwirkenden Folgen der königlichen Ungnade zu befürchten hatte, faßte den Entschluß, über See zu gehen, suchte jedoch zuvor noch nach einem Asyl im Lande, und fand ein solches in der Karthause zu London, wo er die Welt verachtend vier Jahre lang (von 1504—1507) nur den Wissenschaften und der Andacht lebte. Klostergelehre hat More übrigens nicht abgelegt. Hier war es, wo More dem Studium der französischen Sprache oblag, welche ihm in der Folge bei seinen Gesandtschaften wohl zu statten kam. Durch das

Studium der Chroniken legte er hier auch den Grund zu seinem Geschichtswerke: Richard III. Auch die mathematischen Wissenschaften suchte More wieder hervor, zur Erholung strich er die Violine. In der klösterlichen Abgeschlossenheit kam ihm der Gedanke, ob nicht auch für sein Seelenheil das Klosterleben der sicherste Beruf sei. Er befragte darüber seinen Beichtvater Colet, welcher seinerseits vor den Reizungen der Stadt gleichfalls in ländliche Einsamkeit geflohen war. Allein von den Klostergebanten schien More'n die Erwägung der Beschwerlichkeit des Priesterberufes wieder abgebracht zu haben. More besuchte die Universität Löwen und Paris, kehrte in sein Vaterland zurück, wo er in doppeltem Glanze jetzt wieder in die Öffentlichkeit hervortrat. Im 26. Lebensjahre erwählte sich More eine Lebensgefährtin in der tugendhaften Tochter eines Edelmanns in Essex, wandte sich sofort wieder den juristischen Studien zu, und wählte sich das Amt eines Anwalts, welches er mit Gewandtheit, Uneigennützigkeit und christlicher Gewissenhaftigkeit verwaltete. Sein Ruf als Advokat bahnte ihm sehr bald den Weg zu dem einträglichen Amte eines Untersheriffs der Stadt London, darauf zu dem eines Friedensrichters. Was More in seiner anstrengenden Amtsthätigkeit frisch und gestärkt erhielt, und seinen Umgang außerordentlich angenehm machte, war seine unvergleichliche heitere Laune, seine natürliche Anlage zu anständigem Witze, und sein Geschick, auch den traurigsten Dingen eine fröhliche Ansicht abzugewinnen, eine Gabe, welche das Glück seines Ehestandes noch erhöhte. Dieses letztere zerriß jedoch die kalte Hand des Todes; seine Gattin starb, und hinterließ ihm drei Töchter und einen Sohn. More verheiratete sich nun mit der Witwe Alice Middleton. Als Hausvater war More ein Muster; leutselig, nicht Hausvater, suchte er jedem seine Verrichtungen angenehm zu machen, seine Kinder ließ er in der Gottesfurcht erziehen, er drang auf häusliche Andacht, welcher er selbst im Kanzleramte noch bewohnte. Der Tisch ward durch das Vorlesen einiger Stellen der hl. Schrift und durch Besprechen derselben geheiligt. Die Wissenschaften blieben auch in der Periode seiner höchsten Ehrenstellen seine Lieblingsneigung, ja sie wurden seine Erholung, und ließen ihn beim Auslande als Englands „Pierde“ erscheinen. Ein anziehendes Bild von Mores Persönlichkeit und Charakter entwirft Erasmus in einem Schreiben an Ulrich von Hutten vom 23. Juli 1519 (V. Erasmi opp. III. P. I. p. 472). Mores Vorliebe zu geistreichen Scherzen erregte in ihm die Lust zu Epigrammen, deren er schon als Jüngling eine Anzahl in lateinischer Sprache fertigte, eine Sammlung erschien 1518 bei Froben in Basel in 4. Seine Liebe zur vaterländischen Geschichte erzeugte seinen „Edward V.“ und „Richard III.“, zwei der schwierigsten Partien der englischen Geschichte. Der Ruf von Mores ausgezeichnetem Rechtskenntnis drang bis zum Hofe des jungen Königs Heinrich VIII., welcher damals ein Mäcen der Gelehrten war, und More gerne in seiner Umgebung sah. Allein More, ein Freund der Muses, fühlte in sich

gegen das Hofleben eine Abneigung. Doch vermochte Heinrich VIII. so viel über More, daß er 1515 im Interesse des englischen Handels eine Gesandtschaft in die Niederlande übernahm. Einen Jahresgehalt, welchen der König ihm als Anerkennung der geleisteten Dienste angeboten, hat More, um seine Freiheit in seiner bisherigen Stellung zu bewahren, nicht angenommen. Durch die Vermittlung seines Kanzlers, des Kardinals Wolsey, versuchte es der König, More ganz für seine Dienste zu gewinnen.

More's litterarischen Ruf anlangend, so hat diesen am meisten sein Werk „Utopia“ begründet, eine Frucht der Studien der Alten, und ein Ergebnis seiner spärlich zugemessenen Mußezeit. More schrieb dieses Nirgendshaus nach seiner Rückkehr von der Flandrischen Gesandtschaft; die Arbeit diente ihm, um von seinen lästigen Geschäften als Richter auszurufen, indem er sich in eine ganz neue Welt verlegte, und von den Menschen, wie sie sind, absehend, sich dieselben dachte, wie sie sein könnten. In der Utopia stellte er daher Institute auf, welche im Widerspruche mit jenen seines Zeitalters stehen sollten, aber das geschah nur aus heiterem Scherze, nicht so, als wenn er auf deren Einführung gedrungen hätte. Nur Wenige verstanden die feine Satyre auf so viel Verderbtes im Staate und in der Kirche. Das Werk bekundet uns More's Glauben an Wunder, sein Hochhalten ascetischer Uebungen, seine hohe Achtung der Priester, der kirchlichen Gebräuche, seine Ansichten über die Bestrafung der Religionsneuerer schon aus politischen Gründen, überhaupt Grundsätze, wie er sie nachmals im Reformationssturme als Vorkämpfer der katholischen Kirche nur noch schärfer betont hat. Nicht bloß More's Gelehrsamkeit, noch mehr seine Rechtlichkeit und Leutseligkeit machten ihn zum Liebling des Volkes in London, das selbst im aufgeregten Zustande noch auf More's Stimme hörte (Fortf. folgt.)

○ Gedanken der Heiligen für alle Tage des Jahres.

12. Sept. Das Mensch hat nichts, was ihn Gott ähnlicher macht, als das Wohlthun. (Hl. Gregor von Nazianz.)
13. Sept. Ich habe niemals den bösen Tod eines gütigen Menschen gesehen. (Hl. Augustinus.)
14. Sept. Im Himmel ist die Barmherzigkeit, zu welcher man durch Werke der Barmherzigkeit auf Erden gelangt. — Wer nur für sich lebt und andere vernachlässigt, der ist überflüssig auf der Welt und gehört nicht zu unserem Geschlechte. (Hl. Chrysostomus.)
15. Sept. Man muß eilen; das Leben ist kurz und in der Zögerung ist die größte Gefahr. (Hl. Ambrosius.)
16. Sept. Bleibt man jemand einen Verweis, so soll allzeit die Schärfe mit der Milde verbunden sein. (Hl. Gregorius.)

17. Sept. Einen Verdruß fassen, ist menschlich; aber einem Christen steht es zu, daß er seinen Zorn mäßige und seinen Feinden von Herzen verzeihe. (Hl. Hieronymus.)

18. Sept. Sei wachsam und fleißig im Dienste des Herrn und denke oft: Wozu bist Du in die Welt gekommen? (Gottf. Thomas v. Kempen.)

Der betrogene Freund.

Humoreske von J. K.

„Wie lange dauern Eure Ferien?“

„Zwei Monate, kaum genug, um sich von den Strapazen der Saison zu erholen. Gottlob daß sie übermorgen beginnen.“

„Du hast sehr viel zu thun gehabt den Winter über?“

„Ungewöhnlich, und ich fühle mich hundemüde, hatte daher beschloffen, ruhig in meiner jungen Häuslichkeit, bei meinem lieben Weibchen zu bleiben, keine Reise zu machen, und anderswo Erholung zu suchen, die ich hier am besten finden würde.“

Bei diesen Worten schlang mein Freund Friedrich seine Arme liebkosend um die reizende kleine Frau, die uns eben auf zierlichem Präsentierbrett Wein und Gläser brachte und mit einer überaus anmutigen Bewegung auf den Cigarrentisch deutete.

„Ja, wer hindert Dich denn, diesen äußerst soßigen und unter den gegebenen Verhältnissen mehr als lockenden Plan auszuführen?“ fragte ich.

„Sie,“ erwiderte Friedrich, die kleine Frau noch immer im Arme haltend und ihr mit zärtlich strafendem Gesichtsausdruck in die Augen schauend.

„Ja, ich,“ begann nun Frau Emmy, indem sie mit ihren kleinen, grüßengelächelten Händen das wunderwolle Lockenhaar ihres jungen Eheherrn streichelte, „Fritz hat zehn neue große Partien den Winter über studieren müssen, daneben die vielen älteren Rollen, die ewigen Wiederholungen — er war fast den ganzen Tag im Theater, er hat sich überangestrengt und bedarf einer wirklichen Stärkung. Seine liebe, schöne Stimme ist müde, die muß er kräftigen. Seine Nerven sind angegriffen; fliegt doch manchmal in unsern heitersten Stunden ein Schatten über seine Stirn — ich gebe ihm wahrhaftig keinen Anlaß dazu —“ wendete sie sich schalkhaft lächelnd an mich — „und doch ist er ab und zu verstimmt. Er soll ins Seebad; der Arzt ist ganz mit mir einverstanden, die Reise dahin ist ja gar nicht so weit und er wird mir völlig frisch und gesund wiederkehren.“

„Aber ich soll Dich eine Ewigkeit entbehren! Denke Dir, Franz, sie will nicht mit! Sie scheidt mich allein fort! Sie will absolut hierbleiben und hat mir bereits eine solche Menge von Gründen dafür aufgestellt, daß ich gar nicht mehr wage, das Gegenteil zu begehren. Emmy, Emmy, zwei Monate ohne Dich, das geht ja nicht!“

„Es muß gehen. Sehen Sie, Herr Franz, ich bin kerngesund, ich bedarf keines Bades. Er weiß

auch ganz gut, daß ich nicht fort kann, daß die Mutter in den Ferien herkommen wollte, daß mir Mädchewechsel, sowie die furchtbare Aufgabe einer gründlichen Putzerei bevorsteht — nebenbei gesagt ein Akt, der bei einem Sänger während angestrebter Thätigkeit den ganzen Winter über nicht vorkommen darf — kurz, er weiß, daß eine Reihe triftiger Gründe mich verhindern, diesen Sommer unser Hauswesen zu verlassen.“

„Natürlich, Madame, Ihr Hauswesen ist Ihnen wichtiger, als Ihr Gemahl!“

„Nun ja! Nimm dies an, füge Dich, reise allein, pflege Dich, genieße die herrliche Nordsee und komm' mit erneuter Kraft des Bartons ins Haus zurück.“

Sie gab ihm einen Kuß und verschwand.

„Ist sie nicht entzückend?“ rief Fritz. „Hast Du auch Deine Brille auf? Ja wohl! Na es wäre auch schade, wenn Du einen Zug von Emmy verloren hättest!“

„Das stimmt,“ rief auch ich. „Dank meiner gläsernen Augenverbesserer, ohne die ich leider ein mangelhafter Seher bin, habe ich an Deiner Emmy einen wahren Genuß gehabt. Weißt Du, Alter, daß ich immer Angst hatte, Du könntest 'mal eine Frau nehmen, die in ihrer Erscheinung nicht zu Dir paßt? Diese Angst ist von mir genommen; Emmy ist Deiner würdig.“

Fritz lachte, daß die schönen Zähne blinkten und ich betrachtete mir nun durch meine Brille wohlgefällig recht genau den schönen Freund.

Wahrlich, es war der Mühe wert! Auf einer schlanken, elastischen Gestalt ruhte ein Kopf mit wunderbar feinen, edlen Zügen. Um den Mund herum lagerten die Grazien, der gänzliche Mangel jeglichen Bartes — bei Theaterleuten so üblich — ließ deutlich jede Nuance des lebhaften Mienenspiels bewundern. Die schwarzen Augen blitzten feurig, vor allem aber war ein üppiger Wald brauner Locken eine herrliche Zierde des schönen Mannes.

Emmys liebreizende Erscheinung bildete einen anmutigen Gegensatz zum Gemahl: goldenes Haar, lachende Blauaugen, herrliche Farben und zierlichster Wuchs. Ein leiser Zug von schalkhafter Kofetterie machte sie im höchsten Grade anziehend und pikant.

Nachdem ich den nächsten Abend meinen lieben Jugendfreund noch in einer großen Rolle auf der Bühne bewunderte, wobei ich nicht umhin konnte, Emmys Besorgnisse wegen Ermüdung der Stimme als durchaus berechtigt anzuerkennen, reiste ich ab, da dringende Geschäfte mich nach Hause riefen.

Das Bild des befreundeten Paares schwebte mir unausgesetzt vor der Seele. Ihr glückliches Zusammenleben, Emmys bezaubernde Erscheinung, ihre Liebenswürdigkeit erhielt sich in frischen Farben in mir, nur eines war mir in der Erinnerung befremdlich und beschäftigte öfters meine Gedanken: das lebhafteste Befinden der jungen Frau, ihren Mann loszuwerden (so erschten es mir nachträglich),

ihn nicht auf seiner Reise zu begleiten, ob ihm gleich so viel daran gelegen schien. Das mißfiel mir und trübte ihr Bild in meinem Gemüte.

Nach ungefähr sechs Wochen übergab mir mein Prinzipal einen wichtigen und eiligen Auftrag, der mich nach dem Städtchen B., eine halbe Stunde Eisenbahnfahrt vom Wohnorte Friedrichs und Emmys, führte. Da hatte ich, eher als ich hoffen konnte, Gelegenheit, meine reizende neue Freundin wiederzusehen und zugleich Nachrichten über den fernern Freund einzuziehen. In B. angelangt, beehrte ich mich, meine Geschäfte, die nicht ohne Schwierigkeiten waren, abzuwickeln, was mir so gut gelang, daß ich gleich am ersten Tage so weit kam, die volle Erledigung am Abend erwarten zu dürfen. Ich schlenderte nachmittags in dem ziemlich einsamen, romantisch gelegenen Dörfchen umher und fühlte bei der herrschenden Hitze umsomehr die Sehnsucht nach einem kühlen, grünen Plätzchen, als ich in der Eile der Abreise meine Brille vergessen hatte und meine schwachen Augen von den ohne ihre gewohnte Bewaffnung gehalten Anstrengungen etwas angegriffen waren.

Ein lockendes Schild, „Zum Paradies“, zog mich an und ich betrat erfreut ein lauschiges Gärtchen, setzte mich in eine schattige Laube und wollte mich eben den Segnungen einer Tasse Kaffee nebst Cigarre hingeben, als eine wohlbekannte Stimme an mein Ohr schlug. Ich erhob mich, wandte mein Haupt und wer beschreibt mein Erstaunen, als ich in einer nahen Laube Frau Emmy in lebhaftem, halblauten Gespräche begriffen, erblickte. Mein erster Impuls, auf sie zuzusteuern, stockte, als ich zu meinem nicht geringen Entsetzen bemerkte, wie die schöne Frau, augenscheinlich in dem Wahne, ganz allein und unbemerkt zu sein, ihren Arm zärtlich um den Hals eines Mannes legte, der, im Halbprofil mir zugewandt, ein härtiges Antlitz zeigte und ihre Lieblosungen in einer Weise erwiderte, die keinen Zweifel ließ, daß hier ein Liebesverhältnis obwaltete. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, da die mangelsunde Brille allerdings meine Sehkraft schwächte, aber hätte das golden schimmernde Haar, die blitzenden Augen und Zähne noch einen Zweifel lassen können, die süße Stimme war nicht zu verkennen: es war Frau Emmy! Eben strich sie ihm mit der weißen Hand über das ganz kurz geschorene, struppige Haar, dann zaufte sie ihn an dem wilden Bart, dann küßte sie ihn wieder auf den Mund und dazwischen tönte ihr reizendes, mir noch von damals immer in den Ohren klingendes Lachen, nur hie und da erstickt durch — Küsse dieses Kerls, dieses Schuftes.

Ich saß erstarrt — vorzutreten hatte ich nicht den Mut; Emmy so zu erniedrigen vor den Augen jenes Menschen wagte ich nicht, trotz des Anblickes ihrer Selbsterniedrigung. Mir geschah es wie häufig im Traume, wo wir uns bewegen, handeln wollen, aber unfähig sind, uns zu rühren — ich war wie angebonnert. So hörte ich denn Emmy sagen, und konnte sie dabei durch die Zweige beobachten:

„Morgen komme ich wieder her, bis dahin sei brav, Geliebter, zügle Deine Ungebulb, nur noch kurze Zeit dauert Deine Prüfung.“

Jetzt wollte er etwas erwidern, brachte es aber nur zu einem leisen Gebrumm, denn sofort lag ihr süßes Händchen auf seinem Munde.

„Eft!“ rief sie, „wollen Sie wohl schweigen, mein Herr! wenn ich eine Silbe der Gegenrede vernehme, sehen Sie mich hier nie wieder, ich mache unserem verstoßenen Rendezvous ein jähes Ende! Stumm soll mein Leurer sein, stumm, wie die Liebe; komm, ich schließe Dir den Mund.“

Und wieder ein Kuß. Ich zuckte zusammen, stieß an den Stuhl — die da drüben erschrafen sichtlich und Emmy wurde so stumm, wie ihr stummer Geliebter. Nach einigen Minuten, während deren sie sich in der Zeichensprache über die unliebame Störung zu verständigen schienen, flüsterte Emmy noch einige Worte, von denen nur „mein Mann“, „das Ungeheuer“, „vierzehn Tage“ mein Ohr erreichten; dann verschwanden beide, wie aufgeschnachtes Wild, und ehe ich mich, völlig betäubt ob meiner traurigen Entdeckung, nur erhoben hatte, hörte ich einen Wagen hinwegrollen.

(Schluß f.)

△ Charade.

(Dreißelbig.)

Ich hab' — so sprach der Zimmermann —
Manch strenges Zweites heut gethan
Am Ganzen; aus dem Ersten nun
Ein volles Zweites will ich thun.

P. v. Tsch.

Als Nr. 44 bereits im Druck war, gingen uns noch richtige Lösungen des Rätsels in Nr. 43 zu von Ch. H. in Zons, F. Sch. u. B. D. von hier.

Lösung des Rätsels in Nr. 44:

„Schuld.“

Richtig angegeben von W. Sch., F. Sch., H. Cl., B. Bl., R. v. S., L. L. von hier., A. R. in Hamm, B. Br. in Essen.

Lösung der Charade in Nr. 45:

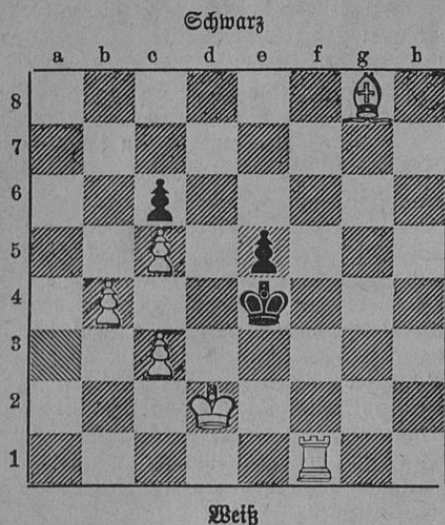
„Nachtshatten.“

Richtig angegeben von W. Sch., B. D., F. Sch., B. L., R. Fl., J. S. von hier.; D. R. von Hochdahl; R. Kr. von Bonn; Fr. D. von Würzburg. Zwei Lösungen gingen uns zu, ohne daß die Einsender ihre Namen angegeben hätten.

Dieserigen Löser, welche wünschen, daß ihre Namen vollständig ausgedruckt werden, wollen dies gültigst uns zu wissen thun.

Schach.

Aufgabe Nr. 78 [Portius Nr. XXIII.]



Weiß zieht an und gibt in zwei Zügen Matt.

Lösung von Aufgabe Nr. 76.

- | | |
|--|----------------|
| Weiß | Schwarz |
| 1. Th6—d6† | Kd5—d6: |
| 2. d7—e8: S†† (d7 nimmt e8, wird Springer und gibt Doppelschach) | Kd6—c6 oder e6 |
| 3. Td8—d6‡. | |

Wichtig angegeben von: Ankerhotel in Coblenz; Abonnent F. in Oberfeld; Schmitz in Millich.

Dortmunder Schachkränzchen.

Das Stiftungsfest des Dortmunder Schachvereins, dessen Programm wir in der vorletzten Nummer mitgeteilt haben, hat am vorigen Sonntag unter reger Beteiligung einheimischer und auswärtiger Gäste einen schönen Verlauf genommen und sich so den von dem Bergisch-Märkischen Schachverband veranstalteten Quartalfesten durchaus würdig angereiht.

Von den etwa vierzig in den stattlichen Räumen des Kasinos versammelten Schachfreunden beteiligten sich zwölf an dem Hauptturnier, vier an dem Nebenturnier, fast alle aber wenigstens mit einer Partie an dem freien Lomboldturnier.

Im Hauptturnier gewannen im ersten Gange Julius Asbeck jr. aus Barmen (Weiß) gegen Bünnig aus Dortmund (Schwarz), Justizrat Möger aus Dortmund (Schwarz) gegen Rist aus Köln (Weiß) [durchs Los bei Remisspiel], Herbrecht aus Dortmund (Schwarz) gegen Hörmann aus Barmen (Weiß), Merten aus Barmen (Weiß) gegen Vartisch aus Dortmund (Schwarz), Döpfer aus Barmen (Weiß) gegen Malthan aus Barmen-Mittershausen (Schwarz), Referendar Schwan aus Düsseldorf (Weiß) gegen Sander aus Dortmund (Schwarz); im zweiten Gange siegten Merten (Weiß)

über Möger (Schwarz), Asbeck (Weiß) über Herbrecht (Schwarz) und Schwan (Schwarz) über Döpfer (Weiß); so daß als Preisträger ex aequo die Herren J. Asbeck jr.—Barmen, Merten—Barmen und Refer. Schwan—Düsseldorf aus dem Kampfe hervorgingen.

Im Nebenturnier errang die Siegespalme Herr Ullsch aus Dortmund.

Die andauernd herrschende Festesstimmung erreichte ihren Höhepunkt während der gemeinsamen Mittagstafel, welche durch mehrere Trinksprüche ernsten und heiteren Inhaltes und durch den gefälligsten Gedankenaustausch zwischen den einander schnell befreundeten Schachjüngern verschönt ward.

Indem wir den Veranstaltern des schönen Festes für die fröhlich in ihrem Kreise verlebten Stunden nochmals den Dank der Gäste aussprechen, geben wir der Hoffnung Ausdruck, mit ihnen auf dem — wahrscheinlich Ende dieses oder anfangs nächsten Monats in Barmen stattfindenden — fünften Quartalfeste des Bergisch-Märkischen Schachverbandes aufs Neue freundschaftlich-feindlich zusammenzutreffen.

Von den in den geschlossenen Turnieren gespielten Partien, deren Veröffentlichung uns von dem Vorstand des Dortmunder Schachvereins in zukünftigster Weise gestattet worden, werden wir demnächst die eine oder andere mitteilen.

Partie Nr. 54.

(Originalpartie des Sonntagsblattes.)

Mittelgambit.

Weiß. N. N.	Schwarz. K. V.	Weiß. N. N.	Schwarz. V. K.
1. e2—e4	e7—e5	8. Sf3—e5	Dd8—e7
2. d2—d4	e5—d4:	9. 0—0	De7—e5:?
3. Lf1—c4	Lf8—c5	10. Tf1—e1	Sf6—e4
4. Sg1—f3	Sg8—f6	11. Dd1—g4	Ke8—f8
5. e4—e5	Sf6—g4	12. Te1—e4:	h7—h5
6. Lc1—g5	f7—f6	13. Dg4—f3†	aufgegeben.
7. e5—f6:	Sg4—f6:		

Briefkasten.

Anker-Hotel in Coblenz: Wie Sie sehen, suchen wir Ihrem Wunsche möglichst gerecht zu werden. Unser Vorrat an leichten Originalpartien ist leider nicht unerschöpflich. Uebrigens sind auch mehrzügige Probleme nicht notwendig schwierig. Frdl. Gruß.

Albert M., hier. Für die Ueberlassung der interessanten beiden französische Schachwerkchen besten Dank; wir werden dieselben nach genommener Durchsicht an Sie zurückgelangen lassen.

J. v. S., hier und K. Fr. in Frankfurt a. M.: Lösung von Nr. 77 ist notiert.

Σ

Sonntagsblatt.

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. F i n f.

Druck u. Verlag der Aktien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt“ in Düsseldorf.

Nr. 47.

Sonntag, den 19. November.

1882.

Fünfundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heil. Matthäus XIII, 31—35.

Inhalt: Jesus schildert in dem Gleichnisse vom Senfkornlein den kleinen Anfang und die künftige weite Ausbreitung seiner Kirche auf Erden; und in dem Gleichnisse vom Sauerteige macht er auf die wohlthätigen Wirkungen aufmerksam, die die Lehre des Evangeliums in den Herzen der Gläubigen hervorbringen kann.

* * *

Die sittliche Kraft der christlichen Familie.

Wenn wir, lieber Leser, im Anschlusse an unsere Erwägung über die erhabene Bestimmung der christlichen Familie (siehe Nr. 45 d. Bl.) nunmehr die letztere in ihrer heiligenden Kraft etwas näher betrachten wollen, so, glaube ich, wird ein Blick auf die Zustände uns dem Ziele nahe führen, in denen die jüdische und heidnische Familie sich befand, als der Heiland erschien, um auf den Trümmern der alten des Judentums und Heidentums eine neue Weltordnung zu schaffen.

Mit der jüdischen Familie war es zu Christi Zeit traurig bestellt. Die Heiligkeit des ehelichen Bundes war vielfach zerstört, indem das jüdische Volk durch das Zusammenleben mit dem Heidentum in Aegypten und noch mehr in der babylonischen Gefangenschaft von der ungezügeltsten Sinnlichkeit der orientalischen Völker angesteckt worden war und die Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe teils durch Vielweiberei, teils durch ungehinderten Leichtsinne bei den Eheschließungen verletzte. Dadurch ward auch das einheitliche Familienleben zerstört, in dem allein der Zweck der Ehe, die Heiligung der Gatten und die gottgefällige Erziehung der Kinder erreicht werden kann.

Wenn aber auch der Verfall der Sitten groß war im jüdischen Volke: es war doch Gottes Gesetz noch nicht ganz verschwunden und setzte der allgemeinen Ausbreitung der heidnischen Sittenlosigkeit noch einen Damm entgegen; und hatte die sittliche Verderbenheit auch die Kraft des auswählten Volkes bei Vornehmen und Niedrigen, bei Gelehrten und Ungelehrten gebrochen: es gab doch immer noch einige, wenn auch wenige fromme Familien, die echte Zucht und Sitte bewahrten.

Aber unendlich größer war das soziale Elend zur Zeit Jesu Christi in der heidnischen Welt. Das Zeitalter des Augustus wird gewöhnlich das goldene genannt; unsere Jugend lernt auf Gymnasien und höheren Bildungsanstalten die Verse auswendig, womit die damals lebenden Dichter die Macht des römischen Reiches, den Glanz der Feste, den Reichtum und die süßliche Genussucht der damaligen Hauptstadt der Welt schildern und meint oft, in dieser alten Heidenzeit sei alles schön und groß gewesen. Keineswegs! Das Elend ist wohl in keiner Zeit größer gewesen als damals in Rom zur Zeit Jesu Christi.

Der Mann war nach dem Gesetze im Kreise der Familie der unbedingte Herr über Leben und Tod. Ward ihm ein Kind geboren, so legte man es zu den Füßen des Mannes auf die Erde nieder; hob er es auf und reichte er es der Mutter oder Amme, so ward es ernährt und erzogen, ließ er es liegen und wandte er sein Auge weg von ihm, so ließ man es unkommen und warf es weg. Der Mann war der unumschränkte Tyrann über seine Familie und konnte seine Frau zu jeder Zeit verstoßen. Dafür traf ihn auch die Strafe der Tyrannei; er hatte kein ebenbürtiges, liebendes Weib, das mit freiem Willen trenn an ihm hing und fähig war, Gut und Leben für ihn zu opfern, sondern er hatte nur eine unterwürfige Skavin, die mit der dem unterdrückten Weibe eigentümlichen Schlantheit die Schwächen des Mannes zu erspähen und zu benutzen verstand.

Und dieselbe Weib, das von dem Manne als Skavin und willenloses Werkzeug seiner Sinnelust tief entwürdigt wurde, übte wiederum denselben Despotismus aus über ihre Untergebenen, versank in die gemeinsten Laster und verschwendete ungeheure Summen in Eitelkeit und Buhlsucht. Die Eine trug für Millionen Edelsteine in ihrem Haare, die Andere badete sich täglich in der Milch von 500 Eselinnen, und wieder andere schickten ihren Männern den Scheidebrief an dem Tage, wo sie aus der Schlacht zurückkehrten, um sie zu beschimpfen und mit ihren Buhlen ihr lieberliches Leben fortzusetzen. Das Weib hatte so wenig Sinn für Jungfräulichkeit und Keuschheit, daß in der großen Hauptstadt des römischen Reiches nicht mehr die volle Zahl der bestaltischen Jungfrauen gefunden werden konnte, sitten-

reiner, makelloser Jungfrauen, die das heilige Tempelfeuer zu unterhalten gewürdigt waren. Kaiser Augustus selbst war entsetzt über eine so große soziale Verderbenheit.

Und was soll ich bei dieser großen Zerrüttung der Familie noch sagen über das Schicksal des Kindes? Das Junge der Tiere läuft der Mutter nach und sucht sich die Nahrung, aber das hilflose Kind, wer soll es nähren, wer es erziehen, wenn Vater und Mutter sich in vollendeter Selbstsucht von ihm abwenden. Die Kinder, welche getötet wurden, oder bald nach der Aussetzung starben, sind glücklich zu nennen im Verhältnis zu denjenigen, die am Leben blieben. Diese wurden nämlich entweder von Gauklern oder Zauberern genommen, um zu Gaukeleien, zur Bereitung von Liebestränken und anderen Zaubereien grausam gemartert zu werden, oder sie wurden, waren es Knaben, für die Gladiatorenkämpfe, waren es Mädchen, für Häuser der Schande herangezogen, oder sie fielen endlich den professionsmäßigen Bettlern in die Hände, welche ihre Glieder verstümmelten, um durch solche elendiglich und böshaft verstümmelten Kinder das öffentliche Mitleid zu erregen und Geld zu erhalten. Wie ungeheuer dieses soziale Elend gewesen, ersehen wir aus der Geschichte des heiligen Diakonen Laurentius, der innerhalb 3 Tagen eine so große Anzahl von diesen unglücklichen Menschen, Blinden, Lahmen und Verstümmelten aller Art, welche durch die christliche Liebe gepflegt wurden, zusammenbrachte, daß der Präsekt von Rom selbst erschrak beim Anblicke solches Elendes.

Dies war der soziale Zustand der Welt, als Jesus Christus, der Sohn Gottes, auf Erden ersahen, seine heilige Offenbarung verkündete und die christliche Kirche stiftete. In diesem durch die Sünde geschaffenen, hohlen sozialen Verderbnisse sollte die Kirche nach dem erhabenen Vorbilde, das ihr Herr und Meister ihr gegeben hatte, die christliche Familie gründen und durch die christliche Familie die Welt aus der heillosen sozialen Verderbenheit erretten.

2. Hat das Christentum auch die Kraft gehabt, ein so großes Elend zu überwinden?

Ja, lieber Leser! Wäre das Christentum, was man heut zu Tage so oft hört, nichts anderes als die Lehre des Weisen von Nazareth, dann würde es sicherlich ebenso wenig dieses große soziale Elend haben überwinden können, wie all' die griechischen und römischen, die ägyptischen und orientalischen Philosophien, die damals in Tempeln und Schulen gelehrt wurden und die keinen heilenden, sondern einen halb mehr, halb weniger demoralisierenden Einfluß auf die Masse des Volks ausübten. Nun ist aber das Christentum nicht das Lehrgebäude eines Menschen, sondern ist die Offenbarung des Mensch gewordenen Gottessohnes, und darum hat es eine göttliche Kraft, und diese göttliche Kraft des Christentums hat sich offenbart in der Wiedergeburt der Familie.

Schlagen wir die Schriften der Väter der ersten Jahrhunderte auf und prüfen wir, was sie uns er-

zählen von der christlichen Familie! Tertullian führt uns in seiner lebendigen Schilderung der Sitten und Zustände der ersten christlichen Zeit hinab in die finsternen Gallerien der römischen Katakomben. In der Zeit der Verfolgung flüchteten sich die Christen in diese unterirdischen Grabgewölbe, die ganz Rom umgaben, und in denen die Gebeine der Märtyrer beigesetzt wurden.

Dort auf einem bescheidenen Altare, dem Grabe eines Märtyrers, den nur wenige Lampen von Thon erhellten, kniet, im tiefen Gebet versunken, Braut und Bräutigam, neben ihnen ihre frommen Eltern, die jeden Tag bereit sind, ihr Blut und Leben in dem treuen Bekenntnisse des Glaubens an Jesus Christum zu opfern; an den Stufen des Altars steht der Priester, ehrwürdiger noch durch die Zeichen des Märtyrertums als das schneeweiße Haar, das von seinem Greisenhaupte herabwallt. Nachdem er das heilige Opfer des neuen Testaments dem allmächtigen Vater im Himmel zum Preise und Lobe der Heiligen und verkürten Märtyrer und zum Wohle der am Fuße des Altars knieenden Kinder der Märtyrer dargebracht und ihnen mit seiner geweihten Hand den Leib des Herrn, das Brot der Engel und die wunderbare Seelenspeise der Gläubigen dargereicht hat, segnet er den Bund zweier jungfräulichen Herzen, deren Unschuld und Blühtigkeit ihr schönster Schmuck, ihre herrlichste Krone ist. Die inbrünstigen Gebete der Eltern steigen zum Himmel empor und erblicken Gottes Segen herab über ihre Kinder, die heute noch in Jugendkraft am Grabe der Märtyrer stehen und vielleicht morgen schon in blutigem Märtyrertode mit den Heiligen im Himmel vereint werden; die in der beständigen Erwartung der Blutzugehörigkeit für Jesus Christum nichts anderes wollen und erstreben, als daß sie durch ihr ganzes Leben, durch ihren Handel und Wandel Zeugnis davon ablegen, daß sie Kinder Gottes und Erlöste Jesu Christi sind. Und wie sie bei der Schließung der Ehe nicht auf Geld und Gut, nicht auf hohen Namen und Titel, nicht auf vergängliche Schönheit, die nur den Sinnen gefällt, sondern einzig auf den Adel der Seele, auf ein tugendhaftes und reines Herz sahen, so war auch das Leben, das sie als Mann und Weib führten in der christlichen Familie.

Der Mann, obwohl er wußte, daß er nach Gottes Anordnung das Haupt des Weibes und der ganzen Familie ist, ehrte und liebte in seinem menschlichen und tugendhaften Weibe jenes erhabene Weib, das der Schlange den Kopf zertreten, und das Jesus, der Heiland und Erlöser, selbst als seine Mutter lieben und ehren wollte. Dem christlichen Manne war das Weib nicht eine Sklavin, noch ein Werkzeug seiner Sinnlichkeit, sondern er ehrte in ihr die durch das Blut Jesu Christi erlöste Seele, die gleich berechtigt ist zu allen himmlischen Gnadenschenken. Und deshalb gebrauchte er die ihm von Gott verliehene Gewalt und Autorität in der Familie nur, um wie der ältere, überlegene Bruder die jüngere und schwächere Schwester zu schützen, zu allem Guten liebevoll anzuleiten und gemeinsam mit ihr nach dem einen erhabenen Ziele zu rin-

gen, nach dem Alle streben sollen, der Selbstheiligung.

Darum erfüllte er treu die Pflichten seines Standes und ernährte dadurch seine Familie, die bei Sparsamkeit und Selbstverläugnung stets noch etwas übrig hatte, um Arme zu unterstützen, Gefangene und Kranke zu versorgen und für den Schmuck der Kirchen und Altäre, wenn auch nur ein Kleines, so doch mit Liebe dargebrachtes Opfer zu spenden; denn der Mann wußte, daß er dazu von Gott berufen ist, um mit der Arbeit seiner Hände sich und seine Familie zu ernähren. — Aber niemals verlegte er dabei das Gebot Gottes; durch nichts konnte er dazu vermocht werden, den Tag des Herrn zu entheiligen, oder gar während der Stunde des Gottesdienstes der Habsucht in der Gier nach klingender Münze zu fröhnen; der Glaube an das Wort des Herrn: Was nützt es dem Menschen, und wenn er die ganze Welt gewänne, aber durch eine Sünde Schaden litte an seiner Seele! war in seinem Herzen lebendig und durchdrang all sein Denken und Trachten, sein Handeln und Wandeln.

Und die christliche Gattin, die mit keuschem und jungfräulich reinem Herzen in den Ehestand getreten war und am Altare über dem Grabe des Märtyrers Gott gelobt hatte, als seine treue Magd dem Herrn zu dienen im heiligen Ehestande, wonach konnte sie im Familienleben anders streben als nach der Selbstheiligung? Darum unterwarf sie sich in liebevollem Gehorsam ihrem christlichen Gemahl, denn sie wußte, das ist also der Wille und die Anordnung Gottes, der zu dem Weibe spricht: Du sollst unter der Gewalt des Mannes sein! und erfüllte mit gewissenhafter Treue die Pflichten der Gattin, Hausfrau und Mutter.

So wandelten beide in der Gegenwart Gottes, und wetteiferten beide in jeder christlichen Tugend; deshalb war verbannt von der Schwelle der christlichen Familie aller Zank und Streit, alle Eifersucht und Stinnekunst; es wohnte daselbst die christliche Liebe und Einigkeit; die Herzen der Ehegatten waren weit entfernt von der Sucht nach irdischen Gütern, denn sie wußten, daß die, welche reich werden wollen, in die Fallstricke des Teufels fallen, aber wer seinem Bruder hilft aus der Not, der hinterlegt sich einen Schatz im Himmel, wo weder Rost noch Motten ihn fressen, noch Diebe ausgraben und stehlen können. Darum war ihre Hand stets bereit, den Armen und Nothleidenden zu helfen um Gottes willen, der uns gelehrt hat, in jedem Armen und Nothleidenden einen Bruder in Christo zu lieben und zu ehren.

Dieselben Bestimmungen, von denen die Eltern erfüllt waren, legten sie nieder in die Herzen der ihnen von Gott verliehenen Kinder, die sie zur Tugend und Frömmigkeit im Glauben und der Furcht des Herrn erzogen; und so wurde durch die christliche Familie ein gottesfürchtiges Geschlecht erzogen, das, weil es Gott fürchtete, die Sünde mied und die Tugend liebte und dadurch jene heillose soziale Zerrathenheit und Verdorbenheit, von der die Welt erfüllt war, heilte. Das ist die gött-

liche Kraft, die sich im Christentume offenbart und durch die christliche Familie die Welt vom drohenden Verderben gerettet hat.

Hat denn das Christentum diese seine alte und ursprüngliche Kraft verloren? Ist die christliche Familie nicht mehr von jener Gotteskraft erfüllt und durchdrungen, daß sie das drohende und soziale Verderben unserer Tage abwenden und daselbe überwinden könnte? Gewiß! Die Kirche Jesu Christi ist und bleibt erfüllt von der Kraft Gottes heute und alle Zeit, und die christliche Familie ist und bleibt die Trägerin der sozialen Ordnung heut und immerdar; sie wird die soziale Frage lösen, wenn erst die Familie wieder von dem Geiste des Christentums erfüllt ist, und jeder Teil der Familie seinem Vorbilde in Christo und dessen Kirche ähnlich wird; und sie wird die soziale Frage lösen, wenn jeder mit heiligem Ernste nach dem einen Ziele ringt, das der Herr uns zeigt mit den Worten: Seid heilig; denn auch ich bin heilig, der Herr Gue[r]Gott!

Zwei Märtyrer des 16. Jahrhunderts.

Der ehrwürdige Cardinal Johannes Fisher und der ehrwürdige Kanzler Thomas Morus.

II. Kanzler Thomas Morus.

(Fortsetzung.)

Den nächsten Anlaß zum Uebertritte Morus aus seinem städtischen Amte in königliche Dienste gab die von ihm meisterhaft geführte Sache eines den Strafgesetzen verfallenen päpstlichen Schiffes; der König, davon unterrichtet, wollte nun seiner Talente nicht länger entbehren. More mußte nachgeben, an den Hof Heinrichs wider Willen sich begeben, leider — war es der tragische Gang zum halbigen Tode für die tugendhafteste Ueberzeugung! In einem Schreiben an den Bischof John Fisher von Rochester, der ihm Glück gewünscht, spricht More seinen Widerwillen gegen das Hofleben aus, und beschreibt es, wie ungeschickt er sich am Hofe benehme, gleichsam wie einer, der des Reitens nicht gewohnt, schlecht im Sattel sitze, wie aber der König, dessen Tugend und Gelehrsamkeit er bewundern müsse, gegen alle so herablassend und gütig sei, daß jeder sich einbilde, Seine Majestät habe gerade ihn am liebsten; dabei, meint More, geschehe freilich den Hofleuten nicht anders, wie den Londoner alten Weibern, welche, wenn sie vor dem bekannten Muttergottesbilde beim Tower recht brünstig gebetet haben, meinen, die hl. Mutter Maria lächle gnädig auf eine Seglische herab. Die gute Meinung, welche More von Heinrich VIII. hatte, steht ganz im Einklang mit seiner Beliebtheit beim Volke, welche Heinrich während seiner ersten Regierungsjahre genoß. Leider harmonierte mit den geistigen Fähigkeiten Heinrichs die sittliche Bildung seines Herzens nicht, das nur zu frühe vom Gifte der Schmeichelei angenagt wurde: diese erzeugte in ihm bald den steifsten Aberglauben an seine eigene Unfehlbarkeit, nicht mehr allein in der Wissenschaft, sondern auch in der Politik. Die Folge war

eine himärische Vorstellung von einer alles ohne Ausnahme sich botmäßig machenden königlichen Macht. Die feurigen Begierden des jungen Monarchen vertragen bald keine Schranken und erschöpften in unausgesetzten Festlichkeiten den vom Vater überkommenen bedeutenden Staatsschatz. Dabei war Heinrich übrigens als Herrscher immer noch sehr thätig und bestrahlte die Bedürfnisse des Staates stets im Auge. Ein Hauptfehler des Königs war die Wollust. Diese war es, welche im Bunde mit seiner grenzenlosen Eitelkeit und mit einem überspannten Regentenstolze dem Reiche Verwirrung brohete. Die Wollust war es, welche ihn später bei seiner bekannten Ehescheidungs geschichte zu einem verblendeten und grausamen Wüterich, empfindungslos gegen das gräßlichste Blutvergießen machte. Ziemlich lange vor dem Eintritte dieser Katastrophe erspähete Morez seines Gefühls hinter den blendenden Eigenschaften des Königs die düstern Schatten seines Herzens und Charakters und ließ sich von der ansehenden Nähe dieses still arbeitenden Vulkan nicht täuschen. Gewiß lag in diesem unbezaglichen Vorgefühle eine der Hauptursachen seiner Abneigung gegen Hofämter. Und doch mußte More so oft in der unmittelbaren Nähe des Königs und sein gewöhnlicher Reisebegleiter sein. Denn Sir Thomas besaß die vom Könige geschätzte Gabe, aus dem Stegreife zu sprechen und die Reden anderer schnell und gewandt zu beantworten, in einem hohen Grade. Als Hofredner erhielt More den Auftrag, fremde Monarchen, wie z. B. König Franz I. von Frankreich und Kaiser Karl V. in feierlicher Rede bei ihrer Ankunft zu begrüßen. Heinrich selbst liebte den Humor und geistreichen Umgang mit Sir Thomas, er unterhielt sich mit demselben nicht nur über profane Wissenschaften, sondern auch über Theologie und politische Gegenstände. Abends mußte More die königliche Familie unterhalten, auch übertrug ihm der König öfter in seiner Wohnung. Aber trotz aller Vertraulichkeit des Königs konnte More doch niemals volles Vertrauen zu ihm fassen, daher ihn auch die königliche Gnade nie stolz machte. Thomas äußerte sich einmal gegen seinen Schwiegersohn Roper, der ihm die Huld des Königs hoch anrechnete: daß er (More) nicht Ursache habe, auf des Königs Gunst stolz zu sein, denn wenn sein Kopf dem Könige ein Schloß in Frankreich gewinnen könnte, so würde er unfehlbar herunter müssen! — Thomas stieg von der Würde eines königlichen Rates zu der eines Ritters, sofort zu der eines Schatzmeisters, kurz darauf zur Würde eines Kanzlers des Herzogtums Lancaster empor. Bei dem eiligen, Glanz liebenden Cardinalminister Wolsey, welcher auf Morez Erhebung eifersüchtig hinsah, stand Thomas nicht in besonderer Gunst. — Sir Thomas war thätig bei der Abschließung eines Freundschaftsbündnisses zwischen Frankreich und England im J. 1525, ebenso bei dem Vertrage vom 30. April 1527; desgleichen 1529 bei dem Abschlusse des Friedens von Cambridge, welcher zwischen dem Könige von England und Kaiser Karl V. wieder Freundschaft und Frieden herstellte. Morez Wirksamkeit bei diesem für das

ganze Reich so erfreulichen Ereignis hatte ihm seines Königs besonderes Lob und reichliche Anerkennung erworben.

Äußerst erhaben war ungeachtet der notwendigen Zerstreung, die das Leben eines Staatsmanns mit sich führt, Morez häusliches Leben. Jede Zeit, die er den Geschäften immer absparen konnte, verwendete er im Kreise der Seinigen, um Familie und Gesinde in religiösen Gesinnungen zu erhalten und in der christlichen Weisheit weiter zu führen. Während More selbst die innere Geistesammlung pflegte, vergaß er nicht, dabei auch der Wissenschaft zu leben. In seinem Landhause zu Chelsea hatte er eine besondere Kapelle, Bibliothek und Gallerie. Dasselbst brachte er wo möglich jeden Freitag im Gebet und frommen Uebungen zu, um durch eine solche Sammlung mit neuem Eifer und Geisteschwung an seine Geschäfte gehen zu können. Dem Priester am Altare zu dienen, hielt er auch nach Ersteigung der höchsten Ehrenstufen nicht für unehrenhaft. Nicht minder hoch stand sein Wohlthätigkeits Sinn. Sein Haus und Tisch standen allen Männern von Bildung bereit, doch bewirtete More nicht oft Vornehme, arme und kranke Familien suchte er sorgsam auf und spendete immer ein Ansehnliches. Sein gottesfülltes Herz hatte immer für sich und andere einen Vorrat der köstlichsten Sprüche in Bereitschaft, um zu belehren, zu trösten und zu warnen. So führte er unter andern den Spruch: „Viele erkaufen in diesem Leben die Hölle mit so großer Anstrengung, daß sie mit der Hälfte derselben füglich den Himmel gewinnen könnten.“ Schon die Fülle inniger Herzensfrömmigkeit und lebendigen Glaubens, welche Morez ganzes Wesen einnahm, läßt erwarten, daß er sich nach dem Ausbruche der Glaubensneuerung (der sog. Reformation) des alten katholischen Glaubens mit Wärme, Aufopferung und der edelsten Uneigennützigkeit angenommen habe. Im Grunde war es ja nichts anderes, was ihn auf das Blutgerüst gebracht hat, als seine felsenfeste Anhänglichkeit an den Glauben seiner Väter. Der kirchlichen Umwälzung Luthers merkte er die politische Wendung schon an, noch ehe der Bauernkrieg ausgebrochen war; aus dem unsinnigen Niederschmettern der päpstlichen Auctorität, aus dem Einziehen der Kirchengüter, aus der Ueberwälzung der geistlichen Gewalt an die weltliche Macht prophezeite er die traurigsten, die bestehende Ordnung der Dinge in Deutschland umkehrenden Folgen; was Wunder, daß er die Religionsneuerer zugleich als Feinde der weltlichen Regierung betrachtete und als Empörer bestraft wissen wollte. Was übrigens More als Großkanzler gegen die Neuerer gethan, das geschah im Namen des Gesetzes und von Amtswegen. Daß ihm sein Einschreiten von den Anhängern des neuen Glaubens als Grausamkeit werde aufgerechnet werden, ließ sich zum Voraus erwarten. Und doch ist nach dem Zeugnisse des Erasmus (Brief des letztern an Faber), so lange More Kanzler gewesen, um der neuen Grundsätze willen niemand mit dem Tode bestraft wor-

den, während in Deutschland, Belgien und Frankreich zahlreiche Hinrichtungen stattfanden.

Daß More in seinen polemischen Schriften als Verteidiger der alten Kirche scharfe Ausdrücke wider die Gegner gebrauchte, war teils Notwehr, teils Geschmack seines Zeitalters. Außer John Fisher galt niemand weder beim Volke noch bei der Geistlichkeit als ein so gewandter Polemiker, als Sir Thomas. Als solcher bewährte er sich gegen Luther, dessen rücksichtslosen Angriffen auf König Heinrich er mit einer geharnischten Gegenschrift (als Gulielm. Rosseus) entgegentrat. Im J. 1529 setzte er der Lutherischen Lehre sein „Gespräch über Bilder- und Reliquienverehrung, Anrufung der Heiligen zc.“ entgegen.

Immer näher rückte nun das erschütternde Ereignis für die Kirche in England, die Eheheiratsgeschichte Heinrichs VIII. Seitdem Heinrich nach Wolseys Sturz seinen More zum Kanzler erhob — es geschah am 25. Okt. 1529 — konnte dieser den Folgen der schlimmen Wendung, in welche die verbrecherische Leidenschaft zu Anna Bolen seinen königlichen Herrn verstrickt hatte, auf keine Art mehr sich entwinden. Da Heinrich die päpstliche Scheidung von seiner rechtmäßigen Gemahlin Katharina trotz aller Hänke nicht erhalten konnte, so griff er zum letzten Mittel, zur Besetzung von Rom; jeder Unterthan mußte unter Gefahr für seinen Kopf beteuern, daß der König von England auch der Inhaber aller geistlichen Gewalt, daß er das Haupt der englischen Kirche sei. Die Weigerung des Supremats eides ward als Hoheitsverletzung behandelt. Schreckliche Aussicht für More, den treuesten Sohn der katholischen Kirche! More suchte zwar jeder Teilnahme an dieser gefährlichen Frage ferne zu bleiben; einer Erklärung, welche einmal der König auf seine die Wichtigkeit der bisherigen Ehe erweisen sollende Abhandlung von More verlangte, suchte dieser durch den Vorwand allzu geringer theologischer Kenntnisse auszuweichen. Rom suchte die Sache in die Länge zu ziehen, in der Hoffnung, Heinrich am Ende doch von dieser seiner „großen Angelegenheit“ abbringen zu können. Jedoch vergebens. Wiederholt wandte sich Heinrich mit Anfragen an More. Nach längerem Zaudern verwies More den König auf die verneinenden Aussprüche der Kirchenväter, der bewährtesten Ausleger der betreffenden Schriftsteller. So wenig ungnädig Heinrich wegen der erhaltenen Antwort zu sein schien, so wurde doch More stets besorgter für die Sache des katholischen Glaubens in England, denn er kannte die Leidenschaft, aber auch die furchtbare Energie des Königs. Abermals versuchte es dieser, die Stimme eines Mannes, wie Sir Thomas, für sich zu gewinnen, der auch im Auslande allgemein geachtet war. Allein die zutraulichste Herablassung, womit Heinrich seinen Kanzler zu fesseln suchte, das schmeichelhafteste Lob, welches Heinrich den diplomatischen Leistungen des von Cambrai zurückgekehrten More spendete, konnte diesen nicht umstimmen. Offenbar hatte Heinrich auch die Uebertragung des Großkanzleramtes als eine Lockspeise für

More beabsichtigt. More traute seiner eigenen Einsicht nicht; er hielt Konferenzen mit Doktoren der Theologie und des canonischen Rechts, allein durch diese fühlte er sich nur noch mehr in seiner Ueberzeugung bekräftigt: er erklärte nun dem Könige kniefällig, daß seinem Herzen nichts so schwer falle, als der Gedanke, nicht imstande zu sein, in dieser Angelegenheit mit unverletztem Gewissen einen Ausweg zu finden, wodurch er etwas zur Zufriedenheit Seiner Majestät beitragen könne. Der König antwortete auch diesmal scheinbar gnädig mit dem Zusätze, daß er Mores Gewissen nicht mehr beunruhigen wolle; er hielt aber hierin schlecht Wort.

(Schluß folgt.)

Heine über das heiligste Herz Jesu.

Am 17. Februar 1856 starb zu Paris an der Rückenmarkschwindsucht der Dichter der „Boreley“, Heinrich Heine. Ein hochbegabtes Dichtergenie, hat er, der jüdische Konvertit, zwar manches herrliche Gedicht geschaffen und den Blumengarten der deutschen Poesie durch mehrere wundervolle Blüten bereichert, aber im ganzen und großen sind seine Dichtungen gottlos, unsittlich und darum im höchsten Grade destruktiv. Denn Heine war ein Mensch ohne Glauben, ohne Sittlichkeit, und darum ohne den edlen moralischen Ernst, der jedem wahren Dichter eigen sein muß. „Er hatte,“ wie Brugier in seiner Geschichte der deutschen Litteratur treffend sagt, „alles über Bord geworfen, woran sonst der Mensch mit Liebe hängt: Gott, Vaterland, Freundschaft, Sitte, und behielt nichts für sich als den satyrischen Witz und einen durch die Sünde siechen Körper.“ Er warf sich dem Vaster ganz ohne Schen, mit voller Lust in die Arme, schmähte und lästerte das Heiligste, was dem Menschenherzen teuer ist.

Aber wie jeder sündige Mensch, und wäre er auch der gottloseste, hin und wieder lichte Augenblicke hat, wo die Gnade sein Herz berührt und seiner Seele reine, heilige Gedanken und Gefühle einflößt, so gab es auch in Heines Leben solcher Momente viele. In solchen übernatürlichen Wehestunden fand dann der Dichter so schön, so edel und schuf so überaus herrliche Poesien, daß der Leser unwillkürlich von Bewunderung und Entzücken hingerissen wird. Eines der schönsten Gedichte dieser Art ist der „Frieden“, ein ergreifender Hymnus auf nichts geringeres, als — man höre und staune! — auf das heiligste Herz Jesu, des Heil und Segenspenders der Welt. Dieses unvergleichlich schöne, erhabene Gedicht — zur Erbauung unserer Leser sei es hier abgedruckt — lautet folgendermaßen:

Frieden.

Hoch am Himmel stand die Sonne,
Von weißen Wolken umringt;
Das Meer war still,
Und sinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
Träumerisch sinnend, — und halb im Wachen
Und halb im Schlummer, schaute ich Christus,
Den Heiland der Welt.

In wallend weißem Gewande,
Wandelte riesengroß
Er über Land und Meer;
Es ragte sein Haupt in den Himmel,
Die Hände breittete segnend
Er über Land und Meer:
Und als ein Herz in der Brust
Trug er die Sonne,
Die rote flammende Sonne,
Und das rote flammende Sonnenherz
Goß seine Gnadenstrahlen
Und sein holdes, liebseliges Licht,
Erleuchtend und wärmend,
Weit über Land und Meer.

Glockenklänge zogen feierlich
Hin und her, zogen wie Schwäne
Am Rosenband das gleitende Schiff,
Und zogen es spielend ans grüne Ufer,
Wo Menschen wohnen in hochgetürmter
Ragender Stadt.

O Friedenswunder! Wie still die Stadt!
Es ruhte das dumpfe Geräusch
Der schwägenden, schwillenden Gewerbe;
Und durch die reinen, hallenden Straßen
Zogen Menschen, weißgekleidete,
Palmaweigtragende;
Und wo sie sich begegneten,
Sah'n sie sich an, verständnisinnig;
Und schauend in Lieb und süßer Entsagung,
Stützten sich auf die Stirne,
Und schauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen,
Das freudig verjährend sein rotes Blut
Hinterstrahlte;
Und dreimal selig sprachen sie:
Gelobt sei, Jesu Christ!

So verherrlicht Heine das heiligste Herz Jesu!
Er steht es im Geiste am Himmel: leuchtend und
strahlend wie die „rote, flammende Sonne“, und
schaut, wie es „seine Gnadenstrahlen und sein hol-
des, liebseliges Licht erleuchtend und wärmend, weit
über Land und Meer ausgießt“, so daß die Men-
schen in seligen Entzücken „hinaufschauen nach des
Heilandes Sonnenherzen“, das die Strahlen seiner
Liebe und Gnade hinuntersendet auf die Guten und
Bösen, auf Gerechte und Sünder; und wie unten
auf Erden die Menschen in hl. Liebe friedlich ver-
eint, ihrem Gott und Erlöser dienen und einander
grüßen mit dem ehrwürdigen katholischen Gruße:
„Gelobt sei Jesus Christus!“

Gewiß eine großartige Dichtung! Bewunderung
und Freude erfüllt jeden Christen, der seinen Hei-
land liebt und sein göttliches Herz verehrt, wenn
er dieses Gedicht liest. Aber auf der anderen Seite,
welche Trauer ergreift ihn, wenn er bedenkt: daß
ein so hochbegabter Geist, der so Großes und Herr-
liches zu leisten vermochte, seine edlen Gaben wußt
vergeuden hat im Haffe gegen Gott und im Dienste
des Baskers. Heines Leben und Schriften, sie ru-
fen darum mit erschütterndem Ernst einem jeden
das Wort Schillers ins Herz:

Edele Seele, entreiß' dich dem Wahn
und den himmlischen Glauben bewahre!
(„Eichsf. Bbl.“)

○ Gedanken der Heiligen für alle Tage des Jahres.

19. Nov. Um einem Hilfsbedürftigen beizustehen,
darfst du wohl zuweilen ein anderes gutes Werk
unterlassen oder vielmehr gegen ein besseres ver-
tauschen. Denn dadurch wird jenes gute Werk
nicht zerstückt, sondern in ein besseres verwandelt.
(Thomas v. Kempen.)

20. Nov. Nie würde Gott zulassen, daß die
Bösen die Guten verfolgen, wenn er nicht erkannte,
wie viel jene diesen nützen! (Hl. Gregor.)

21. Nov. Durch gute Beispiele werden mehr
Seelen bekehrt, als durch Wunder.
(Hl. Chrysostomus.)

22. Nov. Der Arme im Geiste ist derjenige,
welcher weder die Reichthümer in sein Herz, noch sein
Herz in die Reichthümer setzt.
(Hl. Franz v. Sales.)

23. Nov. Gott hielt es für angemessener, aus
dem Bösen das Gute zu gewinnen, als gar nichts
Böses zuzulassen. Glaubet nicht, die Bösen seien
umsonst auf der Welt und Gott ihue in betreff ihrer
nichts Gutes. Jeder Böse lebt entweder deshalb,
daß er gebessert, oder deshalb, damit der Gute
durch ihn erprobt werde. (Hl. Augustinus.)

24. Nov. Wer Buße thut, muß ein strenges
Urteil gegen sich selbst sprechen, damit er, nachdem
er sich selbst wird gerichtet haben, von Gott nicht
gerichtet werde. (Derselbe.)

25. Nov. Deiner Buße hat Gott die Nachlassung
versprochen, aber deiner Bggerung hat er kein Mor-
gen verheißen. (Derselbe.)

Der betrogene Freund.

Humoreske von J. R.

(Schluß.)

Ich lieb mir die Strn, ich betrachtete die ver-
lassene Laube, in der noch Reste von Früchten,
Brotwerk und Wein zu finden waren, wie ein
Schlachtfeld, ein Grabmal, dann raffte ich mich
auf, verließ den Schauplatz betrübender Erfahrun-
gen und erinnerte mich erst später, daß auch der
Kellner mich seltsam anlächelte, als wolle er fra-
gen, was ich wohl zu dem Bärchen sage? Schmach-
lich! Entsetzlich! klang es in mir. Ein Weib ohne
Schamgefühl, ohne Ehre! Armer, armer Fritz,
wie bist Du getäuscht! Darum wollte sie Dich
mit aller Gewalt fortkühen, darum die tausend
Gründe, Dich nicht zu begleiten! O, wenn ich an
die herzige, eheliche Zärtlichkeit denke, deren Zeuge
ich dazumal bei meinem Besuche mit dem gewissen
stillen Neide des Junggesellen und doch in des
Freundes Seele erfreut, sein durfte, und jetzt —
derselbe Ton, dieselbe Neckeret und Schalkheit, die-
selbe, nein, etne viel größere Zärtlichkeit einem an-
dern gegenüber. Das ist zu arg! Falschheit, Dein
Name ist Weib! Beneide nur einer das Eheglück
eines andern! Heute beneide ich mich selbst, daß
ich ein Junggeselle bin! Wir haben das bessere
Teil erwählt; wir können doch nicht von einer die-

ser Schlangen betrogen werden! Ich heirate nie! Das stellte sich bei mir fest auf dem Wege nach meinem Gasthofs, und indem ich das Erlebte wohl noch zehnmal überdachte, kam ich endlich zu dem Entschlusse: es koste, was es wolle, dieses Weib zu entlarven, Fritz die Augen zu öffnen. Sobald meine Zeit es erlauben würde, wollte ich zu dem Freunde eilen, ihm die Augen öffnen, ohne Rücksicht auf den Kummer, den ich ihm bereiten mußte. Als ich mein Zimmer betrat, fand ich eine Depesche meines Prinzipals, der mir dringend noch größere Eile in der erwähnten Geschäftsangelegenheit empfahl — alles andere mußte zurücktreten —, nach Hause kommend, fand ich anderes Unaussehbares und so vergingen vierzehn Tage wie im Sturm, und ich hatte keine Gelegenheit, Urlaub zu nehmen, um nach dem Seebade zu reisen, wo ich den betrogenen Freund suchte. Endlich war alles erledigt, und ich fand nun Zeit, meinen Plan, der sich neben allen Geschäften beständig in meinem Gehirn weiter gesponnen hatte, zur Ausführung zu bringen. Freilich, Fritzens Ferien waren mittlerweile herumgegangen — doch das änderte ja nichts an der Hauptsache, nur schwieriger machte es meine Aufgabe, ihm das Ungeheure in seiner eigenen Häuslichkeit, unter den Augen der Abscheulichen, zu entdecken. Mit schwerem Herzen machte ich mich auf den Weg nach Fritzens Heim. Unterwegs legte ich mir alles klar auseinander und bereitete mich auf die aufregenden Szenen vor, die unausbleiblich kommen würden.

Ich lange in der Hauptstadt an, ich eile, von unaufhaltbarem Eifer getrieben, nach Fritzens Haus. Alles mit Blumen geschmückt, feierlich, festlich.

„Was ist los?“ fragte ich die gepuzte Dienerschaft.

„Heute kommt der Herr zurück!“

Man führt mich ins Empfangszimmer. Auch dort sehe ich die große Veränderungen. Alles scheint mir neu und schöner, und aus meinem Stammen, meiner bänglichen Ueberzeugung, wie so gar im ungeeigneten Momente ich mit meinen Mitteilungen erscheine, reizt mich das Eintreten einer freundlichen älteren Dame, die, meine Karte in der Hand, sich als Emmys Mutter präsentiert, mir Emmys Freude ausdrückt, daß gerade heute mich mein Weg hierherführt und die Tochter entschuldigt, die eben gerade noch im letzten Augenblick Toilette mache, um den Heimkehrenden würdig die Honneurs seines Hauses zu machen. Was da alles auf mich einbrang, brauche ich nicht zu schildern, die Kehrle war mir wie zugeschnitten und es stimmte mir vor den Augen, doch blieb mir zur Ueberlegung keine Zeit, denn nun ging's Schlag auf Schlag. Das Dienstmädchen stürzte herein:

„Der Herr fährt an!“

„Die Mutter rief: „Er kommt! schnell, Emmy, schnell!“

Durch die hintere Thür erschien Emmy im strahlenden Rosalette. Die Falsche! so schön, so lieblich! Sie eilt auf mich zu und sagt mit der nämlichen süßen Stimme, die mir noch immer aus jener Laube im Ohr klang:

„Willkommen, Freund, Sie kommen zu doppeltem und dreifachem Feste.“

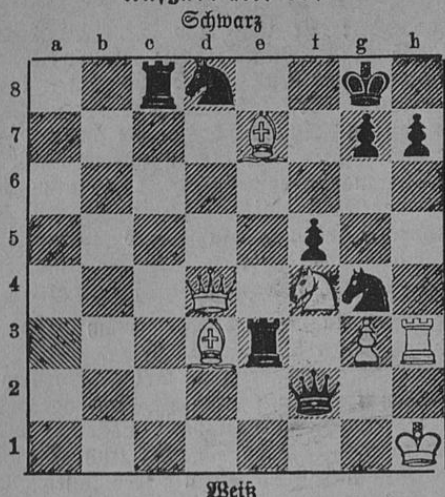
Dann wendete sie sich, man hört die Thüren klappen, Fritzens Stimme ruft: Emmy! — die Thür wird aufgerissen und Emmy stürzt in die Arme — jenes härtigen Kerls aus der Laube zu B. In diesem Augenblicke drehte sich alles mit mir im Kreise und nur die allgemeine Wiederbegrüßungslust machte es möglich, daß meine Verwirrung unbemerkt blieb. Ich nahte mich dem rätselhaften Fremden und sah — es war Freund Fritz, mit heut schon wieder leicht sich kräuselnden Locken und vollem, schwarzem — Ferienbart.

„Hier dieses Ungehener,“ sagte Emmy, „ist mein Mann! und hätten Sie, lieber Franz, ihn vor Wochen gesehen, wo er ganz kahl geschoren war, es wäre Ihnen ergangen wie mir, Sie wären vor Schreck in Ohnmacht gefallen. Läßt sich dieser Unglücks Mensch — den ich sicherlich trotz aller meiner Vorhaben nicht hätte allein ziehen lassen, wenn ich solchen Betrübsinn geahnt hätte — läßt sich seine schönen langen Locken der großen Hitze wegen abraufen — bekommt dadurch, nachdem das Seebad ihn bereits in vier Wochen völlig hergestellt, auf der Rückreise in Zugluft eine furchtbare Heiserkeit, so daß er eine strenge Nach- und Schweigekur, fern von allem menschlichen Getriebe brauchen muß. Will überhaupt vier Wochen vor erlaubtem Termin hierher ins Haus zurück! Ich heuge dem vor, miete eine Wohnung in dem gesunden, nahegelegenen B., banne ihn hinein, überlasse ihn dort seiner Inhalermaschine, seinen Büchern und seinem struppigen Barte, den abzunehmen er noch wegen der Heiserkeit nicht wagen durfte, so schrecklich ist ihn auch fand. Ich besuchte ihn täglich in seinem verschwiegenen Gärtchen zum Paradiese, um mich zu überzeugen, ob er auch stumm und gehorsam sei, und endlich heute lasse ich ihn genesen hierher zurück — um ihm sein nunmehr ihm eigen gehöriges Haus — Mütterlein kaufte es uns inzwischen — in ganz prächtig neuer Einrichtung als Ferien-Ueberraschung zu übergeben. Wir haben tüchtig schaffen müssen, aber nun, gelt Schatz, das Haus ist schön?“

All dies sprudelte die kleine Frau in selbiger Erregung hervor, indem sie den beglückten, nun nicht mehr zur Stummheit verbannten Gatten in die neu geschmückten Zimmer führte, während die Mutter lächelnd folgte und ich hinterherständig wie ein Verbrecher und tief beschämter Friedensförderer und Verleumder.

Als wir dann beim frühlichen Mahle saßen, sprach Frau Emmy tief aus — meiner Seele: „Und nun, mein Geliebter, da Stimme und Sprache Dir schön wiederkehrten, nun beseitige zur herannahenden Saison vorflüchtig Deinen Haarwuchs von Kinn und Wangen und versprich mir, von nun an Deine Ferien stets zu etwas Besserem zu benutzen, als zur Anlage eines — Ferienbartes.“

Schach.
Aufgabe Nr. 79.



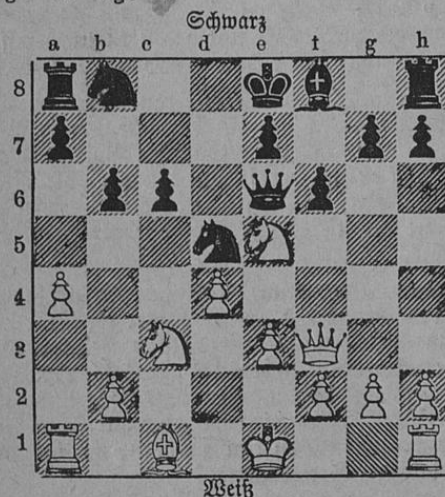
Weiß
Weiß zieht an und giebt in drei Zügen Matt.
Die vorstehende Aufgabe entnehmen wir einer im Anfange dieses Jahrhunderts unter dem Titel „Les stratagemmes des échecs“ zu Paris und Straßburg anonym erschienenen Endspielsammlung. Ueber dieses interessante Schachwerkchen, von welchem sich ein Exemplar im Besitze des Herrn Albert Miegels hier selbst befindet, werden wir vielleicht demnächst ausführlicher berichten.

Partie Nr. 55.

(Originalpartie des Sonntagsblattes.)

Damengambit.¹⁾

Hr. v. Hagens.	Hr. Winnerg.	Hr. v. Hagens.	Hr. Winnerg.
Weiß.	Schwarz.	Weiß	Schwarz
1. d2-d4	d7-d5	7. Sf3-e5	Dd8-c8
2. c2-c4	d5-c4:	8. Lf1-4:	Le6-c4:
3. e2-e3	Le8-e6 ²⁾	9. Se5-c4:	Sf6-d5
4. Sb1-c3	c7-c6	10. Dd1-f3	De8-e6
5. a2-a4	b7-b6	11. Sc4-e5	f7-f6 ³⁾
6. Sg1-f3	Sg8-f6		



Weiß
Stellung nach dem 11. Zuge.
12. Df3-h5+ Ke8-d8
13. Sc5-f7+ Kd8-c8
16. Dh5-e8+ Kc8-b7
17. Sd5-e7: Sb8-a6

14. Sf7-h8: De6-g8
15. Sc3-d5: Dg8-h8:⁴⁾
18. De8-c6+ Kb7-b8
19. Dc6-c8±

Anmerkungen.

- 1) Nachfolgende Partie wurde im 2. Nebenturnier des zehnten rheinischen Schachkongresses zu Düsseldorf gespielt. Die Anmerkungen rühren von dem Führer der weißen Steine her.
- 2) Der beste Zug um den gewonnenen Bauer zu schützen, aber für die Entwicklung der Partie hinderlich.
- 3) Dieser Zug, welcher den Springer vertreiben und den Angriff auf das Feld f7 hindern soll, bringt großen Nachteil, zunächst den Verlust des Thurmes.
- 4) Besser wäre hier der andere Springer genommen worden.

Partie Nr. 56.

(Originalpartie des Sonntagsblattes.)

Nachfolgende kürzlich im Café Palant zu Köln gespielte Partie hat einen nicht uninteressanten Schluß.

Abgelehntes Königsgambit.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
N. N.	K. V.	N. N.	V. K.
1. e2-e4	e7-e5	8. Dd1-d8+:	Ke8-d8:
2. f2-f4	Sg8-f6	9. Sf3-e5	Se5-b3:
3. Lf1-c4	Sf6-e4:	10. a2-b3:	Kd8-e7
4. Sg1-f3	d7-d5	11. Sb1-c3	f7-f5
5. d2-d3	Se4-c5	12. Sc3-d5+	Ke7-d6
6. Lc4-b3	e5-e4	13. c2-c4	Lc8-e6
7. d3-e4:	d5-e4:	14. Lc1-e3	c7-c6

Weiß giebt in zwei Zügen Matt.

Lösung von Aufgabe Nr. 77.

Weiß giebt Matt.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
I. 1. Te5-e8+	Kd8-c7	4. a3-a4+	Kb5-a5
2. Sf6-d5+	Kc7-c6	5. De6-b6+	a7-b6:
3. Df5-e6+	Ke6-b5	6. Te8-a8±	
II. Die drei ersten Züge wie vor.			
4. a3-a4+	Kb5-c4	5. b2-b3±	
III 1. Te5-e8+	Kd8-c7	2. Sf6-d5+:	Lc7-d6
3. Df5-e6±.			

Schwarz giebt Matt.

Weiß	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
I. 1.	Dh4-g3+	4. Ke2-d2	Lf2-e3+
2. Kg2-f1	Dg3-g1+	5. Te5-e3:	d4-e3+:
3. Kf1-e2	Sd3-c1+	6. Kd2-c3	Dg1-e1±
II. Die drei ersten Züge wie vor.			
4. Ke2-f3	Dg1-g3±		
III. 1.	Dh4-g3+	2. Kg2-h1	Dg3-g1±

Richtig angegeben von dem Dortmunder Schachverein in Dortmund; J. v. H. hier; K. Fritz in Frankfurt am Main; S. in Benrath; Schmitz in Millich; Ankerhôtel in Coblenz.

Briefkasten.

Ankerhôtel in Coblenz und Schmitz in Millich: Lösung von Nr. 78 ist notiert
B. F. in Hagen: Partien und Mitteilung dankend erhalten. Besten Gruß.
J. M. Birker in Fischeln bei Burgwalbnick: Verspätete Lösung von Nr. 76 ist richtig.
F. H., hier: Auf 1. Lg8-d5+ folgt Ke4-d5:

Sonntagsblatt.

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. F i n f.

Druck u. Verlag der Aktien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt“ in Düsseldorf.

Nr. 48.

Sonntag, den 26. November.

1882.

Sechszwanzigster und letzter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus XXIV, 15—35.

Inhalt: Jesus weissagt, was vor der Zerstörung Jerusalems und was vor dem Ende der Welt geschehen wird und redet von seiner Ankunft zum Weltgerichte.

Der christliche Mann.

Wir haben, mein lieber Leser, erkannt, daß die Wiedergeburt der christlichen Familie notwendig ist, wenn die sozialen Zustände gebessert werden sollen. Auf die geistige Erneuerung der christlichen Familie muß unser gesamtes und vereintes Streben gerichtet sein, und da der Mann das Haupt der Familie ist, so soll die christliche Wiedergeburt des Mannes der Gegenstand einer kurzen Erwägung sein.

Der Mann erwacht aus dem Jünglinge; halten wir deshalb einmal Rundschan, wie der Jüngling, der junge Mann sich vorbereitet zu der überaus wichtigen Stellung, die er später als Familienhaupt einnehmen soll. Wenn unsere Jünglinge der Schule entwachsen sind, verlassen sie meistens das elterliche Haus; sie treten in die Lehre, oder machen ihre ferneren Studien auf höheren Bildungsanstalten, auf Gymnasien und Universitäten, um sich für ihre spätere Lebensstellung die genügenden Vorkenntnisse anzueignen. Wie benützen sie aber diese kostbare Zeit der Aussaat für eine Ernte von solcher Wichtigkeit und Tragweite?

Wir sprechen nicht von den unglücklichen Kindern, die von gottvergeffenen und gewissenlosen Eltern zur Bettelei und zum Diebstahl angehalten und so für das Gefängnis und das Zuchthaus großgezogen werden.

Die meisten Knaben werden von ihren Eltern in die Lehre gegeben, damit sie ein Handwerk erlernen. Benutzen sie aber in der Lehre und später als Gesellen die so kostbare Zeit, um ordentlich die Arbeiten des Berufes zu erlernen, dem sie sich gewidmet haben, und einst geschickte und tüchtige Meister zu werden? An Gott dank vielen Orten bestehen die katholischen Gesellen- und Lehrlingsvereine. Hervorragende Bürger rechnen es sich zur Ehre, dem Ver-

ein als Schutzvorstand anzugehören, ein Geistlicher steht an der Spitze und leitet mit hingebender Sorgfalt die Mitglieder an zur treuen Benützung der Zeit, der Vereine trägt Sorge, daß seine Mitglieder noch fortgesetzten Unterricht empfangen können, um die erlangten Schulkenntnisse zu erweitern und die Erlernung des Berufes zu unterstützen. Und nun schauen wir uns um. Wie viele Jünglinge giebt es, die aus eigenem Triebe die dargebotene Gelegenheit benutzen, sich für ihre künftige Lebensstellung die unerläßlich notwendigen Kenntnisse zu erwerben? Wie viele Eltern und Meister ergreifen dankbar die dargebotene Gelegenheit und halten ihre Kinder und Gesellen und Lehrlinge mit liebevollem Ernste zur Mitgliedschaft dieser Vereine an? Ist auch die Mitgliederzahl des Gesellenvereins, sowie die des neu gegründeten Lehrlingsvereins in unserer Stadt eine erfreulich stattliche: wie viel mal größer ist die Zahl der Gesellen und Lehrlinge, die denselben nicht angehören, die von ihren Meistern auch selten oder nie zum sonntäglichen Gottesdienste gesandt, und sogar trotz dringender Vorstellungen und Bitten an der Erfüllung der kirchlichen Vorschriften verhindert werden. Viele treiben sich dann entweder mit Ausgelassenheit und Rohheit oder mit stückermäßiger Gedehaftigkeit an öffentlichen Vergnügungs-orten umher und lernen eher die Verschwendung des Geldes als das Verdienen desselben. Manche werden leider schon frühzeitig Opfer der Verführung; sie brühten vor sich hin und suchen die dunklen Schlupfwinkel der Sünde auf.

Und so treten leider Gottes! viele, sehr viele junge Männer hinaus in die Welt, sie haben Zeit und Gelegenheit, sich für ihren Beruf ordentlich auszubilden, nicht gehäbig benutzt und sind Fischer in ihrem Handwerke geblieben; sie haben ihren Katechismus vergessen und sind der Kirche fremd geworden; vielleicht, daß sie trotz öfterer Ermahnungen und Einladung zur gemeinschaftlichen heiligen Kommunion seit ihrer ersten heiligen Kommunion nicht wieder zum Tische des Herrn gekommen sind. Sie haben die Unschuld und Keinheit ihres Herzens verloren und sind dem fressenden Gifte der Sinnenslust verfallen.

Nur wenige bleiben brav. Gott segne und erhalte sie, damit sie auch treu bleibe, die kleine

Schar, treu in ihrem Glauben, rein in ihren Sitten und tüchtig in ihrem Berufe!

Aber welchen Gefahren gehen auch sie entgegen? Der künftige Meister muß als Geselle wandern, um die Arbeit da und dort kennen zu lernen und sich für seinen Beruf auszubilden. Ich will dir, lieber Leser, die Gefahren nicht schildern, die der Geselle fern von der Heimat, in den Werkstätten und auf den Herbergen, auf der Landstraße und in den Wirtshäusern, von gewissenlosen Meistern und zuchtlosen Nebengesellen zu bestehen hat. — Ich will dich nicht hinführen in die Kasernen, in Herbergen, Schlafstellen und Werkstätten, wo die jungen Männer, die sogenannte Kraft und Blüte des Volkes beisammen ist; ich will dich nicht hören lassen all die schmutzigen Reden, all die unsflätigen Pöffen, all die Verspottung der Tugend und die Verhöhnung des Heiligsten, du würdest gewiß zurückschauern und nicht eine Stunde an solch einem Orte zubringen mögen.

Und das sind die künftigen Ehemänner, die Häupter der künftigen Familien! Das werden einst eure Männer werden, christliche Jungfrauen! Das werden eure Schwiegereltern, die Väter eurer Enkelkinder sein, christliche Väter und Mütter! Das sind die Männer, die künftigen Sittgen des Staates und der Kirche! Entnerbt durch frühzeitige Sünden, ohne lebendigen Glauben, ohne Gottesfurcht, oft ohne die nöthigen Kenntnisse und Fähigkeiten für ihren Beruf, daß sie kaum imstande sind, sich viel weniger erst eine Familie zu ernähren.

Und diese jungen Männer schließen Ehen und gründen Familien!

Aber welcher Vater, welche Mutter werden einem solchen Manne ihre Tochter zur Frau geben?

Vor gottesfürchtige Eltern und eine züchtige Jungfrau wagt er sicher nicht zu treten.

Es werden Ehen geschlossen von Personen, die selbst noch kaum die Kinderschuhe ausgezogen haben, denen die Schande voranschreitet zum Brautaltare, deren Bekanntschaft in Sünde begonnen und in Sünde fortgesetzt worden ist, die den Myrthenkranz nicht verdienen, die ohne Vermögen sind, ja vielleicht selbst den Noth noch nicht bezahlt haben, den sie am Hochzeitstage tragen, und wenn dann der Tag der Hochzeit vorüber ist, so ist die vollendete Proletarier-Familie fertig. — Auf Gottesfurcht, Zucht und Sitte wird nicht gesehen; noch weniger auf Religion und treues Bekenntnis derselben. Und welcher Segen kann solche Verbindungen begleiten, wenn die Eltern ihren entarteten Kindern statt des Segens vielleicht ihren Fluch oder wenigstens ihre bitteren Kummerthänen und schlaflosen Nächte zum Hochzeitsgeschenke bringen! Was wird der junge, glaubens- und sittenlose Mann für ein Gatte, für ein Vater sein?

Es liegt in der Natur der Sache, daß der Mann ohne Religion und Tugend stets selbstsüchtig ist. Diese Selbstsücht gestaltet sich zur Tyrannie in der Ehe; der glaubens- und sittenlose Mann hat nicht die moralische Kraft, die in ihm liegenden Fehler zu überwinden, er glaubt im Kreise der Familie keine Rücksicht nehmen zu dürfen und

giebt sich auch keine Mühe, seine herrschenden Laster zu zähmen.

Ist er demnach von Natur heftig, so wird er keinen Widerspruch ertragen, sondern bei der geringsten Veranlassung wild toben und fluchen und zuschlagen, bis sich seine Wut gelegt hat. Ist er von Natur habfüchtig, so wird dieselbe halb an-arten in schmutzigen Geiz, so daß er seiner Frau und Familie selbst das Nothdürftigste entzieht. Ist er dagegen genußsüchtig, so wird er gewissenlos Frau und Kinder darben lassen, während er das Geld im Bier- oder Branntweinhanse, beim Karten- und Würfelspiel oder sonst auf leichtsinnige oder lieberliche Weise vergeudet. Kommt er dann nach Hause und steht die Not der Familie, hört die Klagen und Vorwürfe der Frau, so nagt der Wurm der Gewissensbisse in seinem Herzen. Keinen Frieden in sich — keinen Frieden im Hause — mit Gott und der Welt zerfallen, geht er fort und sucht im Branntwein seinen Trost. — So geht es fort — fort bis zum Tode — und zum Gerichte, wo das fürchtbare: Sieh Rechenschaft! ihm entgegen donnert. —

Dies ist das Leben und das Ende vieler Gott entfremdeter Männer; und willst du Beweise dafür? Ich kann sie dir zu Duzenden geben. Der St. Vincenz-Verein, die Armen-Vorsteher hiesiger und anderer großen Städte können sie dir zu Hunderten nennen. Denn das gerade ist der freßende Krebsgeschaden unserer Zeit, an dem alle sozialen Gesellschaften unserer Zeit vergeblich kurieren. Wer retten kann, der rette hier! —

„Soll es besser werden mit der Familie und durch die Familie mit den sozialen Zuständen der Gegenwart, so muß, schreibt der schon genannte Autor, mit der Wiedergeburt des Mannes auch die Wiedergeburt der Familie begonnen werden. Schon der Knabe muß angehalten werden, etwas Ordentliches in seinem Handwerk zu lernen, damit er nicht als ein Füscher in die Welt geht; der Jüngling muß der Verführung entrisen, im Glauben fort und fort gestärkt und unter treuer Zucht erhalten werden, damit er den vielen Gefahren, die ihn umgeben, und denen er nicht gänzlich entrisen werden kann, widerstehen und dieselben bestegen könne. Gewöhnt den Jüngling zum Kampfe für die Wahrheit, für die Tugend; leitet ihn an, wie er die Feinde der Religion und der Tugend angreife und überwinde, und Ihr werbet Euch bald ein muthiges Herr freier junger Männer bilden.“

O ich sehe sie im Geiste vor mir, diese freien jungen Männer! Frei sind sie von allen Banden der Sünde; sie wollen nicht Sklaven der Welt, nicht gedankenlose Nachbeter abgedroschener Lebensarten, nicht blinde Werkzeuge einiger Stimmführer! nein sie wollen freie Männer sein, die selbst denken und das, was sie gedacht und was sie als wahr erfunden haben, auch zu verteidigen wissen. Ich sehe sie im Geiste, diese kräftigen jungen Männer! Auf ihrer Stirne thront der Adel einer reinen Gesinnung. In Arbeit geübt, zeigen alle ihre Bewegungen den kräftigen jungen Mann, der

wie ein junger Stachbaum noch von seinem Wurme der Sünde angegriffen ist. — Ich sehe sie im Geiste vor mir, diese katholischen jungen Männer, die wissen, daß Christus, der Sohn Gottes, nur eine Kirche, und das ist die heilige katholische Kirche, gestiftet hat, und die, wie sie es als ihre Aufgabe betrachten, trene Knechte Gottes, so auch für ihre höchste Ehre ansehen, trene Söhne der Kirche zu sein und als gute Söhne bereit sind, ihre heilige Mutter, die Kirche, mit demselben Eifer und feurigen Glaubensmuth zu verteidigen, wie einst die heiligen Märtyrer.

Und solch ein junger Mann, der seinem Glauben nicht aus Gewohnheit, sondern mit Selbstbewußtsein tren ist, der rein in seinen Sitten und thätig ist in seinem Berufe, er wird nicht eher eine Ehe schließen, als bis er eine Familie ernähren kann; er wird dann nicht die erste beste liebliche Dirne, sondern eine keusche Jungfrau zu seinem Weibe nehmen, eine Jungfrau, die ein Kind guter und frommer Eltern, von Haus aus das gute Beispiel einer christlich frommen Mutter mitbringt, damit sie dereinst, wenn Gott die Ehe segnet, ihre Kinder wiederum nach ihrem Vorbilde in Tugend und Frömmigkeit erziehen könne.

Mehr als auf Geld und Gut wird er auf Religion und Tugend sehen. — Höher als Geld und Gelbeswert achtet er ein frommes, reines, tugendhaftes Herz. Eine solche Jungfrau wird er zu seiner Braut sich wählen, wird in Ehren um sie werben und in Ehren sie zum Brantaltare und in sein Haus führen. Und wie die Ehe begonnen hat mit Gott und begleitet wird von den Segenswünschen der Eltern, also wird sie auch erfüllt sein mit dem göttlichen Segen. Ein solcher Mann wird, was er von Jugend auf gelbt und gethan, im Ehestande mit doppelter Treue erfüllen. Er wird ein ehrenwerter Meister, Geschäftsmann oder Beamter sein, denn er hat nun nicht für sich allein, sondern auch für seine geliebte Familie zu sorgen. Aber eben deshalb wird er auch mit doppelter Treue die Gebote Gottes und der Kirche befolgen, denn er weiß, daß an Gottes Segen alles gelegen ist. — Ein solcher Mann wird, da er ein guter Christ ist, auch gegen seine Frau ein wahrhaft christlicher Ehemann, gegen seine Kinder ein wahrhaft christlicher Vater sein. Da er den Frieden im eigenen Herzen hat, so wird er auch Frieden um sich verbreiten, und kommt Prüfung oder Trübsal, dieselbe mit starkem Mute, mit wahrhaft männlichem Ernste ertragen.“

Gebe Gott, daß nur solche Familien in der Welt seien, wo die Männer von dem Geiste Jesu Christi durchdrungen sind; dann wird der Garten Gottes bald von allem Unkraut gereinigt und das Gespenst unserer Tage, die soziale Revolution auf immer vertrieben sein. Denn soziale Revolution ist nur möglich, wenn die Männer vom Glauben und den Geboten Gottes abgefallen sind; und sie ist unmöglich, wenn die Männer eines Volkes vom Geiste Jesu Christi erfüllt sind.

Zwei Märtyrer des 16. Jahrhunderts.

Der ehrwürdige Cardinal Johannes Fisher und der ehrwürdige Kanzler Thomas More.

II. Kanzler Thomas More.

(Schluß.)

Thomas Cromwell war es, der durch Hinweissung auf das Beispiel der deutschen Fürsten Heinrichs letzte Bedenken beschwichtigte, und dessen Abfall von Rom vollendete. Die Vermählung mit Anna erfolgte im Januar 1533: der Suprematseid tilgte vollends die päpstliche Autorität in England. Das Verbleiben im Kanzleramte mußte More in schroffen Widerspruch mit seiner religiösen Ueberzeugung bringen, sein Entschluß war reif, diese Zeit für sein Seelenheil gefährliche Würde niederzulegen, obwohl auch die Niederlegung ihre bedeutenden Schwierigkeiten hatte. Am 16. Mai 1532 legte Sir Thomas das große Siegel in die Hände seines Königs. Heinrich sah Mores Abdikation als eine Art von Mißbilligung der Schritte des Hofes an. Um dem üblen Eindrucke, welchen Mores Schritt beim In- und Auslande machen konnte, wirksam zu begegnen, so mußte dieser Schritt als Vermesseneheit erscheinen und sollte exemplarisch bestraft werden. Während Heinrich mit diesem Gedanken sich trug, verfehlte er in kluger Verstellung nicht, den aus seinen Diensten geschiedenen Thomas mit den höchsten Lobsprüchen zu überhäufen. Aus Scheu vor der öffentlichen Meinung hielt Heinrich zur Zeit noch mit Gewaltmaßregeln gegen den im Familienkreise ruhig dahinlebenden More zurück. Die stets wachsende Leidenschaft tilgte in Heinrich mehr und mehr das Gefühl der Menschlichkeit, und machte ihn zum bluttriefenden Tyrannen. Alle, die seinem Willen sich nicht blindlings fügten, sollten zermalmt werden; das hieß Heinrich zeitgemäße Strenge gegen Widerspenstige! Noch einmal versuchte der Despot den Weg der Güte an More, dann aber folgten Einschüchterungen und Drohungen — bis hinan zu den Schreien des Todes, dem Heinrich bereits blutige Opfer hatte bringen lassen. Daß More von nun an über die Angelegenheit des Königs unbedingtes Stillschweigen beobachtete, und kein Wort mehr über die Unausführbarkeit der ersten Ehe fallen ließ, half nichts; es genügte, daß er sich früher gegen Heinrichs Wünsche ausgesprochen. More ahnte den über sein Haupt herannahenden Sturm, und traf seine Vorkehrungen, um als Christ den schweren Kampf bestehen zu können. In den Uebungen der Andacht suchte More Trost und Stärke zum Ausharren; er suchte auch seine Familie auf das bevorstehende vorzubereiten, und sprach jetzt öfter als sonst von den Freuden des Himmels und den Qualen der Hölle u. s. w. Der Haß Annens gegen More, der unabänderlich zu einer Billigung ihrer Ehe nicht zu bringen war, sann auf Mittel zu seinem Verderben. Zuerst griff man zu einer sich selber widerlegenden Anklage gegen ihn, zur Anklage wegen Bespötzung. Einen andern Vorwand zur Beschuldigung bot eine schwärmerische Visionärin, die

soq. hl. Magd von Kent, nachher Nonne; diese hatte dem Könige im Falle der Scheidung den nahen Tod prophezeit. Heinrich ließ sie beurteilen, und — selbst die von ihr Getäuschten und die Verbreiter ihrer Offenbarungen hürichten.

Diejenigen, welche um ihre dem Könige nachteilige Prophezeiung gewußt, und sie nicht angezeigt, wurden der Verhöhnung des Verraths angeklagt. Unter diesen war Thomas More, während doch sein Briefwechsel mit dieser Nonne ganz unschuldiger Natur war, indem er dieselbe vor allen Aeußerungen in politischen Dingen warnte. Das ganze Verfahren gegen More war nichts als ein schlecht verdeckter Vorwand, und zugleich ein letzter Versuch des Königs, ihm die Billigung der Scheidung abzubringen. Der neue Vorkanzler und Cromwell mußten More mit Drohungen bestärken, welche aber dieser als Schreckbilder für sich er erklärte. Als More erfuhr, daß er aus der Parlamentsbill gestrichen sei, sagte er zu seiner ihm dieses meldenden Tochter: „Bei meiner Treu, Gretchen, aufgehoben ist nicht aufgehoben.“

Heinrich ließ durch das Parlament, das er bereits zu einem Haufen verworfener Sklaven herabgewürdigt, die Rechtmäßigkeit der Ehe mit Annen und der von ihr zu hoffenden Kinder aussprechen, und zu diesem Ende 1534 die Successionsakte abfassen, welche unter Strafe des Hochverrats von sämtlichen Unterthanen des Reiches beschworen werden sollte. Die ganze Geistlichkeit Londons, von den Vätern aber niemand als More — erhielt den Befehl, die Successionsakte zu beschwören. Vor dem Gange zu den Kommissarien zu Lambeth beichtete More, hörte die hl. Messe und empfing die hl. Kommunion, wie er es vor jedem wichtigen Geschäfte zu thun pflegte, verließ dann in sich gelehrt — im Vorgefühl seines nahenden Schicksals — sein Ehebett, das er nie wieder sehen sollte. More glaubte seinem Gewissen zuwider zu handeln, wenn er die ganze Akte beschwöre, indem er dadurch die Nullität von Heinrichs erster Ehe beschwöre. Cromwell aber befahl im Sinne seines Herrn unbedingte Unterwerfung, und unbedingten Eid. Die Eidesverweigerung ward als Verhöhnung des Verrats angesehen, und mit ewigem Kerker bestraft; Str. Thomas wurde in den Tower gebracht, er der treueste Unterthan seines Königs, welcher sich über More einst mit Stolz geäußert hat, kein Fürst könne sich eines solchen Unterthanen rühmen. Das Gefängnis fand an More einen wahrhaft christlichen Dulder; seine Beschäftigung war Gebet, Lesen und das Verfassen mehrerer Schriften; darunter gehört der kleine Traktat: „Um des Glaubens willen den Tod nicht zu scheuen.“ Seine „Erklärung der Leidensgeschichte unseres Heilandes“ geschrieben im Tower 1535, konnte er nur bis zur Stelle führen: „Und sie legten Hand an Jesum.“

Noch im Kerker wollte More für die Angelegenheit des Königs gewonnen werden; dazu benutzte man seine Tochter Margaretha, des Vater Lieb-ling; man gestattete ihr den Zutritt in den Kerker ihres Vaters, weil man hoffte, sie werde ihn zur

Unterwürfigkeit bewegen. Sie bestürmte allerdings aufs dringlichste das Vaterherz; allein More war nicht zu vermögen, etwas wider sein Gewissen zu thun, und äußerte sich einmal, mit Freuden sehe er dem Todesurteile entgegen, das er sich selbst gefällt habe, seitdem er den Kerker betreten. Als ihn auch seine Frau zum Nachgeben zu bereden bemüht war, und ihm Vorwürfe darüber machte, wie er über eine Sache, zu welcher alle Bischöfe und die gelehrtesten Leute des Reichs ihre Zustimmung gegeben, sein ganzes Lebensglück verschmerzen könne: so fragte sie More: „wie lange, glaubst du wohl, daß ich noch leben werde?“ „Wenigstens noch etwanzig Jahre“, erwiderte sie. „Wahrhaftig!“ versetzte er, „hättest du einige tausend Jahre gesagt, so wäre das doch noch etwas gewesen, und doch muß derjenige ein schlechter Kaufmann genannt werden, der Gefahr läuft, wegen tausend Jahre die ganze Ewigkeit zu verlieren.“ Ueber ein Jahr saß More im Kerker, als der König eine Kommission, an deren Spitze Cromwell, zu ihm entsandte, um ihn um seine Meinung über des Königs kirchlichen Supremat, welchen Heinrich im Parlamente 1534 zum Gesetz hatte erheben lassen, zu befragen. Aber More lehnte das Zumuten ab und bemerkte, er werde sich weder in weltliche noch in geistliche Dinge mehr mischen. Heinrich, dessen Supremat besonders von Mönchen, insbesondere von mehreren Carthäuserprioren, Widerspruch erfuhr, ließ drei Prioren dieses Ordens hürichten, und die Einrichtung treffen, daß More dieselben von seinem Fenster aus zur Hürichtung führen sehen könnte. Allein das Mittel half nichts, hatte ja zuvor schon More erklärt: daß sein armer Leib zu des Königs Befehlen stehe.

Am 3. Juni 1535 verfügte sich abermals eine Kommission zu More ins Gefängnis (darunter der Erzbischof von Canterbury, Thomas Cranmer und der unvermeidliche Thomas Cromwell), mit dem Befehle des Königs, daß More inbetreff des Supremats eine bestimmte Antwort zu geben, entweder Heinrich VIII. als rechtmäßiges Haupt der englischen Kirche zu erkennen, oder seine Bosheit gegen seinen Oberherrn einzugestehen habe. More bedauerte in der Sache keine andere Antwort geben zu können, als die bereits gegebene, und beteuerte aufs neue seine Liebe und Ehrfurcht gegen den König. Bald ward More aufs engste verwahrt, und ihm die Bücher und Schreibmaterialien genommen, weshalb More sich genüßigt sah, fortan die Briefe an die Seinigen mit Kohle auf zusammengelesene Papierstückchen zu schreiben. Man legte ihm fälschlich zur Last, die Aeußerung gethan zu haben: das Parlament könne den König nicht zum Kirchenoberhaupt machen. Darauf machte man ihm den Prozeß auf Hochverrat. Durch die volkreichsten Straßen der Stadt ward More am 1. Juli 1535 vor die Schranken desselben Gerichts geführt, bei welchem er einst den Vorsitz geführt hatte. Die Anklage legte ihm zur Last, den Supremat des Königs verworfen zu haben, wie aus seinem Gespräche mit Richard Rich hervorgehe. Mit großer Fassung verteidigte sich More

Punkt für Punkt, insbesondere gegen die Anklage, als habe er in Briefen an den Bischof Fisher diesen zur Uebertretung des fraglichen Statuts ermuntert; und stellte das Unwahre der Aussage des Richard Rich gegen ihn ans Licht; dessenungeachtet kehrten die Geschworenen schon nach einer Viertelstunde zurück, und sprachen ihn „Schuldig!“ und doch reichte diese kurze Zeit nicht hin, die Anklage nur zu lesen. Man kündigte dem verurteilten More an, der König habe die Gnade gehabt, die furchtbare Strafe des Viertelens, wozu er verdammt war, dahin abzuändern, daß er nur enthauptet würde; da sprach er: „Gott behüte einen jeden meiner Freunde vor einer solchen Gnade!“ Als er aus der Gerichtshalle trat, warf sich ihm sein Sohn John zu Füßen, und hat um den väterlichen Segen. Beim Tower-Quart erwartete ihn seine Lieblings-Tochter Margaretha, drängte sich eilig durch die Menge und die bewaffneten Truppen, und umarmte und küßte ihren Vater unter einem Strome von Thränen. An diese schrieb er am vierten Tage nach seiner Verurteilung den letzten Brief mit Kohle; darin dankt er seiner lieben Tochter für ihre große Pietät, trifft mehrere Bestimmungen, erteilt allen seinen Angehörigen den Segen, und schreibt unter anderm: „Lebe wohl, mein teures Kind, und bete für mich, wie ich es für Dich thue, so wie für alle Freunde, auf daß wir einander frühlich im Himmel wiedersehen.“

Die wenige noch übrige Zeit seines Erdenlebens verwandte More für eine würdige Vorbereitung für das andere bessere Leben. Als sein Freund Thom. Pope am 6. Julius 1535 ihm den Befehl des Königs überbrachte, daß er noch an diesem Tage hingerichtet werden sollte, dankte er ihm herzlich für diese ihm angenehme Nachricht, war sehr froh, von ihm zu hören, daß Seine Majestät erlaubt hätten, daß seine Frau und Kinder seinem Begräbnisse beizuhöhen dürften, und tröstete diesen seinen Freund, als er unter heftigen Thränen von ihm Abschied nahm. Gottergeben und gefaßt ging er den letzten Gang, band sich selbst das Tuch um die Augen und nachdem er den Psalm Miserere gebetet, legte er das Haupt auf den Block. Ein Streich des Morbkeiles vereinigte More mit seinem Schöpfer. Der Erde hinterließ er das Beispiel heldenmütiger Tugend und der Martyrerstandhaftigkeit, und den Beweis, wie der katholische Glaube nicht bloß das Leben heilig und heiter macht, sondern auch dem Tode den Schrecken nimmt.

* * *

Wir fügen noch bei, was jüngst die protestantische „Times“ zur Charakterisierung der beiden Glaubenshelden und über deren Seligsprechung geschrieben: „Morus war im ganzen human, tolerant und höchst wohlwollend. Er war bestrebt, die Kirche zu reformieren und die Laster und die Unwissenheit der Geistlichen zu beseitigen. Die Engländer haben seit lange Thomas Morus unter die Edelsten aller Zeiten und Nationen gezählt. Sie sind stolz auf seine Gelehrsamkeit, seine Geistesklarheit, seinen sanften Charakter. Sie freuen sich an

der Ueberlieferung über seine Freudigkeit und philosophische Großmuth, welche er bei irdischen Ehren und den Reinen des Todes bewies. Auch jetzt würden sie kaum die Wärme seines Gemüthes haben fassen können, welche ihre Herzen bewegt, wenn sie an seine Laufbahn denken, ausgenommen rückblicklich des Standpunktes, den er dem gegenüber einnahm, was sie auch für einen Irrtum halten, nämlich die Verteidigung eines Systems, welches überwunden zu haben, sie stolz sind, und rückblicklich einer Reform, welche sie immer mehr schätzen lernen. Wenn die Kirche Roms ihn der Ehre der Kanonisation würdigt für die glänzende Aufopferung, mit welcher er sein noch jetzt nachwirkendes Leben mit einer Liebe hingab, welche wenigen Engländern eigen ist, so wird die englische Nation das Dekret ratifizieren, welches berechtigtem Ruhme die Krone aufsetzt, mag der Titel auch noch so fehlerhaft sein. Ein glücklicher Wechsel, welcher immer tiefer und weiter greift, als dies, ist durch die Bestimmung der Nation gegangen. Fisher war rein in seinem Leben, gelehrt und ein Beschützer der Gelehrsamkeit. Weit davon entfernt, der Einreihung zweier berühmter und geschichtlich denkwürdiger Engländer in die in gewisser Beziehung unwesentliche Liste des Heeres der katholischen Heiligen widersprechen zu wollen, wird das Gefühl des englischen Volkes durch diese Wahl wahrscheinlich sich befriedigt zeigen. Das englische Gefühl widerlegt sich nicht der Autorität, unter welcher solche Ehren ausgeteilt werden. Es erhebt keinen Widerspruch, wenn sie ausgeteilt werden, da es von der Erwägung ausgeht, daß katholische Würdenträger in ihrem Machtbereich ihre Rechte haben. Bei der Verteilung dieser Ehren (der Heiligsprechung) ist England eher vernachlässigt worden. Papst Leo XIII. hat keine Ursache, zu befürchten, daß bei der Kanonisation der protestantische Groll erwacht. Wenn Kardinals hätte ausgeteilt werden, sieht England nicht ein, weshalb nicht auch einige auf seine Küsten fallen sollen. Wenn neue Heilige proklamiert werden, so legt eine ähnliche Erwägung den Gedanken nahe, daß es nicht mehr als Recht ist, das Band der Zusammengehörigkeit der englischen Gläubigen mit der päpstlichen Suprematie fester zu knüpfen.

△ Land und Leute in Vorarlberg.

Von G. S.

1. Ein Versehen in den Alpen.

Es muß doch eine romantische Seelsorge sein in den schneebedeckten Alpen, wird man denken: rauschende Stiehbäche, glockenläutende Kinder — so würde Homer gesagt haben, aber zu seiner Zeit trugen die Kühe noch keine Glocken, deshalb waren sie nur fußnachschleppende — dazu starrende Felsen und grünende Matten mit würzigen Alpenrosen, das Ganze überflutet goldgelber Sonnenschein und an den höheren Spitzen obligates Alpenglühn; dann die Menschen erst in ihren zierlichen Schmelzerhäusern, treubiedere Seelen, die ihren Kaplan den „geftlichen Buab'n“ nennen und mit „du“ anreden. Nun ja, ich dachte auch so, und denke beinahe noch

grade so, und da ließ ich mich vom grünen Rhein in die grünen Bavarberger Alpen verpflanzen, um all die Romantik nach Herzenslust anzukosten. Jed' Ding hat zwei Seiten.

Es war in einer Novembernacht, hatte schon 12 Uhr geschlagen, da wurde meine Hausglocke geläutert; ich war schon angekleidet, dank meinem treuen Hund, der die etwaigen Besuche schon meldet, wenn sie dem Hause nur nahen. Aber ich hab dem Beser noch nicht gesagt, wer ich bin: ich bin Kaplan im Hochgebirge; die Kirche und mein Haus liegen 3500 Fuß über dem Meerespiegel auf einer freistehenden Bergtuppe; rund herum wohnt zerstreut die Gemarkung bis unten ins Thal hinab, wo die W. rauscht, und noch drüber hinaus.

Also ich war schon angekleidet und öffnete die Thüre. Draußen war ein Mann, mich zu einer Sterbenden zu rufen. Ich warf nur einen Blick auf den Boten, der mich belehrte, was ich meiner Ankräftung noch hinzuzufügen hatte und war schnell bereit. Mein treuer Fips hatte sich unterdessen auch bereit gehalten, mich zu begleiten und wartete vor der Hausthüre. Das ging nun wohl nicht an, denn ich mußte ja das Allerheiligste mitnehmen; wie ich den Hund aber ins Haus jagen will, reißt mir der Sturm die Thüre aus der Hand und schlägt sie zu. Hinem konnte ich nicht mehr, weil die Thür von außen nur mit dem Schlüssel zu öffnen ist, und wenn ich auch geschellt hätte, würde mich doch niemand gehört haben, also mußte ich Fipsen mitnehmen.

Wir gingen zur Kirche und holten das Allerheiligste, der Mann, der mich gerufen, nahm die Glocke — Laterne führte er bei sich — ich machte noch eine kräftige gute Meinung und es ging voran. Hätte mich einer unserer Stadtkapläne gesehen, er hätte gestaunt, ob dieses kaiserlichen Aufzuges. Voran ging in weiten Sähen, wie gewöhnlich alles absehend der Hund, dann kam mein provisorischer Sakristan mit der großen Stalllaterne, über den Schultern eine schneebelastete Pferdebede, und dann kam ich, an den Füßen Wasserstiefel bis übers Knie, über der kurzen Soutanelle einen Plaid — ein Ueberzieher wäre zu beschwerlich beim Gehen — über dem Plaid Chorrock und Stola; um den Hals hängt ein buntgesticktes Säckchen, in welchem sich das Allerheiligste und das hl. Del befindet; die Rechte führt den sechs Fuß langen Bergstock mit langer eisener Spitze, die Linke bemüht sich ein riesiges Famillendach'l — wie man hier sagt — oder ein Paraplu — wie der gebildete Deutsche sagt — gegen den Schneesturm zur Geltung zu bringen. Das war aber auch ein Sturm! Kaum konnten wir uns auf den Beinen halten und schon beim nächsten Hause sah ich mich genöthigt, das Dach in die Thürede zu stellen; jetzt konnte ich freilich die Balance besser halten, aber der Sturm suchte sich schablos zu halten, indem er mir die gefrorenen Schneespitzen ins Gesicht trieb. So augs denn immer weiter durch die rabenschwarze Nacht, immer bergab, halb durch einen Tobel, halb durch fragende Tannenwälder, deren Stämme beim unsicheren Lichte der Laterne seltsam zu hüpfen schienen, bald über halb gefrorene sumpfige Wiesen,

halb durch ein rauschendes Bächlein, bei dem die Wasserstiefel in Verwendung kamen. Dazu lag der Schnee einen Fuß hoch. Die Laterne beleuchtete allerdings den Boden, aber wer da glaubt, es wäre ein Weg gewesen, der täuscht sich; denn unsere Wege bestehen im Sommer aus einigen Steinen, welche die Direktion angeben, und aus etwas niedergetretenem Graße, im Winter aber verleiht der Schnee ihnen die Eigenschaft, sich unsichtbar zu machen.

So mochten wir drei Viertelstunden gegangen und gestolpert sein, da that mein Führer einen Fall, die Laterne schlug gegen einen Felsen, zerbrach und erlosch. Eine Kerze war nicht da, ein Fünfhölzchen auch nicht, also mußten wir unsern Weg im Dunkeln fortsetzen. Nun das war gerade nicht gefährlich, die Gebirgsbewohner finden ihren Weg auch ohne Licht; wir gingen weiter, nur fand ich es für gut, mich an der Pferdebede meines Führers festzuhalten. Fips, der beim Erlöschen des Lichtes herbeigekommen, um zu sehen oder vielmehr um zu riechen, wo sein Herr sei, sprang wieder voraus, nicht ohne sich von Zeit zu Zeit zu überzeugen, daß wir ihm folgten. Schon seit einer halben Stunde hörten wir die W. rauschen, jetzt wurde das Getöse des Wildbaches immer deutlicher, noch eine Viertelstunde und mein Führer rief: „Wir sind an der Brücke.“

Eine solche Brücke hier in den Bergen ist folgendermaßen beschaffen: Ein gewichtiges Balkengerüst geht von einem Ufer zum andern, darüber sind einfach schwere Planken gelegt; das ganze ist mit einem Dache und dichten Seitenwänden versehen, welche den Zweck haben, die Planken vor dem Wetter zu schützen, damit sie länger halten. Man geht auf einer solchen Brücke wie in einem geschlossenen Gange. Kaum waren wir im Begriffe in diesen Brückengang einzutreten, so stuzte ich; mein Hund gab kurze heftige Laute von sich und zwar in einer so sonderbaren Weise, wie ich sie niemals bei ihm vernommen. Auch meinem Begleiter schien die Sache aufzufallen, er blieb stehen; nachher sagte er mir, er habe geglaubt, das Tier sei toll geworden. Dem Schall nach mußte sich der Hund mitten auf der Brücke befinden; je länger ich hinhorchte, um so merkwürdiger kamen mir diese kurzen fast gezückten Töne vor. Endlich ging ich langsam voran, während der Führer zurückblieb. Mich an den Wänden vorbeistehend und ziehend, kam ich bald zu dem Hunde, der, wie ich hörte, unruhig auf und ab lief; jetzt sprang er mit wütendem Gebell an mir hinauf, ich blieb stehen und sofort wurde das Tier ruhig; ich setzte einen Fuß voran, wieder wütendes Bellen. Nun, ich kannte meinen Fips; es muß etwas im Wege sein, dachte ich, und tastete mit dem langen Bergstock voran, aber der Stock findet keinen Boden mehr, im Schreden entgleitet er meiner Hand und ich höre, wie er unten auf dem Felsen aufschlägt und ins Wasser schießt: „Heiliger Gott, die Brücke ist zerstört,“ war mein erster Ruf.

Wir — mein Begleiter war auf diesen Ruf herbeigekommen — legten uns vorsichtig auf den Boden und untersuchten mit den Händen die Brücke,

richtig, mehrere Planen mußten abgerufen und ins Wasser gestürzt sein. Da hörten wir hinter uns Schritte und plötzlich fiel heller Lichtschein auf uns. Ein Grenzgänger hatte mit seiner Laterne die Brücke betreten. Wahrhaftig, vier Planen fehlten, aber — sie waren von Menschenhand fortgenommen, drüben auf der anderen Seite lagen sie.

Der Douane kam näher, sah das Loch und erschrad: „Das hat der . . . gethan, das galt mir,“ und damit stürzte er auf die Kniee und schloß die Augen: „Hoch gelobt sei das allerheiligste Sakrament von nun an bis in Ewigkeit.“

Schreden und Mühnung hatten den Mann überwältigt, aber auch wir waren ergriffen. Wir knieten nieder und beteten ein „Ave Maria“. Dann gab ich den beiden den Segen mit dem Allerheiligsten. Es war eine kurze Andacht. Mein Führer läutete mit der Glocke, draußen sauste der Sturm, daß das Gebälk krachte und die Brücke schwankte, zu unsern Füßen rauschte die W., die halb unser Grab geworden wäre.

(Fortf. folgt.)

○ Gedanken der Heiligen für alle Tage des Jahres.

26. November. Wenn ein Frommer mit einem Gottlosen Gesellschaft macht, so wird nicht der Gottlose gebessert, sondern der Fromme verlehrt. (Hl. Chrysostomus.)

27. November. Laßt uns den Herrn, unsern Gott, lieben, laßt uns seine Kirche lieben, Gott als Vater, die Kirche als Mutter. Was nützt es dir, wenn du Gott bekennst und verehrst und seine Kirche lästerst? Wer die Kirche nicht zur Mutter haben will, der wird auch Gott nicht zum Vater haben. (Hl. Augustinus.)

28. November. Die Barmherzigkeit führt den Menschen zu Gott und Gott zu den Menschen. Derselbe.

29. November. Unglücklich ist derjenige, der alles kennt, sich selbst aber nicht kennt; aber glücklich, wer dich kennt, o Herr, wenn er auch nichts anderes kennt. Derselbe.

30. November. Je mehr der Mensch in sich selbst gesammelt und einfältigen Herzens ist, um so höhere Dinge vermag er ohne Mühe zu ergründen; denn das Licht des Verstandes erhält er von Oben. (Gottf. Thomas von Kempen.)

1. Dezember. Ich will leben, wie ich weiß, daß es Gott angenehm ist, mag es meinem Bruder gefallen oder nicht? (Hl. Stanislaus Kostka.)

2. Dezember. Je näher wir uns irgend einer Ursache der Ewigkeit sind, desto eiliger müssen wir auf dem Weg zum Himmel sein. (Hl. Chrysostomus.)

Etwas für katholische Mütter.

Kaiserin Maria Theresia von Oesterreich übergab folgende Mahnung, auf einem Zettel geschrieben ihrer Tochter Maria Antoinette, als diese am 21. April 1770 von Wien nach Paris abreiste, wo

sie als Königin und Gemahlin Ludwigs XVI. den traurigen Tod auf dem Schaffot fand:

„Beim Erwachen verrichten Sie allsogleich knieend das Morgengebet und lesen Sie, sollte es auch nur einige Minuten währen, eine kleine geistliche Betrachtung, bevor Sie sich noch mit anderen Dingen beschäftigen, oder bevor Sie noch mit anderen Personen gesprochen haben. Die Andacht braucht nur eine halbe Viertelstunde zu dauern. Alles hängt vom guten Anfang des Tages und von den Absichten ab, womit man ihn beginnt. Selbst gleichgültige Handlungen können dadurch gut und verdienstlich werden. Dasselbe gilt auch vom Abendgebet und von der Prüfung Ihres Gewissens. Gehen Sie, wenn es möglich ist, auch Nachmittags am Sonntag zur Vesper und zum Segen. Beim Abbeten sammeln Sie sich, wenn nicht in Gemeinschaft mit den übrigen, so doch in Ihrem Herzen; ebenso wenn Sie an einer Kirche oder an einem Kreuze vorübergehen, ohne sich jedoch eines andern ankern Zeichens zu bedienen, als der dort üblichen. Treten Sie in irgend eine Kirche, dann geben Sie nie Ihrer Neugier Folge, die zur Zerknirschtheit der Andächtigen führt! Vergessen Sie an den Festen der heiligen Jungfrau oder an den Vorabenden derselben nie, der hl. Jungfrau die besondere Andacht Ihres Hauses darzubringen, denn sie sich jederzeit als Beschützerin erwiesen hat.“

○ Charade.

(Zweifelbig.)

Fast alles, was von Kunst wir kennen,
Es kam uns durch die Erste nur,
Gedachtes lehrt sie uns erst nennen,
Sie giebt dem Geiste Form und Spur.

Ohn' Wort und Blick, kann sie doch sprechen
Dem Freund in Freuden und in Not;
Was sie versprach, sie darf's nicht brechen,
Es sei für Leben oder Tod.

Die heil'ge Zweite sie auch stammet
Durch's Erste aus der alten Zeit,
Für's Himmlische sie uns entflammet,
Für Gott und Pflicht und Ewigkeit.

Es ist der ew'ge Brunn der Lehre,
Wie auch die Meinung sich verwirrt,
Wie auch das Klügeln sich vermehre:
Das Heil'ge nie vergehen wird.

Das Ganze — tot, doch lebend Wesen,
Es zeigt das Lebend'ge Dir,
In mir kannst Du das Inn're lesen,
Gemüths- und Denkart find'st Du hier.

Ein schweigend Zeichen. Kannst Du's deuten?
Ruhst auch die Erste, die Dir's gab,
Sank auch die Hüll' im Lauf der Zeiten:
Durch mich spricht Stimme aus dem Grab.

Da tritt ein unennbares Sehnen
Dir an das Herz, das still verwaist,
Du siehest es mit heil'gen Thränen,
Der Geist — er fühlt den nahen Geist.

M. W.

Auflösung der Charade in Nr. 46:
 „Flaschenzug.“

Richtige Lösungen sandten ein: Fr. J. Kr., L. Bl., R. v. S., D. Z. von hier; Aug. W...r, Hochbahl; Fr. Traubchen Berger in Guskirchen.
 Verspätet ging noch die Lösung der beiden Rätsel in Nr. 44 und 45 ein von Fr. L. in Heisingen.
 Wir bitten nochmals die Böser, ausdrücklich angeben zu wollen, ob die Wiedergabe des vollen Namens gewünscht wird.

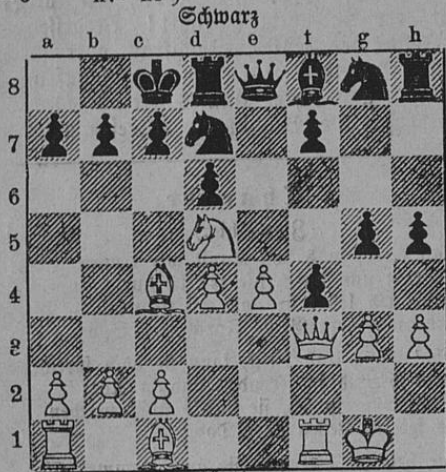
Schach.

Partie Nr. 57.

(Originalpartie des Sonntagsblattes.)

Läufergambit.¹⁾

Kfdr. Schwan,	Fr. Sander,	Kfdr. Schwan,	Fr. Sander
Düsseldorf.	Dortmund.	Düsseldorf.	Dortmund.
Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	e7—e5	7. h2—h3	Lg4—f3:
2. f2—f4	e5—f4:	8. Dd1—f3:	Sb8—d7
3. Lf1—c4	d7—d6 ²⁾	9. g2—g3 ³⁾	Dd8—e7
4. d2—d4	g7—g5	10. Sb1—c3	0—0—0
5. Sg1—f3	Lc8—g4	11. Sc3—d5	De7—e8 ⁵⁾
6. 0—0	h7—h5 ⁶⁾		



Stellung nach dem 11. Zuge.

- | | | | |
|---------------------------|-----------------------|--------------------------|--|
| 12. Df3—c3 ⁹⁾ | e7—c6 ⁷⁾ | 24. Kgl—h2 | Sf6—e4 |
| 13. Sd5—b4 | Sd7—b6 ⁹⁾ | 25. Tal—e1 | d6 e5: ¹²⁾ |
| 14. Lc4—b5 | Kc8—b8 ⁹⁾ | 26. d4—e5: | Sd7—c5 ¹³⁾ |
| 15. Lb5—c6: | b7—c6: | 27. b2—b4 | Sc5—e6 |
| 16. Sb4—c6 ⁺ : | Kb8—a8 | 28. Te1 e4: | Lf8—b4: ¹⁴⁾ |
| 17. Sc6—d8: | De8—d8: | 29. Tf1—b1 | a7—a5 |
| 18. g3—f4: | g5—f4: | 30. a2—a3 | Se6—c5 |
| 19. Dc3—c6 ⁺ : | Ka8—b8 | 31. e5—c6 ⁺ : | Kb8—c8 |
| 20. Lc1—f4: | Dd8—d7 ¹⁰⁾ | 32. e6—f7: | Tg8—g2 ⁺ |
| 21. Dc6—d7: | Sb6—d7: | 33. Kh2—g2: | Sc5—e4: |
| 22. c2—c4 ¹¹⁾ | Sg8—f6 | 34. a3—b4: | aufgegeben. |
| 23. e4—e5 | Th8—g8 ⁺ | | Dauer 1 ³ / ₄ Stunden. |

Anmerkungen.

- 1) Gespielt im ersten Gange des Hauptturniers auf dem Dortmund Schachfranzöhen am 5. dieses Monats.
- 2) Weniger gebräuchlich als 3. . . . Dd8—h4⁺.
- 3) Diese Steuerung scheint uns nicht empfehlenswert, da Schwarz seinen Königsflügel kom. omittiert, ohne zu einem Gegenangriff Zeit zu gewinnen.
- 4) Vorzuziehen wäre zunächst 9. Sb1—c3 wodurch

Schwarz an der Bewerksichtigung der langen Rochade verhindert würde

5) Schlecht ist, wie leicht ersichtlich 11. De7—e6 wegen 12. Sd5—b6⁺

6) Infolge der Rochade des Gegners muß Weiß die Basis seines Angriffes verlegen.

7) Auf 13. . . . De8—e4? folgt 14. Sd5—c7! mit schnellstem Gewinn (14. . . . Kc8—c4?; 15. Lc4—d5⁺).

8) Auch jetzt darf Schwarz den Bauern e4 nicht nehmen wegen der Drohung 14. Lc4—d5, De4 beliebig; 15. Sb4—c6: zc. — Schwarz beabsichtigt den Springer gegen den Läufer e4 auszutauschen oder denselben nach a4 zu ziehen.

9) Auf 14. . . . De8—e4: würde zunächst 15. Tf1—e1, sodann Offiziersopfer auf e4 folgen; z. B. 15. Tf1—e1, De4—f5; 16. Lb5—c6, b7—c6: 17. Dc3—c6⁺., Kc8—b8; 18. Sb4—a6⁺; oder: 16. . . . Kc8—b8; 17. Lc6—b7; Kb8—b7; 18. Dc3—c6⁺, Kb7—b8; 19. Sb4—a6⁺; oder 17. . . . Df5—d7 bezw. Df5—h3; 18. Lb7—c6 bzw. Lb7—g2 zc

10) Da die materiellen Kräfte nun ziemlich ausgeglichen sind, Weiß aber das entwickeltere Spiel hat, sollte Schwarz den Damenabtausch vermeiden.

11) Geschieht in Erwartung des nächsten Gegenzugs, um dem Springer das Feld d5 zu ver sperren.

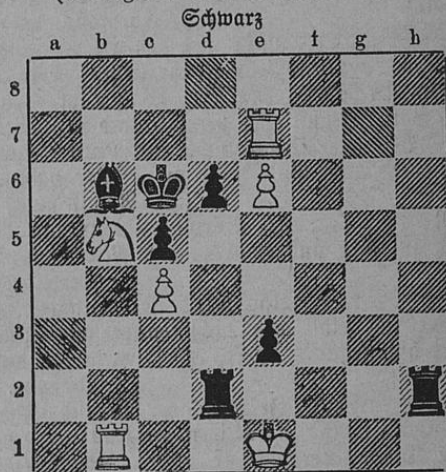
12) Durch diesen Zug verliert Schwarz einen seiner Springer.

13) Zöge der Springer e4, so würde 27. e5—e6⁺ geschehen

14) Ein Versehen welches noch eine Figur kostet; das Spiel ist indeß auf keine Weise mehr zu behaupten.

Aufgabe Nr. 80.

(Stratagemes des échecs Nr. 4.)



Weiß

Weiß zieht an und giebt in zwei Zügen Matt.

Berichtigung.

Im Diagramm der Aufgabe Nr. 79 ist auf a8 ein weißer Turm zu ergänzen, der schwarze Turm auf e8 aber zu beseitigen. Die Lösung dieser Aufgabe werden wir erst in vierzehn Tagen mitteilen.

Lösung von Aufgabe Nr. 78.

- | | | | |
|-----------|----------|------------------------|----------|
| Weiß | Schwarz. | Weiß. | Schwarz. |
| 1. Tf1—f7 | Ke4—d5 | 2. Tf7—f4 ⁺ | |

Richtig angegeben von: Unterkötel in Coblenz; Schmitz in Mülich.

Sonntagsblatt.

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. Finl.

Druck u. Verlag der Aktien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt“ in Düsseldorf.

Nr. 49.

Sonntag, den 3. Dezember.

1882.

Erster Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heil. Lukas XXI, 25—33.

Inhalt: Jesus beschreibt unter dem Bilde der Zerstörung Jerusalems das Ende der Welt und die Vorzeichen des letzten Gerichtes.

Der Weihnachtsfestkreis.

Nach den drei höchsten und wichtigsten Festen wird das Kirchenjahr in eben so viele Festkreise eingeteilt, und diese umfassen dann diejenigen Zeiten und Feste, welche zum Hauptfeste im Verhältnisse der Vorbereitung und Nachfeier stehen. Die drei Festkreise sind aber folgende: Weihnachtsfestkreis, Osterfestkreis und Pfingstfestkreis. Wir befassen uns mit dem heute beginnenden Weihnachtsfestkreis.

Die erste Festzeit wird Weihnachten genannt von jeder Nacht her, in der Christus, die Welthe des Geschlechtes, uns geboren worden ist, und sie beginnt mit dem ersten Adventsontage und dauert bis zum Sonntage Sedmügestma. Den Mittelpunkt dieser festlichen Zeit bildet das Weihnachtsfest oder das Fest der Geburt Christi oder kurzweg das Christfest. Damit dieser hohe Tag, an welchem der Stern aus Jakob aufging, um durch sein wunderbares Licht die Finsternisse der Sündenacht und die Schatten des Todes zu verjagen, würdig gefeiert werden kann, läßt die Kirche von Alters her demselben eine Vorbereitungszeit vorausgehen. „Der Erlöser wird kommen“, das ist in dieser Zeit der fortwährende Ruf der Kirche, den sie an ihre Kinder ergehen läßt. Die Erwartung der Ankunft (adventus) soll auf diese Weise in allen Herzen geweckt und gesteigert werden. Daher wird diese Zeit die heilige Adventszeit genannt.

Nur da kann aber die Erwartung der Ankunft des Herrn im Innern des Menschen eine heilvolle sein, wo klar und bestimmt erkannt ist, was sowohl der einzelne als die ganze Menschheit ohne Christus und mit Christus ist. Doch jene Erwartung darf nicht eine leere, nichtige bleiben, sondern sie muß ihrer Erfüllung sicher werden. Das Herz in welches der Heiland einkehren soll, muß wahrhaft zu einem Tempel ausgeschliffen werden. Das Heilige und das Unheilige, das Meine und das Ichreine, das Göttliche und das Irdische werden hier

mit einander wohnen. Oder wird der Heiland demjenigen Menschen Heil bringen, der die begangene Sünde noch liebt, sich von ihr nicht trennen will und in ihren Fesseln sich willig knechten läßt? Nimmermehr. Ein solches verhärtetes Herz schließt sich freiwillig ab vom Erlöser und von dem Einflusse seiner Gnade und Güte. Sie wird die glänzendste Liebe umsonst verschwenden, kein Strahl der Gnade vermag eine solche Finsternis aufzuheben. Nur und nur eine klare Erkenntnis von dem Zustande der Menschheit ohne Christus zu verschaffen, bemußt die Kirche die Adventszeit besonders dazu, uns die vorchristliche Zeit vorzuführen. Sie entfaltet vor unsern Augen das große Gemälde, worauf die Geschichte der 4000 Jahre vor Christus verzeichnet ist. Dadurch werden wir erinnert an den Sündenfall, an die Folgen und das Elend der Sünde und an die Unmöglichkeit von Seiten des Menschen, die Folgen der Sünde wieder aufzuheben. Durch die Sünde war die Menschheit gänzlich von Gott getrennt worden und sich selbst überlassen. Nur in der Vereinigung mit Gott konnte aber der Mensch zur Vollkommenheit und zur Seligkeit kommen. Im Menschen sollte ferner die Natur mit dem Geiste in Frieden verbunden sein, auch sie sollte in dieser Vereinigung zur Befestigung und Bekräftigung herangezogen werden; aber alles dieses war nur in dem Falle möglich, wenn der Mensch dem Willen des Schöpfers gehorfolig blieb. Doch anstatt Gehorsam zu üben, empörte sich der Mensch in Stolz und Hochmuth gegen seinen Gott; er verneinte Gott und wollte selbst die Stelle der Gottheit vertreten, sich selbst vergöttern. Katastrophal war die Verwirrung und Auflösung in der ganzen Schöpfung; denn durch den Abfall des Menschen von Gott hatte sie ihren Grund und Stützpunkt verloren. Ja, sie würde nothwendig in Nichts zerfallen sein, wenn nicht dem einreißenden Verderben Einhalt geboten hätte. Das Wort der Welt heiligung des Erlöser's. So wird der Mensch von Gott in jedem Falle gehalten und vor gänzlichem Untergange bewahrt. Mit der Verheißung des Erlöser's war dieses auch schon in die Menschheit eingegeben und gab sich kund in der Schöpfung des Weltens. Das Wort war ewig bei Gott und Gott selbst, durch dasselbe war alles gemacht. Was gemacht ist, durch dasselbe war die Schöpfung erhalten und

ten, und als Mensch gewordenes Wort sollte es die Welt erlösen.

Es entstand nun ein furchtlicher Kampf zwischen der Natur und der bösen Lust im Menschen auf der einen Seite und der Stimme des Gewissens auf der andern Seite. Die Sünde, wenn sie einmal um sich gegriffen hat, bleibt auf halbem Wege nicht stehen. So erlag ihr auch gänzlich die Menschheit vor Christus. Zu mächtig wirkte auf sie ein die Natur mit ihren Reizen, und in ihrem innern Zwiespalt wurde gar zu schnell die Stimme Gottes im Gewissen überhört. Der Mensch suchte seinen Gott da, wo er nicht war. Vor Tieren und den Werken seiner Hände fiel er anbetend nieder. „Sie verfielen in eillen Wahn, und ihr unverständiges Herz verfinsterte sich. Indem sie sich für Thoren ausgaben, wurden sie Thoren und vertauschten die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes mit dem Gleichnis und Bilde vergänglich Menschen und Vögel und Tiere und Würmer“ (Röm. 1, 21—23.).

Mit dieser Unkenntnis des wahren Glaubens war aber notwendig ein tiefes Versinken in Unstittlichkeit aller Art verbunden. „Sie verwechselten den wahren Gott mit falschen Götzen; deswegen überließ Gott sie den schändlichsten Ausschweifungen; er ließ sie durch die Gelüste ihres Herzens in unnatürliche Laster versinken, weswegen sie an sich selber die verdiente Strafe ihrer Ausschweifungen trugen. Und wie sie es nicht der Mühe wert hielten, sich Erkenntnis von Gott zu verschaffen, so überließ Gott sie auch dem verkehrten Sinne, zu thun, was sich nicht geziemt. So waren sie voll von jeder Ungerechtigkeit, Unlauterkeit, Schalkheit, Habsucht, Bosheit; voll Neid, Mord, Zank, Arglist, Tücke; sie waren Ohrenbläser, Verleumder, ruchlos, übermüthig, hoffärtig, prahlsüchtig, erfinderisch in Dubenstücken, ungehorsam gegen die Ältern, gewissenlos, treulos, lieblos, unversöhnlich, unarmherzig, und ob sie gleich das Gesetz Gottes wissen, daß die, welche solches thun, des Todes würdig sind, so thun sie es doch nicht nur, sondern haben an andern, die es thun, ihr Wohlgefallen.“ (Röm. 1, 24—32.)

Je unglücklicher so die Lage des Menschen, je zerrissener sein inneres Bewußtsein wurde, um so stärker wurde auch die Sehnsucht nach Hilfe, Bänderung und Befreiung, nach Befreiung aus dem furchterlichsten Tode. Und diese Sehnsucht konnte weder die Natur noch der Mensch selbst stillen, sondern Gott allein. Aus sich selbst war der Mensch von Gott abgefallen; aber zu ihm aus eigener Kraft zurückzukehren und in die ursprünglich heilige und selige Verbindung mit ihm zu treten, das vermag er nicht; das vermag er nur durch Gott, und daß Gott das, was er allein vermag, auch thut, ist Gnade. Diese Gnade erweist Gott in seinen Offenbarungen, die alle nur den Einen Zweck haben, das Menschengeschlecht zu seiner Einen göttlichen Bestimmung zurück zu führen, oder mit einem bekanntern Worte: das Menschengeschlecht zu erlösen. Die Verheißung und Vorbereitung der Erlösung umfassen die Offenbarungen des alten Testaments oder Bundes, und daran will uns auch die Kirche im Abwente erinnern, und besonders an die drei Bestandteile dieses Bundes: an das Gesetz, Hohepriestertum und Prophetentum.

Mit Abraham wurde der Bund geschlossen, wodurch das jüdische Volk das Erbvolk Gottes wurde. Was der Priester für seine Gemeinde ist, das sollte dieses Volk für die Völker der Erde werden. Die Grundlage des Bundes wurde später das mosaische Gesetz, an welchem vor allem das als Hauptsache festzuhalten, daß Gott es gab. Durch das Gesetz nun kam das jüdische Volk zur klaren Erkenntnis der Sünde. Im Briefe an die Römer sagt Paulus Folgendes dem Inhalte nach über das Gesetz: „Schon vor dem Gesetze war Sünde in der Welt. Das Gesetz kam aber dazu, damit das Maß der Sünde voll wurde. Wir wissen aber, daß alles, was das Gesetz sagt, es denen sagt, die unter dem Gesetze sind. Ohne das Gesetz würde die Sünde nicht erkannt werden. So muß nun jeder verstummen, und alle Welt muß sich vor Gott schuldig erkennen, weil kein gesetzliches Werk die Menschen vor Gott gerecht machen kann, vielmehr wird durch das Gesetz die Sünde erkannt.“ (Röm. 5, 18.—20.; 3, 19, 20.) Das Gesetz wurde so der Spiegel, in welchem das Volk zur Selbstkenntnis kommen konnte. Die Erkenntnis der Sünde brachte notwendig das Gefühl der Reue hervor, diese dann das Gefühl von der Notwendigkeit einer Entschuldigung und Vergebung. Daher war die erste und mittelbare Folge des Gesetzes das Priestertum. Denn das Verlangen nach Entschuldigung brachte die Idee des Opfers hervor. Wo aber ein Opfer ist, da muß auch ein Priestertum sein. „Nicht durch Boß- und Ochsenblut konnte die Sünde weggenommen werden.“ (Hebr. 10, 1. fg.) Die Sühnopfer erinnerten nur an die Schuld und konnten innerlich nicht gerecht, nicht vollkommen und heilig machen. Das kann nur ein solcher, in dem keine Sünde ist — und Der ist Christus. So wies das Gesetz auf Christus hin als auf Den, der von Sünde und Strafe befreien sollte. „Durch Moses ist das Gesetz gegeben, Gnade und Wahrheit aber ist durch Jesus Christus geworden.“ (Joh. 1, 17.) „Das Ziel und Ende des Gesetzes ist Christus.“ (Röm. 10, 4.) Aber Christus lebte lange nur in der Verheißung, und diese wurde festgehalten im Prophetentume. Die Propheten sind Männer, die im Auftrage Gottes und durch den Geist Gottes erleuchtet die Zukunft schauten und verkündigten. Sie hatten eine doppelte Bestimmung. Sie hielten zuerst immerdar dem Volke seine Sünde, Schuld und Strafe vor: Jesajas und besonders Jeremias in seinen Klage Liedern bestätigen dieses zur Genüge. Dann war es der Beruf der Propheten, den Messias zu verheißten, der von Schuld und Strafe befreien sollte. Je näher nach dem Ratsschlusse Gottes die Zeit der wirklichen Erlösung kam, desto genauer und bestimmter werden die Prophezeiungen von Christus, so daß in den verschiedenen Propheten des alten Bundes eine vollständige Geschichte des Lebens und Wirkens Christi vor uns liegt. Bei dem Gefühle der noch immer unvergiltigt und unvergiltigt gebliebenen Schuld und Sündhaftigkeit, bei dem spätern Zerfalle der jüdischen Theokratie und dem deutlichen Inhalte der messianischen Weissagungen mußten notwendig die Frommen und Guten der damaligen Zeit sehnsüchtig verlangen nach dem Erretter und Erlöser. Diese Sehnsucht konnte nicht mehr in den

Herzen verschlossen bleiben, sie mußte sich äußerlich kund geben in den rührenden Worten: „Thauet, Himmel, den Gerechten, Wolken, regnet ihn herab! Öffne dich, Erde, und sprosse uns den Erlöser hervor!“ (Jes. 45, 8.) Doch nicht bei den Juden allein zeigte sich diese große Sehnsucht nach Rettung, sondern auch bei den Heiden in den letzten Jahrhunderten vor Christus. Die Besseren unter ihnen erkannten wohl den tiefen sittlichen Verfall und darum die Notwendigkeit einer außerordentlichen Hilfe. Wir erinnern nur an Sokrates, Plato zc. Durch den tiefen Sturz in die Abgründe des Lasters sollten die Völker zum Bewußtsein ihrer selbst gebracht werden. Und wirklich, sie erwachten dazu. Wollen wir uns dieses in einem Bilde veranschaulichen, so können wir die damalige Menschheit mit einem Wanderer vergleichen, der von der höchsten Felsenspitze in eine bodenlose Tiefe herabstürzt; nicht schon im Augenblicke des Falles hat er das klare Bewußtsein von der Gefahr, in welcher er schwimmt; seine Sinne sind betäubt, sein Geist ist verwirrt, sein Gefühl zurückgetreten; erst geraume Zeit nach seinem Falle erwacht er wieder, aber mit welchem Entsetzen! er fühlt seine Glieder zerschmettert, seine Wunden brennen; er will das Haupt erheben, fällt aber ohnmächtig wieder zurück; er will nach Hilfe schreien, vermag es aber nicht; je hilfloser er sich fühlt, desto mächtiger, inniger wird die Sehnsucht nach Hilfe, Unterstützung, Heilung, Rettung. — So war das Erwachen der Menschheit aus ihrem tiefen Sündenfalle, nachdem die erste Betäubung, die erste Ohnmacht vorübergegangen war. Sehnsüchtig richtete sie aus der Finsternis ihre Augen nach dem Reiche des Lichtes, für die Wunden ihres Herzens suchte sie Linderung, Heilung, für ihre Schwachheit neue Stärke und Kraft.

Wir sollen nach dem Willen der Kirche die ganze Zeit vor Christus im Geiste durchleben; was daher während 4000 Jahre in der alten Welt vorgegangen war, soll sich jetzt bei jedem einzelnen in den vier Adventswochen erneuern. Der Heiland soll in uns kommen, wir erwarten ihn. Aber nur in jenem Gemüthe kann der Heiland seine Ankunft feiern, das sich darauf vorbereitet hat. Erkenntnis und Gefühl der Sünde und ihres Uebels, Reue und Schmerz, Vorsatz, Buße und Besserung und tiefe Sehnsucht nach dem Versöhner, das sind die Seelenzustände, die in dieser heiligen Zeit jeder in sich zu erwecken hat. Daher fallen ja auch in diese Zeit Quatemberfasten; aus demselben Grunde dürfen auch keine Hochzeiten gefeiert werden; daher auch das Gebot, sich von lärmenden Freuden zu enthalten. Ferner die Kirchengebete, die Evangelien und Episteln, welche die Kirche um diese Zeit ausgewählt, sind durch ihren ernstlichen Inhalt sehr dazu geeignet, jene heilsamen Stimmungen und Gedanken in uns hervorzubringen.

In lebendig ergreifender Schilderung wird uns das kommende Weltgericht vorgehalten, bei welchem das verdamnende Urtheil allen gesprochen wird, die mit Christus nicht Eins geworden sind. Es wird uns wiederholt zugerufen, daß es Zeit sei, vom Schlafe aufzustehen, die Werke der Finsternis und Bosheit abzulegen und Christum in Gestalt

und Wandel anzuziehen. Das erste Wort von der Buße, welches Johannes am Jordan verkündigte, tönt auch zu uns, damit es auf uns denselben Eindruck mache, wie auf die Zuhörer des Täufers. „Bühnet den Weg des Herrn!“ Die Hügel und Berge sollen abgetragen, die Thäler ausgefüllt und was krumm, gerade gemacht werden, damit Der bei uns Einzug halte, von dem unser Heil kommt. Endlich glaubt die Kirche Reue und Verlangen nach Versöhnung in uns geweckt zu haben. Sie will jetzt unserer Sehnsucht Worte und Ausdruck geben und läßt daher in den letzten neun Tagen des Adventes die Seufzer der Väter in schmerzlich sehnsüchtiger und doch dabei wunderlieblicher Melodie uns vorsingen; und die Gemeinde, davon ergriffen, stimmt an das schöne Lied: „Thauet, Himmel, den Gerechten“ zc. In die Erwartung wird gleichsam die freudige Sicherheit der Erfüllung mit eingemischt. Darum fällt in diese Zeit

das Fest der Empfängnis Mariä.

Die Mutter hat angefangen zu leben, dadurch kann nicht mehr die Geburt des Sohnes selbst in allzu großer Ferne sein; darum verkündet uns das Evangelium des einfallenden Quatembers die himmlische Botschaft, die der Engel Maria brachte von der Ankunft des Sohnes Gottes im Fleische. — Immer näher kommt das hohe Fest selbst nun; darum sucht die Kirche mit Sorgfalt in uns die freudige Erwartung des Heilandes zu unterhalten. Und wie stimmt hiermit der Kreislauf der Natur zusammen! Der Frost kommt über die Erde, das Naturleben scheint zu ersterben, das Licht nimmt immer mehr ab, und die trostlose Nacht droht den Tag gänzlich zu verschlingen. Und wie merkwürdig passend trifft es zusammen, daß der kürzeste Tag des Jahres der Thomastag ist! Haben wir da doch ein vollständiges Bild der ungläubigen und verzagten Natur des Menschen, wie sie ohne Gnade ist. Endlich fällt in diese dunkeln, lichtarmen Tage herein noch der Tag von Adam und Eva, unseren Stammeltern, durch welche die Sünde und der Tod in die Welt gekommen sind. So sind der erste und der zweite Adam, welcher Christus ist, sich ganz nahe gerückt; sie berühren gleichsam einander.

* Der Unglauben und der Aberglauben sind Zwillingbrüder.

Es ist bekannt, daß der dickste Aberglauben in solchen Gegenden haust, welche entweder dem Irrglauben oder dem Unglauben verfallen sind.

Wollends unerträglich ist das Unwesen der Spiritisten, d. h. Geistesbeschwörer (spiritus = Geist), das von Nordamerika aus nach Europa gedungen ist und sich gerade in den ungläubigen Großstädten breit an das Schaufenster legt. Dasselbe läuft auf den abenteuerlichsten Betrug hinaus, findet aber gläubige Anhänger eben in jenen Kreisen, die vom christlichen Glauben ebenso viel wissen wollen, als der Beelzebub vom Wehwasser.

Damit nun unsere Leser einen Begriff bekommen von dieser Deutelschneiderei im Namen der Geisteswelt, teilen wir ihnen die folgende Scene mit, die

sich kürzlich vor der siebenten korrekzionellen Kammer zu Paris abspielte.

In dieser Stadt hatte sich der Spiritismus bereits seit etlichen Jahren eingenistet; seine ersten Apostel, geriebene Nord-Amerikaner, besonders ein gewisser Allan Kardec, hatten sogar eine „Spiritistische Zeitschrift (Revue spiritiste)“ gegründet, die im Jahre 1875 von einem gewissen Lehmarie redigiert wurde. In dieser Zeitschrift erschien gegen Ende des Jahres 1878 eine Anzeige: Ein Photograph, namens Buguet, Boulevard Montmartre Nr. 5 wohnend, sei nicht nur eine ausgezeichnete Mittelsperson („Medium“) zwischen dieser sichtbaren und der Geisterwelt, könne nicht bloß die Seelen zu belustigten Audienzen heraufbeschwören, sondern sogar Photographieen von ihnen nehmen. Fortan stand in jeder Nummer der sauberen Zeitschrift entweder eine Lobpreisung (Reklame) dieser erstaunlichen Erfindung oder die Dankagung irgend eines Kunden, welcher „sprechend-ähnliche Bilder“ dieses oder jenes längst verstorbenen Verwandten durch die außer-natürliche Kunst Buguets erhalten habe. Der Preis für je 6 Photographieen in Visitenkarten-Format war zwanzig Francs; man mußte die Bilder annehmen, mochten sie ähnlich sein oder nicht.

Das einträglichste Geschäft ging schwunghaft. Auch die Pariser Zeitung „Figaro“ empfahl um das Stimmchen von 300 Francs die Geister-Photographieen. Dieses weitverbreitete Blatt, das von den abgeblähten Mittelparteien gehalten wird und am meisten auf das goldene Kalb der Leute hält, zündet immer eine große Wachsfackel dem Gottseibeiuns an und dann, um es nach der anderen Seite hin nicht zu verderben, auch ein kleines Wachskerzchen für den lieben Gott; es ist für die Wackelmänner und das liberale Pöhlertum berechnet, nimmt es auch mit der Stillschheit nicht zu scharf, weshalb es oft mit der Volkzeit in Berührung kommt.

Doch zurück zu unserem Geister-Photographen! Kam ein Kunde in die Wohnung desselben, so wurde er von einer Kassiererin empfangen, die sich jedesmal genau nach dem Alter, Aussehen und Geschlechtszuge jenes Verstorbenen, dessen Bild man wünschte, erkundigte. Die 20 Francs mußten erst erlegt und die Bedingung eingegangen werden, daß man die Photographien, ob sie ähnlich seien, oder nicht, ohne Widerrede behalten wolle. Dann erst wurde man zum Geistermanne eingeführt, der alsbald geheimnisvoll erklärte, man solle nur recht lebhaft an jene abgestorbene Seele denken, deren Bild man wünsche. War der Apparat zum Photographieren fertig, so machte Buguet seinen Lokuspöns, schwang die Arme, stützte den Kopf gegen die Mauer, murmelte seine Sprüche, als rufe er den Geist des oder der Abgestorbenen auf diese Welt zurück, photographierte den Kunden, trug das Negativ (Glas mit dem Bilde) in ein Nebenkabinett und kam nach einigen Minuten zurück, um den Erfolg seiner Arbeit zu zeigen. Wirklich sah der Kunde hinter oder neben seinem eigenen Bilde ein zweites, allerdings verschwommenes und nebelhaftes, von dem aber mehrere behaupteten, es sei genau das des Abgestorbenen, von welchem sie ein

Porträt wünschten. Nach wenigen Tagen erhielt man die sechs Stück Photographieen fix und fertig, und hatte den Trost, daß die Börse um 20 Francs leichter war.

Die Sache machte Aufsehen, auch in Belgien und Holland. Da sah man wieder recht deutlich, welchen Leuten man am leichtesten den Bären des Aberglaubens aufbinden kann.

Nämlich die Ungläubigen und Liberalen glaubten vielfach bombenfest an die Geister-Photographieen, lieferten auch dem sauberen Herrn Buguet die allermeisten 20-Francsstücke. Dagegen schüttelten brave Gläubige den Kopf und sagten: „Engelserscheinungen kommen wohl in der heiligen Schrift und im Leben der Heiligen vor; auch ist es nicht unmöglich, daß sich Abgestorbene, mit Gottes Zulassung, irgendwie den Ueberlebenden bemerklich machen, etwa damit man für sie bete. Aber wegen zwanzig Francs und zum Photographieren läßt Gott der Herr so etwas nicht zu.“ Und dieser letzteren Meinung huldigte denn auch die Pariser Polizei, sandte darum zwei Agenten, von welchen der eine selbst Photograph war, um ihn auf frischer That zu ertappen. Der Streich gelang ganz ausgezeichnet. Was fand man?

Hinter dem ersten Kabinett des Photographen war ein zweites, halbdunkles, wohin die Kunden nicht kamen. Darin war auf einem bemalten Holzstock eine große Puppe, welcher man je nach Bedürfnis einen Kopf von ausgeschnittenem Pappendeckel aufsetzen konnte. In einem anstoßenden dritten Kabinett fand man 140 solcher Köpfe von Puppe, beiderlei Geschlechts und von jeder Altersstufe; es waren vergrößerte und ausgeschnittene Photographieen lebender Personen; gleich daneben entdeckte man in einem anderen Kasten noch 59 Köpfe dieser Art, ferner Perrücken, falsche Bärte, auch eine Leher und eine Gitarre. Sobald nämlich Buguet einen lebenden Kunden photographiert hatte, ging er ins Nebenkabinett und photographierte im Halbdunkel den angeblichen Geist dazu, je nach den bei der Kassiererin gemachten Angaben. Hierbei bedeckte er die Holzpuppe zuerst mit einem grünen, dann mit einem schwarzen Schleier, um durch das wallende Geister-Gewand die Glieder des angeblichen Abgestorbenen zu verhüllen. Eine zweite kleinere Puppe diente ihm für die Photographieen von abgestorbenen Kindern. Die Leher und Gitarre aber benutzte er, um bei seinen Beschwörungen überweltliche Accorde den Ohren seiner Gläubigen vorzuzaubern.

Ein Dritter im Bunde war ein Amerikaner, namens Firman. Dieser gab öffentliche und Privat-Vorstellungen aus der Geisterwelt, zu einem Eintrittsgelde von fünf Francs per Kopf. Er ließ sich z. B. Hände und Füße festbinden, und seine Geister im dunklen Saale bezaubernde Accorde auf Musik-Instrumenten hervorbringen. Nun entdeckte man einmal nach einer solchen Sitzung deutliche Spuren von Zähnen auf den Satten, um Beweise, wie die Zähne eigentlich entstanden. Auch rühmte er sich, daß er nach Belieben einen kleinen „Indianer“ von schwarzem Gesichte und welchem Gewande aus der Untermwelt heraufbeschwören könne, während

er selbst hinter einen Vorhang ruhig saß. Diese letztere Vorstellung gab er einst bei einem gewissen Doktor Huguet zu Paris. Die Frau des Doktors schöpfte Argwohn, bestellte den Geisterbeschwörer wieder, aber in ein Zimmer, wo sie ihn durch eine verborgene Oeffnung beobachten konnte. Und was sah sie? Meister Firman setzte eine schwarze Maske auf, verhüllte sich mit weißem Flor und rutschte auf den Knien hinter dem Vorhange vor als der „kleine Indianer“.

Bei der Untersuchung wurden 59 Zeugen vernommen, und eine große Zahl von Geister-Schwindelen entdeckt. Und dennoch beteuerten manche Zeugen, daß sie durchaus nicht betrogen worden seien, vielmehr sprechend ähnliche Abbildungen ihrer teureren Hingeschiedenen durch Buguets Kunst erhalten haben.

Das Ende vom Stroh war, daß Buguet und Seymarie zu 500 Francs Geldbuße und einjährigem Gefängnisse, Firman zu sechsmonatlichem Gefängnisse und 300 Francs, alle drei aber solidarisch in die Prozeßkosten verurteilt wurden und auch nach Abbüßung der Strafen noch vier Monate unter Polizei-Aufsicht stehen.

Unsere Leser wissen nun, was sie vom Spiritismus und den Geister-Beschwörern zu halten haben. Aufs neue hat es sich bewährt, daß der Unglauben und der Aberglauben Zwillingbrüder sind.

Ueber die Lage der katholischen Kirche in Rußland

bringt ein Korrespondent des Wiener „Vaterland“ einen Artikel, dem wir folgendes entnehmen:

„Mit tiefem Bedauern lasen die russischen Katholiken vor einiger Zeit die Nachricht, daß die Verhandlungen zwischen der russischen Regierung und Rom wieder abgebrochen sind. Und doch wäre es nicht bloß für die Verhältnisse der Kirche, sondern auch für das Wohl des russischen Reiches dringend nötig, daß beide Gemalten sich endlich ausöhnen würden. Im eigentlichen Rußland befinden sich fünf Bistümer mit dreizehn Suffraganen, und wir haben bloß drei Bischöfe im ganzen. Im Königreich Polen bestehen sieben Bistümer mit sieben Suffraganstellen, und es sind dort im ganzen vier Bischöfe. Alle andern Bistümer befinden sich unter Administration, die noch dazu teilweise ungeseklich ist, weil die rechtmäßigen Bischöfe in der Verbannung noch leben, oder weil die Administratoren vom heiligen Stuhl nicht anerkannt sind.

Am traurigsten ist es in dieser Beziehung in Wilna, wo der berüchtigte Zylinki amtiert, der — vom Papst so oft zurückgewiesen — vom katholischen Volke geradezu gehaßt, aber von der Regierung sehr bevorzugt wird. Noch im vergangenen Winter, als er sich in Petersburg befand, wurde er vom Kaiser empfangen. Da der ganze Klerus aus Furcht sich ihm unterwirft, so ist die Wilnaer Diöcese so zu sagen ganz schismatisch. Ein Glück ist es noch, daß das Volk seinen katholischen Glauben bewahrt. Der in Petersburg residierende Erzbischof v. Mohilew ist so altersschwach, daß er alle Geschäfte einem ihm von der Regierung beigegebenen

Geistlichen abgeben mußte, und man stündlich seine Auflösung erwartet. Seiner Gehilfe, der Prälat Dowgiallo, erfreut sich ebenfalls keines guten Rufes. Daß infolge dieser traurigen Zustände auch kein entschiedener katholischer Klerus vorhanden sein kann, leuchtet ein. Doch tragen dazu noch andere Umstände bei. Als vor Jahren jene barbarischen Bemühungen angewendet wurden, die russischen Katholiken mit Anwendung aller Mittel „orthodox“ zu machen, gingen die bessern Elemente des katholischen Klerus verloren; denn die sich nicht fügten, wurden haufenweise nach Sibirien transportiert, wo sie verschollen und verkommen.

Zurück blieben nur (mit wenigen Ausnahmen) die Regierungsmänner und die Mutlosen. Erstere haben vielleicht hier einen Kollegen, der eine ganze Anstalt, Seminar und dergleichen durch Denunziationen zugrunde gerichtet. Das vergißt man ihnen nicht und belohnt sie. Von solchen Männern sind die Kapitel und sonstigen bessern Stellen voll. Die Befetzung aller Posten hängt nämlich von einem Wink aus dem Ministerium ab, wo man natürlich nur „verdiente“ Männer berücksichtigt. Damit ist den Intriguen Thüre und Thor geöffnet. Niemand hat im Auslande eine Vorstellung von den Mitteln, welche diese Sorte von Geistlichen anwendet, um emporzukommen oder dem Konkurrenten den Fuß unterzustellen; jede Kleinigkeit wird ins Ministerium berichtet. Und die Regierung findet selbstverständlich ihren Vorteil bei dem Treiben solcher Männer.

Ein anderer Teil der Geistlichkeit ist nicht so schlecht, aber ganz entnützt, so daß er nichts zu thun mag. Bekanntlich besteht in Petersburg nach dem Muster des „heiligen Synod“ ein „römisch-katholisches Kollegium“, das die oberste Leitung der katholischen Angelegenheiten führen soll. Dasselbe ist von Rom nicht anerkannt, und dennoch lassen sich selbst gute Geistliche immer noch in dasselbe wählen, um der Regierung nicht zu mißfallen. Diese Mutlosigkeit ist auch kein Wunder, wenn man bedenkt, daß man bei uns mit widerspenstigen oder mißliebigen Priestern wenig Federlesens macht. Wer sich nicht fügt, wird ohne weiteres von Gendarmen aufgehoben und fortgebracht. Dazu kommt auch, daß der katholische Klerus so gut wie gar keine Verbindung mit dem Ganzen der katholischen Kirche hat. Katholische Zeitungen sind strengstens untersagt. Mit Rom verkehren selbst die Bischöfe nur durch das Ministerium. Und wehe dem Priester, der es wagen würde, sich an den Papst zu wenden! Seine Verbannung ist unvermeidlich.

Da die Regierung wohl eingesehen hat, daß die Klöster die eigentlichen Burgen der katholischen Gesinnung sind, so hat man sie vom Erdboden verdrängt. Bloß einige sind geblieben, denen aber die Aufnahme von neuen Mitgliedern untersagt ist und die jetzt bloß mehr von arbeitsunfähigen Mönchen besetzt sind. Auch in anderen Punkten zeigt sich die Feindseligkeit der Regierung gegen die katholische Religion, obgleich die Religionsfreiheit gesetzlich garantiert ist. Niemand hat eine Ahnung, wie viele Schwierigkeiten den Katholiken im Staatsdienst in den Weg gelegt werden. Ich habe Beispiele erlebt,

daß man junge Leute in Militärschulen bloß unter der Bedingung aufnahm, daß sie russisch oder protestantisch werden. Was thut ein junger leichtsinniger, oft schlecht unterrichteter Mensch nicht, um in der Welt fortzukommen? Es ist darum kein Wunder, daß viele, selbst hochgestellte Persönlichkeiten ihre Religion ängstlich verheimlichen, um nur für ihre Carrière keine Schwierigkeiten zu haben. Ferner bestehen gar keine katholischen Schulen, die das Recht der Oeffentlichkeit haben, während es der protestantischen genug giebt, welche auch Schüler russischer Konfession aufnehmen dürfen, was den Katholiken strengstens untersagt ist. Die Bevorzugung des Protestantismus vor dem Katholicismus ist charakteristisch genug. Mit der Religionsfreiheit wenig verträglich ist auch der staatliche Zwang, den man Katholiken auferlegt, die Ehe russisch zu schließen, wenn sie sich mit Russen verheiraten, und die Kinder aus solchen Ehen russisch zu taufen. Würde ein katholischer Priester solche Ehen einsegnen oder solche Kinder taufen, so ginge es ihm schlecht. Ein Priester hatte neulich zu jemand im Beichtstuhl gesagt: „daß solche Ehen für Katholiken nicht zulässig sind“. Dafür wurde er von Ignatiem „zur Strafe für seinen Fanatismus“ in die Verbannung geschickt.

So traurig all' diese Zustände jetzt noch sind, so muß ich doch betonen, daß es bei weitem besser ist, als vor Jahren, und daß es schön, als ob ein anderer Geist sich Bahn brechen wollte und nun auch den Katholiken Gerechtigkeit zu Teil würde. Die Regierung hat Zugeständnisse gemacht in Bezug auf den Gebrauch der polnischen Sprache in den Schulen beim Religions-Unterricht. Viele verbannten Priester sind aus Sibirien zurückgekehrt. Die Regierung hat für die Ausländer in Petersburg und in Moskau, d. h. für die Deutschen und die Franzosen daselbst, Priester aus Oesterreich und aus Frankreich berufen, die, wie ich höre, über die Regierung sich nicht zu beklagen haben. An mehreren Orten wurden Seminare eröffnet, wie z. B. in Zitomier, oder die bestehenden vergrößert, wie z. B. in Wilna.

Diese und andere Maßregeln ließen eine bessere Zukunft erwarten, und die seit langer Zeit geführten Verhandlungen mit dem hl. Stuhle sollten bald alles ausgleichen. Dem scheint aber nicht so zu sein. Wo die Schwierigkeit liegt, weiß ich als Laie nicht genau zu sagen; so viel ist sicher, daß Graf Tolstoi, obschon er es nicht eingestehen will, einen Ausgleich ebenso sehnlich wünscht, wie die Katholiken. Hauptsächlich scheinen es zwei Punkte zu sein, an welchen das Abkommen scheitert. In Rom wurde der Gebrauch der russischen Sprache untersagt für die Schüler beim Religions-Unterricht und in den Kirchen beim Predigen zc., wie es heißt, auf Andringen der Polen hin, welche behaupteten, mit dem Gebrauch der russischen Sprache sei es auch um die katholische Religion geschehen. Dem muß jedoch entschieden widersprochen werden. Die Polen machen hier aus einer politischen Frage eine religiöse. Es mag sein, daß durch die Einführung der russischen Sprache die polnische Nationalität empfindlichen Schaden leiden würde; die katholische Kirche könnte bloß gewinnen. Es muß ferner erklärt werden,

daß die russische Sprache hier in Rußland absolut notwendig ist. In ganz polnischen Gegenden auf Einführung der russischen Sprache beim Religions-Unterricht zu dringen, ist überflüssig und eben deshalb verdächtig. Allein in Gegenden, wo die Katholiken unter den Russen leben, haben Tausende und Tausende polnischer, deutscher und anderer Nationalität ihre Muttersprache vergessen und sprechen nur mehr russisch.

Ein anderer wichtiger Punkt macht mehr Schwierigkeit: die Auswahl der entsprechenden Persönlichkeiten für die erledigten Bischofsstühle. Es wurden im Laufe der Verhandlungen mehrere Kandidatenlisten zwischen Rom und Petersburg ausgetauscht; doch eine Verständigung war nicht zu erzielen. Der Grund ist sehr einfach; unter dem katholischen Kreuz giebt es, wie gesagt, eine Menge Männer, die sich durch die erwähnten unsauberen Dienste das Wohlwollen der Regierung erworben hatten. Dagegen sieht man voll Mittrauen in jedem Priester, der den Anschein hat, eifrig und kirchlich gesinnt zu sein, einen Feind. Die Regierung möchte nun die Gedachten auch zu Bischöfen befördern, wie denn z. B. Zylnski auf jeder Liste steht, die von Petersburg ausging. Selbstverständlich geht man in Rom den ganz entgegengesetzten Weg. Da giebt es also nur ein Mittel zur Aussöhnung, und davon kann der päpstliche Stuhl nicht lassen: die russische Regierung muß jene Männer aufgeben. So lange sie aber durchaus solche Persönlichkeiten auf so wichtige Posten erheben will, zeigt sie, daß sie nach den bisherigen Grundsätzen auch in Zukunft zu handeln gedenkt, und für den Augenblick bloß einen Ausweg aus unangenehmen Verlegenheiten sucht. Damit ist für die Katholiken nichts gewonnen, und es kommt auf Eins heraus, ob der gegenwärtige Zustand fortbauert oder ein neuer nach dem Wunsche der Regierung geschaffen wird, wenn letzteres nicht noch gefährlicher ist. Darauf also kann man in Rom sich unmöglich einlassen, und Graf Tolstoi täuscht sich, wenn er glaubt, die katholische Kirche durch Zögerung müde zu machen. Er müßte doch wissen, daß dieselbe in gewissen Punkten, zu welchen gegenwärtiger gehört, nicht nachgeben kann, sollte auch ein ganzes Land für sie verloren gehen. So mag er es dahin bringen, daß die russischen Katholiken in noch größeres religiöses Elend versinken, aber er wird nicht erreichen, daß man in Rom durch Anerkennung unwürdiger Persönlichkeiten selbst die Hand dazu bietet.

Das aber ist gewiß, daß der Minister durch solches Vorgehen durchaus nicht zum Vortheile des Reiches arbeitet, welches ihm anvertraut ist. Er untergräbt die Religion, die allein das vom Nihilismus unterwühlte Rußland retten kann. Es liegt doch eine beherzigenswerte Lehre in der Thatfache, daß unter den verurteilten Nihilisten wohl viele Söhne russischer Popen, aber meines Wissens kein einziger Katholik war. Der Staatsmann, der in seinem Haffe solche Fingerzeige übersteht, ist sehr kurzfristig, und es wird sich über kurz oder lang zeigen, welchen Nutzen die systematisch betriebene Verfolgung der katholischen Religion dem russischen Reiche bringt. Vielleicht ertönt der Ruf: „Schafft Religion ins Land!“ erst, wenn es zu spät ist.

○ Gedanken der Heiligen für alle Tage des Jahres.

3. Dezbr. Wer die Schönheit seiner Seele bewahren will, der meide mit allem Fleiße die Sünde.

(Hl. Laurentius Justinanus.)

4. Dezbr. Ach wahrlich, der Himmel wird nicht denen zuteil, die da schlafen, träg sind und müßig gehen, sondern denen, die sich ernstlich darnum bemühen.

(Hl. Leo.)

5. Dezbr. Es ist schwer, sehr schwer, auf dem Krankenbette eine wahre Buße zu wirken.

(Hl. Hugo von St. Viktor.)

6. Dezbr. Wir werden die Ankunft des Richters einst um so weniger zu fürchten haben, je mehr wir sie jetzt fürchten.

(Hl. Gregorius.)

7. Dezbr. Wer sich jenen Tag fleißig zu Gemüte führt, an dem alle Geschöpfe vor dem Richter erscheinen werden, der wird gar nicht oder nur selten und gering sündigen.

(Hl. Basilus.)

8. Dezbr. Ach! elender Sünder! ergriffen, überrascht, wohin willst du fliehen? Dich zu verborgen, ist unmöglich, dich sehen zu lassen, unerträglich.

(Hl. Anselmus.)

9. Dezbr. Es wird für die Bösen eine größere Qual sein, das zürnende Antlitz des ewigen Richters zu schauen, als die Peinen der Hölle zu leiden. — Nichts hat mehr beigetragen, mich aus jenem tiefen Abgrunde, in welchen die Wollust mich versenkt hatte, herauszuziehen, als die Furcht vor dem ewigen Urteil des Herrn.

(Hl. Augustinus.)

△ Land und Leute in Borarlberg.

Von E. H.

(Schluß.)

Mit einem frischen Sage sprang der Zollbeamte über den Spalt und legte die Planken beim Scheine seiner Laterne wieder an Ort und Stelle. Dann gingen wir zum Hause der Sterbenden; unterwegs erzählte der Grenzfäger, wie die Sache zusammenhing. Es war die alte Geschichte: Er und ein berühmter Schmuggler liebten beide ein Mädchen, welches den Schmuggler vorzog. Die Eifersucht trieb nun den Zollbeamten, dem Schmuggler scharf auf den Dienst zu passen, es gelang ihm auch, denselben zu erwischen, und ihn auf einige Monate im Gefängnis unterzubringen.

Vor drei Tagen war derselbe zurückgekommen und um dieselbe Zeit hatte der Jäger einen Brief mit verstellter Handschrift empfangen, worin ihm mitgeteilt wurde, an einem gewissen Orte jenseits der W. werde an einem bestimmten Tage eine großartige Schmuggelei stattfinden. Der Beamte ging hin, merkte aber bald, daß das ganze eine Misifikation sei, kehrte um und fand uns auf der Brücke. Gegen seine Gewohnheit hatte er, der Weg und Steg natürlich genau kannte, eine Laterne mitgenommen. Merkwürdigerweise war die Sterbende, die wir im Begriffe standen zu besuchen, die Verlobte des Schmugglers; natürlich hatte der unglückliche Mensch keine Ahnung, daß ich in dieser Nacht gerade die Brücke überschreiten mußte, vielleicht wußte er nicht einmal, daß seine Verlobte am Sterben war.

Wir traten ein; im Vorhaus knieten eiliche drei-

zig Personen mit brennenden Kerzen und beteten eifrig den Rosenkranz, die sogenannten Nahbauern oder Nachbarn. Die arme Kranke schien dem Tode nahe; ich hörte ihre Beicht und erteilte ihr die Sterbesakramente. Also gestärkt wurde sie ungemein ruhig und wenn die mitleidigen Weiber sie jeden Augenblick frugen, ob sie etwas wolle, antwortete sie immer nur das eine Wort: „D'Stam!“ (den Himmel).

Da ich die Frühmesse für die Gemeinde zu halten hatte, konnte ich den Tod der braven Jungfrau nicht abwarten und mit einem: „B'hüt di Gott, Franzel“ (Franziska), nahm ich Abschied, um sie auf dieser Erde nicht wieder zu sehen. Als ich die Thür in der Hand hatte, sagte sie noch: „Ich will für Sie beten oben“, worauf ich antwortete: „Und vergiß auch den Hansjörg nicht“, das war der Schmuggler, ihr Verlobter.

So stand ich denn wieder im Schneesturm, diesmal mit meinem treuen Fips allein, dafür war mir aber eine mächtige Laterne als Gefährtin gegeben; so ging ich denn wohlgenut in die dunkle Nacht der W. zu. Auf der Brücke hab ich noch ein Vaterunser für den armen Hansjörg und die brave Franzel gebetet.

Wie ich wieder hinauf gekommen bin?

Nun, verirrt habe ich mich trotz allem Schneewehen nicht; denn wenn ich in der Nacht allein nach Hause muß, dann binde ich meinen Fips an einen Strick und laß mich führen von ihm, er weiß die Wege viel besser als ich, nur hat er die Gewohnheit, statt die am Berge sich hinziehenden minder steilen Weg zu benutzen, kerzengrade den Berg hinauf zu gehen, weshalb ich denn auch ziemlich keuchend und schwitzend oben ankam.

Als ich später beim Frühstück saß und Fips eine außergewöhnliche Wurst mit gewöhnlichem Appetit verspeiste und mich mit seinen großen klugen Augen dabei anschaute, als wollte er sagen: „die Wurst hab ich mal verdient und nicht gestohlen“, da klopfte an die Thüre. Ich lege mich recht bequem ins Sofa zurück, um dem Eintretenden voll ins Gesicht sehen zu können und rufe: „Herein!“

Wer ist's? Der Hansjörg! „Die Franzel ist gestorben heute Morgen, Herr Hochwürden,“ sagte er, „und ich wollt, — ich sollt, — ich wollt —.“ „Da steht der Schemel,“ antwortete ich, und greife zur Stola, „kannst gleich beichten, Hansjörg.“

Wenn nun der freundliche Leser es wünscht und der Herr Redakteur nichts dagegen hat, so erzähle ich das nächste mal, wie es dem Hansjörg weiter ging.

Schach.

Partie Nr. 58.

(Originalpartie des Sonntagsblattes.)

Mittelgambit.

	Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
	N. N.	K. V.	N. N.	V. K.
1.	e2—e4	e7—e5	9. Sb1—c3:	La5—c3:
2.	d2—d4 ¹⁾	e5—d4:	10. Lc1—g5	f7—f6
3.	Lf1—c4	Lf8—b4+	11. e5—f6:	g7—f6: ²⁾
4.	c2—c3	d4—c3:	12. Dd1—d5 ⁴⁾	Th8—f8 ⁵⁾
5.	b2—c3:	Lb4—a6 ³⁾	13. Tf1—e1+	Lc3—e1:
6.	Sg1—f3	Sg8—f6	14. Ta1—e1+:	Dd8—e7

Sonntagsblatt.

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. F i n l.

Druck u. Verlag der Aktien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt“ in Düsseldorf.

Nr. 50.

Sonntag, den 10. Dezember.

1882.

Zweiter Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heil. Matth. XI, 2—10.

Inhalt: Johannes, der Vorläufer Jesu Christi, sendet vom Gefängnisse aus, in welches ihn Herodes Antipas wegen seines Freimuthes geworfen hatte, zwei Jünger zu Jesus. Dieser rühmt die Würde des Johannes.

Der Weihnachtsfestkreis.

II. Weihnachten.

Die Erwartung geht, je heißer der Erwartete selbst mit jedem Tage ersehnt wird, in endliche volle Sicherheit über. Deswegen ruft das Invitatorium der Matutine des letzten Tages im Advente uns zu: „Heute wisset ihr, daß der Herr kommen wird, morgen werdet ihr seine Glorie schauen.“ Dasselbe wird in den Responsorien wiederholt: „Heiligt euch heute und seid vorbereitet, denn am morgenden Tage werdet ihr die Majestät Gottes unter euch sehen. Heute wisset ihr, daß der Herr kommt; morgen aber werdet ihr seine Majestät schauen. Denn morgen wird der Herr herabsteigen und von euch alle Krankheit nehmen; morgen wird die Ungerechtigkeit der Erde getilgt werden und der Weltheiland über euch herrschen.“ Je näher die Erfüllung tritt, desto stiller wird es in uns. Ja, wenn die Erwartung am höchsten ist, dann halten wir sogar den Atem zurück; es ist atemlose Stille eingetreten. Auch um uns herum ist alles still geworden; die häuslichen Vorbereitungen für das Fest sind alle besorgt. In der Kirche ist zwar eine große Menge versammelt, aber auch hier ist Stille; denn sie alle, die sich am Abende dort einfanden, beichten. Und diese heilige Stille, die überall herrschet, es ist die Stille des heiligen Abends.

Die Zeit ist erfüllt, und die Sonne wendet ihren Lauf um. Der ersehnte große Tag, der Tag, den der Herr gemacht, ist da. Wir feiern die gnadenreiche Weihnacht. Als die Finsternis, das Glend und die Trostlosigkeit den höchsten Punkt erstiegen, „da tiefes Schweigen über alles verbreitet und die Nacht in der Mitte des Laufes war“ (Weissh. 18, 14.), da leuchtete ein Licht auf. „Und das Wort ist Fleisch geworden.“ (Joh. 1, 13.) „Ein Kind ist uns geboren und ein Sohn ist uns geschenkt, auf dessen Schultern die Herrschaft ruht.

Sein Name ist: Wunderbarer, Ratgeber, Gott, starker Held, Stammvater der Zukunft, Fürst des Friedens.“ (Jes. 9, 6.) „Die Gnade unseres Heilandes ist erschienen.“ (Tim. 2.) Die Missethat der Erde wird getilgt, und Gerechtigkeit und Frieden können sich. Es freuen sich die Engel, und die Erde frohlocket. Denn er ist gekommen. Alles wird auf einmal anders. Es ist die freudenreiche Zeit. Und „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, welche guten Willens sind!“ (Luk. 2, 14.) ertönt durch die ganze Schöpfung. Das Leben ist geboren, der Tod fängt an zu sterben. Die Hoffnung ist wiedergekehrt. Das Licht wächst, die Verheißung und die Sehnsucht von 4000 Jahren ist erfüllt, und der alte Mensch wird neu. Feierlich tönen am frühen Morgen die Glocken hinaus; sie rufen mit den Engeln gleichsam: „Ich verkündige euch eine große Freude; denn heute ist euch der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr.“ Alles verläßt das Haus und strömt der festlich geschmückten und erleuchteten Kirche zu. Das entzückte Herz kann sich nicht mehr fassen; denn aus jeder Brust hallet es wieder: „Heute ist uns Christus geboren!“

Dreifach ist die Geburt des ewigen Wortes: die erste ist die ewige Zeugung vom Vater, die andere die zeitliche Menschwerdung aus Maria, der Jungfrau, die dritte aber soll in den Herzen der Gläubigen vor sich gehen, indem diese Christum wie in sein Eigentum aufnehmen. Zum Andenken an diese dreifache Geburt des ewigen Wortes läßt die Kirche jeden Priester an diesem Tage drei Messen lesen. Dieses wird uns klar aus dem Introitus und Graduale dieser Messen. Der Introitus der ersten Messe lautet: „Der Herr sprach zu mir: Mein Sohn bist Du, heute habe ich Dich gezeuget.“ (Ps. 109, 1.) Das Graduale wiederholt dieselben Worte und fügt noch hinzu: „Aus dem Innern erzeugte ich Dich vor dem Morgenrote.“ Der Introitus der zweiten Messe ist aus dem Propheten Jesajas genommen: „Ein Licht geht auf über uns; denn der Herr ist uns geboren, dessen Name ist: Wunderbarer, Gott, Friedensfürst, Vater der zukünftigen Welt; seines Reiches wird kein Ende sein.“ Das Graduale spricht mit dem Psalmisten: „Gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn!“ Der Eingang der dritten Messe endlich spricht wieder mit Jesajas: „Ein Kind ist uns geboren, ein

Sohn ist uns geschenkt 2c.“ Das Graduale enthält aber die Worte: „Alle Grenzen der Erde haben das Heil unseres Gottes gesehen, bringe, o Zion, Jubel dar unserm Gott! Bekannt gemacht hat der Herr sein Heil; vor dem Angesichte der Völker hat er seine Gerechtigkeit geoffenbaret. Alleluja! Ein Heiliger ist uns in Klarheit aufgegangen: kommet, ihr Völker, den Herrn anzubeten, weil heute das große Licht über unserer Erde aufgegangen ist, Alleluja!“ Dazu sagt uns das Evangelium: „Denen aber, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden, die glauben an seinen Namen, die nicht aus dem Geblüte, nicht nach dem Willen des Fleisches, noch nach dem Willen des Mannes, sondern die aus Gott geboren sind.“ Die erste feierliche Messe wurde früher (in einigen Gegenden auch jetzt noch) um Mitternacht gehalten, weil Christus in der Nacht geboren wurde, daher auch der Name Weihnacht, und sie wird das Engelaumt genannt wegen des Lobgesanges, den die Engel auf den Fluren Bethlehems sangen. Die zweite Messe wird bei einbrechendem Tage gelesen und hierin verkündet, wie die Hirten das Kind mit seiner Mutter in Bethlehem gefunden haben; daher wird sie auch das Hirtenamt genannt. Die dritte Messe, das Hochamt, wird am hellen lichten Tage gehalten und hier das Evangelium Johannis vom ewigen Worte und vom Lichte der Welt verkündigt (Joh. 1, 1.—14.).

Wahrlich, Weihnachten ist ein Fest für die ganze Welt, zu deren Erlösung und Verklärung der Sohn Gottes gekommen ist. Die Festlichkeit, Freude und Fröhlichkeit dieses Tages bleiben nicht auf die Kirche beschränkt. In allen Häusern wird sich des Christtages kindlich gefreut; es ist dort alles zierlich und festlich geschmückt. Wie Christus der neue Baum des Lebens für die Menschheit geworden ist, und jeder, der wahrhaft leben will, von den Früchten dieses Baumes nehmen und kosten muß, so wird zum Andenken daran ein herrlicher Christbaum in der Familie aufgestellt, wovon jedes Familienmitglied seine Bescherung erhält. Die unendliche Liebe, die heute uns der Vater durch die Sendung seines Sohnes erwies, rührt die Herzen; wir haben viel geschenkt bekommen, wir schenken auch gern. Die Armen werden nicht vergessen; man schickt erquickende Speisen und Trant in die Hütten der Dürftigen, damit auch sie dieses Tages sich erfreuen können. Und geht doch alles, was man giebt, zuletzt zurück auf das neugeborene Kind: „Was ihr dem geringsten aus meinen Brüdern gethan habet, das habet ihr mir gethan.“ (Matth. 25, 40.). — Doch dieses ist der Liebe noch nicht genug. An manchen Orten ist es Sitte, daß am Vorabend des Weihnachtsfestes, wenn alles in der Natur schon ruhet, nur der Mensch noch nicht, eine Menge Fruchtbrüner auf den Hof und auf das nächste Feld gestreut wird, damit in der Frühe die Vögel des Himmels unerwartet Nahrung finden und der Tag, der uns das größte Heil gebracht, auch ihnen freundlicher sein möge.

Das christliche Weib.

Als der Patriarch Abraham alt geworden und sein Weib Sara gestorben war, hief er den ältesten Diener seines Hauses, der über alles gesetzt war, und sprach: Schwöre mir bei Gott, dem Herrn des Himmels und der Erde, daß du für meinen Sohn Isaak keines von den ungläubigen Weibern der Kanaaniter nimmest, sondern daß du hinziehst in mein Vaterland und ein gläubiges Weib aus meiner Verwandtschaft für meinen Sohn auswählst. Und nachdem der Knecht diesen Schwur abgelegt, reiste derselbe mit zehn Kameelen und vielen Geschenken hin nach Mesopotamien. Er kam gegen Abend zur Stadt Nachor, ließ die Kameele vor der Stadt am Wasserbrunnen lagern und betete also: Herr, du Gott meines Herrn Abraham, komm mir doch heute entgegen und thue Gnade an meinem Herrn! Siehe, ich stehe bei dem Wasserbrunnen, und die Töchter der Einwohner dieser Stadt werden herankommen, um Wasser zu schöpfen. Das Mägdelein nun, zu dem ich sagen werde: Neige deinen Krug, daß ich trinke, und die mir antwortet: Trink, und auch deine Kameele will ich tränken! die ist es, die du deinem Knechte Isaak bestimmt hast, und daran will erkennen, daß du Gnade an meinem Herrn gethan. Und noch hatte er diese Worte bei sich nicht vollendet, siehe da kam Rebecca, die Tochter Bathuels, aus der Stadt und trug einen Krug auf ihrer Achsel. Sie war eine Jungfrau, rein und schön und stieg nieder zum Brunnen, schöpfte Wasser und stieg wieder herauf. Da ging der Knecht zu ihr und sprach: Gieb mir ein wenig Wasser aus deinem Krug zu trinken. Sie antwortete: Trink, mein Herr! und eilends ließ sie den Krug von ihrer Schulter nieder auf ihre Hand und gab ihm zu trinken. Und als er getrunken hatte, setzte sie bei: Auch deinen Kameelen will ich Wasser schöpfen, bis sie alle getrunken haben. Und sie goß den Krug in die Tränke, lief zum Brunnen zurück, um Wasser zu schöpfen, und tränkte alle Kameele. Der Knecht aber betrachtete sie schweigend, um zu sehen, ob der Herr seine Reife gesegnet habe, und nachdem alle Kameele getrunken hatten, gab er ihr Geschenke und fragte: Wessen Tochter bist du? und ist in deines Vaters Hause noch Raum, daß ich bleibe. — Sie antwortete: Ich bin die Tochter Bathuels und in meines Vaters Hause ist Raum genug für dich und deine Kameele. Darauf kehrte der Knecht im Hause Bathuels ein.

Nachdem er dort seine Füße gewaschen hatte, und man ihm zu essen und zu trinken vorsetzte, aß und trank er nicht eher, als bis er den Auftrag seines Herrn ausgeübt und für Isaak, den Sohn seines Herrn, um Rebecca erworben hatte. Da sprachen Bathuel und Laban: Die Sache ist vom Herrn gekommen; siehe, da ist Rebecca vor dir, nimm sie und ziehe hin, und sie werde das Weib des Sohnes deines Herrn! Da neigte sich der Knecht zur Erde und betete Gott an, und nachdem er die Braut Isaaks mit Geschenken geschmückt, und sie selbst erklärt hatte, daß sie mit dem Manne ziehen und das Weib Isaaks werden wolle, reiste er am folgenden Tage mit ihr und ihren Mägden zurück in das

Land Kanaan. Als Isaaß dem treuen Diener seines Vaters entgegenkam, da stieg Rebecca eilends herab von den Kameelen, nahm ihren Mantel und verhüllte sich. Und Isaaß freute sich über den Bericht des Knechtes, nahm Rebecca zum Weibe und führte sie in das Zelt seiner Mutter.

Wenn wir an Rebecca den gläubig frommen Sinn bewundern, mit dem sie in demüthiger Unterordnung ihres Willens unter den Willen Gottes dem Knechte folgt und Vaterland und Elternhaus verläßt; wenn wir die dienstfertige, keusche Jungfrau, welche die Kameele eines fremden Knechtes bereitwillig trinkt, aber sich vor ihrem Bräutigam züchtig verhüllt, bis er sie in das Zelt seiner Mutter geführt und sie zum Weibe genommen hat, in Rebecca ehren, so müssen wir von der christlichen Jungfrau diese Tugenden in erhöhtem Maße fordern; denn das christliche Weib hat ein höheres Vorbild, das ihr vorleuchtet, es ist Maria, die reine und unbefleckte Magd es Herrn, die in ihrer dreifachen Stellung als Jungfrau, Gattin und Mutter dem christlichen Weibe ein erhabenes Vorbild gegeben hat. Das christliche Weib hat auch höhere Gnade, die dasselbe erleuchtet und stärkt in der Erfüllung seiner dreifachen Pflichten als Jungfrau, Gattin und Mutter, die Gnade Christi. Diese dreifache Stellung des christlichen Weibes als Jungfrau, Gattin und Mutter und den daraus hervorgehenden überaus wichtigen Anteil, den das christliche Weib an der Wiedergeburt der christlichen Familie und dadurch an der Lösung der sozialen Frage nehmen muß, beschäftigen uns einige Augenblicke.

Das ganze Wesen und Verhalten einer wahrhaft christlichen Jungfrau muß den Charakter echter Jungfräulichkeit an sich tragen; die in Fleisch und Blut liegenden natürlichen Neigungen müssen deshalb gezügelt, die sinnhaften menschlichen Leidenschaften im Keime erstickt, der Trieb zum Guten dagegen muß gepflegt werden, damit das ganze Sinnen und Trachten von dem Niedrigen und Gemeinen abgezogen und auf wahrhaft Großes, Edles und Wahres gerichtet sei.

Die christliche Jungfrau muß durch und durch fromm und gottesfürchtig sein, der Gedanke an die Allgegenwart Gottes, der jetzt der Zeuge alles Denkens, Wollens und Handelns, einst aber der Richter der ganzen Lebensthätigkeit ist, darf sie nie verlassen; dieser Gedanke muß ihr ganzes Leben heiligen und weihen, ihr festes Vertrauen geben und in ihrem Herzen die Flamme reiner Gottesliebe lebendig erhalten. Treue Erfüllung der religiösen Pflichten muß das naturgemäße Aimen und die Lebensäußerung des wahrhaft frommen jungfräulichen Herzens sein.

Die christliche Jungfrau muß züchtig und keusch sein, durch edle Eingezogenheit das Diablen der Jungfräulichkeit zu schlingen suchen, damit es nicht in den Kot gezerret werde, den Tempel des heiligen Geistes, ihren Leib, vor der Entweihung und Schändung zu bewahren ängstlich und unablässig bemüht sein.

Die christliche Jungfrau muß barmherzig und mitleidig sein, — gern der Not des Näch-

sten abhelfen und Kummerthränen trocknen, wo immer sie nur kann, sei es, daß sie einen Kranken liebevoll verpflegt und ihm in christlicher Barmherzigkeit das heiße Kopfkissen wendet, oder daß sie einem Traurigen teilnehmend ein Wort des Trostes spendet. Und wenn die christliche Jungfrau also ist, dann wird sie die Freude ihrer Eltern und der Stolz ihrer Familie sein. Als gehorsame, liebevolle Tochter wird ihre erste und beste Freundin stets ihre Mutter sein, gegen die sie ein unbedingtes Vertrauen zeigen, vor der sie nie ein Geheimnis haben wird; weil ihr Herz jungfräulich und rein ist, so wird sie frisch und froh in ihrer ganzen Lebensauffassung und frei sein von aller sentimentalen Kopfhängerei; weil sie wahrhaft fromm ist und stets in der Gegenwart Gottes wandelt, so wird sie tausend Gefahren durch jenen richtigen, echt weiblichen Tact vermeiden, den der liebe Gott dem christlichen Weibe als ein sicheres Schuzmittel gegen tausendfache Gefahren gegeben hat. So waren alle jene heiligen Jungfrauen, eine heilige Agnes, eine heilige Katharina, eine heilige Clara, Cäcilia und tausend und tausend andere, die im Geiste des Christentums gebildet, die Freude ihrer Angehörigen und Zeitgenossen, die Perlen der Kirche und die leuchtenden Vorbilder für alle Zeiten geworden sind.

Sind die Jungfrauen unserer Zeit ihnen gleich, oder streben sie auch nur darnach, ihnen ähnlich zu werden?

Man findet heutzutage junge Mädchen, die den Jahren nach noch Kinder sind, die aber die Kinderbesunschuld längst verloren haben. O daß ihrer nur wenige wären! Ich möchte wünschen, ich verdiente den Vorwurf, allzu schwarz zu sehen, wenn ich behauptete, daß fast die Hälfte unserer weiblichen Jugend jene „Gottesstaupe“, jener „Spielgenosse heiliger Engel“, die Kinderunschuld nicht mehr abelt und beglückt. Nun, an den Früchten kennt man ja den Baum. Erkläre mir daher, lieber Leser, jene allgemeine über Stand und Verhältnisse hinausgehende Eitelkeit und Buzsucht unserer weiblichen Jugend! Jene Arbeitsscheu und Vergnügungssucht, die den Eltern auch den letzten Pfennig noch herauspreßt und sich dabei mit der lieblichen Lebensart entschuldigt, man müsse doch seine Jugend genießen! Jene Lieblosigkeit und Hartherzigkeit gegen Arme und gegen die Not des Nächsten; jene Eigsucht, welche die wahre Gottes- und Nächstenliebe im Herzen erstickt; jenen Ungehorsam, sobald die Eltern etwas verlangen, was der Tochter nicht gefällt; jene Vernachlässigung der religiösen Pflichten, da man das Wort des Vaters fürchtet. Erkläre mir jenen Unglauben, der heute selbst die weibliche Jugend beherrscht, jenen Abfall von Gott, jene Sittenlosigkeit, die in ihrem Gesolge die Schande vor der Welt hat!

Wenn nun solche Personen in den Ehestand eintreten, was werden sie für Gattinnen, was für Mütter sein? Sie haben nie gelernt, sich in Demuth zu unterwerfen und sich selbst zu verläugnen. Wie werden sie es können im Ehestande? Wenn erst die Flitterwochen der Ehe vorüber sind und der Ernst des Lebens an sie herantritt, so sinken

ſie entweder Kleinmüthig und verzagt zum willenloſen Werkzeuge des Ehemanns in allen, ſelbſt den unerlaubteſten Dingen gegen Gottes heiliges Gebot herab und verlieren jene heilige Würde, welche die chriſtliche Ehefrau ſtets bewahren muß, oder ſie werden ſelbſt zum Hauſtyrannen und beherrſchen in unnatürlicher Weiſe Mann und Familie. Sie werden die Heiligkeit der Ehe und eheliche Treue gering achten und Ehre und Wohl der Familie der Befriedigung ihrer Leidenschaft opfern; ſie werden bei jeder Gelegenheit, ſtatt das Kreuz, von dem nun einmal niemand verſchont bleibt, geduldig zu tragen, das ſie drückende Joch abzuwerfen trachten und bei entſtandenen Zwiftigkeiten ſofort zur gerichtlichen Klage auf Eheſcheidung, als das geprieſene Univerſalmittel gegen alle unglücklichen Ehen, ihre Zuflucht nehmen; daß ſie bei der Ehe heilige Pflichten übernommen haben, fällt ihnen niemals ein.

Und wie werden ſolche Mütter ihre Kinder erziehen? Derjenigen, welche der Beruf oder die Pflicht der Nächſtenliebe in die Wohnungen der verſchiedenen Stände führt, begegnen nur zu oft Müttern, welche, oft ſelbſt unerzogen, ſelbſt ohne Religion im Herzen, ſelbſt ohne Ahnung von Keuſchheit, Anſtand und weiblicher Würde, auch ihre Kinder nicht erziehen können und unter Fluchen und Schimpfen ſich beklagen, daß die „Nangen, die Wälge und die Plagen“, ſo nennen ſie ihre Kinder, ungezogen ſeien, wenn ſie das von der Mutter täglich gegebene Beiſpiel nachahmen. Aus ſolchen Familien können, wenn Gott nicht Wunder der Gnade wirkt, wiederum nur verwahrloſte Kinder hervor-gehen, denn das häusliche Leben und Beiſpiel reiht hundert Mal nieder, was in Schule und Kirche aufgebaut worden iſt; und ſo greift das Gift der Sittloſigkeit und das ſoziale Elend weiter und weiter um ſich, bis die göttlichen Strafgerichte über uns hereinbrechen werden.

Es hat einſt ein geiſtreicher Mann von den Franzoſen geſagt: Das franzöſiſche Volk ſei nur gerettet worden und werde fort und fort noch gerettet durch ſeine frommen Frauen. Und der Mann hat Recht. Es iſt hier nicht der Ort, dies auszuführen. Glauben dürfen wir, daß auch bei uns die Familie und dadurch die ganze Geſellſchaft gerettet werden wird, wenn es gelingt, das Herz des Weibes wieder mit jener heiligen Würde zu erfüllen, die eine chriſtliche Jungfrau, Gattin und Mutter haben muß.

Wie Rebecca einſt mit Gottvertrauen und heiliger Zuverſicht dem fremden Manne folgte, weil ſie in Uebereinstimmung mit ihren Eltern das als Gottes Willen klar erkannte; wie Rebecca züchtig und keuſch vor Iſaaſ ihrem verlobten Bräutigam ſich mit ihrem Mantel verhüllte, bis Iſaaſ ſie in das Zelt ſeiner Mutter geführt und ſie zum Weibe genommen hatte, ſo folgt auch die chriſtliche Jungfrau dem ihr von Gott geſandten Manne mit Gottvertrauen und heiliger Zuverſicht, ſobald ſie nach inbrünſtigem Gebete, in Uebereinstimmung mit dem Willen ihrer Eltern, dies als Gottes Willen erkennt; ſie folgt ihm züchtig und keuſch zum Brant-altare und duldet vorher nichts, was die empfind-

liche Liſte der Herzensunſchuld verletzen könnte. Im Namen Gottes tritt ſie in den Eheſtand. Das weiße Kleid am Hochzeitstage iſt ein beredtes Sinnbild ihrer Herzensreintgkeit und erinnert ſie an das weiße Gewand, das ſie bei der Taufe erhalten und am Tage ihrer erſten heiligen Kommunion getragen hat; der Myrthenkranz in ihrem Haare ſymboliſirt die Krone der Jungfräulichkeit, die ſie unbeſleckt erhalten hat. Im Namen Gottes tritt ſie in ihren neuen Wirkungskreis, in das Haus ihres Ehegemahls, und übernimmt dort vom erſten Tage an die heilige, ihr von Gott auferlegte Pflicht der Hausfrau. Sie ſchmückt die Stube mit dem Bilbe des Erlösers; ſie betet ſelbſt mit Andacht und frommem Sinn am Morgen und Abend, vor und nach Tiſche und hält darauf, daß auch die ihr Untergebenen es thun; ſie ſieht auf Keuſchheit und Ordnung in ihrem Hauſweſen, ohne dabei peinlich und lieblos andere nur zu quälen.

Weil ſie gelernt hat, ſich ſelbſt beherrſchen und das Wort Jeſu Chriſti: Wer mir nachfolgen will, der verlängne ſich ſelbſt, bei ihr in Fleiſch und Blut übergegangen iſt, ſo wird ſie ſanft und mild walten im häuslichen Kreiſe, für alle Liebend ſorgen und von allen geliebt werden. Und wenn Gott ſie ſegnet und zu den Pflichten der Gattin auch noch die Pflichten der Mutter hinzüſt, ſo wird ſie ihre Kinder erziehen, wie ſie ſelbſt erzogen worden iſt, in heiliger Zucht und Liebe, im ſteten Hinblick auf den allgegenwärtigen Gott, vor deſſen Richterſtuhl wir alle einſt gefordert werden, die Eltern mit den Kindern. Sendet aber Gott ein Kreuz, wie es in keines Chriſten Leben ausbleibt, denn im Kreuze iſt Heil und Segen, ſo trägt die chriſtliche Frau ihr Kreuz und ſtellt ſich damit ohne viel zu Klagen in ſtiller Ergebung neben Maria, die Schmerzensmutter, unter das Kreuz Jeſu Chriſti. Und wahrlich! Mit ſolch' einem Schmerze verglichen, iſt jedes menſchliche Leiden gering, und auch das ſchwerſte Kreuz wird leicht, wenn die Ergebung in Gottes heiligem Willen es tragen hilft.

Gebe Gott, daß die Jungfrauen, die Gattinnen und Mütter mit keuſchem, demüthigem und frommem Herzen ihm dienen und ihre überaus wichtige Stellung bei der Wiebergewalt der chriſtlichen Familie ausfüllen, daß ihre Kinder und Kindeskinde mehr durch ihr frommes Beiſpiel als durch viele Worte gelehrt und unterrichtet werden in aller chriſtlichen Zucht und Sitte, daß Frömmigkeit und chriſtlicher Friede wieder herrſche und walte am häuslichen Herde, und die ganze Familie ſich wieder Liebend ſchare um die chriſtliche Hausfrau und Mutter.

Der Zorn.

„Zürnet und ſündigt nicht.“ Pf. 4, 5.

(Fortſetzung.) Siehe Nr. 46 d. Bl.

2. Wann iſt der Zorn gut?

Der Zorn iſt nach dem h. Thomas gut und loblich, wenn er durch die Vernunft reguliert wird. Nun aber iſt die Ordnung der Vernunft beim Zorne auf ein doppeltes gerichtet: zuerſt auf das, was durch den Zorn erſtrebt wird, auf die Strafe.

Wird diese der Vernunft gemäß erstrebt, so ist der Zorn lobenswert und wird Eifer genannt. Wenn aber jemand eine Strafe erstrebt, wie auch immer gegen die Vernunft, so ist der Zorn böse. — Zweitens aber ist die Ordnung der Vernunft auf die Weise des Zornes gerichtet, so daß derselbe nicht zu heftig entbrenne, weder innerlich noch äußerlich.

Daß der also durch die Vernunft regulierte und gezügelte Zorn nicht böse, sondern gut sei, wird noch insbesondere aus folgendem hervorleuchten: Fürst erste, wie der h. Thomas lehrt, folgt schon mit natürlicher Notwendigkeit dem gerechten Haß gegen das Böse und dem auf gerechte Strafe hinströmenden Willen auch eine Bewegung der sinnlichen Strebekraft verbunden mit einer körperlichen Aufwallung.

Ueberdies, sagte der h. Thomas, ist der Zorn, wie alle anderen Bewegungen der sinnlichen Strebekraft dazu nützlich, daß der Mensch das geschickter ausführe, was die Vernunft fordert. — Gibt es daher etwas, das wirklich verdient gerächt oder gestraft zu werden, so ist es der Vernunft und somit dem Willen Gottes gemäß, daß auch der Zorn sich mehr oder weniger rege, um die verdiente Strafe mit mehr Kraft und Energie in Ausführung zu bringen, sei es mit Worten, oder mit — Schlägen.

Und wenn nun endlich der gerechte Zorn auch im Aeußern sich kundgibt im belebten Blicke, in der Kraft und Hebung der Stimme, — wer will dann leugnen, daß es auch dem großen oder kleinen Delinquenten klarer werde, wie verabscheunungswürdig das Böse, was er gethan, und wie sehr er sich vor dem Rückfalle zu hüten habe!

Sollte aber das alles noch nicht genügen, um zu beweisen, daß es wirklich einen guten Zorn gebe, so verweisen wir auf das Beispiel des Täufers Johannes, der die scheinheiligen Pharisäer und ungläubigen Saduzäer eine Schlangengrube schalt; — ja wir verweisen auf das Beispiel unsers Herrn selbst. — Freilich können die zahlreichen vom Zorne Gottes gegen die Bösen lebenden Stellen der h. Schrift nicht vom eigentlichen Zorne, sondern sie müssen von der göttlichen Gerechtigkeit verstanden werden. Denn in Gott kann niemals eine Bewegung des Zornes sein, weil er unveränderlich. Auch haben Gott und die Engel keine sinnliche Strebekraft und keinen Körper, und deshalb sind sie des Zornes nicht fähig. — Wohl aber war der Sohn Gottes, da er uns als Mensch in allem gleich geworden, was zur menschlichen Natur gehört, des Zornes fähig. Aber der Zorn regte sich in ihm niemals von selbst, wie das bei uns so oft der Fall ist, da wir auch hierin den Folgen der Gebürde unterliegen. Die sinnliche Strebekraft regte sich bei ihm nur infolge des vernünftigen Strebens und wann er es wollte, wie das schön ausgedeutet wird in jenen Worten der h. Schrift Mart. 14, 33.: „Er fing an zu zittern und sich zu entsetzen.“ Deshalb zürnte unser Herr auch nur dann, wann er wollte; und so war es wirklich der Fall, als er die Käufer und Verkäufer mit Stricken aus dem Vorhofe des Tempels trieb, und

die Tische der Wechäler schonungslos umstieß. — Endlich führen wir noch an das Wort des h. Chrysostomus, der in betreff des guten Zornes sich also ausdrückt: „Wer, obwohl er Grund dazu hat, nicht zürnt, der sündigt. Denn die unkluge Duldsamkeit säet die Lasten, nährt die Nachlässigkeit, und ladet nicht allein die Schlechten, sondern auch die Guten zum Bösen ein.“

Deshalb nun, Christliche Eltern! ist es durchaus nicht sündhaft, und ihr braucht euch nicht darüber zu beängstigen, wenn ihr das Böse eurer Kinder mit vernünftiger Mißbilligung wahrnehmend, auch einigermaßen körperlich erregt werdet. Denn das ist ganz natürlich. — Auch habt ihr euch nicht zu beunruhigen, wenn, nachdem ihr mit Vernunft die Strafe gewählt, bei der Ausführung derselben das Blut etwas in Wallung gerät, so daß der innere Unwille auch äußerlich sichtbar wird. Denn auch dieses ist ganz natürlich und wird auf Fritzchen oder Thereschen einen guten Eindruck machen. — Wenn Fritzchen z. B. über die Zeit ausgeblieben ist und zu lange gespielt hat, so kann es ein- oder andermal sanft ermahnt, oder der Teller, ohne ein Wort zu sagen, ungedeckt werden. Wenn aber das liebe Kind gelogen, oder in der Schule sich widerspenstig gezeigt hat, so dürft ihr ihm gleich das erstemal euren Zorn beweisen. Denn Lüge und Widerspenstigkeit sind bei einem Kinde gar gefährliche Dinge. — Und wenn ein eurer erwachsenen Kinder oder ein Diensthote auf einem verdächtigen Wege, oder in einem gefährlichen Umgange betroffen wäre, so ist es sicher gut, ihm gleich das erste Mal mit zürnenden Worten zu zeigen, wie sehr ihr das verabscheut und durchaus nicht wolle. Denn nur im Anfange zumeist und durch energischen Widerstand wird das Feuer gedämpft.

Da aber, ehrbarer Bürger oder Landmann! wenn du in einer Gesellschaft unkeusche oder religionsfeindliche Reden mit aufgeregten Worten zurückweist, so wird die Bosheit ihren Mund schließen; — und wenn du, da deine Worte nichts auswirken mit sichtbarer Aufregung deinen Hut nimmst, das Zimmer verläßt, und die Thüre zuschlägt, so daß die Fenster klirren, so hast du ein sehr gutes Werk gethan.

Und wenn eine keusche Jungfrau, Frau oder Witwe niedriges Ansehen sogleich zürnend von sich abweist, und im Falle der Not mit herben Schlägen sich rettet, so nennen wir sie mit der h. Schrift „ein tapferes Weib“. Denn so heißt es daselbst: „Ein tapferes Weib, wer wird es finden? Weit und von den äußersten Grenzen her ist sein Preis.“ (Spr. 31, 10.)

Das Gesagte wird vielleicht dazu dienen, um einen oder andern unserer verehrlichen Leser über seinen gerechten und guten Zorn zu beruhigen und ihn darin zu bestärken; und das würde uns freuen. — Aber man muß sich mit dem Zorne sehr in Acht nehmen, damit das, was nach dem h. Gregorius ein Werkzeug der Tugend sein soll, nicht zum Bösen diene und zur Sünde gereiche. Denn durch den Zorn wird auch viel gefehlt. Ja die Gewohnheit, unvernünftig zu zürnen, ist sogar eine Hauptsünde. Darüber im nächsten Artikel.

○ Gedanken der Heiligen für alle Tage des Jahres.

10. Dezbr. Der Sohn Gottes wollte auch der Sohn eines Menschen sein, um uns zu Kindern Gottes zu machen. Es hat sich erniedrigt, um das Volk, das zuvor zu Boden lag, aufzurichten.
(Hl. Chyrian.)

11. Dezbr. O wunderbare Barmherzigkeit, die allein das Mittel unserer Errettung aufgefunden und Gott zu den Menschen herabgezogen hat, um die Menschen zu Gott hinaufzuziehen.
(Hl. Augustinus.)

12. Dezbr. Alle waren verloren, doch Gott ist barmherzig. Er beschleht und verspricht schon den ersten Sündern, unsern Stammeltern, einen Erlöser zu senden, der das Verderben wieder gut mache. Komm denn, mein Heiland, die Thüre ist offen; komm, um mich nie wieder zu verlassen.
(Hl. Alphonsus von Liguori.)

13. Dezbr. Die Erde ist ein Ort der Verdienste und folglich ist sie ein Ort der Leiden.
(Derselbe.)

14. Dezbr. Sagst du mir, Gott hat doch vielen Sündern Zeit gegeben, daß sie gegen das Ende sich bekehrten, so frage ich dich: Wird er auch dir eine solche geben? Wo hast du die Verstärkung?
(Hl. Chrysostomus.)

15. Dezbr. Das ist ein ausgezeichnete Vorzug unseres Glaubens und das größte Wunder, daß er obgleich von Feinden umringt, nicht nur selbst unerschüttert feststeht, sondern auch herrliche Triumphe über seine Feinde feiert.
(Hl. Athanasius.)

16. Dezbr. Wenn du dem Worte Gottes nicht glaubst, so glaube der Erfahrung. Wie viele Tyrannen haben die Kirche zu unterdrücken gesucht! Wie viele Stürme haben sie wider dieselbe gewagt! Und sie haben nichts ausgerichtet. Wo sind nun jene Feinde? Sie sind dahin und vergessen. Wo ist die Kirche? Sie glänzt nun herrlicher als die Sonne. Die Waffen ihrer Gegner sind zerbrochen; was zur Kirche gehört, ist unzerbrochen.
(Hl. Chrysostomus.)

Ein Stücklein Brot.

Ein lautes, freudiges Leben erfüllte die Stadt. Ein Lichtmeer schien ausgegossen durch die Straßen, ein wohniges Rauschen und Klängen drang durch die Lüfte, es war der schönste, der seltsame Abend, der Weihnachtsabend, eingelehrt bei den Kleinen und großen Kindern. Aber während in den glänzenden Gemächern des Reichthums und des Wohlstandes die Freude an den reichsten und glänzendsten Weihnachtsgaben die Herzen berauschte, herrschen in den dumpfen Wohnungen der Armut das Elend und der Kummer mit doppelter Gewalt. Am traurigsten war es an diesem Abend in einer düstern Stube der Vorstadt; die arme und kranke Tagelöhnerwitwe Marianne Lebrecht hatte dieselbe mit ihrer sechsjährigen Tochter Klara bisher bewohnt, sie hatte seit Monaten nichts mehr verdienen, also auch nichts mehr bezahlen können und wenn man sie noch in der Stube duldete, so dankte

sie es nur dem traurigen Umstande, daß sie ihr armes Lager nicht mehr verlassen konnte, und der Tod ihr halb eine andere Wohnung anzuweisen versprach. Heute war er denn auch an ihr Lager getreten und hatte ein Leben geendet, das voll war von Mühsal und Not, dem nur wenige Sonnenblicke des Genusses und der Freude geleuchtet hatten. Die Totengräber waren eben beschäftigt, die Leiche fortzuschaffen, und drunten harrete der Geistliche, um im Hausflur die Einsegnung der Leiche vorzunehmen und sie zu Grabe zu geleiten. Niemand befand sich im Zimmer als Klara, die heute schon so viel geschluchzt hatte, daß sie keinen Laut und keine Thräne mehr fand, als sie ihre Mutter hinaustrug. Doch kaum hatten die Männer des traurigen Amtes die Stube verlassen, so stürzte sie ihnen nach, erlag aber halb der ungeheuren Last ihres Schmerzes, brach zusammen und stürzte nieder in den Schnee. Die heftige Kälte trieb sie wieder empor, nun stellte sich auch noch ein anderes Gefühl bei ihr ein, das Gefühl des Hungers; denn das arme Kind hatte zwei Tage am Sterbelager seiner Mutter geessen, ohne einen Bissen zu genießen.

Das Elend der verwaiseten und verlassen Klara war so groß, daß sie dasselbe nicht zu erfassen, ja nicht zu ahnen vermochte; es war der natürliche Trieb der Selbsterhaltung, welcher sie forttrieb, den Menschen entgegen, die sie doch nicht verschmähten lassen konnten. Als sie um sich sah, um ihre Wanderung zu beginnen, erblickte sie seitwärts einen prächtig erleuchteten Palast; sie eilte in denselben und stieg, als sie unten alles leer fand, die Treppe empor, von welcher das Licht ihr entgegen strahlte und verworrenes Geräusch zu ihr niedertönte. Kaum hatte sie die letzte Stufe der Treppe erreicht, als an der Hand einer älteren Dame ein Mädchen, welches ihr Alter haben mochte, und das geschnitten war wie eine Puppe, aus einem gegenüberliegenden Zimmer hervortrat. Klara stürzte mit dem schmerzlichen Ausrufe: „Ein Stücklein Brot!“ der gepuzten Kleinen entgegen; diese aber wandte sich mit Abscheu ab, und mit den Worten: „O psui, das garstige Bettelkind!“ zog sie ihre Begeleiterin nach dem Salon, wo gewiß der kostbarste Weihnachtsbaum ihrer harrete; denn daß die junge Gräfin Sibonta von Kronhelm heute reichlich würde beschenkt werden, wußte jeder, der den Glanz und die Prachte kannte, welche in dem Grafenhaufe bei jeder möglichen Gelegenheit entfaltet wurden.

„Psui, das garstige Bettelkind!“ Die Worte hatten Klara wie ein Donnerschlag getroffen und rasch die Treppe hinuntergeschenkt. Als sie aber im Freien sich wieder auf sich selbst besann, sah sie ein, daß sie gleichwohl ihre Wanderung fortsetzen müsse. Beherzt ging sie in eines der nächsten Häuser und trat, da ihr niemand abwehrend in den Weg kam, in das Wohnzimmer. Hier hatten Kaufmann Weller und seine Gemahlin ihrem einzigen Söhnchen Hugo so eben den Weihnachtsbaum angezündet; der Knabe konnte sich nicht satt sehen an all den Wunderdingen, mit denen der Baum behangen war, und die Eltern waren in den Anblick des überseligen Kindes ganz versunken.

„Ein Stücklein Brot!“ bat endlich Klara mit zitternder Stimme und näherte sich der Gruppe der Glücklichen. Diese fuhren empor, und Weller rief mit zürnender Stimme: „Was? nicht einmal in dieser feierlichen Stunde, nicht einmal im Schoße seiner Familie ist man vor dem Bettelvolle sicher!“

Kaum hatte Klara das Wort „Bettelvolle“ gehört, so war sie auch schon wieder an der Thür und in der nächsten Sekunde auf der Straße. Was sie jetzt beginnen sollte, vermochte sie nicht zu denken; es war ihr trüb vor den Augen und centnerschwer um das Herz; willenlos ging sie weiter. Bald hatte sie das Ende der Straße erreicht. Der freundliche Lichtschimmer, welcher ihr aus dem letzten niedlichen Häuschen entgegenstrahlte, war auch ihr letzter tröstender Stern. Sie klopfte an die Thür des Häuschens, welche sie verschlossen fand; schnell öffnete sich das Fenster, und eine sanfte weibliche Stimme frug, was es gäbe?

„Ein Stücklein Brot!“ bat Klara wieder mit bebender, kaum hörbarer Stimme. Das Fenster wurde geschlossen, bald aber die Thür geöffnet, und dieselbe weibliche Stimme, welche Klara eben so sanft nach ihrem Begehren gefragt hatte, lud sie nun ein, in das Zimmer zu kommen. Hier saß der Tischlermeister Wenzel mit seinen Kindern Joseph und Margareta bei einem einfachen, bescheiden geschmückten Weihnachtsbaum. Die Frau des Tischlers führte nun auch die vor Furcht und Angst zitternde Klara in den muntern Kreis. Sie genoß das Abendessen mit der Familie, und als sie später ihr grausames Schicksal, ihre gänzliche Verlassenheit mit thränenerstickter Stimme erzählte, wurden die guten, teilnehmenden Herzen so gerührt, daß sie dem armen Mädchen versprachen, dasselbe, bis andere Hülfe sich finde, bei sich behalten zu wollen. Wie eine süße Engelsstimme drang diese Botschaft in Klara's gemartertes Herz und breitete vor den Augen des hilflosen Kindes aufs neue das Morgenrot einer glücklichen Zukunft aus.

Fünfzehn Jahre waren seit jenem Weihnachtsabend vorüber — Klara war in dem Hause des Tischlers geblieben, hatte mit Margareta die Schule besucht, zu Hause bei ihrer Mutter rasch und geschickt arbeiten gelernt und sich gegen alle im Hause so bescheiden und liebevoll betragen, daß es bald niemanden mehr einfiel, sie anders denn als ein Mitglied der Familie zu betrachten. So war sie zur Jungfrau herangeblüht, und Joseph hatte sie so lieb gewonnen, daß er, als er nun selbst Meister geworden war, seinen Eltern kurzweg erklärte, nie könne eine andere, als Klara seine Frau werden. Auch Klara liebte den jungen, fleißigen und herzenguten Mann aus voller Seele, und Joseph's Eltern hatten sich kein größeres Glück auf Erden mehr gewünscht, als ihre Kinder so ganz glücklich zu sehen; denn auch Margareta hatte in einem jungen Zimmermeister einen Bräutigam gefunden, welcher ganz für diesen einfachen, schlichten Kreis geschaffen war. So saßen denn die Ueberglücklichen heute bei ihrer Verlobungsfeier traulich und selig beisammen. Vor Klara lag ein Stücklein Brot auf dem Tische: schon als Kind hatte sie sich gelobt, am Weihnachtsabend nie etwas anderes zu genießen, als ein Stücklein Brot, zur lebendigen und freudigen Erinnerung an die Stunde, in welcher sie in

diesem Hause eine so gütige Aufnahme und Rettung aus ihrem namenlosen Elende gefunden hatte.

Sehen wir uns an diesem Abend auch nach den beiden Häusern um, in welchen dem armen Klärchen einst ein Stücklein Brot verweigert wurde.

Die Grafenwohnung war an diesem Abende so prächtig beleuchtet, wie einstmal vor fünfzehn Jahren. Sibonia, das schöne und stolze Weib, war königlich geschmückt; sie mußte es ja heute sein, denn auch sie feierte ihre Verlobung. Ihr zur Seite saß Fürst Borisow, ihr künftiger Gemahl. Graf Kronhelm hatte den Fürsten den letzten Sommer über in Baden-Baden kennen gelernt und seine Tochter, die vielumworbene Krone weiblicher Schönheiten, an ihn verschachert. Kronhelm, welchem Glanz und Prunk zur zweiten Natur geworden war, hatte in der letzten Zeit Ausgaben gemacht, die seine Kräfte bedeutend überstiegen; er suchte seinen zerstückelten Finanzen im Spiele wieder anzuhelfen, verlor aber auch noch den übrig gebliebenen Rest, der, wenn er Maß und Beschränkung gekannt hätte, für ihn und seine Tochter ausgereicht haben würde. Nun blieb ihm nichts mehr übrig, als die Erklärung gegen seine Tochter, entweder sie heirate den reichen Fürsten Borisow, welcher sich auf das angelegentlichste um sie bewarb, oder er mache seinem Leben ein Ende. Borisow besaß große Reichthümer, aber dabei eine den Russen eigentümliche Noheit und Herzlosigkeit. Sibonia saß heute lächelnd an der verschwenderisch bestellten Tafel; aber kein Bissen von all den aufgetragenen Herrlichkeiten kam auf ihre Zunge. Als sie sich endlich auf ihr Zimmer zurückziehen durfte, da schwand das unter den gräßlichsten Qualen aufrecht erhaltene Lächeln von ihren Lippen; sie warf sich an die Brust ihrer Kammerfrau; ein Strom von Thränen quoll aus ihren Augen, und sie rief: „O hätte ich die Freiheit, eine Hütte und ein Stücklein Brot, ich wollte es mit heißen Dankesthränen benetzen und in seinem Genuße mich reicher und glücklicher denken, als jede Königin der Erde!“

Auch in dem Hause des Kaufmannes Weller war es an diesem Abend traurig, sehr traurig. Weller hatte sich, von seinem Glücke und seiner Begierde nach Reichtum verblendet, in unglückliche Spekulationen eingelassen, und da das erste Unternehmen mißglückt war, durch ein zweites und drittes es wieder gut zu machen gesucht. Allein wie früher das Glück, so war ihm nun das Unglück beständig zur Seite; seine Lage sich selbst und seinen Freunden einzugestehen und das Mögliche noch zu retten, verbot ihm sein Stolz, und so war der Bankerott endlich nicht mehr abzuwenden. Mit dem Verluste seines Vermögens und seines Ansehens war für Weller auch der letzte Halt und Mut des Lebens entschwunden und in gräßlicher Verzweiflung jagte er sich eine Pistolenkugel durch den Kopf. Däster und schweigend saßen Hugo und seine Mutter an diesem Abende beisammen: ein Stücklein Brot genügte beiden zur bitteren, thränengewürzten Nahrung. —

Die Fürstin Sibonia von Borisow lebt auf ihren Gütern in Rußland, und wie der Schnee und das Eis um ihren Palast, so hat auch um ihr Herz eine Eiskruste sich gelagert, welche dem Andränge aller Ereignisse widersteht. Im Innern ihres Herzens aber gährt und kocht und glüht es, wie in

der Werkstätte eines Vulkan, und halb wird dieses weiche Herz, das geschaffen war für das volle und warme Leben, in düsterer Einsamkeit sich an seinem eigenen Feuer verzehren.

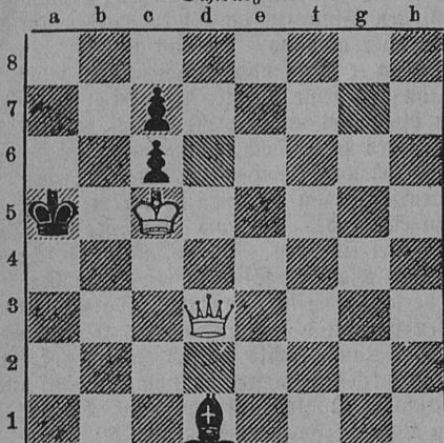
Klara ist die glücklichste Gattin und Mutter, und an jedem Weihnachtabend hängt am Christbaum für jedes Familienglied auch ein Stücklein Brot, damit in ihrer Familie das Bewußtsein nicht erlösche von den wechselnden Geschieden des Lebens und von der gütigen Hand des Himmels, welche diese Geschiede für das arme, aber kindlich offene und rebliche Gemüt endlich doch immer zum Guten leitet. —

Schach.

Aufgabe Nr. 81.

(Deutsches Heim, Beiblatt zur „Berliner Zeitung“.)

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an und gibt in drei Zügen Matt.

Lösung von Aufgabe Nr. 79.

- | | |
|---------------|---------|
| Weiße | Schwarz |
| I) 1. Dd4-d8† | Tc8-d8: |
| 2. Ld3-c4† | Kg8-h8 |
| 3. Sf4-g6† | |
| II) 1. . . . | Kg8-f7 |
| 2. Ld3-c4† | Tc8-c4: |
| 3. Dd8-f8† | |

Richtig angegeben von: Ankerhotel in Coblenz und Schmitz in Millich.

Ferner mit Auflösung 1. Dd4-d8† oder 1. Ld3-c4† von Ankerhotel in Coblenz; Haus S. in Rath; C. Esser in Unterbach; J. v. S., Paul A. Ratheur, F. Jäger und Stat.-Ass. Volkmann, sämtl. in Düsseldorf.

Lösung von Aufgabe Nr. 80.

- | | |
|------------|---------|
| 1. Te7-c7† | Lb6-c7: |
| 2. Sb5-a7† | |

Richtig angegeben von: Ankerhotel in Coblenz; C. Esser in Unterbach; Haus S. in Rath; M. Piesch in Eller; Schmitz in Millich; J. v. S., F. Jäger, P. A. Ratheur und Stat.-Ass. Volkmann, sämtl. in Düsseldorf.

Partie Nr. 61.

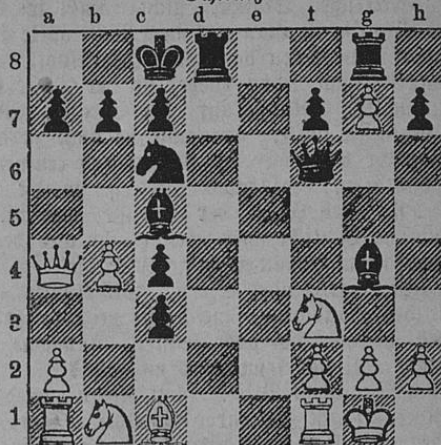
(Originalpartie des Sonntagsblattes.)

Schottisches Gambit.

Weiße	Schwarz.	Weiße.	Schwarz.
N. N.	F. J.	N. N.	F. J.
1. e2-e4	e7-e5	8. f6-g7:	Th8-g8
2. Sg1-f3	Sb8-c6	9. 0-0	Lc8-g4
3. d2-d4	e5-d4:†	10. Dd1-e2†	Dd8-e7

- | | | | |
|------------------------|---------------------|--------------------------|--------|
| 4. Lf1-c4 | Lf8-c5 | 11. De2-d1 ⁵⁾ | 0-0-0 |
| 5. c2-c3 | Sg8-f6 | 12. b2-b4 | d4-c3: |
| 6. e4-e5 ²⁾ | d7-d5 ³⁾ | 13. Dd1-a4 | De7-f6 |
| 7. e5-f6:† | d5-c4: | | |

Schwarz



Weiß

Stellung nach dem 13. Zuge.

- | | | | |
|--------------|---------|------------|--------|
| 14. b4-c5:† | Lg4-f3: | 17. g2-g3 | Df6-f5 |
| 15. Da4-c4:† | Td8-d4 | 18. Lc1-b2 | Sc6-e5 |
| 16. Dc4-c3: | Tg8-g7: | | |

Weiß gibt das Spiel auf.⁶⁾

Anmerkungen.

1) Die drei ersten Doppelzüge geben dem Spiele, welches zuerst in einer Korrespondenzschachpartie zwischen den Schachvereinen von Gbinburg und London in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts mit erfolgreichem Ausgang für Weiß Anwendung gefunden hat, den Namen.

2) Mittels dieses Zuges geht das Spiel in eine für Schwarz günstige Variante der italienischen Partie (1. e2-e4, e7-e5; 2. Sg1-f3, Sb8-c6; 3. Lf1-c4, Lf8-c5) über; besser für Weiß wäre 6. c3-d4: oder 6. 0-0.

3) Der stärkste Gegenzug.

4) Ueblicher und empfehlenswerter ist 7. Lc4-b5.

5) Dieser Zug ist ein entscheidender Fehler. Damenabtausch war am Plage.

6) Auf 14. Lc1-g5 könnte 14. . . . Df6-g7; 15. b4-c5; Lg4-f3; oder 14. . . . Df6-g7; 15. Lg5-d8; Lg4-f3; g2-g3, Dg7-g4 die Folge sein.

7) Bt leicht ersichtlich ist, führt 15. g2-f3; zu schnellem Verlust durch Tg8-g7†; nebst Df6-f3†:

8) Unabweidbar droht rasches Matt durch Df5-h3-g2 oder (nach 19. Dc3-f3) durch 18. . . . Se5-f3†; 20. Kg1-g2 [auf 20. Kg1-h1 folgt Df5-h3-h2†], Sf3-h4†; 21. Kg2-g1 od. h1, Df5-f3 nebst 22. . . . Df3-g2. Bei 19. Sb1-d2 geschieht zunächst 19. . . . Td4-d2: mit gleichen Fortsetzungen

Briefkasten.

Richtige Angabe der Endspiele in Partien 58-60 gingen ein, von Ankerhotel in Coblenz, C. Esser in Unterbach, Stat.-Ass. Volkmann hier, von Nr. 59 und 60 von F. Jäger.

St. Ass. B. Es freut uns mit der Empfehlung des Schach-Katechismus von Portius das Richtige getroffen zu haben.

Zur fernerer Ausbildung im praktischen Spiel können Ihnen nur den Besuch des hies. Schachvereins (Restauration Fischl Blumenstr., Montag und Freitag Spielabende) empfehlen.

Ankerhotel in Coblenz, Fünfsügler richtig.
Frb. Gruß.

Sonntagsblatt.

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. F i n l.

Druck u. Verlag der Aktien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt“ in Düsseldorf.

Nr. 51.

Sonntag, den 17. Dezember.

1882.

Dritter Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem hl. Johannes I, 19—28.

Inhalt: Johannes, der Täufer, bezeugt vor den Abgesandten des hohen Rates, der ihn wegen seiner strengen Lebensart und Freimüthigkeit für den Messias zu halten anfing, Jesum als den Messias, sich selbst aber nur als Vorboten desselben.

Der Weihnachtsfestkreis.

III. Die Festtage nach Weihnachten.

Mit dem heiligen Weihnachtstage stehen die nächstfolgenden Feste in der engsten Verbindung. Das erste Fest, das schon am andern Tage einfällt, ist das des heiligen Stephanus. Aber wie seltsam: unmittelbar nach dem freudenreichsten Feste begehrt die Kirche das Fest des ersten Martyrers! Warum dieses? und warum feiert sie nicht vielmehr den Tag einer gleichfalls freudigen Erinnerung? Sie will uns im Feste des heiligen Stephanus sagen, daß mit der Geburt des armen Weltheilandes auch der Kampf des Fürsten dieser Welt wider ihn, wider seine Kirche und ihre Kinder angefangen hat. Darum wird Stephans Todestag gleich nach dem Geburtstage Christi gefeiert. Aber der Todestag eines Martyrers wird in der Kirche sein Geburtstage (natalitia) genannt; denn aus dem Tode ist er herrlich hervorgegangen; der Martyrertod ist wie jeder selige Tod nicht das Aufhören des Lebens, sondern der Eingang ins wahre Leben. „Gestern ist Christus geboren worden, damit Stephanus heute im Himmel geboren würde.“ Stephanus eiferte für die Lehre Jesu trotz Hohn und Verfolgung; mit Almosen und Liebeswerken speis'te und kleidete er Christum in den Armen, Wittwen und Waisen, betete gleich ihm noch sterbend für seine Mörder und starb als der erste Martyrer der Liebe. Solche Früchte soll die Liebe, die gestern am Geburtstage des Herrn in uns gleichsam wieder geboren wurde, auch in uns bringen. — Wie aber Stephanus seine Liebe zu Christus durch den Tod bewiesen hat, so bewies dieselbe durch ein langes und kreuzes Leben der heilige Johannes, der geliebte Jünger des Herrn. Er hatte am Herzen des Heilandes geruht und dort den leisen Schlag und die stille Sprache des Herzens vom ewigen Worte vernommen, und was er so gehört, das hat er uns in seinem Evangelium wiedergegeben, und

besonders weht durch seine Briefe ein fortwährender Hauch der glühendsten Liebe zum Heilande. Und vielbedeutend ist der Introitus der Messe an diesem Feste: „In der Mitte der Kirche öffnete sich sein Mund, der Herr erfüllte ihn mit dem Geiste der Wahrheit und der Erkenntnis; mit der Stola der Glorie hat er ihn angethan.“ Von ihm hat der Herr zu Petrus gesagt: „Wenn ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was geht es dich an?“ Darum starb er nicht eines gewaltamen Todes, sondern er erreichte ein hohes Alter zu Ephesus, wo er noch als hundertjähriger Greis nur predigte: „Kindlein, liebet einander“, bis der Herr selber ihn abgeholt hat in die Wohnungen des Friedens. Wir sollen auch mit Johannes beim Abendmahle an der Brust des Herren ruhen, d. h. durch die heilige Kommunion immer mit dem Heilande vereinigt bleiben; wir sollen ferner mit Johannes unter dem Kreuze stehen, d. h. Jesu zu Liebe geduldig die Leiden tragen. An diesem Tage reicht die Kirche den Gläubigen den gesegneten Kelch unter den Worten: „Trink die Liebe des heiligen Johannes“; dieses geschieht, weil Johannes auf seinem Sterbebette sprach: „Mit Christus hängen wir durch Liebe zusammen, wie der Rebschoß mit dem Weinstock.“

Zu diesen zwei Festen kommt noch das Fest der unschuldigen Kinder, die Herodes töten ließ, um zugleich das Kindlein Jesus mit zu morden. Die zarten Kinder, unschuldig vom Tyrannen hingeschlachtet, grüßt die Kirche gar sinnig als Blüten der Martyrer (salvete flores martyrum). Wie schön sagt die Kirche im heutigen Kirchengebete von ihnen: „welche nicht durch Sprechen, sondern durch Sterben den Herrn bekannt haben“, und welche, wie es im Hymnus heißt, „am Altare, auf welchem sie sterben sollten, kindlich froh mit Palmen und Kränzen spielen!“ — Diese Feste stehen unter einander in der engsten Verbindung; sie zeigen uns klar die Früchte und Gaben, die der Menschheit wurden durch die Geburt des Heilandes; sie sind nämlich Feste der Reinheit und Jungfräulichkeit, die von Gott begnadigt ist, der innigen Liebe, der kindlichen Unschuld, des christlichen Heldennutes, der heiligen Begeisterung und der Treue bis zum Tode. Und damit sie unsern Herzen sich recht tief und unausschließlich einprägen, dauern sie acht Tage lang, wie das Christfest, und wiederholen sich in ihren Oktaven. — Selbst in der Natur, welche ja

auch ihrer Erlösung entgegenzusetzen, geht eine Veränderung vor sich. Mit dem Weihnachtstage steigt die Sonne der Natur wieder höher, sie geht unbeflegt hervor, und die Schöpfung faßt sichere Hoffnung zu neuer Belebung. Die Tage werden von nun an wieder länger, das Licht hat eine andere Wendung genommen, alles in der Natur geht einem neuen Leben entgegen. Nun ist es auch Zeit, daß das alte, matte Jahr dem neuen bürgerlichen weicht, welches sich nun auf längere Zeit mit dem christlichen vermischt. In welchem Zusammenhange steht aber das junge Jahr mit dem Feste Weihnachten? Jesajas hat es uns schon gesagt: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und sein Name wird sein: Vater der zukünftigen Zeit.“ Ferner sagt Paulus (2. Kor. 5, 17.): „Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur, das Alte ist vergangen; siehe! es ist alles neu geworden.“ Wer den Hellaub der Welt in sein Inneres aufgenommen hat, für den bricht alsbald eine neue Zeit an, die Sonne eines neuen Jahres steigt für ihn herauf am Horizonte seines Lebens. Und wenn das bürgerliche Jahr auf dem irdischen Jahre ruht, kann das beginnende ein glückliches neues Jahr werden, was sich alle, die sich trennen und innig lieben, einander wünschen. Doch der Uebergang in das neue Jahr ist ein ernster Moment. Klar werden wir uns dabei bewußt der Vergänglichkeit und des steten Wechsels alles Irdischen. Wir gedenken der in dem verfloffenen Jahre hingeschiedenen Geliebten. Ach, die ganze Erde ist nur ein Schauplatz unaufhörlicher Trennung! Der Mensch ist ja wie Gras und wie des Feldes Blume; das Gras verdorrt, die Blume fällt ab. Nur wer in Christo lebt und an ihn glaubt, der wird den Tod nicht sehen, wenn er gleich stirbt. Im Hinblick auf die erhaltenen Wohlthaten erfüllt Dank und Preis unser Herz; bei der Erinnerung an die begangenen Sünden werden wir von heftigem Reueschmerz ergriffen, und bei dem Gedanken an die vielen überstandenen Leiden und Mißgeschicke will uns der Mut fluten und Zaghaftigkeit sich unser bemächtigen. Doch nur Mut gefaßt!

Am Neujahrstage feiert die Kirche die Beschreibung Christi. „Als nun acht Tage vorüber waren und der Knabe beschnitten werden sollte, da ward sein Name Jesus genannt, wie ihn schon der Engel genannt hatte, ehe er im Mutterleibe empfangen war.“ (Luc. 2, 11.) Der Name Jesus ist aber kein anderer, als: Erretter, Erlöser. In diesem ist uns alles gegeben, wessen wir bedürfen; auf ihn beruht unsere Hoffnung, und wir können mit Zuversicht alles erwarten, was das neue Jahr uns bringen mag, wenn wir uns nur Dem mit Herz und Sinn anschließen, der den Namen Jesus trägt. Heute fängt der Hellaub sein verführendes Leben an, wie mit Demut und Gehorsam für die Hoffahrt des Menschen im allgemeinen, so mit der Beschreibung zum Siegel, daß an die Stelle der Fortpflanzung des alten Menschen jetzt eine andere, geheiligte eintritt.

(Schluß folgt.)

Die Erziehung des Kindes.

Wer die Jugend hat, beherrscht die Zukunft! Dies Wort enthält eine tiefe Wahrheit und hat sich im Laufe der Jahrhunderte tausend- und aber tausendmal bewährt. Wer die Jugend hat, beherrscht die Zukunft! Das ist die Triebfeder, weshalb der Unglaube und die kirchenfeindliche Strömung dieser Tage jeden Einfluß der Religion auf die Erziehung der Jugend bekämpft und mit dem Lösungsworte: „Die Schule frei von der Kirche“, den Einfluß der Kirche auf die Leitung der Schule und die Bildung der Jugend möglichst auszuschließen und zu vernichten strebt; mit dem Stichworte: „Die Religion gehört in die Kirche“, sucht man deshalb die Kinder in der Familie und in der Schule möglichst religionslos zu erziehen, damit das nachwachsende Geschlecht, der Autorität der Kirche entrisen, möglichst ohne Religion, ohne lebendigen Glauben, ohne Achtung vor Gottes heiligem Gebote aufwache und später für all die Bestrebungen des Umsturzes gegen Thron und Altar, gegen Staat und Kirche, gegen göttliches und menschliches Gesetz um so bereitwilligere Werkzeuge liefere.

Wer die Jugend hat, beherrscht die Zukunft! Das hat uns auch Christus gelehrt durch sein heiliges Beispiel, da er, obgleich ermüdet, doch die Kinder noch lehren und richten wollte und an die Apostel das schöne Wort richtete: Laßt die Kleinen zu mir kommen und wehret es ihnen nicht, denn ihrer ist das Reich Gottes. Ja das Reich Gottes, d. i. das Reich der Gnade und der Wahrheit, das Christus in seiner heiligen Kirche hier auf Erden gegründet hat, wird fort und fort aufgebaut in den unschuldigen und reinen Kinderherzen; deshalb hat es die Kirche allzeit als ihre wichtigste Aufgabe erkannt, diese Kinderherzen rein und unschuldig zu bewahren, in der Gnade Gottes zu erhalten und in aller Wahrheit zu bilden. Und wie der Gärtner die jungen Pflanzen seiner Baumschule mit besonderem Fleiße pflegt und überwacht, damit dort der Wurm nicht etwa frühzeitig großen und unheilbaren Schaden anrichte, also pflegt und überwacht auch die Kirche durch ihre Bischöfe und Priester die Erziehung der Kinder in der Familie, wie in der Schule, damit sich in diese jugendlichen Herzen nicht etwa das Gift des Unglaubens und der Sittenlosigkeit einschleiche und unberechenbaren Schaden für Zeit und Ewigkeit anrichte.

Wie soll denn nach dem Gesetze des Christentums die Erziehung in der christlichen Familie sein?

Es ist in diesen Blättern schon mancher Beitrag zur Beantwortung dieser Frage geliefert worden. Es scheint jedoch nicht unangebracht im Zusammenhange mit den bisherigen „Die christliche Familie“ betreffenden Erörterungen dieselbe nochmals zu behandeln, zumal neue Gesichtspunkte an dieser Stelle ihre Berücksichtigung finden müssen.

Es ist Glaubenssach, daß Gott die Kinder erschafft nach seinem Ebenbilde; daß er den Eltern die Kinder schenkt, damit sie dieselben an Leib und Seele für ihren irdischen und himmlischen Beruf erziehen.

1. Die Eltern haben demnach zunächst die Pflicht, ihre Kinder dem Willen Gottes gemäß dem Leibe nach zu erziehen. Dazu gehört, daß die Kinder gesunde Nahrung in hinreichendem Maße erhalten; daß sie, soweit es zur Körperlichen Stärkung und Kräftigung gehört, zu entsprechenden Übungen angeleitet, zur Keuschheit gewöhnt und erzogen werden.

Wie erfüllen nun aber die Eltern diese von Gott ihnen auferlegte Pflicht?

Wir treffen nicht selten Familien in unserer Zeit, wo die Eltern in den Ehestand getreten sind, ohne die Mittel und den Willen zu haben, sich und ihre Familien redlich zu ernähren, und ihre Kinder von Jugend auf zum Betteln abrichten; sie lassen sich, statt ihre Kinder zu ernähren, von ihren bettelnden Kindern erhalten, die sie zuweilen mit den rührendsten Bettelbriefen hinausjücken in die Straßen; entsetzliche Drohungen für den Fall, daß sie keine ergiebige Ausbeute am Tage halten, sind nicht selten der einzige Gruß, den solch arme Geschöpfe am Morgen erhalten; brutale Mißhandlung ihr Lohn, wenn sie am Abend heimkehren ohne die ihnen vorgeschriebene Summe. Die Zeit, in welcher sie einen redlichen Erwerb erlernen sollten, verbetteln sie; so werden sie zur „erwerbemäßigen“ Bettelei und notwendig zur Lieberlichkeit erzogen. Der Pflichtvergessenheit und der Verkommtheit solcher Eltern, dem trostlosen Untergang der Seelen solcher Kinder wird nur dann erst wirksam gesteuert werden, wenn alle miteinander sich entschließen würden, Kindern niemals etwas zu verabreichen, sondern die christliche Wohlthätigkeit zu üben, indem man die kirchliche Armenpflege und die Wirksamkeit der St. Vincenz-Konferenz, des Elisabethenvereins und überhaupt derjenigen religiösen Vereinigungen unterstützt, die wirklicher Noth abzuhelfen berufen sind.

Ein zweiter großer Fehler in der Körperlichen Erziehung der Kinder ist die ungesunde Nahrung und Ueberfütterung der Kinder. Der Mensch bedarf zu jeder Zeit der für ihn entsprechenden Nahrung, das Kind leichte, der Mann kräftige Speise. Das Kind ist von Natur stets begehrlieh, vermag nicht zu berechnen, was ihm nützt oder schadet und schreit, wenn es das nicht erhält, was es begehrt; ja ganz kleine Kinder schreien auch oft, ohne Begehren nach Speise und Trank.

Es ist deshalb sehr unverständlich, wenn Eltern und Erzieher jedes Schreien der kleinen Kinder durch Nahrung, die sie ihnen förmlich aufdringen, zu stillen suchen, so wie es sehr unverständlich ist, den Kindern überhaupt jedes auch unberechtigte Begehren nach Speise und Trank sofort zu erfüllen; es müssen vielmehr Eltern und Erzieher wissen, in welchem Maße und zu welcher Zeit sie den Kindern zuträglich und gesund sei. Zur Ordnung und zum rechten Maße in Speise und Trank müssen Kinder von ihren christlichen Eltern schon von Jugend auf gewöhnt werden; die christliche Abtönung, der Geist des christlichen Fastengebotes soll auf diese Weise den Kindern anerkundet werden. Die unsinnige „Abfütterung“ der Kinder in manchen Familien, an deren üppigen Tafel keiner der zahlreichen Gänge selbst an den kleinen Kindern vorübergehen

darf, ist auch natur- und erfahrungsgemäß eines der größten Hindernisse für die Entfaltung der geistigen Anlagen dieser Kinder.

Einen dritten großen Fehler in Bezug auf die Körperliche Erziehung begehen viele Eltern dadurch, daß sie ihre Kinder nicht zur Keuschheit und Ordnungsliebe gewöhnen. Man sieht oftmals Kinder im schulpflichtigen Alter in einem Aufzuge über die Straße und in die Schule gehen, daß ordentliche Eltern dies nicht dulden dürfen. Armut ist wahrlich keine Schande, und es ist nicht notwendig, daß die Kinder immer neue Kleider haben; aber Zerrissenheit in der Kleidung, Unordnung im Haare, Schmutz am Körper und dergleichen ist für jedes Kind und für dessen Eltern ein schlechtes Zeugnis und offenbart den Geist der Unordnung, der in der Familie herrscht.

Ordnung und Keuschheit muß einem Kinde von Jugend auf anerzogen werden, wenn es später im Geiste derselben Ordnung und Keuschheit sparsam und häuslich, in seiner Häuslichkeit zufrieden und glücklich sein und andere zufrieden und glücklich machen soll. Die Weichväter kennen so manchen Mann und Familienvater, der nur deshalb dem Trunke und Wirtshausleben anheimgefallen ist, weil er stets, wenn er von der Arbeit nach Hause kam, seine Stube nicht aufgeräumt, Frau und Kinder nicht ordentlich angezogen und das Geschirr nicht gereinigt fand; und wenn sie ihm dann Vorstellungen machen, daß er den Abend doch lieber im Kreise seiner Familie zubringen sollte, statt sich in Wirtshäusern herumzutreiben, so lautet die Antwort: ich habe einen Widerwillen vor der Unordnung, die ich immer an Weib und Kindern sehe, deshalb gehe ich lieber fort.

Es sind kleine Ursachen, die oft große Wirkungen, ja die Verwahrlosung einer ganzen Familie hervorbringen; deshalb die inständige Mahnung, den Kindern von Jugend auf Ordnungsliebe und Keuschheit angewöhnen und anerziehen zu wollen. Denn in einem gesunden, kräftigen und an Ordnung gewöhnten Kinde wohnt gewöhnlich auch eine gesunde, kräftige und an Selbstbeherrschung gewöhnte Seele.

II. Ist die Körperliche Erziehung wichtig und folgenreich, so ist die Erziehung der Seele doch ungleich wichtiger und folgenreicher. Die Seele ist das Ebenbild Gottes; sie hat von Natur aus die Kraft zu erkennen, zu lieben und zu wollen. Dieses dreifache Vermögen, das Erkenntnis-, Gefühls- und Willens-Vermögen, soll im Kinde durch die Erziehung ausgebildet, das heißt, dem Urbilde in Gott ähnlich gemacht werden; denn das ist unsere Bestimmung und demnach auch das Ziel all unserer Bildung und Erziehung — Gott ähnlich zu werden.

Die Pflicht, das Kind zur Gottähnlichkeit zu erziehen und das Ebenbild Gottes in der Seele des Kindes auszubilden, obliegt zunächst den Eltern; sie sind von Gott verpflichtet, ihre Kinder zu unterrichten, zu belehren und somit die Erkenntnis-kraft des Kindes zu bilden; sie sind verpflichtet, ihre Kinder auf eine vernünftige Weise zu lieben und dadurch die Gegenliebe im Herzen ihrer Kinder

zu wecken; sie sind verpflichtet, die sittliche Kraft des Willens im Kinde zu stärken, dasselbe zur Beharrlichkeit, zur Ausdauer auch bei entgegenstehenden Hindernissen zu gewöhnen; bezugleich sind die Eltern verpflichtet, die sündhaften Triebe, jene verderblichen Folgen der Erbsünde, die das Kind von Vater und Mutter geerbt hat, im Kinde zu ersticken und dasselbe zum beständigen Kampfe gegen seine sündhaften Neigungen anzuleiten.

Wie steht es nun mit dieser häuslichen Erziehung in unserer Zeit?

Darüber im nächsten Artikel.

Der Zorn.

(Fortsetzung.)

Wie im vorigen Artikel gezeigt wurde, ist der Zorn gut und loblich, wenn er der Vernunft in jeder Beziehung gemäß ist. — Wenn aber jemand die Strafe erstrebt wie auch immer gegen die Ordnung der Vernunft, so ist der Zorn sündhaft.

Die Ordnung der Vernunft bezieht sich aber nach dem hl. Thomas zuerst auf das, welches im Zorne erstrebt wird, auf die Strafe selbst; und in dieser Beziehung kann man sich in vierfacher Weise gegen die Vernunft verfehlen, d. h. verübdigen:

1. Wenn man denjenigen strafen will, der es gar nicht verdient hat;
2. wenn man eine größere Strafe erstrebt, als verdient ist;
3. wenn die gesetzliche Ordnung verletzt wird, da es nicht jedem zusteht, in jedem Falle zu strafen, und endlich;
4. wenn der rechte Zweck, die rechte Absicht fehlt.

ad 1. Sonnenklar ist es, daß der Zorn fehlerhaft, ja ungerecht ist, wenn er gegen diejenigen entbrennt, die ihn gar nicht verdient haben. — Gesetzt den Fall: jemand sei von seinem Nachbar außerhalb des Hauses mit ehrenrührigen Worten in Weisheit von andern ungerecht und schwer beleidigt worden. — Er geht in großer Aufregung nach Hause. Dort findet er die ungeschulbigen Kinder seines Beleidigers mit den seinigen arglos spielend. Da fällt er mit harten Worten oder gar mit Stößen und Schlägen über sie her und wirft sie aus dem Hause. Ist das nicht gegen die Vernunft, — ist das nicht eine ungerechte Genugthuung, ein sündhafter Zorn! — Oder: eine empfindsame Frau ist in der Gesellschaft durch eine wie sie meint, zu geringe Aufmerksamkeit, oder gar durch einige stichelnde Worte gereizt worden. — Dort hat sie es verbissen; — sie kommt nach Hause, und hier soll es nun die Dienstmagd entgelten. — Ist das nicht unvernünftig! — ist das nicht ungerecht! — Aber wie oft im Leben müssen die Kleinen entgelten, was die Großen verbrochen! — Von dieser Ungerechtigkeit des Zornes wenden wir uns zu einer andern, welche

ad 2. dann stattfindet, wenn man sich über eine Sache mehr ereifert, sie schwerer bestraft, als sie es verdient. — Wenn z. B. ein Kind vielleicht ganz ohne Schuld, oder doch nur aus einer kleinen Unvorsichtigkeit eine Tasse zerbricht,

so mag die Mutter es wohl mit einem sanfteren oder nach Umständen mit einem ernsten Worte ermahnen. — Wenn sie es nun aber mit heftigen Scheltworten oder gar mit blutigen Schlägen anfällt, ist das wohl vernünftig? — ist das wohl eine gerechte Strafe, die mit dem geschehenen Unrecht in Verhältnis steht? — Aber wie oft haben sich jähzornige Eltern auf solche Weise verfehlt! — und welchen übelen Eindruck haben sie dadurch auf ihre Kinder gemacht, die bei ihrem oft schon sehr scharfen Gerechtigkeitsfinne sehr wohl fühlen, was sie verdient haben und was nicht. — Sehr thöricht erscheint solch unvernünftiges Strafen, wenn man es mit dem sonstigen Verfahren derselben Eltern in Vergleich stellt. Wenn z. B. das Kind widerspenstig und eigenfinnig war, — oder wenn es auf der Straße alte Leute verspottete, — oder wenn es sich in der Kirche ungebührlich betrug, — so achteten die schwachsinntigen Eltern kaum darauf, oder hatten selbst bei Wiederholung derselben Fehler nur ein scheinbar zürnendes Wörtchen: „Fränzchen!“ so hieß es dann, „das mußt du aber nicht wieder thun.“ — Wenn es aber vom Lehrer in der Schule wegen solcher und ähnlicher Fehler mit einem Fasttag oder gar mit der Rute bestraft wurde, so hielten die guten Eltern sogar mit dem Kinde zu, — ja ihr Zorn entbrannte nun sogar, anstatt gegen dieses, — gegen den Lehrer selbst! — Jetzt aber, wo das Kind entweder ganz ohne oder kaum nur mit einiger Schuld eine Tasse zerbrochen, muß es die ganze Wut der zornigen Mutter fühlen. Welche unvernünftige Zornmütigkeit!

ad 3. Der Zürnende handelt ferner gegen die Vernunft, wenn zwar die Strafe dem geschehenen Unrecht gemäß ist, aber bei ihrer Ausübung die gesetzliche Ordnung verfehlt wird. — Die Bestrafung mancher Vergehen steht nämlich den Gesetzen gemäß der geistlichen oder weltlichen Obrigkeit zu. Wollte deshalb jemand einen Menschen, der sich bei einer öffentlichen religiösen Handlung ungebührlich beträgt, mit eigener Faust abstrafen, so würde das bei seiner sonstigen hinreichenden Bildung kein lobwürdiger religiöser Eifer, sondern eine ungesetzliche jähzornige Handlung sein, — oder wollte jemand an einem schulbigen Verbrecher die Strafe des Todes oder eine andere der Staatsgewalt zustehende Strafe mit Privatgewalt vollziehen, so würde das ebenfalls eine der Vernunft widersprechende anstößige Handlung des Jähzornes sein. Im alten Bunde war freilich die sogenannte Privatrage in einigen Fällen erlaubt; aber wohl gemerkt: nach den ausdrücklichen Bestimmungen des Mosaischen Gesetzes, die jetzt keine Gültigkeit mehr haben. (Fortf. f.)

○ Gedanken der Heiligen für alle Tage des Jahres.

17. Dezember. Das Gebet der Heiligen hat große Kraft uns Etwas zu erhalten, wenn wir eben dasselbe durch wahre Buße zugleich begehren. (Hl. Chrysostomus.)

18. Dezember. Welche ihren Lohn auf dieser Welt suchen, die legen nichts zurück für das

künftige Leben; und da sie hier ihren Lohn schon bekommen haben, können sie in der andern Welt keinen mehr hoffen. (Hl. Ambrosius.)

19. Dezember. Betrachte und denke beständig an jenen Ausspruch Christi: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet.“

(Hl. Franziskus Xaverius.)

20. Dezember. Die Liebe Gottes ist ein unerschöpflicher Schatz; wer ihn besitzt, der ist reich, und wer ihn nicht besitzt, ist arm. (Hl. Basilius.)

21. Dezember. Du kannst ohne Schwertstreich Martyrer sein, wenn du eine wahre Gebuld in deinem Gemüte beständig behältst.

(Hl. Bernhard.)

22. Dezember. Wenn ein Christ nach dem Evangelium lebt, so ist sein ganzes Leben Kreuz und Marter. (Hl. Augustinus.)

23. Dezember. So oft wir den Befehl Christi mit guten Werken vollziehen, so geben wir Christo Zeugnis und sind also in diesem Sinne Martyrer Christi. Derselbe.

Vom Borgen.

Das in diesen Blättern wiederholt empfohlene Buch „Das häusliche Glück“ macht zu dem Flechten unter den zehn Geboten einer guten Haushaltung, welches lautet: „Bezahle immer alles mit barem Gelde“, die nachstehenden Bemerkungen:

Eher solltest du manches entbehren, auf vieles verzichten, bevor du das erste Mal etwas auf Borg kaufst; denn es giebt keinen schlimmeren Feind des häuslichen Wohlstandes, als das Borgen. Wie der Wurm, welcher an der Wurzel nagt, langsam aber sicher auch die kräftigste Pflanze ersticken macht, so nagt auch das Borgen beständig am Wohlstand und bringt ihn langsam, aber sicher zum Falle. Drum kaufe nie etwas, bevor du das Geld dafür in Händen hast, kaufe nie etwas auf Rechnung, bezahle immer alles auf der Stelle und lasse dich niemals darauf ein, Brot, Fleisch, Spezereitwaren und dergleichen im Laden anschreiben zu lassen. Manche Geschäftsleute suchen dich dazu absichtlich zu verführen, wollen dich auf allerlei Weise dazu verlocken, aber offenbar nur, um dich anlocken zu können. Bist du einmal bei ihnen in der Schuld, dann bist du an sie gebunden. Kannst nicht mehr anderswo kaufen gehen und mußt auch die schlechten oder halb verdorbenen Waren nehmen, die sie dir anbieten, oder die guten um so teurer bezahlen. Gewöhnst du dich aber dran, immer mit barem Geld zu kaufen, dann kannst du hingehen, wo du willst, überall wirst du zuvorkommend behandelt und bekommst für weniger Geld viel bessere Waren. Durch immer gleich bares Bezahlen ersparst du an Geld wenigstens den achten Teil von dem, was du beim Borgen bezahlen mußt, und lebst dabei noch besser.

Doch du denkst vielleicht: Wie gern wollte ich alles bar bezahlen, wenn ich's nur könnte. Mein Mann bekommt sein Geld alle 14 Tage oder gar alle Monate, und er hat nie etwas zu viel. Ich bin froh, wenn ich am Ende des Monats oder der

14 Tage nur alles bezahlen kann, was ich im Laufe dieser Zeit geholt und was beim Bäcker, Kaufmann und Metzger angeschrieben steht. — Das ist allerdings traurig, wenn du schon so tief in Schulden steckst und aus Sorgen gewöhnt bist, aber dann ist's um so nötiger, daß du dich von den Banden der Schulden, die dich fesseln, frei machst. Du kannst das ganz sicher, wenn du und auch dein Mann es ernstlich willst. Aber wie denn? — Ihr seid doch nicht so arm, daß ihr bei etwas sparsamem Haushalten nicht wöchentlich eine Mark ganz beiseite legen könntet; thuet es einmal — wenn es auch etwas Entbehrung kostet — zehn Wochen lang, dann habt ihr schon das Geld, um beim Bäcker und vielleicht auch beim Kaufmann aus der Schuld zu kommen und auch das Geld, um sofort anzufangen, alles bar zu bezahlen. Es hängt wirklich nur von eurem ernstem Willen ab; ihr braucht euch nicht für immer Entbehrung anzulegen, sondern nur für so lange, bis ihr den Betrag des vierzehntägigen oder monatlichen Einkommens des Mannes für einmal ganz beiseite gelegt habt, wirst du dann von da ab gut und sorgsam haushalten, so seid ihr für immer vom Borgen los.

Unser Haushahn.

In Indien stand die Wiege seiner Ahnen. Das sieht man ihm an der leuchtenden Pracht des Gewandes an, das mit seinem Glanze und Farbenschimmer ihn wie einen befiederten Rajah kleidet. Erhebt er sich doch wie ein wahrhaftiger Vogelfürst aus dem übrigen wimmelnden, gackernden und schnatternden Volke des Geflügelhofes. Die Sporen an den Füßen, der rote Helm auf dem Kopfe, die gebogene Fahne im Rücken, das feine, bewegliche, goldglänzende Kollet, der prangende Mantel, das feurige Auge, die anrechte Haltung, die kede Trompetenstimme, der weithin schallende Ruf, alles befreit den Haushahn zum ritterlichen Anführer und Herrn, alles an ihm bekundet den Selbstherrscher auf dem Hofe, in seinem Hause, in seinem Staate, in welchem er keinen seinesgleichen duldet und schont.

Es ist mehr als 4000 Jahre her, daß er aus der Verborgenheit einer Dschungelwildnis hervorgehoben und in die Gesellschaft der Menschen gebracht wurde, um mit ihnen über die ganze weite Erde zu wandern und hauszuhalten überall. Die Biographie seines Volkes spinnt ihre Fäden bis in die Glorienzeit Babylons zurück und erzählt, daß der Haushahn der Königin Semiramis geweiht war. Den Phöniziern, den Chaldbäern, den Juden und Aegyptern war er als Hausgenosse bekannt; die Perser führten ihn als Sinnbild des Mutes, der Kampfbereitschaft und der Wachsamkeit in ihren Dämmern, und erzählten von ihm die wunderbare Sage, daß jeden Morgen ein Hahn von Riesengestalt im Paradiese den Lobgesang des Schöpfers anstimme, und damit sein Volk unten auf der Erde erwecke, das dann dem himmlischen Ruf mit lautem Krähen antworte, wie dies zur Dämmerstunde des Morgens überall zu hören ist. Den alten Griechen und Römern galt der Hahn als ein Vogel

von prophetischem Geiste, und die nordische Nythe stellte ihn als tapfern Wächter an den Pforten des Himmels auf.

Er hat eine stolze und vornehme Vergangenheit, dieser Rede unseres Hühnerhofes, dieser aufrechte Gefelle, dem die altdeutschen Völker den Namen Han gegeben haben, der hoch oben im Norden Herr oder Mann bedeutet. In den Jahrtausenden, die er zu uns gehört und in Haus und Hof sich eingebürgert hat, blieb uns wohl Zeit genug mit dem merkwürdigen Vurschen intime Bekanntschaft zu schließen; aber er ist ein „Charakter“, unberechenbar originell, in jedem einzelnen Individuum ein Studienobjekt, das sich nicht erschöpfend studieren läßt. Er gehört zu den Ruhelosen dieser Erde; er ist immer, wenn nicht thätig, so doch thatberett, und jede Raft ist schließlich nur ein Vorbereten zur nächsten Aktion. Er findet zu allem Zeit und jedes Ding wird mit derselben ernsten und wichtigen Miene abgemacht.

In der verantwortlichen Stellung eines Alleinherrschers, in der heissen Position des Gatten einer Schar von Frauen und des Vaters eines Volkes von Kindern, ist er darauf bedacht, sich die Würde zu wahren, die er zur Aufrechthaltung der Ordnung und der guten Sitte in seinem Staate und in seinem Hause braucht. Vom Morgen bis zum Abend hat er ein wachames Auge auf alle, die ihm angehören und untergeben sind. Er ist der erste, der erwacht und der noch vor Anbruch der Dämmerung seinem Völkchen mit lautem Rufe verkündet, daß Er da set, kräftig, thatkräftig, lebensfroh wie immer und dem kommenden Tage entgegenzugehen bereit.

In Verächthigung seiner Würde macht er alles gern gemessen und anstandslos ab, ob er nun seinen Frauen und Kindern einen Wurm aus dem Sande schare und vorlege, oder ob er einen Streit entscheide, der zwischen seinen Weibern losgebrochen ist. Sein Gang ist langsam, Schritt vor Schritt; das Laufen ist ihm nicht sympathisch; es widerstrebt dem stolzen, selbstbewußten Manne sich hastig und atemlos zu zeigen, es wäre denn, daß die Flamme des Zornes solches hastende Geberdspiel durchleuchte und veredle.

Gegen seine Frauen ist er unparteiisch, für alle mit der gleichen Fürsorge und Liebe bedacht, die ihm durch Gehorsam und Treue gelohnt werden. Läßt er sich diesbezüglich irgend eine Extravaganz oder Schwäche merken, so verliert er leicht das Ansehen, das er so eifersüchtig bewacht. Von solcher Thatsache läßt sich eine kleine Geschichte erzählen, die ich mit angesehen.

Auf dem Hühnerhofe war eine junge weiße Henne eingezogen, die sich ganz besonderer Liebe des Herrn erfreute. Es war Sommerzeit, alle anderen Hennen saßen auf ihren Eiern, nur sie wandelte draußen, an der Seite des Sultans im frühlichen Sonnenscheine und genoß den Liebesfrühling des Lebens. Die anderen Hennen kümmerten sich wenig um den Gang der Dinge; sie hatten ihre Gedanken und Gefühle in der Sorge für die mütterlichen Pflichten befangen. Nur Eine von ihnen, eine hochgewachsene, gelbe Henne von etwas leb-

haftem Temperament und „geradem Charakter“, nahm die Bevorzugung der Haremskollegin nicht ungereizt auf. Draußen auf dem Hofe, in Gegenwart des Gebieters, wo sie nur für Augenblicke zur Zeit der allgemeinen Mahlzeit erschien, wußte sie ihren Empfindungen gemäßigten Ausdruck zu geben, als aber eines Tages die junge weiße Nivalin es wagte, in den Kuhstall einzutreten, wo die gelbe Henne in einer Ecke auf ihren Eiern saß, da erfaßte der langgenährte, mühsam verhaltene Zorn das gekränkte Frauengemüt, und wie eine geharnischte Teufelin sprang die Henne aus ihrem Winkel hervor, packte die Weiße am Schopfe, zauste sie tüchtig durch, warf sie zur Thür hinaus und kehrte dann schlicht befriedigt, wenn auch noch immer laut habend, zu ihrem Neste zurück.

Der Hahn, welcher eben an der anderen Seite des Hofes wachte, hörte hoch auf, als er die streitenden Stimmen und das Hilfseschrei vernahm. Kaum hatte er jedoch den Wehruf seiner Dieblingsgattin erkannt, als er spornstreichs daher gerannt kam voll lobendem Zorn in den Mienen, der Weibchen, die im zerrütteten Gewande eben aus der Stallthür stob, im Vorübergehen eiligst seine allerintimste Dieblosung zuteil werden ließ und dann in den Stall stürzte, um Rache und Strafe zu üben.

Indessen, dieser letzte Akt hausherrlicher Gebietergewalt wollte offenbar nicht glücken, denn drinnen in dem dunklen Nestwinkel wurde nur ein kurzes, böses Frauengezetter der Gelben hörbar und gleich darauf stürzte der Hahn eiligst fliehend aus dem Stalle, an dessen Thür hinter ihm drein ein Hennenschnabel fuhr, der sich aber allsogleich wieder zurückzog, nachdem sein Opfer im jenseitigen Hofraum verschwunden war.

Von diesem Tage an hatte die gelbe Henne das Regiment des Hofes an sich gerissen. Die Weiße durfte nicht in ihre Nähe kommen, der Gatte durfte sich nicht rühren. Bei jeder Gelegenheit gab es Schnabelhiebe, die bald rechts, bald links an die anderen Hennen und ihre Kinder ausgeteilt wurden. Die früher so ruhige, gutmütige Frau war ganz unausstehlich und böshast geworden. Der Hahn ertrug alles in Geduld und Fassung. Er ging ihr aus dem Wege wo er konnte, er betrat nie den Stallwinkel, in welchem sie brütete und als sie endlich an der Spitze einer wohlkonduktierten Kinderschar im Hofe erschien, schlichtete er so gut es ging, alle bösen Händel, die es zwischen ihr und den anderen Müttern gab.

Das ging Wochen lang so hin. Als aber die Kinder größer und endlich selbständig wurden, als alle mütterlichen Sorgen ein Ende hatten und die Gelbe noch immer in ihrem zornmütigen Sinne beharren wollte, da erfaßte den Hahn das alte, stolze Gebieterbewußtsein und die Erkenntnis, daß er zum Rechten sehen müsse. Die Brüterin und die Führerin der hilflosen und ratlosen Küchlein hatte er geschont, der hatte er die reizbare Nervosität nachgesehen; aber mit der habend, streitsüchtigen Gattin machte er kein Federlesen. Wie ein echter Hahn fuhr er auf sie los, wenn sie in läbliche Laune kam, für jeden Schnabelhieb gab er zwei zurück, jeder böse Blick brachte alle seine Fe-

bern in Aufrühr, in alle Ecken lief er ihr nach, wenn sie durchaus Recht behalten wollte, kurz er erzog und händigte sein Weibchen nach Hahnenart und ehe eine Woche um war, hatte aller Streit ausgetobt und tiefster, sanftester Friede herrschte in der ganzen, großen Familie.

Der Mannesmut unseres Haushahns ist ein Erbschaft, das er, wie alle Nebenproffen seines Geschlechtes, von seinen Stammvätern, den indischen *Dankivahähnen* überkommen hat. Unsere domestizierten Hühner haben sich, wie allbekannt, in den verschiedenartigsten Farben, Formen und Größen von ihren Urahnen abgezweigt; am treuesten ist ihnen unser gemeiner Haushahn geblieben, der in der Pracht seines Gefieders am nächsten den *Dankivahahn* steht; wenn er sie hierin auch überbietet und nur in der Gestalt seine Ahnherrn bedeutend überragt. Zu solcher kräftiger, formidabler Körperentwicklung mag bei ihm das Behagen der gesicherten Existenz viel beigetragen haben. Der wilde *Dankivahahn* hat es schwerer als seine domestizierten Vettern; die Nahrungsfrage ist für ihn eine Sorge, die Nachtbergerge steht allem Lumpengefindele einer indischen Waldblocke offen und die Finte des Jägers droht mit Tod und Verderben. Auch die fünf bis sechs Hennen, welche seinen Haushalt ausmachen, muß er sich erst mit Gefahr des eigenen Lebens erkämpfen. Es mag bei solcher Gelegenheit oft hoch hergehen in der heißen Dschungelwildnis; Oben die glühende Sonne, die kletternden Bienen, die Ranken, die Zweige und Blattwedel, die mit prangenden Blüten durchwoben, wie ein grüner Baldachin von unermesslicher Größe sich breiten, und unten der warme, feuchte Boden und auf dem moosigen Grunde, von tausend glitzernden Käfern und summennden Mücken umschwirrt und umflogen, die festen Ritter, kampfbereit, Horn im Auge, Horn in jeder Feder, die hackenden Sporen an den Füßen, die Schnäbel als Streittag, die Flügel als Schwert, mit denen sie zuschlagen, daß dem gegnerischen Kämpen die Sinne vergehen und die Ohren saufen. Und rings um den Kampfplatz stehen die fein sitzliche in Braun gekleideten Jungfräulein und Frauen, um das Ende des Kampfspiels zu erwarten und den Sieger mit Gunst und Liebe und mit hausmütterlicher Treue zu lohnen.

Neben diesen Erinnerungen an die Kampflust seines Ahnherrn, die durch das Leben unseres Haushahnes so deutlich und so thatbereit blitzen, haben seine Kinder eine ganz merkwürdige Neigung, trotz viertausendjähriger häuslicher Erziehung, nach den Sitten und Gepflogenheiten ihrer Voreltern zurückzugreifen.

Vor einigen Jahren erhandelte ich von einer Bäuerin zwei Hennen mit ihren Jungen, einer netten Schar von winzigen, wenige Tage zählenden Kücheln. Diese trieben sich mit ihren Müttern unter den Enten und Gänsen im Grase herum; nach kurzer Zeit aber schon flatterten sie die Stiege hinauf, welche aus dem Hofe zu einem offenen Baumgarten führte, und hielten sich dort den Tag über auf, haschten nach Mücken, scharrten nach Würmern im Grase und lagerten in den heißen Mittagsstunden im Schatten der Bäume. Des Abends schliefen sie im Schutze ihrer Mütter, im Hühnerstalle.

Die Liebe zu dem Garten und zu der Freiheit, die er bot, wuchs indessen ganz merklich mit dem jungen Hühnervolke. In dem Maße, als es sich von der mütterlichen Obsolemanzipierte, setzte es sich über alle herkömmliche Sitten eines Geflügelhofes hinaus. Es kam nur zu der Fütterungszeit in den Hof herab, und dann nicht gelaufen und geflattert, wie das andere gemeine Enten- und Hühnergefindele, sondern stolz geflogen, wie die freien Vögel der freien Luft. Mit Ende des Sommers, als alle großgewachsen waren, kamen sie nie mehr des Nachts in den Stall herab; sie schliefen auf den Bänken oben in dem Garten, hielten sich von allen Hausgenossen fern, waren schon und vorsichtig gegen jede Annäherung und konnten im Spätherbste nur mittelst der Finte in die Küche geliefert werden. Ihr Fleisch differierte in Geschmack und Farbe von dem der anderen Hühner des Hofes; es war kräftiger, dunkler, selbst an der Brust nicht ganz weiß und entbehrte fast gänzlich der Beigabe von Fett.

So merkwürdig leicht der Rückfall in die alte stolze Liebe zur Freiheit ist, so mächtig ist dagegen oft die Wandlung, die mit dem, im intimsten häuslichen Verkehr aufgezogenen Tieren vor sich geht. Als Beispiel hierfür mögen eine Henne und eine Kage gelten, die sonderbarerweise sich zu gemeinsamer Thätigkeit vereinten. Die Henne war ein junges leichtsinniges Ding, das zum erstenmal auf seinen Eiern saß und dem Brutgeschäfte gar keinen Reiz abzulesen wußte. Wo sie nur konnte, entschlich sie ihren Pflichten, rannte in den Hof hinaus, scharrte lustig im Sande herum und trieb allerlei Kurzweil. Es wäre unbedingt um ihre Kinder geschehen gewesen, hätte sich nicht die Kage der verlassenen Eier stets angenommen. So oft die Henne ihren Schatz verließ, kam die Kage sachte herzu, bestieg vorsichtig den Korb, legte sich sanft und bequem auf die runden Einger und brütete so lange, bis die Mutter sie wieder abließen kam. In der regelrechten Zeit schlüpfen die Jungen aus, die der Sorgfalt einer Freundin, welche nur durch die Virtuofin Kultur zu solcher Leistung gebracht worden war, das Licht der Welt verdankten.

Einen ebenso merkwürdig kultivierten, überaus liebevollen Haushahn sah ich einst, der eine Schar junger Hühnchen führte. Ein unglücklicher Zufall hatte ihnen die Mutter geraubt. Die armen Kücheln waren ratlos. Die anderen Hennen drängten sich mißgünstig von den eigenen Kindern fort, die Enten stießen nach ihnen und die Gänse vertraten ihnen den Weg zum Futterplatz. Da legte sich der Hahn in das Mittel; mit seinem tiefen „Gock, gock!“ lockte er sie zu sich, scharrte ihnen Würmer auf und legte sie ihnen vor; wo sich ein Bedränger zeigte, schenkte er ihn fort, und wenn die armen Waisen sich in die Sonne legten, um die zarten Glieder zu wärmen, dann stand er aufrecht neben ihnen und sah trostlich um sich.

Es gab ein köstliches Bild, voll Ernst und voll Würde, die unser Haushahn, ein echter, rechter Mann, auch in den kleinen Mühen des Lebens sich stets zu wahren weiß.

Aglaia v. Endeß im „Pester Lloyd“.

△ Silben-Palindrom.
(Zweifelsbig.)

1. 2.
Ein schlanker und schöner Baum,
Gepflanzt an Wasserkanälen;
Ein König nennt sich nach ihm,
Deß Treiben ist Kinder fehlen.

2. 1.
Die zweite Silbe voran,
Sie fließt mit der ersten in Eine,
Und würde wie die das Papier,
So fändest Du vollends keine.

S. G. M.

Auflösung der Charade in Nr. 48 d. Bl.:

„Handschrift“.

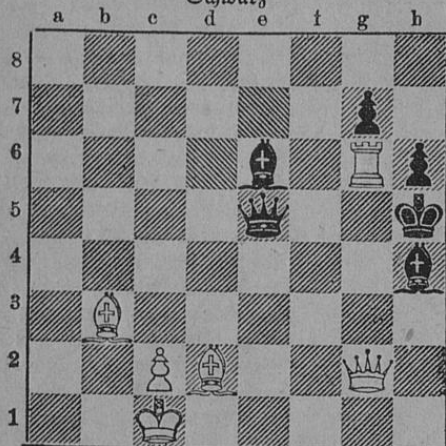
Nichtig angegeben von Fr. Jenny Krawinkel, B. Bl.,
N. N., K. Fr. von hier; Fr. Wilhelmine Schuman
von Ratingen; S. Schmitz von Baal; Therese Neuhofer
von Coblenz; B. D. von Züllich.

Schach.

Aufgabe Nr. 82.

(Stratagemes des échecs Nr. 12.)

Schwarz



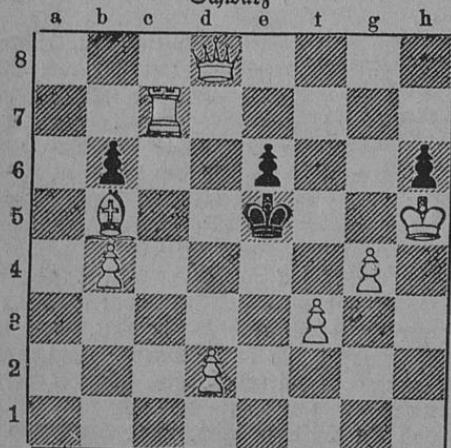
Weiß

Weiß zieht an und gibt in drei Zügen Matt.

Aufgabe Nr. 83 von W. e. l. e. r.

(Deutsche Schachzeitung 1882, V./VI.)

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an und gibt in zwei Zügen Matt.

Schluß von Partie Nr. 58.

16. Dd5--e5+	Ke7--d8	19. Df6--f7+	Ke8--d8
17. Lg5--f6+	Tf8--f6:	20. Df7--f8	♣
18. De5--f6+	Kd8--e8		

Nichtig angegeben von: W. Herbrecht in Dortmund;
Ankerhötel in Coblenz; C. Esser in Unterbach; St.-Off.
Volkmann, hier; Schmitz in Müllich.

Schluß von Partie Nr. 59.

14.	Tf8--g8+	16. Kgl--h1	Lh3--g6+
15. Dd1--g4	Tg8--g4+	17. Kh1--g1	Lg2--f8

Nichtig angegeben von: W. Herbrecht in Dortmund;
Ankerhötel in Coblenz; C. Esser in Unterbach; St.-Off.
Volkmann und F. Jäger, hier; Schmitz in Müllich.

Schluß von Partie Nr. 60.

17.	Dd2--f4+	19. Kh4--h5	Lf5--g6
18. Kg3--h4	Lg4--f5+		

Nichtig angegeben von sämtlichen vorgenannten Lösern.

Partie Nr. 62.

(Originalpartie des Sonntagsblattes.)

Mitteltgambit

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
N. N.	N. J.	N. N.	J. K.
1. e2--e4	e7--e5	9. Tf1--e1+	Le8--c6
2. d2--d4	Sg8--f6 ¹⁾	10. Sf3--d4:	Lf8--c5
3. Lf1--c4	e5--d4:	11. Sd4--e6: ⁴⁾	Le5--f2+
4. e4--e5	Dd8--e7	12. Kg1--h1	f7--e6: ⁵⁾
5. Sg1--f3	d7--d5	13. Dd1--d8+	Ke8--f7
6. 0--0 ²⁾	d5--c4:	14. Dd8--e7+	Kf7--g6
7. e5--f6:	De7--f6:	15. Te1--e6+	
8. Le1--g5 ³⁾	Df6--b6		aufgegeben. ⁶⁾

Anmerkungen.

- 1) Besser scheint es für Schwarz den Bauern d4 sofort zu nehmen.
- 2) Weiß würde den Bauern d5 mit seinem e5 schlagen können (6. e5--d6: en passant), wenn er nicht dadurch in Schach käme.
- 3) Weiß hat nunmehr durch das Opfer zweier Bauern einen sehr starken Angriff erlangt.
- 4) Dieses Offiziersopfer ist durchaus korrekt und führt wie die Folge lehrt, zu schnellem Gewinn.
- 5) Auf 12. . . . Lf2--e1: folgt natürlich 13. Dd1--d8+.
- 6) Mit Recht, da auch 15. . . . Db6--e6; 16. De7--e6+; Kg6--g5; 17. Sb1--d2! rasche Entscheidung herbeiführt.

Briefkasten.

W. F. in Hagen: Mitteilung dankend erhalten. Besten Gruß.

W. S. in Dortmund: So endet Nr. 59 in der That. Frdl. Gruß.

C. B. und v. F. (Schachverein). Partie dankend erhalten. Soll geprüft werden. Frdl. Gruß.

Nichtige Lösungen von Aufgab. 81 sind bis jetzt nicht eingegangen; Lösungsversuche mit 1. Dd3--a3, Ld1--a4.

2. Ke5--c5: sind unrichtig, da La4 den Bauer e6 deckt.

N. N. hier: Auf 1. Dd3--d1: 2. Dd1--d8 erfolgt 1. Ka5--a6, 2. Ka6--b7.

Wir empfehlen die, bei wen'gem Material, so geistreiche Aufgabe Nr. 81 nochmals der Prüfung unserer geübten Löser.

Sonntagsblatt.

Belletristische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. F i n t.

Druck u. Verlag der Aktien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt“ in Düsseldorf.

Nr. 52.

Sonntag, den 24. Dezember.

1882.

Vierter Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heil. Lukas III, 1—6.

Inhalt: Johannes tritt, in Erfüllung der Weissagung des Propheten Isaias, im dreißigsten Jahre seines Alters, dem göttlichen Rufe gemäß, öffentlich auf, um die Herzen der Menschen für die göttliche Lehre des Erlösers durch Buße und Besserung vorzubereiten und empfänglich zu machen.

* * *

Zum hochheiligen Weihnachtsfeste.

Ein Kind ist uns geboren,
Ein Knäblein klein und schwach,
Es hat sich auferkoren
Das ärmste Hüttendach,
Es liegt, für uns zu büßen,
Im Krippelein hart und kalt —
Und doch, zu seinen Füßen,
Welch sel'ger Aufenthalt!

Die schlichten Hirten kommen
Herbei von Thal und Fels,
Sie sind die ersten frommen
Vertreter Israels.
Sie eilen zu begrüßen
Den Gott in Knechtsgestalt
Und nun — zu seinen Füßen,
Welch sel'ger Aufenthalt!

Von einem Wundersterne,
Ergiebt sich milder Schein.
Die Weisen aus der Ferne,
Sie treten staunend ein.
Es schweigt der Menschen Lippe,
Das Lied der Engel schallt —
O Herr, an Deiner Krippe,
Welch sel'ger Aufenthalt!

Leo Fischer.

* * *

In der Zeit der Sonnenwende des Winters, wo gemeiniglich die Natur mit dem großen Leichentuche ihrer Schneedecke das Herz des Menschen durch den Gedanken an die Vergänglichkeit betrübt, da erschallt in dieser Nacht feierliches Geläute. Sursum corda! Schau auf zum Himmel, der Erlöser ist erschienen! Und diese ehrene Stimme von oben, vertreibt allüberall, wo der Glaube frommer Chri-

sten noch waltet, die traurigen Gedanken an Vergänglichkeit und Elend; denn diese Klänge sind ja der tausendfältige Nachhall jenes Jubelgesanges, der einst in den Lüften über Bethlehems Fluren erscholl. Auch die Glocken rufen ihr lautes Gloria in excelsis Deo, damit rings um den Erdbreis sich der Jubelgesang der streitenden Kirche gen Himmel erhebe, wo er sich mit den Liedern der triumphirenden verbindet. Und warum dieses freudige Erzittern des gläubigen Volkes? Gott der Ewige, der Allgewaltige, der Himmel und Erde geschaffen, den Himmel und Erde nicht zu fassen und einzuschließen vermögen, jener Urquell aller Schönheit, allen Reichthums der Erkenntnis und aller Seligkeit, wird Mensch, wie wir. O großes wundervolles Geheimnis! Welche Sprache vermöchte dasselbe gebührend zu preisen. Selbst die Engel des Himmels bescheiden sich auf Bethlehems Fluren, nur die Wirkungen desselben mit himmlischen Lobgesängen zu verherrlichen. Und doch liegt in diesem Geheimnisse, wie hehr und unerforschlich es ist, etwas für den Menschen wunderbar Anziehendes verborgen, was das Herz immer und immer wieder aufs neue anzieht, erhebt, tröstet und erfreut, etwas so Wunderbares, daß man immer davon reden möchte, sollte man auch vergeblich nach Worten suchen, die das zu schildern vermöchten, was das Herz empfindet. Gott wird Mensch! Muß das nicht den Menschen heute ganz beschäftigen?

Der himmlische Vater offenbart in dem Geheimnisse des heutigen Festes seine unbegreifliche, unendliche Liebe zu uns. Er hat uns seinen Sohn geschenkt, und in ihm hat er uns, wie die Schrift sagt, Alles gegeben, Himmel und Erde und die Fülle seiner Himmelsfestigkeit. Aber in nicht minder großartiger Weise offenbart sich heute die Liebe des Gottes so hines selbst. Wenn es irgend im Himmel und auf Erden etwas giebt, was uns die Liebe des Erlösers herzugewinnend vor die Seele führt, dann ist es das Geheimnis des Weihnachtstages. Der Betrachtung dieser Erlöserliebe seien einige Augenblicke geweiht!

Wenn des himmlischen Vaters Liebe uns das Gezelt des Himmels gebaut zur Freude, und indem er unfern erstanten Blick hinaufzieht in die Welt seiner Wunderwerke, unser Herz dort oben ein Reich

voll Glückseligkeit ahnen läßt; wenn er die Erde vor unsern Füßen ausgebreitet und sie mit allen Gaben der Natur uns zum Nutzen und Vergnügen ausgeschmückt hat, wenn er in das Leben selbst eine reiche Quelle von Freuden einschloß, an denen seine Kinder teilnehmen können, ohne ihre Bestimmung zu verfehlen, wenn er zur Rettung des abgeirrten, unglücklichen Geschöpfes selbst seinen Sohn hingiebt: dann steht der Mensch mit seiner armen ohnmächtigen Liebe so gering, so klein vor dem, der alles giebt und nichts bedarf, daß selbst die glühendste Liebe des Menschenherzens dem himmlischen Vater als Dank angeboten, für nichts erachtet werden muß, daß der Mensch fast verzagen sollte, seine Liebe dem allmächtig Liebenden Vater im Himmel anzudieten. Mit dem Propheten dürfte man wohl anrufen: „Herr, was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkest?“ Aber dem Menschenherzen ist das göttliche Herz des Gottessohnes zu Hilfe gekommen. Das Menschenherz, das der Liebe so sehr bedarf und in Gegenliebe die ihm zuteil gewordene Liebe wiederergelten will, ist durch den Gottessohn in den Stand gesetzt worden, die Gottesliebe durch Wiederliebe zu vergelten. Gottes Sohn ist Mensch geworden, hat die Menschennatur, unsere Natur angenommen, die schönste makellose Menschennatur mit menschlichem Herzen und edelster Menschenliebe, damit unser Herz in Ihm gleichsam seines Gleichen finde, ein menschliches Herz, ein Bruderherz, das nicht bloß Liebe schenkt, sondern auch nach Liebe verlangt, und wir „zuerst durch die Hingabe an das menschliche Herz des Gottessohnes die Einigung mit dem göttlichen fänden.“

Ja es ist wahr, wenn man von dieser Liebe Jesu in seiner Menschwerdung reden will, verzagt man. Von deinem einzigen wahren Bedürfnis, o Lieberlangendes Menschenherz, von deiner einzigen Ruhe und Seligkeit will man sprechen, und es ist, als überströme die Glut dieses göttlichen Herzens das Auge, das erblicket, indem es schauen will, wie menschlich sich Gott uns darstellt. Wie, soweit wäre die Liebe Gottes wirklich gegangen, daß sie die Menschennatur angezogen, ein menschlich Herz mit einer menschlichen Liebe, damit unser zagendes Herz, das seines Gleichen durchaus nötig hat, an das Herz des Erlösers sich hänge, ihn an sich ziehe mit dem frohlockenden Ausrufe: Du bist mein Bruder, mein Freund! Du bist meine Liebe! So weit wäre die Liebe Gottes gegangen, daß er in der angenommenen Menschheit uns gleichsam ein Bedürfnis nach unserer Liebe zeigte, was Gott an sich nicht haben kann, damit so unser nach ihm verlangendes Herz mit seinem unsere Liebe begehrenden Herzen eine beseligendere Einigung eingehen könne! So nahe wäre das Gottesherz uns gerückt, daß wir bloß das menschliche Herz des Erlösers in Liebe zu umfassen brauchen, um mit dem göttlichen vereinigt zu sein!

Daß Gott Himmel und Erde geschaffen, ist wundervoll; daß er mit unendlicher Güte seine Gaben ausgestreut, ist wundervoll; daß er den Menschen aus dem Staube gerufen und ihn über seine Werke gesetzt, ist wundervoll; daß er in das Menschenherz

das Bedürfnis und die Fähigkeit zu lieben gelegt hat, ist wundervoll; aber daß der Sohn Gottes Mensch wird, um durch sein menschliches Herz der Menschen Liebe zur Gottesliebe zu führen, das ist das Wunder aller Wunder, das offenbart eine Höhe göttlicher Liebe, wie sie kein Seraph zu schildern versteht. Und Gottes Sohn ist Mensch geworden, das Wort ist Fleisch geworden — die Thatsache schlägt jeden Zweifel nieder. Gottes Liebe ist Mensch geworden, um seine göttliche Liebe menschlich zu erweisen.

Lieben heißt geben, sich geben. O geh, lieber Leser, am heil. Weihnachtsfeste mit den Hirten zur Krippe. Dein Heiland giebt sich dir dort in der Gestalt eines schwachen hilflosen Kindes, das jeder nehmen kann, wer will; ein solches Kind verwehrt sich Niemanden. Gehe zu den Füßen des Heilandes, wenn er einst lehrt: Lieben heißt geben. Sieh zu, ob er dir nicht die Schätze göttlicher Weisheit anbietet, ob er dir nicht sein ganzes Herz öffnet. Geh nach Jerusalem, wenn er in der Errichtung eines neuen Bundes mit der Menschheit die Schätzen des alten verschleucht. Lieben heißt geben. Auf Golgatha, wo er mit weit geöffneten Armen dich erwartet, wo er für dich aus tausend Wunden blutet, weigert er sich, den letzten Blutstropfen für dich zu vergießen? Geh auf den Delberg, wo er zum Himmel fährt, dir Wohnungen zu bereiten. Geh nach Jerusalem zum Pfingsttage: er giebt dir seinen heiligen Geist mit der Fülle aller Heilsgnaden. Aber sich selbst geben, sich ganz geben, ist der Höhepunkt der Liebe; und so giebt sich Gott, indem er Mensch wird. In dieser Hingabe seiner selbst ist er bis zum Aeußersten, bis zum Uebermaße seiner Liebe gegangen; es ist eine so großartige, so innige, so herzugewinnende Offenbarung der Erlöserliebe, daß wir nur anbetend danken können.

Oder können wir mehr noch thun? Ja, Lieben heißt geben, aber es heißt auch Gegenliebe entgegennehmen und den Geliebten mit sich vereinigen. Und auch das Kind in der Krippe will sich vereinigen mit uns, will uns an sich ziehen lebendig, innig, ewig, um aus der Fülle seiner Gottseligkeit uns zu beglücken. Setne nie ermüdende Forderung an uns lautet: Mein Kind, gib mir dein Herz, das Herz, in welches ich, als ich es schuf, das Bedürfnis gelegt habe, mich zu lieben! Und was antwortest du, Menschenherz? Du hast Gottes Liebe bewundert, hast sie angebetet; wirst du deinen Gott, deinen Erlöser auch wiederlieben? Du strebst so eifrig nach der Liebe deines Gleichen; du bist nicht ruhig, nicht glücklich ohne die Liebe eines andern, du erwärmst erst dein Leben an der Liebe deines Fremdes, hegest leider nicht selten verbotene Liebe: und du sollst jene Liebe verschmähen, jene Hingabe nicht achten, dich nicht mit begeistertster Freude in die Arme des gottmenschlichen Kindes werfen, dein Herz nicht in das seinige schließen, dessen Liebe unwandelbar ist und nie erlöscht? Sollte es noch not thun, daß man dich auffordere, dem entgegen zu eilen, der zu dir herniedersteigt aus dem hohen Himmel bis in den Staub, damit seine Liebe dich

befelige? Wer an den menschgewordenen Gottessohn glaubt, wen die Liebe Gottes in dem Geheimnisse des heutigen Tages angeweht hat, der bedarf keiner weiteren Ermahnung. Lieben wir, wie wir sind geliebt worden; geben wir uns ihm, wie er sich uns gegeben hat; nehmen wir ihn auf in unser Herz, wie er uns einschließen will in sein Herz. Am Tische des Herrn, da sollte heute die Vereinigung aller Christenherzen mit dem Erlöserherzen stattfinden; am Tische des Herrn, da sollte heute jedes Christenherz eine Krippe werden, in welcher es das Jesuskind mit seiner unermesslichen Liebe bettet in heiliger unschuldvoller Kindlichkeit, mit inniger geistiger Freude. Das Jesuskind wird dann in unsere Herzen den Segen der Weihnacht in vollen Strömen ergießen; der Gottesfriede wird auch unser Anteil werden, jener Friede, den die Welt nicht kennt und nicht geben kann, den Frieden, den der Herr allein vom Himmel gebracht, und der uns zur ewigen Vereinigung mit dem führen wird, der Mensch ward, um die Menschen in ewiger befehlender Liebe mit Gott zu vereintigen.

Eine Weihnachtsbetrachtung des heil. Hieronymus.

So oft ich Bethlehem anschau, hat mein Herz ein süßes Gespräch mit dem Kindlein Jesus, das da in der Krippe gelegen. Ich sage: Ach, Herr Jesu, wie zitterst Du um meiner Seligkeit willen, wie soll ichs Dir doch vergelten? Da dünkt mich, als wenn mir das Kindlein antwortete: „Nichts begehre ich, lieber Hieronymus, als Ehre sei Gott in der Höhe! Laß dirs lieb sein, ich will noch geringer werden wie David (II. Sam. 6, 16.); ich will noch geringer werden im Delgarten und am Kreuze.“ Ich spreche weiter: Ich muß Dir was geben, liebes Kindlein, ich will Dir all mein Selbst geben. Das Kind antwortet: „Ist doch zuvor Himmel und Erde mein, ich bedarf nichts; giebs armen Leuten, ich wills annehmen, als wenn es mir selbst wäre gegeben worden.“ Hieronymus: Ich wills gerne thun, lieber Jesus, aber ich muß auch Dir für deine Person etwas geben, oder ich muß vor Leib sterben. Jesus: „Weil du denn so freigebig bist, so will ich dir sagen, was du mir geben sollst; gieb her deine Sünden, dein böses Gewissen und deine Verdammnis.“ Hieronymus: Was willst Du damit machen? Jesus: „Ich wills auf meine Schultern nehmen, das soll meine herrliche That sein, daß ich deine Sünden will tragen, dein böses Gewissen erheitern, deine Verdammnis wenden.“ Da fing der arme Hieronymus herzlich zu weinen an und sprach: Ach, Kindlein, liebes Kindlein! Wie hast Du mir das Herz gerührt! Ich dachte, Du wollest etwas Gutes, so willst Du alles, was bei mir böse ist, haben. So nimm denn hin, was mein ist, und gieb mir, was Dein ist, so ist mir geholfen zum ewigen Leben.

Christbaum, Christkrippen und Christgeschenke.

Das lieblichste unter allen Festen des Kirchenjahres ist das hoch heilige Weihnachtsfest; es ist, wie der hl. Chrysostomus sagt, die „Mutter aller anderen Feste“; es ist der guadvolle Tag der Ankunft des lang ersehnten göttlichen Welterlösers, der Geburtstag Christi im Fleische, ein Fest der frohen Freude für alle Christgläubigen, ein wahres Freudenfest für Jung und Alt, ganz besonders aber für die lieben Kleinen, denen das Christkindlein schöne Geschenke beschert. Wohin immer die Lehre von der Erlösung gedrungen, da wird dieses Fest gefeiert, sowohl in der Hütte des Armen, als in der Wohnung des Reichen. Selbst diejenigen, denen der Geist des Christentums vielfach verloren gegangen, vermögen dem Zauber der heiligen Weihnacht nicht zu widerstehen. Das Getümmel der Welt überhörend, erschallt ja noch immer an die Menschheit aus Engelsmund die frohe Botschaft: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.“ Die heilige Freude, welche an diesem Tage die Herzen der Christen erfüllt, ist so groß, daß sie sich nicht auf die kirchliche Festfeier beschränkt, sondern auch in das häusliche Leben eindringt und dort im Kreise der Familie ihren schönen, bedeutungsvollen Ausdruck findet in verschiedenen seit Alters her bestehenden Gebräuchen. Solche sind der Christbaum, die Christkrippen und die Christgeschenke.

Der Christbaum, welcher am Vorabend des hl. Weihnachtsfestes zur seligen Freude der lieben Kleinen errichtet wird, hat eine schöne, sinnbildliche Bedeutung. Im Garten des Paradieses stand der Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen (I. Mos. 2, 17); unsere Stammeltern aßen von dessen verbotener Frucht und stürzten dadurch sich und ihre Nachkommen in Unglück und Verderben. Wir alle waren von Gott verstoßen und wären auf ewig verloren gewesen, wenn nicht ein neuer Lebensbaum entstanden wäre, den der Prophet Isaias als „ein Reiz aus Jesses Wurzel“ wiesagte. (Isaias 11, 1.) Dieser Sprößling aus Davids Geschlecht ist der in der heiligen Weihnacht geborene göttliche Weltheiland, der Fluch und Verderben von der sündigen Menschheit hinwegnahm. Der Christbaum ist ein Sinnbild dessen, der als Davids Sproß uns das Heil wieder erwarb.

Von einem Baume war einst für die Menschheit das Unheil ausgegangen, von einem Baume sollte auch für sie das Heil wieder erstehen, „damit, wie die Kirche sagt, von dort, wo der Tod entstand, auch das Leben ausgehe, und damit der, welcher am Holze stieg, auch am Holze überwunden würde.“ Dieser neue heilbringende Baum ist der Kreuzesbaum, an welchem der Heiland die Welterlösung vollbrachte. Ein Vorbild des Kreuzesbaumes war auch jener Lebensbaum, welchen der Herr in der Mitte des Paradieses gepflanzt hatte, damit die Menschen, wenn sie nicht sündigten, durch den Genuß der Frucht desselben unsterbliches Leben be-

wahrten. (1. Mos. 3, 22.) Von dem Kreuzesbaum, an dem der Herr gestorben, ist uns das unsterbliche ewige Leben geworden. Der Christbaum ist ein Sinnbild des segensvollen Kreuzesbaumes.

Das irdische Paradies und sein Lebensbaum gingen durch die Sünde des ersten Adam verloren; der zweite Adam, Christus der Herr, hat uns dafür das himmlische Paradies geöffnet, in welchem ein ewiger Lebensbaum für die Erlösten steht. Denn „wer überwindet, spricht der Herr, dem will ich zu essen geben von dem Baume des Lebens, der im Paradiese meines Gottes ist.“ (Offb. 2, 7.) Der Christbaum, zu dem die immergrüne Tanne verwendet wird, soll jenen ewigen Lebensbaum des himmlischen Paradieses sinnbildlich darstellen.

Der Genuß der reizenden, goldenen Frucht des verbotenen Baumes brachte der Menschheit Tod und Verderben. Die goldenen Früchte, mit denen der Christbaum geschmückt wird, sollen auf die segensreichen Früchte des Kreuzesbaumes hinweisen, wodurch uns Gottes Gnade und ewiges Leben zu Teil wurde. Der Christbaum wird auch noch mit zahlreichen anderen Geschenken geziert; dieselben erinnern an die zahlreichen Gnadengeschenke, die der Kreuzesbaum uns gebracht. Der Christbaum trägt endlich viele hellglühende Lichter, welche bedeutsam hinweisen auf das in dem neugeborenen Christkinde erschienene himmlische Licht, welches erleuchtet einen jeden Menschen, der in diese Welt kommt.“ (Joh. 1.) So hat der Christbaum, die größte Freude für die Kinderwelt am hl. Weihnachtsfeste, eine schöne, vielseitige, sinnbildliche Bedeutung.

Die Christ- oder Weihnachtskrippen haben den hl. Franziskus von Assisi zum Urheber.

Am 24. Dezember 1223 war der kleine Wald nahe bei Greccio schon in der Frühe von einer zahllosen Menge Andächtiger angefüllt, die aus der ganzen Umgegend herbeigeeilt waren, um den Vorbereitungen zu dem seit mehreren Tagen angekündigten Feste beizuwohnen. Es war mitten im Gehölze eine geeignete Stelle ausgewählt, die Bäume waren dort gefällt, ein Altar errichtet und unterhalb dieses Altares, der auf eine große Erhöhung gestellt worden, ein Raum frei gelassen worden, um die Darstellung des Stalles von Bethlehem aufzunehmen. In Zwischenräumen waren Pechfackeln in allen Teilen des Waldes aufgestellt. Auch waren Plätze eingerichtet für Sänger und Musiker, deren verschiedene Gruppen an mehreren Stellen abwechseln sollten.

Gegen Abend ward die Krippe mit Stroh gefüllt. Es wurde ein Ochs und ein Esel herbeigeführt, die man an beide Enden derselben stellte. Bald kamen alle minderen Brüder aus den Klöstern der Nachbarschaft, auch der hl. Franziskus, welcher eben von Rom zurückgekehrt war, erschien mit seinen Gefährten. Der Heilige kniete bei seiner Ankunft vor der Krippe nieder und verharrte bis zur Zeit der hl. Messe im Gebete. Während dessen erblickte Johannes von Belita, welcher vom hl. Franziskus mit der Anordnung des Festes betraut war, in der

Krippe auf dem Stroh liegend ein schönes neugeborenes Kind, anscheinend im Schlafe. Franziskus bedeckte dasselbe mit Kissen und schien über seine Anwesenheit entzückt zu sein. Die Thränen und Bewegungen des Heiligen entgingen keinem der in der Nähe der Krippe Stehenden. Allein das schöne Kind ward nur von Johannes von Belita geschaut, der nach dem Zeugnisse des hl. Bonaventura ein Mann von einem sehr heiligen Leben war.

Um Mitternacht wurde das Hochamt gefeiert. Der Wald strahlte von Licht. Die Fackeln erleuchteten denselben bis zu den äußersten Enden. Die Chöre der Musiker antworteten einander in der Ferne beim Singen der Hymnen und Lieder. Franziskus Seele war darüber voll der Freude. Er selbst diente als Diakon beim Amte und hielt nach dem Evangelium eine so eindringliche Predigt zu Ehren des Kindes von Bethlehem, daß er den Augen Aller Thränen entlockte.

Dies war das erste Mal am 25. Dezember 1223, daß das Weihnachtskrippenfest gefeiert wurde. Der Gedanke dazu war dem hl. Franziskus während seines Aufenthaltes in Rom gekommen. Derselbe hatte seinen Freund Johannes von Belita gebeten, alles anzuordnen, um die Andacht des Volkes für das Fest der Geburt des Heilandes zu wecken und zu heben; er hatte diesem auch die Idee des Krippenfestes angegeben. Der Heilige erhielt vom Papste Honorius III., dem er die Sache vorgetragen hatte, die Erlaubnis, ähnliche Krippen in bildlicher Darstellung in seiner Kirche zur Weihnachtszeit zu veranstalten. Bei der Christkrippe, welche vom Weihnachtsfeste bis Mariä Lichtmess aufgestellt blieb, versammelten sich in der Christnacht und während der ganzen folgenden Zeit die Ordensbrüder und das Volk, um den neugeborenen Heiland zu verehren, und dieser Gebrauch wird noch heutzutage in den meisten Kirchen des Franziskaner-Ordens beibehalten. Aus den Kirchen verpflanzte sich die Darstellung der Weihnachtskrippen in die Häuser frommer Christen zur Freude und Erbauung der ganzen Familie, besonders der Kinder. Den Mittelpunkt der Krippendarstellungen bildet das göttliche Kind, seine Mutter und der hl. Joseph. Zu dieser heiligen Familie tritt hin die Familie des Hauses, der Vater, die Mutter, die Kinder und die Dienstboten. Die Kinder insbesondere werden reichlich beschenkt, und werden die Gaben vorgestellt als kommend von dem Christuskinde. So soll sich in dem zarten Gemüthe unschuldiger Kinder Liebe und Dank gegen den erzeugen, dem wir alles zu verdanken haben. Es ist gewiß immer eine sehr schöne rührende Scene, das göttliche Kind in der Mitte unschuldiger Kinder zu sehen, die diesem ihren kindlichen Dank stammeln und ihre Liebe durch freundliche Reden und zärtliche Liebeslungen zu erkennen geben.

Ein dritter christlicher Gebrauch zu Weihnachten besteht darin, an die Mitglieder der Familie, an Dienstboten, Freunde und Bekannte Christgeschenke auszuteilen. Dieser Gebrauch erinnert an die große Wahrheit, welche besonders am heiligen Weihnachtsfeste jeder Christgläubige recht beherzigen

soll, daß Gott durch die Hingabe seines Sohnes den Menschen das herrlichste aller Guadengeschenke verliehen hat, welches allen, vorzugsweise aber den unschuldigen kindlichen Seelen, denen, die eines guten Willens sind, zu Theil werden soll. Von diesem großen, göttlichen Geschenke am Weihnachtstage redet der Prophet Isaias mit den Worten: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt, auf dessen Schultern die Herrschaft ruht, und sein Name wird genannt: Der Wunderbare, der Ratgeber, Gott, starker Held, Vater der Zukunft, Fürst des Friedens. Seine Herrschaft wird sich mehren, und des Friedens wird kein Ende sein.“ (Is. 9, 6.) Wie Gott sich selbst zum Zeichen der Liebe den Menschen zum Opfer gegeben hat, so wollen die Menschen unter sich Zeichen der Liebe und des Wohlwollens geben. Den Kindern bringt das Christkindlein Früchte und allerlei schöne Sachen mit. Die Dienstboten erhalten Geschenke zur Erinnerung daran, daß wir in Christo alle gleich sind, Herr und Knecht, alle Kinder Gottes, der uns in allem gleich geworden. Die Waisen Kinder erhalten eine besonders reiche Bescherung, ihnen will das Jesuskind dadurch seine vorzügliche Liebe zeigen. Die Armen erhalten ein reichlicheres Almosen, damit auch sie eine Weihnachtsfreude haben. An manchen Orten giebt man am Weihnachtstage selbst den Hausknechten reichlichere Nahrung und streut den Vögeln Körner hin, um so auch die Thiere einzuladen, einen Freudentag zu halten. So ist das Weihnachtsfest ein Tag der allgemeinen Freude und fast überall ein schönes Familienfest, und auf diese Weise geht immer noch in Erfüllung die glückliche Botschaft des Engels: „Siehe, ich verkünde Euch eine große Freude, die allem Volke widerfahren wird; denn heute ist Euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr.“

Hier mögen noch die schönen Worte Platz finden, welche der berühmte Verfasser der Geschichte der Religion Jesu Christi über die häuslichen Weihnachtsfreuden schreibt: „Unsere Väter haben uns eine hinterlassen, welche schön und rührend ist, eine Art des häuslichen und doch allgemeinen Gottesdienstes, welcher dem gefallen muß, der ein Vater der Freude und ein Vater der Kinder ist; dem gefallen muß, der die Kindlein herzte und selber ein Kind ward. Gefegnet sei der Mann, der diese Sitte erfand, der zuerst am heiligen Abend vor Weihnachten die Kinder seines Hauses versammelte, den Kleinsten erzählte, daß der Sohn Gottes aus Liebe für sie ein Kind geworden wäre, die Größeren mit Nahrung an diese Wahrheit erinnerte, ihnen sagte, die ganze Christenheit freue sich, auch sie sollten sich freuen; Klein und Groß mögen nun jauchzen, und sie mögen spielen mit den Geschenken, welche er und ihre Mutter ihnen schenkte, aber sich mit ihm und ihrer Mutter auch der Wonne freuen, welche das Kindlein in der Krippe ihnen bereitet habe.“

Die Eindrücke, die der Mensch in seiner Kindheit erhalten, sind wie die reinsten, so die bleibend-

sten; ein jeder, der den Glauben seiner Kinderjahre treu bewahrte, wird mit süßer Freude das Andenken an die glücklichsten Weihnachtsabende in sich erhalten, die er zu Hause im Kreise der Seinigen gehabt. Bei jedem neuen Weihnachtsfeste wird er die unschuldigen Freuden mit den Kleinen teilen und in seinem Innern das selige Gefühl der Kinderschaft Gottes und des unendlichen Friedens empfinden. Wir alle, Groß und Klein, wollen, so oft wir einen Christbaum, eine Christkrippe sehen oder Christgeschenke geben und erhalten, an die kostbarste Himmlische Gabe, an die guadenreiche Menschwerdung des Heilandes uns erinnern.

Zu Bethlehem geboren
Ist uns ein Kindlein,
Das hab' ich mir erkoren,
Sein eigen will ich sein!
O ja! o ja! sein eigen will ich sein!

○ Gedanken der Heiligen für alle Tage des Jahres.

24. Dez. Es kommt der Schöpfer und Herr der Welt, er kommt zu den Menschen, er kommt der Menschen wegen, er kommt selbst als Mensch. Wir können uns durch Unwissenheit nicht entschuldigen. Recht gut kennet ihr den Herrn, wer er sei, und wenn ihr jaget, daß ihr ihn nicht kennet, so seib ihr Irbsüßgesinneten gleich und lüget.

(Heil. Bernhard.)

25. Dez. O lieben wir doch das Kindlein zu Bethlehem, lieben wir es.

(Derselbe.)

26. Dez. Du sollst groß sein, o Herr und bewundernswert? Nein, klein bist du geworden für mich und liebenswürdig.

(Derselbe.)

27. Dez. Gewiß, wenn die göttliche Vorsehung jemals die Menschen einsehen lassen wollte, wie groß die Wirkungen ihrer Erbarmungen seien, so ist dieses in der Menschwerdung des Sohnes Gottes der Fall.

(Heil. Franz von Sales.)

28. Dez. O Güte! o Barmherzigkeit! o Liebe! gleich unendlich und unbegreiflich! Ein Gott kommt herab zur Erde und wird Mensch, um für Sünder, für elende Erdenwürmer, für uns zu sterben. O mein Gott! hätte deine unendliche Güte nicht dieses Heilmittel gefunden, ach, wer von uns hätte je darum bitten, wer nur daran denken können?

(Heil. Alphonius.)

29. Dez. O Kindlein nimm hin, was mein ist, und gib mir, was dein ist, so ist mir geholfen zum ewigen Leben.

(Heil. Hieronymus.)

30. Dez. An der Krippe soll sich der Gerechte freuen, denn nun ist ihm die Palme der Glückseligkeit näher gerückt; es soll sich der Sünder freuen, denn hier ist ihm die Gewähr der Verzeihung gegeben.

(Heil. Leo.)

‡ Rose Blätter über Kirchenmusik.

Die Predigt hat ihren Singana, das Kirchenlied sein Präludium, die Oper ihre Overtüre. Dieses erwägend, laue ich schon seit einigen Minuten an der Feder und suche nach einem passenden Präludium für die „rosen Blätter.“ Soll's Dur oder Moll sein? Und wenn diese Fundamentalfrage erledigt ist, werde ich wohl die rechte Tonart treffen? Ich weiß wohl, und jeder Nichtmusiker, der etwas musikalisch ist, wird es bestätigen, daß das Präludium sich vor allem in der Tonart der einzuleitenden Komposition zu bewegen habe. Damit läßt sich freilich auch die Anweisung in Einklang bringen, welche uns bereits auf der Tertio des Gynnastrums gegeben wurde, nämlich daß man gut thue, den Anfang schriftlicher Aufsätze erst am Ende abzufassen. Indes Theorie und Praxis liegen sich nun einmal trotz allem und allem, gleich einem uneinigen Ehepaar, gar oft in den Haaren, und so wäre der Fall nicht unmöglich, daß das Präludium schließlich in der Feder stecken bleibt. Nun, zunächst bleibt nichts übrig, als einen kühnen Sprung mitten in die Sache hinein zu wagen.

Unter allen Künsten ist die Musik die älteste; sie ist sogar „vorfludflutlich“, denn nach dem Berichte der hl. Schrift hat schon Thubalkain musikalische Instrumente verfertigt. Fast alle Völker des Altertums, namentlich die feingebildeten Griechen, verwendeten die Musik bei ihren gottesdienstlichen Gebräuchen. Unbekannt ist der musikalische Gottesdienst der Israeliten und ihr hl. Dichter und Musikdirektor König David. Der Sohn Gottes selbst hat durch seinen Lobgesang beim letzten Abendmahle (Matth. 26,30) den liturgischen Gebrauch des Gesanges geheiligt, und der Apostel Paulus fordert (Eol. 3,16) die Gläubigen dazu auf: „Belehret und ermuntert einander mit Psalmen, Hymnen und geistlichen Liedern, mit Dankbarkeit Gott in eurem Herzen lobsingend.“ — Die hl. Väter bezeichnen den Gesang als „ein gewaltiges Mittel, Heiden zu bekehren und die verfolgten Christen im Glauben zu erhalten.“ — Die Tonkunst erschließt ja das Innerste des Menschen; keine andere Kunst bewirkt einen so rührenden und ergreifenden Eindruck auf das menschliche Gemüt!

Allein, ob St. Paulus oder auch jener Heros der christlichen Tonkunst, St. Ambrosius, für manche unserer deutschen Singweisen, wie sie namentlich während der schönen Weihnachtszeit in den meisten Kirchen am Rhein gesungen werden, sich würden begeistert haben oder gar dazu aufgemuntert hätten, möchte ich bezweifeln. — Der freundliche Leser lächelt und denkt wohl bei sich: „Na, jetzt kommt eine lang ausgespinnene Fuge über das bekannte Choral-Thema und diese schließt wieder brillant ab mit einem Loblied auf den Cäcilienverein als Orgelpunkt: und das ganze hat irgend ein hiesiger oder auswärtiger „Chor-Thraun“ zusammenkomponiert!“ Nun eine derartige vom Leser beliebte Modulation (Ausweichung) würde mir allerdings etwas frappant vorkommen. Vielleicht vermag ich indes

die Dissonanz schnell zur befriedigenden Auflösung zu bringen, indem ich bemerke, daß ich, Schreiber dieses, schon seit Jahren ein großer Verehrer des deutschen Kirchenliedes war, jetzt noch bin und wohl auch zeit lebens sein werde. Ja auch ich möchte den deutschen Kirchengesang nicht missen — aber alles zu seiner Zeit und in der rechten Weise! O wer nur einmal oberflächlich sich das alte deutsche Kirchenlied angesehen hat, wird mit mir seinem tiefsten Bedauern Ausdruck geben müssen, daß dieser kostbare Schatz wohl noch Bibliotheken zur Zierde gereicht, aber nur wenig mehr seine Bestimmung an hl. Stätte erfüllen darf. Während kein Musikverständiger sich dem Zauber jener Melodien zu entziehen vermag, darf der Herausgeber eines Gesangbuches kaum wagen, die alten Weisen auch nur vereinzelt zu bringen; er dürfte sein Wiederbuch nur wieder einstampfen lassen!

Und doch ist eine Besserung des jetzigen verdorbenen Geschmacks nur dann zu erhoffen, wenn derselbe sich zurechtzufinden sucht an jenen fernigen Weisen unserer Vorfahren! Wer Gelegenheit hat, vergleiche doch nur einmal das alte „O Heiland reiß die Himmel auf“ mit dem modernen „Thaet Himmel“; oder gar „Der Tag der ist so freudereich“ mit den vielgesungenen „Heiligste Nacht“, „Menschen, die ihr wart verloren“; oder „Da Jesus an dem Kreuze stand“ mit dem sentimentalen „Heb die Augen“ 2c. 2c. Ueberhaupt entspricht es der Würde und Erhabenheit unserer Gottesdienste sicher nicht, wenn die zur Verwendung kommenden Melodien nicht frei sind von weltlichem oder überschwänglichem Ausdrucke. Dahin gehören aber z. B. alle Lieder, die im Verlauf einer melodischen Phrase Melodienstritte über eine Oktave hinaus machen oder deren Melodienstritte sich auf harmonisch-dissonierende Verhältnisse stützen (z. B. die kleine Sept oder verminderte Quint). Daß die Melodie hinsichtlich ihres Rhythmus alles Wiegende, Tändelnde und Hüpfende ausschließen muß, versteht sich von selbst.

Ja, was ist da aber zu thun?

Sollen die „beliebten“ Lieder ohne weiteres aus den Kirchen hinausreglementiert werden? Wir meinen, die unkräftlichen Weisen mit ihren Schindeln und Zuthaten könnten wohl allmählich aus der Praxis verschwinden und andere bessere in die Lücken treten. Material bietet schon ziemlich reichhaltig das neue offizielle Diözesan-Gesangbuch. Werden die „neuen“ Lieder von frischen Kinderstimmen nur einige Male gut vorgesungen, so wird die Mehrzahl unserer „Kirchensänger“ sich schon bald damit befreunden. Nun, darüber ein anderes Mal mehr.

Enfin kann ich mir einen kurzen „Orgelpunkt“ zum Abschluß doch nicht versagen. Welches unserer Weihnachtslieder läßt sich mit dem majestätischen Choral-Introitus der 3. Weihnachtsmesse vergleichen? Puer natus est nobis: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt, der das Zeichen der Herrschaft auf der

Schulter trägt und sein Name wird sein Engel des großen Rates" d. h. er ist der vom Himmel Gesandte, der den Ratschluß der hl. Dreifaltigkeit ausführen wird. (Dächte ich nicht rechtzeitig an des Herrn Redakteurs große Schere, fast wäre ich versucht, das herrliche Tonstück ein wenig noch zu analysieren.) — Wenn dann nach diesem imposanten Eingang der Chor ein kunstvolles polyphones Tonwerk folgen läßt, auf dessen Einübung manche Stunde harter Arbeit verwendet wurde, wie muß das Herz des Sängers höher schlagen in dem Bewußtsein, jenes Gloria der Engelschaaeren fortsetzen zu dürfen zu Ehr und Preis des göttlichen Kindes! Und was Fleiß und Eifer vermag, das hat die jüngste Aufführung vom 8. d. im Gesellenhause wieder gezeigt: Der betr. Chor mit seinem wackeren Dirigenten verdient alles Lob, und die Mitglieder der übrigen Chöre haben sicherlich eine mächtige Anregung erhalten, in ihrem löblichen Streben fortzufahren. — Mögen also unsere Chöre zum bevorstehenden Feste ihr Bestes aufbieten, aber in reiner Ablicht! Das Kind, zu dessen Ehren sie singen, wird es tausendfach vergelten!

Die kostbare Schachtel.

Der hl. Weihnachtsabend war nahe, und nicht am wenigsten freute sich auf ihn, seiner süßen Gaben wegen, die kleine Helene, die einzige Tochter eines reichen Kaufmannes, welche in einem Pensionate erzogen wurde. Sie war, wie alle kleinen Mädchen, eine große Freundin von Süßigkeiten, aber noch mehr liebte sie die Armen, die zuweilen, um Almosen bittend, an die Pforte kamen. So gern hätte sie allen geholfen, wenn nur nicht die schwachen Mittel ihres kleinen Geldbeutels so oft erschöpft gewesen wären. An jenem Tage nun hörte sie, wie eine arme Frau an der Klosterpforte um einige Tischreste für ihre drei kleinen Kinder anhielt. Schnell zog sie ihre kleine Börse hervor, erschrak aber nicht wenig, als sich gar nichts mehr darin wollte finden lassen.

Bald darauf wurde sie in das Besüchzimmer gerufen, um ihre Mutter zu begrüßen. Helene, die ein wenig verwöhnt war, wußte recht wohl, daß sich in der Tasche der Mutter immer eine kleine Ueberraschung für sie befand, und hatte sich auch heute in ihrer Erwartung nicht getäuscht. Um ihr einen Vorgeschnack der Freuden des Weihnachtsfestes zu geben, zog jetzt die Mutter eine wunderschöne Schachtel voll süßen Zuckerwerkes hervor, sie ihrem kleinen Liebling hinreichend. Zu ihrem Erstaunen griff jedoch Helene nicht mit beiden Händen danach, wie sie gewöhnlich that, sondern erkundigte sich nach dem Inhalte und dem Preise der kostbaren Schachtel und fügte dann in zärtlichem Tone hinzu: „Siehe Mutter, wie könntest du mich froh machen, wenn du mir diese Schachtel abkaufen wolltest! Nimm sie, Mutter, bitte, ich verkaufe sie dir.“

Der Ernst, mit welchem das kleine Mädchen dies sagte, überraschte die Mutter, welche ihre Worte für einen Scherz hielt. „Welche Einfälle, mein Kind“, sagte sie deshalb, „was wolltest du denn mit dem Gelde thun?“

„Es ist für eine arme Frau“, entgegnete das Kind erröthend. — Als nun die Mutter sich noch ein wenig weigern wollte, schlang Helene beide Arme um sie und bat so dringend, so schmelzend, daß das Mutterherz doch nachgab. Helene erhielt einen Thaler, und die Mutter nahm die Schachtel wieder mit.

Zu Hause angekommen, erzählte sie ihrem Manne die kleine Begebenheit. Gerührt von der Gutherzigkeit seines Töchterchens, rief dieser aus: „Wie könntest du nur dem Kinde die Schachtel entziehen? Gleich will ich hingehen, und sie ihm wiedergeben.“

Einen Augenblick gab sich Helene ganz der Freude hin, welche das Wiedersehen der verführerischen Schachtel in ihr weckte; sie herzte ihren Vater, indem sie beständig die Worte wiederholte: „Wie froh bin ich, wie glücklich!“

„Auch ich bin glücklich“, sagte der Vater, „weil meine kleine Helene sich so wohlthätig gezeigt hat.“

Als ob diese Worte in dem Herzen des Kindes einen ernsten Gedanken angeregt, stand Helene einen Augenblick nachsinnend da und sagte dann mit ganz leiser Stimme: „Vater, wenn du doch — aber ich wage kaum, es zu sagen, wenn doch auch du mir meine Schachtel abkaufen wolltest!“

„Geh“, sagte dieser, „sei noch nicht unvernünftig.“

„O Vater“, erwiderte jetzt Helene und blinzelte flehend zu ihm auf, kaufe die Schachtel, damit eine arme Frau und ihre drei kleinen Kinder von dem Gelde Brot erhalten. Wenn du müchtest, wie wehe der Hunger thut, du würdest gewiß meine Schachtel kaufen; du bist ja so gut und hilfst so gerne den Armen! O, kaufe sie doch!“

Der Vater drückte einen Thaler in Helenens kleine Hand und eilte dann tief ergriffen fort, um dem Kinde seine Nahrung zu verbergen. Erst auf dem Heimwege bemerkte er, daß er noch immer die verhängnisvolle Schachtel unterm Arm hielt, und es fiel ihm ein, daß er seine Frau gezankt, weil sie dieselbe wieder mitgebracht habe. Schnell wollte er ins Kloster zurückkehren — da kam ihm ein besserer Gedanke.

Unter den Geschenken, welche die kleine Helene am Weihnachtsabende empfing, befand sich nicht bloß die wohlbekannte Schachtel mit dem Zuckerwerke, sondern auch eine andere. Beim Öffnen derselben glänzte dem überraschten und überglücklichen Kinde eine hübsche Summe Geldes in blanker Silbermünze entgegen, und auf einem Zettel las es die Widmung: „Für die Armen!“

Rätsel.

(Homonymie.)

Leben birgt es und den Tod,
 Halb ist's schwarz, halb weiß, halb rot,
 Man braucht's im Frieden und im Kriege,
 Man gibt's dem Säugling in der Wiege,
 Ihm verdankst Du manchen Braten,
 Nun wirst Du's ohne Müh' erraten.

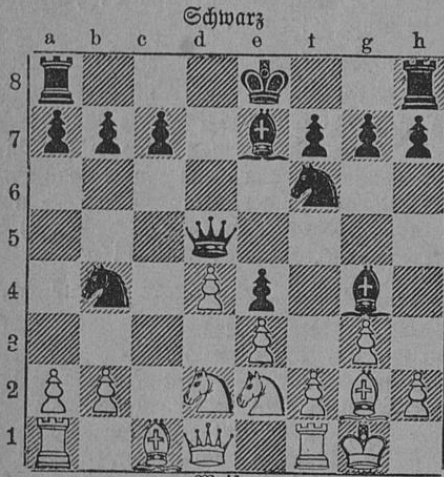
B. G.

Schach.

Partie Nr. 63.

(Originalpartie des Sonntagsblattes.)
 Unregelmäßig.¹⁾

Herr Badberg.	Herr v. Freyholtz.	Herr Badberg.	Herr v. Freyholtz.
Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. c2-c3 ²⁾	e7-e5	6. Sg1-e2	Le8-g4
2. e2-e3	Sg8-f6	7. Sb1-d2	Lf8-e7
3. g2-g3 ³⁾	Sb8-c6	8. 0-0	Dd8-d7 ⁴⁾
4. Lf1-g2	a7-d5	9. c3-e4	Sc6-b4
5. d2-d4	e5-e4	10. c4-d5;	Dd7-d5;



Stellung nach dem 10. Zuge.

11. Se2-c3	Lg4-d1;	18. Sc4-e5	Th8-h6
12. Sc3-d5;	Sf6-d5; ⁵⁾	19. Td1-f1	g7-g5 ⁷⁾
13. Tf1-d1;	Sb4-c2	20. f2-f3	Sd5-f6
14. Ta1-b1	f7-f5	21. f3-e4;	f5-e4;
15. Sd2-c4	Sc2-b4	22. Tf1-f5	g5-g4
16. a2-a3	Sb4-a6 ⁶⁾	23. Tf5-f4	Sf6-d4
17. Lc1-d2	h7-h5	24. Tf4-e4;	

und Weiß gewann.

Anmerkungen.

- 1) Nachfolgende Partie wurde im Laufe des vorigen Monats im hiesigen Schachverein gespielt.
- 2) Der Anfangszug mit einem der beiden Läuferbauern (c2-c3, c2-c4 oder f2-f4, nicht aber f2-f3, welches letzterer nicht zu empfehlen ist) ist gut, führt aber meistens zu wenig lebhaften Spielen, welche von Beginn an Remisschluß erwarten lassen.
- 3) Weiß sucht durch Anstellung der Bauern in einer Rückzacklinie seinen Diagonalfiguren möglichst großen Spielraum zu verschaffen.

4) Beide Parteien haben ihr Spiel mit Umsicht und Geschick entwickelt; Schwarz dürfte hier gut thun, ebenfalls zu rochieren.

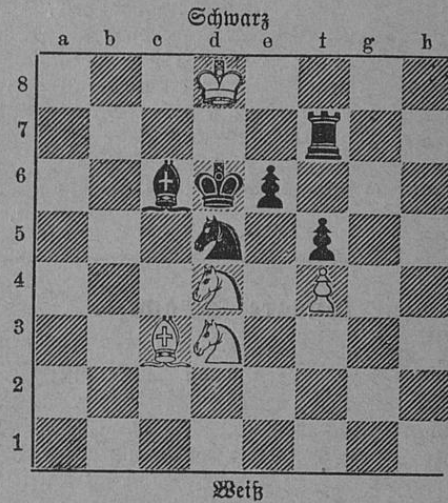
5) Weißer nähme der andere Springer wieder (12. Sb4-d5:), die geplante Exkursion nach e2 sollte als zwecklos unterbleiben.

6) 16. Sb4-c6 war am Platze; auf a6 ist der Springer deplaciert.

7) Der Angriff der schwarzen Bauern ist originell scharf aber sofort in verderbenbringender Weise mangels gehöriger Vorbereitung. Die lange Rochade nebst c7-c5 (um den Springer a6 wieder ins Spiel zu bringen) mußte unbedingt vorhergehen.

Aufgabe Nr. 84.

(Stratagemes des échecs Nr. 8.)



Weiß zieht an und giebt in drei Zügen Matt.

Lösung von Aufgabe Nr. 81.

Weiß Schwarz. Weiß. Schwarz.

I.	III		
1. Dd3-g3	Ka5-a6	1.	Ld1-a4 od. b3
2. Dg3-c7;	L beliebig	2. Dg3-c7+;	Ka5 a6 bzw. a4
3. Dc7-b6 ♯		3. Dc7-b6 bzw. a7 ♯	
II.	IV.		
1.	Ka5-a4	1.	Ld1-c2
2. Dg3-c3	L beliebig.	2. Dg3-g8	K od. L beliebig.
3. Dc3-b4 ♯		3. Dg8-a2 oder a8 ♯	

Nichtig angegeben (teilweise mit zutreffenden Bemerkungen über die Schönheit des Problems) von: § 2 in Benrath, Schmitz in Willrich, W. Droste sen. in Lohausen, J. v. S., Jos Kaufholz und St. Alf Volkmann hier, Unterhotel in Koblenz.

Briefkasten.

§ 11 in Benrath, C. G. in Unterbach, Jos. Kaufholz und J. v. S. hier: Nichtige Lösung von Aufgabe Nr. 82 und 83 notiert.

B. hier: Fritsch gewagt, ist halb gewonnen.

Jahrgang 1887 (23)

Sonntagsblatt.

Beletrifische Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. Fink.

Druck u. Verlag der Aktien-Gesellschaft „Düsseldorfer Volksblatt“ in Düsseldorf.

Nr. 53.

Sonntag, den 31. Dezember.

1882.

Sonntag in der Oktav der Geburt des Herrn.

Evangelium nach dem heil. Lukas II, 33—40.

Inhalt: Simeon, ein ehrwürdiger Greis und eine Prophetin Anna begrüßen das Kind Jesu im Tempel.

* * *

Zum Jahreswechsel.

Auf der Schwelle des neuen Jahres stellen Millionen die Frage: Was wird das neue Jahr uns bringen? Aber niemand erhält eine gewisse und bestimmte Antwort; niemand gelangt aus dem Gebiete der Vermutungen und Ahnungen in das der Gewißheit und Wahrheit. Die Zukunft ist dem Auge des Sterblichen verhüllt und verborgen, und vergebens hat der Aberglaube alle Künste angewandt, um den Schleier zu lüften. Und wozu diese Bemühungen? Man antwortet: Ich erdulde Leiden, deren Ende, genieße Freuden, deren Dauer, habe Pläne, deren Erfolg ich wissen möchte; einer Zukunft entgegengehen, die mich auf dem Gipfel des Glückes heben aber auch in die Tiefe des Unglückes stürzen kann, mit verbundenen Augen ihr entgegengehen, o wie hart! Ist eine solche Klage gerechtfertigt? Keineswegs! Denn aus Weisheit und Liebe hat Gott die Zukunft in Dunkel und Nacht gehüllt. Der Mensch wird in eine Welt hineingeboren, welche die Natur des freudvollen Paradieses längst abgelegt und die eines Thränenhales angenommen hat. Mit Stöhnen tritt der Mensch ein in diese Welt; sein erster Laut ist ein Schrei der Not und des Schmerzes, ein Vorbote der Leiden, die im Leben seiner harren. Wären nun alle für ihn bestimmten Leiden, sogar die Stunde, wo sie eintreffen, vor seinem Blicke aufgedeckt, mit welchem fürchterlichen Gewicht würden sie ihn niederdrücken. Sie würden doppelt schmerzen, weil nicht nur ihre Gegenwart, sondern auch ihre Zukunft verwunden würde. Zudem giebt es Leiden, die erst im Tode ein Ende finden. Würden wir, daß Leiden dieser Art uns zustoßen würden, müßte nicht jeder Tag, der sie uns näher brächte, unsere Angst steigern, müßte sie nicht, wenn sie eintreffen, uns in Verzweiflung bringen, weil wir keine Hoffnung auf eine erlösende Zukunft ha-

ben dürfen, also uns die süßeste aller Eröstungen mangelte. Wie viele Freuden würden dann auch aus unserm Leben verschwinden, wenn die Zukunft wie die Gegenwart in hellem Lichte vor uns läge! Die Erde ist zwar reich an Leiden, aber doch auch nicht arm an Freuden. Sie hat der Gaben viele, deren der Mensch sich erfreut und in dem Durste der Glückseligkeit, der jedem angeboren wird, hofft er manche derselben zu empfangen. Diese Hoffnung ist der Stern, welcher seinen Lebensweg erhellt. Besonders verleiht sie der Jugendzeit, in der die ganze Zukunft noch unenthüllt daliegt, den ihr eigentümlichen Reiz und Zauber. Würde der Vorhang von der Zukunft hinwegfallen, wie manches Gebäude des Glückes, in dessen Hoffnung wir jetzt selig sind, würde zusammenstürzen! Nicht bloß erhoffte, sondern schon vorhandene Freuden würden uns genommen werden; nämlich alle diejenigen, denen drückende Leiden folgen. Ihre Zahl ist groß; selten begünstigt ja ein bleibendes Glück den sterblichen Menschen; in der Regel wechselt mit dem Glück das Unglück, wie mit dem Sonnenschein der Regen, und je herrlicher und glänzender das Glück ist, desto näher und trauriger ist gewöhnlich der Wechsel. Weil jedoch der Mensch die kommende Widerwärtigkeit nicht voraussieht, so genießt er sorglos die gegenwärtige Freude. Wie würde aber der Genuß ihm vergällt werden, und alle Kraft der Erquickung verlieren, wenn er die nachfolgenden Leiden klar voraussähe. Es würde ihm ergehen, wie jenem Manne, der an der reich besetzten Tafel des Fürsten keinen Geschmack fand, weil an dünnem Haare ein blinkendes Schwert drohend über seinem Haupte hing.

Was endlich den Freuden die wahre Würze und Süßigkeit giebt, das ist die Ueberraschung. Dann erst, wenn sie ungeahnt kommen, wird ihr Segen in seiner ganzen Fülle genossen. Welch ein Glück, wenn in den Nächten des Lebens plötzlich ein leuchtender Stern aufgeht und die Verwicklungen des Lebens sich auf eine unerwartete Weise zum Besten lösen. Sähen wir aber die Freuden voraus, sie hätten dann nicht mehr ihren vollen Reiz und deshalb den Wert nicht mehr, den sie jetzt haben.

Die Verborgenheit der Zukunft befördert mithin unser Glück, nicht weniger unsere Tugend. Sie treibt uns zur Thätigkeit. Denn da wir die Zukunft nicht durchschauen und kennen, so sind wir

genötigt, auf alles, was kommen kann, uns vorzubereiten. Darum bemühen wir uns, durch wackern und fleißigen Gebrauch unserer leiblichen und geistigen Kräfte in die Verfassung zu gelangen, welche die rechte ist, um den Anforderungen der verschiedensten Lebenslagen zu genügen. Sie bewahrt uns vor Uebermut im Glücke. Mit Recht darf gefragt werden, was schwerer sei, im Unglück keinen Unmut oder im Glücke Demut zu bewahren. Der gesegnete Mensch vergißt so leicht der Hand, die ihn gesegnet und der Glanz des Glückes verleitet ihn so leicht zum Stolze vor Gott und den Brüdern, die weniger glücklich sind, als er. Dahin kann es so leicht nicht kommen, so lange der Gedanke an die dunkle Zukunft mahnend uns vorschwebt. Sie kann all unser Glück zerstören, unsern Reichtum in Armut und unsern Ruhm in Niedrigkeit verwandeln. Diese Möglichkeit verbietet uns, beim Schimmer des Glückes stolz zu sein und mahnt uns zur Demut. Sie führt uns zu Gott. Denn bedeckt auch die finsternste Nacht unsere Zukunft, so gehen wir ihr doch mit Notwendigkeit entgegen. Werden wir nun aber nicht einen Führer wünschen, einen Begleiter, Helfer und Tröster? Den finden wir allein in Gott. Darum wenden wir uns zu ihm und trachten nach seiner Freundschaft und Liebe.

Also um unseres Glückes und unserer Tugend willen ist uns die Zukunft verborgen worden. Darf diese Verborgenheit uns noch schmerzen?

Doch sieh weiter! Nicht alles Zukünftige ist für uns in Dunkel und Nacht gehüllt. Was uns zu wissen noth thut, wissen wir. Wir wissen, daß wenn wir die Tugend lieben und üben, wir den Segen Gottes, und wenn wir Sünde thun, den Fluch empfangen werden, daß wir einst sterben, daß wir vielleicht im neuen Jahre vor dem Richterstuhl Gottes erscheinen müssen, und daß „kommen wird der Tag des Herrn, an welchem die Himmel werden mit großem Krachen dahinfahren, die lobenden Elemente werden aufgelöst, und die Erde und die Werke auf ihr werden verbrannt werden.“ Das wissen wir, damit wir das Gute thun und das Böse meiden, und, sollten wir im alten Jahre Schuld auf unser Gewissen geladen haben, uns wieder auszuöhnen mit der beleidigten und erzürnten Gerechtigkeit Gottes und dann uns untadelhaft bewahren bis auf den Tag des Gerichtes und nicht an das Eitle und dem Feuer bestimmten Irdische unser Herz verkaufen, sondern nach den unvergänglichen Schätzen der Gottseligkeit trachten. Ist es nöthig, ja wäre es für unser Seelenheil nicht gar schädlich, mehr von der Zukunft zu wissen? Soll uns also deren Verborgenheit noch schmerzen?

Und überdies gehen wir der dunklen Zukunft nicht allein entgegen. Wir erfreuen uns eines Führers und Begleiters. Der ist Gott, der Allmächtige, der Allwissende, der Allweise und Allliebende. Wenn wir seiner Hand uns gänzlich anheimstellen, vertrauensvoll und kindlich ergeben, dann haben wir keine Furcht, nicht vor der Wut der entfesselten Elemente, und wenn sie auch im neuen Jahre wieder, was Gott verhüten wolle, mit schrecklichen Verheerungen Stadt und Land heimsuchen würden; nicht vor den Wechselfällen des Schicksals,

nicht vor der Bosheit der Menschen und nicht vor den Schrecken des Todes. „Wenn Gott mit mir ist, wer kann wider mich sein?“ Und er wird mit uns sein, wenn wir ihn fürchten und seine Gebote halten. Das wollen wir demnach geloben. Freilich wird er nicht alle Trübsal von uns abhalten. Thränen wird er im neuen Jahre keinem von uns ersparen; aber wir wissen, daß auch in der Trübsal seine Liebe sich zeigt. Soll und darf da also die Verborgenheit der Zukunft uns schmerzen?

Wir antworten nein, obschon wir auf der Schwelle des neuen Jahres stehen und die mannigfachen Gesichte erwägen, die uns und unsere Lieben treffen können. Allerdings erfüllt uns dieses Dunkel mit frommem Ernste und hält uns ab, aus dem alten ins neue Jahr hinüberzuspähen, hinüberzutanzeln, hinüberzulärmen, hinüberzufündigen; jedoch es flößt uns nicht Bangigkeit und düstere Sorge ein. Zu Gott, unserm Herrn, schauen wir hinauf; „er ist unsere Zuflucht, unsere Burg; ihm befehlen wir unsere Wege und bauen auf ihn; er wird es wohl machen mit uns für und für“ und an seiner Hand, unter seinem Schutze und seinem Segen werden wir verleben ein

glückseliges neues Jahr.

Die Erziehung des Kindes.

Zunächst giebt es leider nur zu viele Eltern, welche glauben, die ersten vier, fünf oder gar sechs Jahre handle es sich einzig um die Frömmung des leiblichen Lebens, um Bewahrung gesunder Sinne und gerader Glieder; für die Seele des Kindes sei in diesem ganzen Zeitraume so gut wie nichts zu thun. Wie gewaltig täuschen sich solche Eltern! Wie bitter werden sie ihre Nachlässigkeit einst zu bereuen haben! Wie hart müssen aber die vernachlässigten Kinder selbst dafür büßen!

Wann soll demnach das eigentliche Erziehungs-geschäft, d. h. die Heranbildung der Seele zum Guten, beginnen? Die Sache im engeren Sinne verstanden, lautet die Antwort: die erziehende Thätigkeit und Sorgfalt hat mit dem Tage der Geburt zu beginnen. Freilich handelt es sich da keineswegs um eine Vorlesung für den jungen Weltbürger, sondern um eine höchst weise Vorzorge. Die Seele des Menschen ist mit dem Wasser vergleichbar. Dieses Naturelement ist an sich beinahe farblos; allein es besitzt die Fähigkeit, die Bilder aller Gegenstände in sich aufzunehmen und getreu wiederzuspiegeln. Je nachdem diese Gegenstände nun schön, rein und zierlich oder häßlich und unsauber sind, werden auch die Bilder ausfallen. So ist auch die Kindesseele noch form- und gestaltlos, sie hat noch nichts gesehen, gehört oder erfahren. Allein sie teilt die Spiegelnatur. Kann hat das Kind das Licht der Welt erblickt, so wirft alles, was in seiner Gegenwart geschieht und sich befindet, seinen Abglanz, sein Bild in die zarte Seele. Das gilt vom Guten und Schönen, wie vom Schlechten und Häßlichen. Freilich wechselt die Scenerie gar schnell und gar oft; ohne jegliche Spur wird indes kaum ein Eindruck bleiben. Das Entscheidende besteht aber darin, daß gewisse Eindrücke unzählige Male sich

wiederholen und daher unfehlbar eine tiefe Spur zurücklassen. Befindet sich ein Kind in wohlgeordneter Umgebung: entsprechen alle Eindrücke, welche durch die fünf Sinne, als ebenso viele Kanäle ins Innere gelangen, den Anforderungen des Anstandes, der Sittlichkeit und Gottesfurcht, so vollzieht sich unbewußt ein höchst segensreicher Prozeß in der Kindesseele.

Guter Samen ist ausgestreut. Er harret bloß auf das geistige Sonnenlicht der erwachenden Vernunft, um alsbald aufzugehen und dann unter weiterer sorgfamer Pflege Früchte des Heiles zu bringen. Ein solches glücklich zu preßende Kind wird mit viel größerer Leichtigkeit alles Gute und Ersprießliche in sich aufnehmen, gegen das Böse und Häßliche jedoch einen angeborenen Abscheu empfinden. Das gerade Gegenteil findet bei einem Kinde statt, dessen Wiege in unlauterer, streitsüchtiger, frivoler Umgebung steht. Während das erstere ganz unbewußt die Keime der Frömmigkeit, der Sanftmut und der Nächstenliebe in sich aufnahm, senken sich in das Gemüth des letzteren die giftigen Wleger der verschiedensten Laster und Untugenden. Welchen Fleiß und welche Sorgfalt bedarf später ein Kind, dessen erste Jahre unter dem Einflusse einer unpassenden oder gar schlechten Umgebung gestanden! Wie wird es sich selbst und anderen zur Last!

Um mit dem minder Wichtigen zu beginnen, so mögen also Eltern, denen am Wohle ihrer Kinder etwas gelegen ist, von Anfang ihres ehelichen Zusammenlebens an sich an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnen. Sodann mögen sie aus Liebe zu Gott und ihren Kindern sich selbst zu überwinden lernen, damit sie nicht wegen jeder Kleinigkeit in Zorn aufbrausen, Schelt- und Fluchworte ausstoßen. Fleiß und Arbeitsamkeit, Frömmigkeit, christlicher Frohsinn möge aus ihrem ganzen Betragen hervorleuchten. Kurz, wie sie ihre Kinder später zu haben wünschen, so und nicht anders mögen sie ihre ganze Denks-, Rede- und Handlungsweise einrichten. Es beginnt mithin schon vor dem 4., 5. oder gar 6. Lebensjahre ein gutes, wenn nicht vielleicht das wichtigste Stück der Kindererziehung.

Ferner giebt es Eltern, die sagen, sie hätten keine Zeit, ihre Kinder zu erziehen, und denen erwidere ich, daß sie von Gott die Erziehung ihrer Kinder als eine heilige Pflicht erhalten haben und sich deshalb Zeit nehmen müssen, diese Pflicht, über die sie einst vor Gott strenge Rechenschaft werden geben müssen, zu erfüllen.

Es giebt andere, die sagen, ihre Kinder seien so gut, daß sie gar keine Fehler oder sündhaften Neigungen hätten, und denen sage ich: Die Elternliebe macht Dich blind gegen die Fehler Deiner Kinder, die Du bessern sollst; denn wisse, jedes Kind hat von Vater und Mutter das traurige Erbteil sündhafter Neigungen und Triebe erhalten, die der Mensch durch die Kraft der Gnade Gottes im beständigen Kampfe der Abtötung und Selbstverleugnung überwinden und dadurch das Heil seiner Seele wirken soll.

Es giebt wieder andere, die sind hart und selbstsüchtig gegen ihre Kinder, stoßen dieselben, wenn sie liebend sich anschmiegen wollen, zurück und er-

füllen das jugendliche Herz mit Bitterkeit und schauer Eintönigkeit, statt mit kindlicher Liebe und offenerherziger Zutraulichkeit. O! die Kinder haben ein solches Bedürfnis geliebt zu werden und wieder lieben zu können, daß diejenigen Eltern, welche das Herz ihrer Kinder verstocken und nicht ausbilden, eine große und sehr schwere Sünde begehen.

Es giebt wiederum andere, die fröhnen ihrer eigenen Eitelkeit, indem sie ihre Kinder zu Zierpuppen machen, den Verstand des Kindes mit vielerlei unnützen Dingen beschweren, sein Herz mit vielen Eitelkeiten füllen, aber ihm nichts sagen vom lieben Gott und seinen heiligen Geboten, so daß man mitunter 12—14jährige Kinder findet, die als recht fleißig und gut unterrichtet gerühmt werden und in der That auch vielerlei Sachen wissen, nur nichts von Religion. Oft können sie kaum das Glaubensbekenntnis oder die zehn Gebote Gottes hersagen.

Es giebt andere, die ihre Kinder mitunter wegen Kleinigkeiten, oft einer bloßen Unvorsichtigkeit wegen unverhältnißig schlagen, und anderemal die schwersten Sünden ungestrast hingehen lassen. Und dieses sage ich: Die Eltern haben das Recht zu strafen und zu belohnen; sie sollen aber beides nicht nach Launen oder Neigung, sondern nach dem Maßstabe der Gerechtigkeit üben und wohl bedenken, daß sie Gott Rechenschaft darüber geben müssen. Durch jede unverdient erteilte oder unverdient erlassene Strafe wird das innere Bewußtsein der Gerechtigkeit im Herzen des Kindes verletzt und falsch geleitet; und das ist eine schwere Sünde, die Eltern gegen ihre Kinder begehen.

Und endlich giebt es leider sehr viele Familien, in denen die Kinder nicht zum Gehorsam angehalten werden; man giebt den Kindern, damit sie nur ruhig seien, stets das, was sie verlangen, und erläßt ihnen, was sie nicht gerne thun. Und das ist ein großer Fehler in der Erziehung unserer Tage — denn wer nicht gehorchen gelernt hat, wird auch einst nicht vernünftig zu befehlen wissen. Wessen Eigensinn nicht in früher Jugend gebrochen worden ist, der wird später durch seinen Eigensinn sich und andere oft unglücklich machen und durch traurige Erfahrungen das vielleicht später nachholen müssen, was die Eltern an ihm versäumt haben.

O gebe Gott, daß alle Eltern ihre Kinder zu wahrer Gottesfurcht und Frömmigkeit, in wahrer Elternliebe und heiligem Gehorsam erzögen; sie würden dann durch die treue Erfüllung dieser ihrer Elternpflichten den größten Segen ernten.

Lose Blätter über Kirchenmusik.

2.

Reisende Engländer sind oft recht kuriose Leute. Vor einigen Jahren, so erzählt einer unserer besten Schriftsteller, besuchte eine englische Touristen-Gesellschaft eine berühmte Kirche Italiens. Nachdem sie sich eine halbe Stunde mit den Merkwürdigkeiten der Kirche entsprechend gelangweilt, hatten die Deutschen den Einfall, von den begleitenden Dienern eine ansehnliche Ladung Wald-Erdbeeren, eine Douteille Wein etc. herbeiholen zu lassen, um

angefächts der erstaunt herunterschauenden Heiligenbilder ganz ungeniert unter Schwäken und Lachen den Erfrischungen zuzusprechen. Man ist nun in Italien freilich manche Rücksichtslosigkeit gewohnt seitens der blonden Söhne und Töchter Albions, die mit ihren Goldnapoleons in der Tasche meinen, Kom von der Peterskuppel bis zum untersten Stockwerk der Katakomben als Eigentum ansehen zu dürfen, die fest überzeugt sind, Rafael und Michel Angelo hätten nur für sie gemalt und der Besuch speie eigens zu ihrer Belustigung Feuer. — Allein dieser Erdbeerenschwanz war den übrigen Kirchenbesuchern doch etwas zu stark; es kam zu ganz unangenehmen Erörterungen und die Söhne und Töchter Albions wurden im eigentlichen Sinne des Wortes zum Tempel hinausgeworfen. Und sicher mit Recht! denn frische Wald-Erdbeeren, zumal wenn sie unter einer dicken Schneelage gepulverten Zuckers sich präsentieren, sind ohne Frage recht köstlich, aber in die Kirche gehören berartige Delikatessen nun einmal nicht hinein. — Der freundliche Leser möge es gütigst verzeihen, daß ich ganz unwillkürlich an frische Wald-Erdbeeren dachte, als ich in den verflossenen Weihnachtstagen wieder einzelnen, von Jung und Alt mit Freude und Begeisterung und darum in entsprechend lebhaftem Tempo gesungenen Krippenliedern begegnete; ich habe nicht gewagt, die ernstesten Heiligenbilder anzusehen, weil ich fürchtete, sie möchten unwillig mit dem Kopfe schütteln und der meinerseits folgende Bericht hierüber möchte den Leser erst recht verbrießlich gegen mich stimmen. —

„Ach, diese Chorirrhannen,“ meinte dieser Tage ein sehr strenger Kritikus, „haben nun einmal nicht Raft und Ruhe, bis sie aller Welt ihren wunderlichen subjektiven Geschmack aufgetrocknet haben! Was bezwecken diese Leute doch damit und wer hat sie gerufen?“ — Freilich, das ist eine harte Rede! In meiner angeborenen Schüchternheit suche ich Schutz hinter dem weiten Philosophenmantel des gelehrten Prof. Deutinger und lasse diesen für mich reden: „So wie der Mensch irgend eine Wahrheit mit lebendiger Empfindung in sich aufgenommen hat und von ihr bewegt wird, so findet er sich durch sie gedrängt, dieselbe bei jeder sich darbietenden Gelegenheit auszusprechen und mitzutheilen; und je unbefangener er dieselbe in sich aufgenommen, um so unbefangener wird er sich auch darüber aussprechen.“

Da haben wir's! Und wenn nun, ganz abgesehen von ihrem primären Zwecke, gerade die Straße (und nicht etwa das moderne Theater) die Kunstschule unseres Volkes sein soll, muß da nicht jeder bereitwilligst seinen Stein zu diesem Bauwerke liefern? Wessen Geschmack entspricht es aber, wenn immer und ewig, jahraus und jahrein dieselbe Sandvoll armseliger Lieder stereotyp wiederkehren? Wenn mit eiserner Konsequenz immer und immer wieder dieselbe „deutsche Messe“ herabgesungen wird? Das möchte ich doch wissen! Und wer wird so thöricht sein, sich ein Gesangbuch anzuschaffen, wenn er die paar Lieder seit mehreren Dezennien bereits auswendig singt? Freilich die Schulkinder müssen's schon anschaffen. Diese üben

auch eine größere Anzahl von Liedern ein; allein dieselben sind für die Schulumesse an Werktagen bestimmt. An Sonn- und Festtagen aber findet der Organist blindlings Register und Tasten, um die paar hergebrachten Lieder abzuspielen, und was das Singen betrifft — nun, das „geht ganz von selber! Man braucht nicht einmal etwas dabei zu denken, so sicher gehen sie infolge jahrelanger Übung. — Darum weise ich auch heute wieder auf das neue *Diözesan-Gesangbuch* hin. Dasselbe bietet bereits eine stattliche Anzahl alter und neuer vortrefflicher Lieder, die ganz geeignet sein dürften, manche bisher gesungene Weisen nach und nach zu ersetzen resp. zu ergänzen. Wird für den Anfang konsequent das eine oder andere neue Lied beim Gottesdienste eingeschoben, so wird der größere Teil der Kirchenbesucher sehr bald dazu kommen, das vortreffliche Buch anzuschaffen. Ich habe dabei das Vertrauen, daß unsere Lehrer mit Verständnis und Eifer zu der gedachten Reformation des deutschen Kirchengesanges mitwirken würden. Und nicht nur die Lehrer, sondern auch die Chordirigenten sind in der Lage, zur Förderung des deutschen Gesanges ein Wesentliches beizutragen. Von den Abend-Gesangstunden wird sich ja oft ein Viertelstündchen erküßigen lassen, um die einfachen Melodien durchzusingen. Ist dann an Sonntagen beim außerkirchlichen Gottesdienste nur ein Teil des Chores auf der Sängertribüne, so werden die neuen Lieder mit leichter Mühe Eingang finden, zumal wenn stets mehrere Strophen desselben Liedes nacheinander gesungen werden. —

Auf diese Weise müßte es nach meiner Ansicht sehr bald dahin kommen, daß jener kostbare Schatz, dessen Eigentümer (ohne es selbst zu wissen) das katholische Volk Deutschlands ist, gehoben, und für den Eigentümer, nicht bloß für Musikforscher, verwertet wird. Solche bisher übliche Lieder aber, die der Würde und Erhabenheit unseres Gottesdienstes offenbar nicht entsprechen, könnten vorläufig beim Schlusse des Gottesdienstes gesungen werden, bis die Zeit gekommen ist, sie definitiv fast zu stellen.

Die Kirchen im Schmuck von Blumen und Pflanzen.

Der Luxus hat sich seit einer Reihe von Jahren an vielen Orten auf das Gebiet der Blumen und Blattpflanzen ausgebreitet, und wer die Mittel nicht zu scheuen hat, ist nunmehr täglich zu jeder Jahreszeit in der Lage, in Blumen und Pflanzen die prächtigsten Mittel einer wahrhaft schönen Dekoration sich zu beschaffen. Diese Gelegenheit wird gründlich ausgenutzt. Von der Fülle oder Ueberfülle der Grabkränze wollen wir hier nicht weiter reden; aber auch die Blumensträuße haben nach Qualität und Zahl außerordentlich zugenommen, und die Topfpflanzen, Vasen und Hüllen bedecken sich in den Gemächern der Wohlhabenden, um die Wohnräume zu verschönern.

Wo man den Luxus sich entfalten sieht, da erfrent man sich des angenehmen Bewußtseins, daß der betreffende Besitzer mehr als das nötige hat,

und daß man ihm deshalb zumuten darf, auch für andere Zwecke mehr zu schaffen und zu spenden. Unsere Kirchen sind aus hartem Stein erbaut, und auch da, wo es gilt, sie im Innern auszustatten, da sind Stein, Holz und Erz die Materialien, aus denen ihr dauerhafter Schmuck hergestellt wird. Das schließt aber nicht aus, daß man, wo die Möglichkeit sich bietet, namentlich bei hohen Festen, zu Blumen und Pflanzen greift, als zu denjenigen natürlichen Mitteln, die in erster Linie geeignet sind, die toten Massen zu beleben und zu schmücken. Aber die Blume verblüht rasch, und so gelangt man auf dem Wege praktischen Strebens zu den künstlichen Blumen. Man braucht kein großer Archäologe zu sein, um zu wissen, daß die künstlichen Blumen zu den kostbaren Gebilden kirchlicher Kunst schlecht passen; es bedarf geringer botanischer Kenntnisse, um einzusehen, daß die künstliche Blume schon einen Widerspruch in sich enthält, und man hat nur wenige Kirchen der Stadt oder des Landes zu mustern, um zu finden, daß, sobald einmal künstliche Blumen geduldet werden, bald wahre Monstra von Blumen und Vasen Stütz in unsere Tempel halten!

Also, wo immer nur die Verhältnisse es erlauben, weg mit den Gebilden einer ungenügenden Imitation, und zurück zu den köstlichen Gaben der Natur! Wenn unsere Theater-Könige genötigt sind, in Schlössern zu residieren, die nur aus Pappe bestehen, aus Krügen zu trinken, die leer sind, und Blumen anzustauen, die nicht existieren, so wollen wir ihnen in der Kirche keine Konkurrenz bieten. Sie sind ja nach Schluß der Vorstellung wieder ganz gewöhnliche Unterthanen, während in unsern kirchlichen Prachtbauten ein ganz anderer Herrscher für alle Ewigkeit Wohnung genommen hat. Also, wie Richensperger mit Recht betont, in die Kirche gehört nur das wahre, echte, und das Allerbeste, was zu beschaffen ist, ist für den Schmuck der Kirche gerade genügend.

Wer denn soll uns namentlich für jeden Sonntag und Festtag die nötigen Blumen spenden? In England sind es Vereine von jungen Damen, die in ihrem Sinne für Religion und Schönheit sich dieser Sorge bleibend unterzogen haben. Was für England, paßt auch für Deutschland, und sobald in jeder Pfarre einige Damen von der nötigen Opferwilligkeit sich zusammenthun, so kann der Erfolg nicht fehlen.

Es ist mit Freuden zu konstatieren, daß in der Gegenwart für eine würdige Ausschmückung der Kirchen bedeutendes geschehen ist und noch geschieht, und das 19. Jahrhundert, dem unsere Kirchen von der Vergangenheit in schlechter Verfassung überlassen wurden, wird sie dem nachfolgenden Jahrhundert im besten Zustande überweisen. Also nur emsig weiter auf dieser Bahn! Der Zustand unserer Kirchen ist ein öffentlicher Prüfstein religiöser Sinnes und konfessionellen Ehrgefühls. Gesangs-Vereine und Paramenten-Vereine sind schon da, und haben sich seit Jahren um den kirchlichen Gottesdienst verdient gemacht. Es fehlen die Vereine für kirchlichen Blumen- und Pflanzen-Schmuck,

Sobald eine Pfarre einen solchen besitzt, werden die andern schon nachkommen. Welche Damen erwerben sich das Verdienst, auf diesem Gebiete Bahn zu brechen? („K. Bztg.“)

Eine Legende.

Ein schon etwas alternder Mann, ehrwürdigen und gar milden Ansehens, nach dem schlichten Kleide zu urteilen der arbeitenden Klassen angehörig, der vor wenigen Tagen in den Straßen des kleinen Bethlehems auf und nieder zog, fast bei jedem Hause einsprach, um gegen billige Zahlung Obdach zu finden für sich und sein Weib, welches der Stunde, in der es gebären sollte, nahe war, aber überall heraus kam mit abschlägiger Antwort und trüber, besorgter Miene, und endlich hinausging aus der von Gästen überfüllten ungaslichen Stadt — derselbe ging jetzt wieder durch Bethlehems Straßen, die nunmehr leer von Fremden waren, und suchte eine Wohnung. Freundlich anziehende Heiterkeit strahlte aus seinem Antlitze. Viel zuverlässlicher als das erstemal, tritt er in ein Haus ein, dessen Neuzeres seinem Wunsche zusagt. Kaum hat er sein Begehren und, so viel dazu notwendig, seine Verhältnisse und seine augenblickliche Lage mitgeteilt, als die Bewohner des Hauses und mehre Nachbarn um ihn sich sammeln. — „Da ist der Mann aus der Hürde, von dem Hirten so Wunderbares berichtet!“ flüstert einer dem andern zu. Alle wollen ihn sehen, wollen ihn sprechen. Viele bieten ihm Räume in ihrer Wohnung an, wie er es bedürfe. Bald war ein Mietvertrag abgeschlossen. Rascheren und leichteren Schrittes eilt er zurück. Manche begleiten ihn. Sie können die Ankunft des wunderbaren Kindes nicht abwarten. Größere und kleinere Haufen von Männern vor den Thüren und unter dem Stadttore, Frauen und Mädchen bleiben im Innern der Häuser versammelt; die Unterredung über das seltsame Begegnis feffelt sie. Scharen von Kindern stehen und liegen hier und dort, fassen jedes Wort auf, das ihnen so neu klingt, und deuten es sich in ihrer kindlichen Weise. Horchen auch wir ihnen eine Weile zu.

„Erblick also ward erfüllt die Verheißung, welche Jehova unseren Vätern gab,“ sprach ein schlichter Mann*), der so ganz und recht ansah, wie ein schlichter Israelit, „endlich ist das Heil der Welt erschienen, gepriesen sei der Herr! Auf, Männer, Brüder, zögern wir nicht! folgt mir ihm entgegen!“ — „Schäme dich, Nathanael,“ fiel ihm ein anderer ins Wort, indem sein unstätter Blick mit einem halb spöttischen, halb mitleidigen Lächeln flüchtig über die Versammelten hinglitt, „schäme dich deiner Leichtgläubigkeit! Beshört von Beshörten, willst du auch andere beshören? So sollte der Messias erscheinen, der unseren Vätern Verheißene, der König Israels!“ — Ohne daß die übrigen ein Wort sprachen, zeigte sich's unverkennbar in

*) Man halte das Folgende nicht für ein gehaltloses Spiel der Phantasie; es liegt dem Ganzen eine Personifizierung von Charakteren zu Grunde, die keiner Zeit und keinem Lande fehlen.

ihren Zügen und Geberden, wem sie beistimmten. Die Mehrzahl hielt es nicht mit Nathanael. „Hassver!“ sprach dieser, „durch das Wort der Engel wurde die Botschaft kund; du aber bist nur ein Mensch!“ — „Wer verbürgt,“ schrie jener, „daß es Engelsstimmen waren, die von den Hirten vernommen wurden? Walken da nicht tausend Mägdlein ob? Kann es nicht eitle Täuschung gewesen sein? Können nicht andere Hirten zur Kurzwahl von dem Gipfel einer Ceder also gerufen haben? Können die Hirten nicht selbst Betrüger sein, die einem schlechten Ziele zustreben oder wenigstens über alle Lachen, die sich öffnen lassen? — Seid klug, ihr Leute!“ — Und man sah es, recht viele wollten klug sein; sie sahen auf Nathanael hin mit einer Miene, die fast höhniisch fragte: „Nun, was sagst du hierauf?“ sahen, wie um sich an seiner Verlegenheit zu weiden. Er jedoch war nicht verlegen, sondern sprach ruhig und zuversichtlich: „Sie fanden aber, was ihnen die Stimme aus den Lüften gesagt: den Frieden in ihren Herzen, das neugeborene Knäblein in der Hürde!“ — Tiefes Schweigen! — Aller Blicke sind auf Hassver gerichtet. „Sie fanden,“ sprach dieser, und es zuckte dabei seltsam in seinen Blicken, „ein Windelkind und dessen Eltern.“ — „Hassver!“ unterbrach ihn ein Greis, der mit gesenktem Haupte neben Nathanael saß, in entschieden strafendem Tone, „waltete hier auch bloß Möglichkeit ob, dein Wort ist Lästerung Jehovas und seines Gesalbten!“ — Der Zurechtgewiesene hatte die Widerrede schon auf der Zunge; aber da rings ein Gemurmel sich erhob: „Simeon hat Recht! versuchen wir den Herrn unsern Gott nicht! „Simeon hat Recht!“ so verschluckte er sie.

Bei den Frauen ging es etwas anders her. — Einmal schauen, wie sie aussieht, des Messias Mutter!“ freischte ein prunkendes Weibsbild, dessen gemeine Züge die Gemeinheit der Seele verrieten. — „Mich verlangt es auch zu sehen, Jezabel!“ sprach nach einigem Zögern eine ihrer Sklavinnen, da alle anderen Frauen schwiegen. — „Wir also sind das auserwählte Geschlecht, die das Heil der Welt sehen sollen mit ihren Augen!“ rief eine ehrwürdige Matrone begeistert aus. „Selig der Schoß, der getragen hat den Löwen vom Stamme Juda! Selig die Befegnete! Selig die Auserwählte aus Evas Töchtern!“ — „Selig! Selig!“ tönte es aus aller Munde, selbst Jezabel schwieg nicht des Wohlstandes wegen. „Habe ich recht vernommen, Tabitha,“ sprach eine Eintretende, „Jehovas Engel sprach zu den Hirten?“ — „Umgeben von Gottes Herrlichkeit sahen sie ihn, Sara, meine Liebste, und hörten den Gesang: „„Glorie sei Gott in der Höhe!““ — „„Und Friede den Menschen, die guten Willens sind!““ fügte eine andere hinzu; sie vernahmen die Botschaft: „„Guch ist der Heiland geboren! Und dies sei euch zum Zeichen: Ihr werdet ein Kindlein finden, in Windeln eingewickelt und in einer Krippe liegend —.““ — „In einer Krippe?“ unterbrach Sara sie mit sichtbarer Bestürzung. „Wir haben vor wenigen Tagen eine Frau, die um Obdach bat, in unserem Hause nicht aufnehmen können, die sollte es etwa

sein, die nun den Heiland geboren?“ — „Möglich immerhin! Nie soll man einen Flehenden unerhört lassen!“ sprach Tabitha; „welch Glück wäre einer Teil!“ — Zu uns werden sie einkehren!“ rief die kleine Noemi, dazutretend, „preiset uns glücklich! Sieh doch, Tabitha, wie ich das Gemach säuberte und schmückte!“ — Beide Jungfrauen entfernten sich, während die Unterhaltung immer lebhafter und lauter wurde. Jene traten in einen schlichten Raum mit noch schlichterem Hausrat; aber es war beides das Beste, was Noemi und ihre Eltern besaßen. Tabitha sah allem nach, ordnete hier und dort mit einem Grusse, einem Eifer, den man Andacht und Zubrust hätte nennen mögen, und als sie zu dem Bettlein kam, stand sie ein Weilschen mit unwohligen, unschlüssigen Blicken. Endlich erheiterten sich ihre edlen Züge, sie hatte Rat und Ausweg gefunden. Den schönen Shawl, den sie als Gürtel leicht gewunden um die Hüften trug, breitete sie als Teppich unter das dürftige Lager und ihren prachtvollen Schleier darüber. Noemi war außer sich vor Freude; Tabitha aber hatte für den Dank, für die freudige Zärtlichkeit ihrer jüngeren Freundin nur ein schweiges Lächeln. Ihr ganzes Wesen verriet, daß ihre Seele in glühender Aufregung mit Dingen beschäftigt war, die das körperliche Auge und Ohr nicht berührten. Sie stand vor dem durch sie jetzt also geschmückten Lager, das dem Nahenden zur Ruhestätte dienen sollte, mit tiefgesenktem Haupte, die Arme auf der Brust gekreuzt und den Blick unverwandt auf das Bettlein geheftet. Draußen vernimmt man eine Bewegung. „Er kommt! Er kommt!“ ruft Noemi und eilt hinaus. Tabitha bleibt unbeweglich.

Vor dem Stadthore stehen die Männer noch, wie wir sie eben verlassen. Das Gespräch ist lebendig, fast heftig geworden. Möglich verstummt es, da Simeon, in die Ferne blickend, mit Begeisterung ausruft: „Gebenedeit sei, der da kommt im Namen des Herrn!“ und dabei hinsinkt auf sein Angesicht. Seine Stirne ruhet auf den geringerten Händen, und seine lilienweißen Locken spielen mit dem Staub der Erde. Schweigend harren die Männer der Nahenden; denn Hassver, welcher noch Dies und Das zu bemerken und zu tadeln fand, erhebt keinen Bescheid! Joseph — eine schlichte, aber Ehrfurcht einflößende Gestalt — führte das Maultier und bot den Versammelten das „Friede sei mit Euch!“ — im Tone einnehmender Herzlichkeit. Maria hat das göttliche Kindlein auf dem Schoße, leicht in den Mantel gehüllt. Und als auch aus ihrem Munde unter dem Schleier her das „Friede sei mit euch!“ tönt, das ist nicht anders, als ein süßer Weberhall des Engelgrußes aus der heiligen Nacht. Man ist tief ergriffen, fühlt sich hingezogen und auch wieder von Ehrfurcht fern gehalten. Wie sehr Neugier und Sehnsucht auch spornen mögen, man wirft nur wie verstohlen flüchtige Blicke auf das Kind. Bloß Hassver sieht es keck an mit widerwärtigen Miemen. Nathanael ist, den Gruß erwidern, fast schlichtern zu Joseph hingetreten und geht mit ihm des Weges, seine Freundschaftsdienste ihm

anbietend. Es entwickelt sich bald ein Weiden zuzugendes Gespräch unter ihnen. Simeon hat während des Vorüberzuges sein Haupt nicht erhoben. Erst als alles still geworden, richtet er sich auf und geht schweigend von dannen den Weg gen Jerusalem.

Noemi, eine Jungfrau, noch näher dem Kinde, war der heiligen Familie entgegengelaufen und hatte sie mit einem Gemisch von fast zudringlicher Freundschaft und schüchternen Ehrerbietung in die Behausung geleitet. Wie Maria eintrat, sammelten sich die anwesenden Frauen um sie voll Neugier und Heiligkeit. Alle sahen sich überrascht — so ein Wesen hatten sie nicht erwartet, so eines war ihnen nimmer begegnet. In der schlichtesten Anspruchslosigkeit der ganzen Erscheinung lag eine Hoheit, in der herzinnigen Fremdblichkeit eine Würde, die alle in Erstarrung setzte. Und, seltsam! wie viel man zu fragen sich vorgenommen, um von der Mutter selbst Aufschluß zu erlangen über das wunderbare Knäblein, man fragte kein Wort. Der bloße Anblick hatte, ohne daß man wußte, wie, jeden Aufschluß geboten. Man war völlig befriedigt, das Herz hatte keinen Wunsch mehr, wenn man nur bei dem Kinde war und seiner lieblichen Mutter, ohne daß man hätte erzählen können, was man denn erfahren und gefunden. Maria lehnte verwundert und erröthend, daß man ihr dienen wolle, jede Hülfsleistung ab. Die Frauen entfernten sich deshalb. Sezabel hatte gleich anfangs einen Blick auf die Neuankommenden geworfen, der fast höhlich aussprach: „So? Um dieser willen Boiskraft vom Stamm!“ und war ihres Weges gegangen. Noemi war zögernd dem Winke und Abspieler ihrer Mutter gefolgt, weilte aber noch im Ausgange. Tabitha stand unbeweglich, so, wie wir sie verließen. Jetzt erhob sie das Haupt, schloß die Augen, sie schwamm in Thränen. — „Herrin!“ sprach sie zitternd vor Wonne und Erwartung zu Maria, „laß mich Deine Sclavin sein!“ — Maria erschrak sichtbar, da sie Herrin sich nennen hörte: „Nicht so nenne die niedrigste der Mägde des Herrn!“

Tabitha aber fuhr fort: „Mein Vater hat mir in seinem Lustgarten ein eigenes Haus eingerichtet, das ich bewohne mit meinen Mägden — komm, herrsche darin! Oder soll ich Teppiche und Divane und sonstige Geräte herüberbringen lassen, wenn Du die guten Leute hier nicht verlassen willst? Befehl! Deine Sclavin hört!“ Maria erwiderte mit namenloser Milde, Tabithas Hand erfassend: „Nicht deinen Reichtum gib mir! gib mir dein Herz! Sei meine Freundin!“ Tabitha stürzte hin, um ihre Füße zu küssen. Maria aber hob sie auf, umarmte sie und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Dann knieten sie, Arm in Arm gepackt, vor den schlummernden Jesusknaben und pflegten schweigend eine lange besessene Unterhaltung. „Glückliche Tabitha!“ seufzte weinend die kleine Noemi an der Thür des Gemaches. Maria winkte ihr, zog sie neben sich auf die Knie. Ihr wurde wönig ums Herz, doch sie verstand nicht alles, was Tabitha verstand. —

Nun, lieber Leser, liebe Leserin, suche nach unter

allen denen, die ich Dir da vorgeführt habe, ob Du Dich selber nicht etwa darunter findest. Und sage Dir ohne Lug und Täuschung, ob es Dir angenehm und behaglich ist, wo Du Dich findest.

So wurde Maria eine Bethlehemitin, eine schlichte Bürgersfrau des Städtleins. Obgleich ihr Verweilen dort nur von sehr kurzer Dauer war, so wirkte es doch wunderbar segensreich, Glauben erweckend an den erschienenen Messias und Liebe zu ihm. Wer sie und das göttliche Kind mit unbefangener Seele geschaut, der war mit sich einig, daß er das Heil der Welt gesehen. Es gab kein Haus und keine Hütte, wo ihr Erscheinen nicht fester Gegenstand gegenseitigen Erkundigens und Mittelens war. Die Erzählung der Hirten, das Unerklärliche und Unausprechliche, wovon einem jeden, der das Kind oder die Mutter sah, das Herz überströmte, die Worte dieses oder jenes Propheten, die man erfüllt fand in dem Ereignisse, alles dies bot der Unterhaltung stündlich neuen Stoff. Zudem drängte ein wundervolles Begegnis das andere.

So zog eines Tages eine Karawane in die Thore der Stadt ein. Stattliche Männer mit Kammeelen und Dienertroß und beladenen Maultieren. Ihr Anzug, ihr ganzes Auftreten verriet die ferne Heimat. Leicht läßt sich ermessen, wie man hinguströmt sei, sich den Fremdlingen genah habe, aus Gastfreundschaft und Wirtbegierde. Sie zogen herein, wie kundig des Weges; denn sie hatten, man merkte es bald, ihren Wegweiser in den Lüften! Ein Stern glänzte am hellen Tage und sandte einen blendenden Strahl auf das Haus hinab, in welchem die heilige Familie Obdach gefunden. Maria nahm die Kunde, welche den Nahenden vorangeeilt, nahm die weisen und frommen Männer selber in Ruhe und Demut auf; sah es, wie jene niedersanken in den Staub und ihr neugeborenes Kindlein anbeteten, und hieß — „die anspruchlose Magd des Herrn“. — Aber kein Wort, das sie hörte, nichts von allem, was sie wahrnahm, ließ sie spurlos vorüber gehen, sondern barg jegliches in dem stillen Heiligtume ihrer schönen herrlichen Seele.

Am vierzigsten Tage nach der Geburt ihres Söhnleins war Maria in dem Tempel zu Jerusalem erschienen, ihren Erstgeborenen zu opfern. Ein Opfer ohne Gleichen, ein Opfer voll hoher Vorbedeutung! damals noch umhüllt von dem Schleier tiefen Geheimnisses, den selbst die Seligste nicht durchschaute, obgleich Simeons Seherwort in Bezug auf ihre Teilnahme am Kreuzesopfer ihres Sohnes ihn küftete. Dies Seherwort: „Ein siebenstündiges Schwert wird deine Seele durchdringen!“ bezeichnete ihr Erdenleben als einen bitteren Leidensweg. Sie sollte ihn halb betreten. — Das grauenvolle Gerücht von des grausamen und feigen Königs Herodes Befürchtung und Absicht verbreitete sich täglich mehr und täglich bestimmter. — Und siehe, ein Morgen bringt in Bethlehem die Kunde: „Joseph und Maria seien von Hinnen gezogen mit dem Knäblein!“ — eine Kunde, die zugleich erfreute und erschreckte. Beides wohlbegründet. Jene stehen auf des Engels Mahnung, unter des Engels Leitung nach Aegypten; aber Bethlehem sollte blutige, grauenvolle Tage sehen. Es ist mehr als menschliche

Boßheit, gegen die wehrlose Unschuld zu wüten. Herodes that es, nur um die Gewißheit zu gewinnen, auch das gefürchtete Kindlein, den neugebornen König der Juden, dem Tode geweiht zu haben.

Wer kann den Kummer nachempfinden, der Marias Seele durchschneiden, als sie dies erfahren! Simons Weissagung begann in Erfüllung zu gehen, die Seligste that den ersten jammervollen Schritt auf ihrem Leidenswege, der nun fortlaufen, vielfach sich verzweigen, aber niemals enden sollte. — Marias Herz, das ein unerschöpflicher Born mütterlicher Teilnahme, des innigsten Mitgeföhles für die gesamte Menschheit sein sollte bis zum Ende der Tage, strömte jetzt schon über von diesen edelsten Empfindungen. Maria, welche immerdar eine Mutter sein sollte aller, die da fern der Heimat hinpilgern nach dem himmlischen Vaterlande, gebar nicht bloß ihren Eingeborenen unter fremden, ungestlichen Leuten, sondern mußte jetzt unstat hinarwandern in ein heidnisches Land. Und auch dies war vorher bestimmt zu unserm Troste, zu unserm Heile.

Nathanael.

○ Gedanken der Heiligen für alle Tage des Jahres.

31. Dez. O wie glücklich werden wir sein, wenn wir diesen göttlichen Heiland (in der Krippe) recht eifrig besuchen! Ganz gewiß werden wir einen unergleichlichen Trost daraus schöpfen. (Heil. Franz von Sales.)

1. Jan. O wunderbare Barmherzigkeit, die allein das Mittel unserer Errettung aufgefunden und Gott zu den Menschen herabgezogen hat, um die Menschen zu Gott hinaufzuziehen. (Heil. Augustinus.)

2. Jan. Nachdem du, mein Heiland, dich selbst mir geschenkt hast, kannst du mir einen größeren Beweis deiner Barmherzigkeit nicht mehr geben. (Hl. Alphonsus.)

3. Jan. Alle Stunden und Augenblicke genesse ich die Güter deiner Barmherzigkeit, o Herr. (Hl. Augustinus.)

4. Jan. Ein einziges „Gottlob“ im Unglück gilt mehr als tausend Akte der Dankagung im Glücke. (Ders.)

5. Jan. Desseu dein Herz nicht jedem Menschen, sondern besprich deine Angelegenheiten mit einem weisen und gottesfürchtigen Manne. (Gottf. Thomas v. Kempfen.)

6. Jan. Das ist die wahre christliche Freundschaft, welche sich gründet nicht auf selbstsüchtige Bestrebungen, körperliche Gegenwart oder trügerische Schmeichelei, sondern auf die Furcht Gottes. (Hl. Hieronymus.)

Charade.

(Zweifelbig.)

Zur Freude der Einen, den Andern zur Last,
Erscheinet mein Erstes in eiligster Hast
Doch hat es wohl niemand gern wild. —

Mein Zweites soll frei sein in aller Welt
Und auf den erhabensten Platz gestellt,
Soll erst es wirken und mild. —

Mein Ganzes erratet Ihr leicht oder nicht:
Es ist ein dicker und plumper Wicht,
Doch friedlich und gibt Ihr ihm Schwert und Schild.

H. J. F.

Auflösung des Silben-Palindroms in Nr. 51 ds. Bl.
Erle — Leer.

Nichtig gelöst von Fr. Jenny Krawinkel; F. H.; B. D.; F. Sch. hier; Fr. Wilhelmine Pieck, Eller;

H. J. F., Ratingen; J. Sevensch, Gerresheim; A. K., Gerresheim.

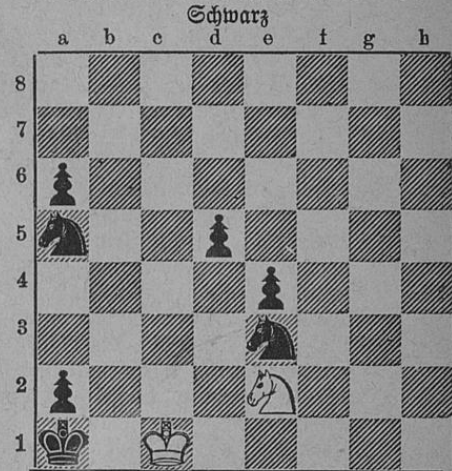
Auflösung des Rätsels in Nr. 52 d. Bl.
Pulver.

Nichtig gelöst von Rud. Fischer; B. Bl.; W. Sch.; K. v. Br. und F. Sch. hier; Th. Scherbroch, Rahm.

Herrn J. v. G. Besten Dank; wird verwertet.

Schach.

Aufgabe Nr. 85 (Portius Nr. X).



Weiß zieht an und giebt in zwei Zügen Matt.

Lösung von Aufgabe Nr. 82.

- | | |
|-------------|---------|
| Weiß | Schwarz |
| 1. Dg2—g4† | Le6—g4: |
| 2. Tg6—h6†: | g7—h6: |
| 3. Lb3—f7‡ | |

Nichtig angegeben von Jos. Kaufhold, J. v. G., Stat. Ass. Volkmann hier; § 11 in Benrath; C. E. in Unterbach; Ankerhotel in Coblenz; Oka in Rudolstadt; M. in Solingen; Schmitz in Müllich.

Lösung von Aufgabe Nr. 83.

- | | |
|---------------|---------------------|
| Weiß | Schwarz |
| I) 1. Dd8—b8 | Ke5—f6 |
| 2. Db8—h8‡ | |
| II) 1. . . . | Ke5—f4 |
| 2. Te7—f7†‡ | |
| III) 1. . . . | Ke5 sonst beliebig. |
| 2. Te7—d7‡ | |

Nichtig angegeben von Jos. Kaufhold, J. v. G., Stat. Ass. Volkmann, Fr. Wilhelmine Pieck hier; § 11 Benrath; C. E. in Unterbach; Ankerhotel in Coblenz; Oka in Rudolstadt; M. in Solingen; Schmitz in Müllich.

Briefkasten.

B. Fußbahn in Calcum, Gutsbesitzer Balth. Kürten in Stockum, Oka in Rudolstadt: Verspätete Lösung von Nr. 81 ist richtig.

B. C., Haum: Auf 1. Dd3—b1 folgt zunächst 1. . . . Ld1—b3.

B. A. N., hier: 1. Lb3—e6, De5—e1†?. — Bei Aufgabe Nr. 83 wird das Matt durch 2. . . . e6—e5 pariert.

B. J. K., J. v. G. hier; M. in Solingen; Sch. in Müllich: Richtige Lösung von Nr. 84 notiert.

Bosheit, gegen die mehr
Herodes that es, nur u
winnen, auch das gefürchte
bornen König der Juden,
haben.

Wer kann den Kummer
ria's Seele durchschneiden,
Simons Weissagung be
gehen, die Seligste that
Schritt auf ihrem Leidens
vielfach sich verzweigen, al
— Maria's Herz, das
mütterlicher Teilnahme, be
für die gesamte Menschheit
der Lage, strömte jetzt scho
ften Empfindungen. Ma
eine Mutter sein sollte alle
mat hinpilgern nach dem
gebar nicht bloß ihren Ein
ungastlichen Leuten, sonder
wandern in ein hebräisches
war vorher bestimmt zu u
Heile.

○ Gedanken der
Tage des

31. Dez. O wie glücklich
wir diesen göttlichen Heiland
besuchen! Ganz gewiß wer
den Trost daraus schöpfen.

1. Jan. O wunderbare
das Mittel unserer Errettun
den Menschen herabgezogen
Gott hinaufzuziehen. (Heil.

2. Jan. Nachdem du, n
geschenkt hast, kannst du mir
ner Barmherzigkeit nicht mel

3. Jan. Alle Stunden
die Güter deiner Barmherzigk

4. Jan. Ein einziges „G
als tausend Akte der Dank

5. Jan. Deffne dein
sondern besprich deine Angel
und gottesfürchtigen Manne.

6. Jan. Das ist die wo
welche sich gründet nicht an
körperliche Gegenwart oder
dern auf die Furcht Gottes.

Char
(Zwei

Zur Freude der Einen,
Erscheinet mein Erstes
Doch hat es wohl nieman
Mein Zweites soll frei
Und auf den erhabensten
Soll erst es wirken und
Mein Ganzes erratet
Es ist ein dicker und plu
Doch friedlich und gibt

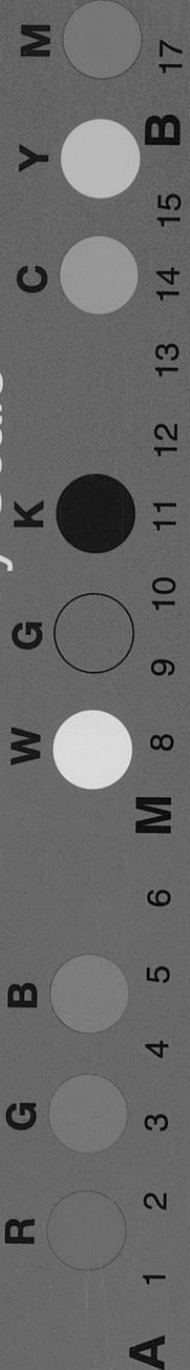
Auflösung des Silber-Palindroms in Nr. 51 ds. Bl.

Erle — Leer.

Richtig gelöst von Fr. Jenny Krawinkel; F. S.;
B. D.; F. Sch. hier; Fr. Wilhelmine Bied, Eller;

© The Tiffen Company, 2007

TIFFEN® Gray Scale



Wettingen; J. Sebenich, Gerresheim; R. K.,

des Rätfels in Nr. 52 d. Bl.

Pulver.

on Aud. Fischer; B. Bl.; W. Sch.;

Sch. hier; Th. Echterbroch, Rahm.

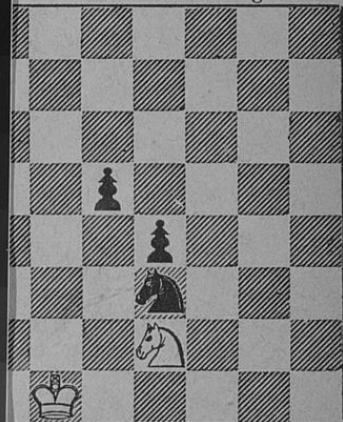
Besten Dank; wird bewertet.

Schach.

Nr. 85 (Portius Nr. X).

Schwarz

c d e f g h



Weiß

und giebt in zwei Zügen Matt.

Aufgabe Nr. 82.

Weiß: 2-g4+; 6-h6+; 3-f7#
Schwarz: Le6-g4; g7-h6;

ben von Jos. Kaufhold, J. v. S., Stat.
hier; § 11 in Benrath; C. C. in Unte
in Coblenz; Oka in Rudolstadt; M.
Schmitz in Müllich.

Aufgabe Nr. 83.

Weiß: 8-b8; 8-h8+; 7-f7+; 7-d7#
Schwarz: Ke5-f6; Ke5-f4; Ke5 sonst beliebig.

ben von Jos. Kaufhold, J. v. S., Stat.
Fr. Wilhelmine Bied hier; § 11
in Unterbach; Unterhotel in Coblenz;
dt; M. in Solingen; Schmitz in Müllich.

Briefkasten.

in Calcum, Gutsbesitzer Balth. Kürten
a in Rudolstadt: Verspätete Lösung von

Auf 1. Dd3-b1 folgt zunächst 1...

er: 1. Lb3-e6, De5-e1+? — Wei
wird das Matt durch 2... e6-e5

pariert.

B., J. K., J. v. S. hier; M. in Solingen; Sch.
in Müllich: Richtige Lösung von Nr. 84 notiert.